Geschenk des Verfassers.

G. L. Kriegk
Frankfurt: 1853.

Geschichte

des

achtzehnten Jahrhunderts

und

des neunzehnten

bis zum Sturz des französischen Kaiserreichs.

Mit besonderer Rücksicht auf geistige Bildung.

Von

F. C. Schlosser,

Geheimenrath und Professor der Geschichte zu Heidelberg.

Vierter Band: Bis auf den gescheiterten Versuch der Auflösung der französischen Parlamente um 1788.

Vierte durchaus verbesserte Auflage.

Heidelberg.

Akademische Verlagshandlung von J. C. B. Mohr.

1853.

Inhalt des vierten Bandes.

Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts.

Dritter Zeitraum.

Zweiter Abschnitt.

Gang und Beschaffenheit der geistigen Bildung und Literatur.

Zweites Kapitel.

Frankreich.

		Seite
§. 1.	Diderot, Marmontel, Raynal	1—21
§. 2.	Rousseau, Büffon	21—43
§. 3.	Philosophische Staatsökonomen und Politiker	43—57

Des zweiten Abschnitts drittes Kapitel.

Deutsche Literatur im Verhältniß zum deutschen Leben.

§. 1.	Deutsche Universitätsphilosophie und Theologie bis auf Fichte.	
	A. Philosophie	57— 87
	B. Theologie	88—100
§. 2.	Basedow und die Philanthropiums zu Dessau, Marschlinz, Heidesheim. C. F. Bahrdt und seine Bibelübersetzung. J. A. Eberhard und seine Apologie des Sokrates	100—120
§. 3.	Nikolai und die allgemeine deutsche Bibliothek. Wieland, die Brüder Jacobi und der deutsche Mercur	120—136
§. 4.	Göttinger Barden. Idylle. Empfindsamkeit, Zärtlichkeit mitten im deutschen Leben. Werther, Siegwart, Campe, Salzmann, Pestalozzi, Romanfabriken	136—168
§. 5.	Lessing und Herder. Verständiges und poetisches Christenthum. Lavater und Lichtenberg. Schwärmerei und Satyre	168—220
§. 6.	Geschichte	220—236
§. 7.	Verhältniß der Schriftsteller zu den Regierungen. Journalistik. Staatswissenschaft	236—268

Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts.

Vierter Zeitraum.

Vom Abfall der nordamerikanischen Provinzen bis 1788.

Erstes Kapitel.

Zeiten des nordamerikanischen Kriegs bis auf des jüngern Pitt Ministerium, um 1784.

	Seite
§. 1. England, Frankreich, Spanien bis auf die bewaffnete Neutralität	269—293
§. 2. Bewaffnete Neutralität und Krieg mit Holland . .	293—320
§. 3. Englische Geschichte. — Seekrieg. — Belagerung von Gibraltar. Ministerien bis auf Pitts India-Bill um 1784	320—345
§. 4. Kampf zwischen Fox und Pitt bis 1784 . . .	345—377

Zweites Kapitel.

Zeiten der unruhigen Bewegung im Innern der Staaten des festen Landes bis auf die ersten Anzeichen der französischen Revolution.

§. 1. Kaiser Joseph II. vom Tode seiner Mutter bis auf den Türkenkrieg	377—416
§. 2. Innere Bewegungen und politische Streitigkeiten in Belgien, Holland, Frankreich bis zum Jahr 1788.	
a. Belgien	417—436
b. Holländische Unruhen und Friedrich Wilhelm II. von Preußen	436—465
c. Frankreich	465—512

Berichtigung. Bg. 16. Seite 256, unten, fehlt: angehörte.

Dritter Zeitraum des achtzehnten Jahrhunderts.

Zweiter Abschnitt.

Gang und Beschaffenheit der geistigen Bildung und Literatur.

Zweites Kapitel.

Frankreich.

§. 1.

Diderot, Marmontel, Raynal.

Wir werden zwar weiter unten die Hauptschriftsteller dieser Zeit, welche das, was man jetzt in ganz Europa Staatswissenschaft und Staatswirthschaft nennt, erfanden und in die Mode brachten und sich dadurch große Verdienste um Staatsverwaltung und politisches Leben erwarben, anführen müssen, jedoch zuerst noch einmal auf die Rhetoren und Sophisten zurückkommen. Es wird sich zeigen, daß das Treiben der berühmten Prediger des Unglaubens und der Freiheit ebenso leer, declamatorisch und lästig war, als in unsern Tagen das der Prediger des blinden Glaubens und der Knechtschaft nur immer sein kann. Uns irrt weder ein berühmter Name, noch Prahlen auf Beredsamkeit und Poesie; uns sind Chateaubriand, Quinet, Michelet, Victor Hugo u. s. w. nicht besser als Diderot, Raynal und Consorten.

Wir erkennen an, daß Alles, was wir tadeln, objectiv betrachtet, wie man in Deutschland sagt, oder aus dem französischen Standpunkte angesehen, ganz anders aussehen mag, wir beharren aber darauf, daß Redensarten und aus aller Welt hergeholtes Anspielen auf Wissen und Wissenschaft weder wahre Beredsamkeit,

noch wahre Poesie ist. Uebrigens ist vom Talent, oder von der literarischen Bedeutung der anzuführenden Männer, von dem ästhetischen oder wissenschaftlichen Werth ihrer Bücher hier die Rede nicht, sondern nur von dem Ton und Geschmack der fürstlichen und hochadeligen Kreise, denen sie ausschließend angehörten, und welche unter ihre vielen Privilegien auch das zählten, diese Schriftsteller ausschließend bewundern, lesen, verstehen zu können. Wir nennen ausdrücklich nur die Schriftsteller, welche vor der Revolution in den Salons herrschten, und nur in diesen, nicht vom Volke bewundert wurden. Wir übergehen vorerst die später zu erwähnenden geistreichen aber ganz verworfenen Genossen des elenden und feigen Herzogs von Orleans, die durch ihre Romane berühmten Roués; einen La Clos, eigentlich Choderlos de la Close, einen Sillery, Fabre d'Eglantine und des Königs Ludwig Philipp saubere Erzieherin, die Gräfin Genlis.

Die Aufzählung der Arbeiten, welche in den pariser Kabinetten für den Gebrauch der fürstlichen, hochadeligen oder vornehmen und reichen Gesellschaften von ganz Europa auf dieselbe Weise verfertigt wurden, wie aus den Putzmacherläden der Franzosen damals die Kleidungen der Damen aller Höfe hervorgingen, beginnen wir mit denjenigen Schriften des unerschöpflichen Diderot, deren wir an den Stellen, wo wir seiner andern Arbeiten gedachten, nicht erwähnt haben. Diese Schriften sind für den Ton der jetzt zum Schein der Frömmigkeit und Kirchlichkeit oft auf eine höchst lächerliche Weise zurückkehrenden Kreise um so bedeutender, als sowohl die Kaiserin Katharina als der gothaische Hof den ganz zum Franzosen gewordenen Grimm besonders darum in Paris besoldeten, damit sie von jedem Wisch von Diderots Feder eher Nachricht erhielten, als er noch im Publikum bekannt wurde. Des großen Friedrich ganz französischer Bruder Heinrich kaufte sogar die Romane in der Handschrift und hatte das sonderbare Verdienst, einen der schändlichsten derselben, der in Frankreich verloren war, noch in unserm Jahrhundert ans Licht gebracht zu haben. Der Herzog von Braunschweig war nicht weniger von Diderot als von Marmontel und später von Mirabeau bezaubert. Grimm war das Organ der französischen Salons für die Höfe, denn er ließ sich, wie es dem Höfling gebührt, zum Baron machen und glänzte als

solcher, während er und seine Genossen alles Alte und alles Hohe verhöhnten und verlachten, oder vielmehr als Blendwerk, das nur für bürgerlichen Pöbel geeignet sei, verachteten![1])

Wir wollen übrigens von den auch in unserm Jahrhundert noch viel gelesenen und neu gedruckten Arbeiten Diderots nur ein Paar anführen, um zu beweisen, daß Ton und Manier der nachher als jacobinisch verschrieenen Bücher, nicht von Volksschriftstellern, sondern von fürstlichen Kreisen und von den von der großen Welt gehegten und gefeierten Schriftstellern ausging. Wir verweilen hier zunächst bei den Schriften Diderots, welche im zehnten, eilften und zwölften Bande der von Naigeon veranstalteten Ausgabe[2]) seiner Werke enthalten sind, das heißt bei den Romanen. Der Erste, den Diderot schon als junger Mann und zwar in Zeit von vierzehn Tagen geschrieben hatte (Les Bijoux indiscrets) ist von der Art, daß man nicht einmal den Sinn des Titels erklären darf, und daß Jeder, der nicht zu der Gattung verdorbener Taugenichte der großen Welt gehört, die sich des lockeren Lebens rühmen, dessen sich der Bürgersmann schämt, vor dem Inhalt zurückschaudert. Der zweite Roman (Jacques le Fataliste) wird nicht einmal von dem Mann gebilligt, der behaupten konnte, Diderot sei von seiner Zeit nicht gehörig anerkannt worden; wir wollen indessen einige wenige Stellen aus dem

---

1) Ein Franzose, der Alles bewundert, was wir als dürr prosaische und protestantische, von ihm verspottete Menschen verachten, sagt uns, daß es in den von ihm bewunderten Kreisen noch immer Lappalien gibt, die man sich nach Petersburg schicken läßt. La Russie par le marquis de Custine Vol. III. p. 431. On veut recevoir les anecdotes de Paris et rester au courant des moindres commérages relatifs à la société, à la littérature éphémère de la France. *Ces détails, tout misérables q'ils nous paroissent sont cependant ce qui intéresse le plus les cours.*

2) Die Ausgabe, welche Naigeon besorgte, dessen Bewunderung seines Lehrers Diderot keine Grenzen kennt und der auch sein atheistisches Geschwätz preiset, erschien 1798 in 15 Theilen in 8., und ward seitdem oft wieder gedruckt. Eine schönere Ausgabe, die vollständiger ist, erschien 1822 in 22 Th. in 8. Der letzte enthält die Mémoires philosophiques et historiques sur la vie et les ouvrages de Diderot von Naigeon. Im Jahre 1830 erschienen, gleichsam als wenn man des Zeugs nicht genug bekommen könnte: Mémoires, correspondance et ouvrages inédits de Diderot. II. Vol. 8.

ersten Theile ausheben, um zu zeigen, was unter der vornehmen Welt als Philosophie galt. Wir dürfen übrigens bei dem Buche schon aus dem Grunde nicht verweilen, weil nur das Schlüpfrige darin dem Verfasser und seiner Zeit angehört, das Uebrige aber eine schlechte durchaus verunglückte Nachahmung des Tristram Shandy ist.

Das Buch hat die Form eines Dialogs und beginnt mit der Verspottung der christlichen Vorstellung von Vorsehung und göttlicher Weltregierung. Was politische Grundsätze angeht, so findet man unter dem elenden Geschwätze Zoten, und neben der hie und da sichtbaren Dialektik überall einzelne Anspielungen auf die damals bestehende Ordnung, Einrichtung, Hierarchie, die den folgenden von dem Schlosse, wo Jakob und sein Herr einkehren, gleichen. Was Jakob und seinen Herrn, heißt es, dort am meisten ärgerte, war, daß ein Schock dreister Kerle sich der schönsten Zimmer bemächtigt hatten, und immer meinten, sie wären gleichwohl noch zu eng und zu schlecht quartiert, so daß sie gegen den Sinn der Inschrift über dem Eingang des Schlosses und gegen das natürliche Recht und den gesunden Menschenverstand behaupteten, das Schloß sei ihnen als Eigenthum vermacht worden. Sie hatten daher mit dem Beistand einer Anzahl von Taugenichten, die von ihnen besoldet wurden, eine große Zahl anderer Taugenichte in Sold genommen, die für ein klein Stück Geld jeden an den Galgen hingen oder todtschlugen, der es wagte, ihnen zu widersprechen. Doch gab es zu Jakobs und seiner Zeit Leute, die es zuweilen wagten. . . . Ungestraft? . . . . Das ist, wie es gerade trifft . . . . Nach solchen Stellen, welche für jene drei Viertheile des Buchs, die, wie sogar Naigeon gesteht, nie hätten gedruckt werden müssen, trösten sollen, folgen Gespräche und Geschichten, welche uns von der losen und lockern Art Unterhaltung der Kreise Diderots und seiner Genossen einen Begriff geben. Unter die matten Witze sind nicht ohne Kunst die Stücke eingeschoben, welche versteckt werden mußten, wenn man der Polizei entgehen wollte.

Es würde uns zu weit führen, wenn wir durch eine vollständige Analyse zeigen wollten, welche Kunst in der Nachlässigkeit und welche Kenntniß des losen und lockern Lesepublikums, das

man von hergebrachten und eingetrichterten Begriffen befreien wollte, in dem aphoristischen oder obscönen Gerede liegt; wir wollen daher nur noch eine von den Stellen ausheben, welche die neue Weisheit populär verkündigen. Es ist die Rede von Socrates, freilich gegen allen Zusammenhang und alle Veranlassung. Bei der Gelegenheit heißt es: Er war ein Weiser zu Athen, seit langer Zeit aber ist die Rolle des Weisen unter Narren eine sehr gefährliche. Seine Mitbürger verdammten ihn, den Schirlingstrank zu trinken. Sokrates machte es, wie du es eben gemacht hast; er war ungemein höflich gegen den Henker, der ihm den Trank reichte. Jakob gesteh es nur, du bist eine Art Philosoph. Ich weiß recht wohl, daß diese Menschengattung den Großen durchaus verhaßt ist, weil sie vor ihnen nicht die Knie beugt. Den im Obergericht sitzenden Juristen ist sie zuwider, weil sie Vorurtheile verfolgt, welche von den Gerichten in Schutz genommen werden; den Pfaffen, weil sie sich selten an ihren Altären blicken läßt; den Dichtern, weil in dem Dichtervolk kein ernster Sinn ist. Sie betrachten die Philosophie nur als schöne Kunst, und wollen nicht, daß man ihnen sage, daß auch sogar diejenigen unter ihnen, welche sich mit der gehässigsten Gattung der Dichtung, mit der Satyre, abgeben, doch am Ende nur Schmeichler waren. Den Völkern sind die Philosophen verhaßt, weil das Volk von jeher sich sclavisch hingab, den Tyrannen, die es unterdrückten, den Spitzbuben, die es betrogen, und den Schalksnarren, die es belustigten. Ich kenne also, wie du siehst, die Gefahr deines Gewerbes und die Wichtigkeit des Eingeständnisses, welches ich von dir verlange, ganz vollständig; aber ich werde keinen Mißbrauch davon machen. Mein Freund Jakob, du bist ein Philosoph. Es ist mir leid um deinetwillen, und wenn man aus dem, was gegenwärtig geschieht, auf dasjenige schließen darf, was eines Tages geschehen muß, und wenn das, was da oben geschrieben steht, sich zuweilen den Menschen lange vorher offenbart, ehe es sich ereignet, so vermuthe ich, daß du den Tod eines Philosophen sterben mußt, und daß du den Strang mit ebensoviel Würde empfangen wirst, als Socrates die Schale mit dem Schierlingstrank.

Besser sowohl durch Inhalt als Form ist der Dritte derje=

nigen Romane Diderots, die wir vor andern als Muster des Tons und Geschmacks der vornehmen Herrn und Damen, die sich an der Unterhaltung dieser Art ergötzten, anzuführen versprochen haben. Dies Buch enthält eine Darstellung der Verderblichkeit der Einrichtung der Nonnenklöster und ihrer Disciplin, eingekleidet in die Form von Geständnissen einer Nonne, welche ihr eignes Leben beschreibt. Darauf bezieht sich der Titel des Buchs, die Nonne (la Religieuse). In dem Styl und in der anziehenden und anregenden Erzählung wird Niemand den Mann der guten Zeit der französischen Literatur verkennen, der sich weder die Flüchtigkeit zu Schulden kommen läßt, die er sich oft in den Arbeiten seiner Jugend erlaubte, noch die Nachlässigkeit und Verachtung des Publikums, welche sich im Jacques le Fataliste und in andern ähnlichen Büchern zeigt. Die Geschichte ist so genau aus den Erfahrungen jener Zeit und aus dem, was alle Tage in gewissen Familien vorging, entlehnt, daß man wirkliche Denkwürdigkeiten zu lesen glaubt. Jede fühlende Seele schaudert und wird innig ergriffen und von Rührung durchdrungen, sie muß einen Zustand des Staats und der Kirche verabscheuen, der Dinge, wie die hier erzählten möglich machte. Dieser letzte Punkt ist der Einzige, der hier in Betrachtung kommt, weil eigne Erfahrung uns gelehrt hat, wie mächtig die Sprache und die ganze Darstellung den jugendlichen mit Welt und Menschen unbekannten, gegen rein menschliche Empfindung im harten Leben noch nicht abgestumpften Geist ergreift. Diderot hat mit einer bewunderungswürdigen Kunst die Erzählung vom Anfange bis zum Ende so durchgeführt, daß er nie aus dem Ton gefallen ist, sondern ihn immer so gehalten hat, wie etwa seine fromme Tochter, welche nach seinem Tode viele seiner Schriften dem Feuer geopfert hat, würde geschrieben haben. Er fällt nie in seinen eignen frivolen Ton, bis er an den Punkt kommt, wo er seine Kunst an ein Gemälde verschwendet, welches die Verse eines Aretin und die Zeichnungen eines Julius Romanus weit hinter sich läßt. Das Buch warnt auf dieselbe Weise vor Despotismus des Aberglaubens, wie in unsern Tagen eine Amerikanerin vor dem Despotismus der Habsucht in Negergeschichten gewarnt hat, in welchen eben so wie in der Nonne viel Fiction aber doch kein Schmutz ist.

Wir begleiten die Nonne aus dem elterlichen Hause, wo sie gequält ward, bis sie sich scheinbar freiwillig zum geistlichen Stande entschließt; wir sehen die gute und schlechte Äbtissin und die Wirkung der durch den Rechtsgang möglichen Schritte gegen die Tyrannei der Klosterzucht. Alles dies ist durchaus historisch und auch anwendbar auf Deutschland und auf Mönchsklöster; man darf nur vergleichen, was Bronner, Schad, Feßler in ihren Lebensbeschreibungen ausführlich berichtet haben. Die Quälereien, welche der Aberglauben ersonnen hat, wenn eine freie Seele sich nicht in den Kreis bannen lassen will, wo jedes menschliche Gefühl im mechanischen Gottesdieste erstirbt, werden auf eine andere Art aber eben so geistreich und anregend geschildert, als in unsern Tagen im Spiridion geschehen ist. Diderot steht dabei der historischen und alltäglichen Wahrheit näher, weil von ihm weniger philosophische und poetische Phantasmagorie aufgeboten wird. Das Klosterleben und Klosterwesen der Zeit kurz vor der Revolution ist in keinem Buche mit mehr Wahrheit und Lebendigkeit geschildert, als in diesem Roman, der eine belehrende Lectüre sein könnte, wenn nicht die zweite Hälfte des Buchs mit furchtbarer Wahrheit und mit einer teuflischen Kunst Scenen im Innern der Klöster schilderte, welche auch sogar ein Juvenal und Petronius sich scheuen würden, mit der Ausführlichkeit und Lebendigkeit zu beschreiben, wie sie hier beschrieben werden. Die Anstößigkeit der Scenen und Absichtlichkeit bei Erregung der Sinnlichkeit verdient um so mehr Tadel, als Diderot keine Freude am ausgelassenen Leben hatte. Er, der Sohn eines Messerschmidts, den man in die höheren Kreise aufgenommen hatte, fühlte nur einen heftigen, aber wahrhaftigen Unwillen gegen die in denselben herrschende Heuchelei und ließ diese bei jeder Gelegenheit mit revolutionärer Heftigkeit aus. Das mißfiel einem Manne wie d'Alembert, der als Markis und Verfertiger akademischer Lobreden, den Ton des Sansculotismus nicht billigen konnte. Er und die große Welt zogen sich von Diderot zurück, der lange vor seinem Tode (er starb 1783) das Salonsleben aufgegeben hatte und im stillen häuslichen Kreise lebte.

Diderot, wie Persius und andere Dichter der letzten römischen Zeit und wie sein Freund d'Alembert, vereinigte mit Leicht-

fertigkeit des Ausdrucks und der Obscönität der Gesellschaft, in welcher er lebte, die Bewunderung der stoischen Strenge und der gesuchten und epigrammatischen Kürze der stoischen Rhetoren und Geschichtschreiber. Die Spuren dieser scheinbar ganz widersprechenden Richtungen wird man schon in einer seiner früheren Schriften, in der Beurtheilung der Künstlerarbeiten von 1765 bis 1767 (Salon de 1765—1767) antreffen. In dieser Schrift eifert er mit großer Strenge gegen die künstlerische Darstellung derselben Gegenstände und Scenen, die er selbst später in seinen Romanen vorzugsweise auszumalen oder errathen zu lassen bemüht gewesen ist. Die Aehnlichkeit der Zeiten des Kaisers Tiberius und König Ludwigs XV. in Rücksicht auf übertriebene Strenge der Rede, und unerhörte Ausschweifung im Leben zeigt sich aber am deutlichsten in der Bewunderung, welche Diderot in seiner Schrift über Seneca und d'Alembert in seiner Bearbeitung des Tacitus für Senecas Rhetorik und Philosophie ausgesprochen haben.

Die heftigsten Aeußerungen Diderots über das entartete System des Mittelalters, welches im achtzehnten Jahrhundert in allen Staaten Europas mit einer monarchischen Strenge der Polizei und einer Straflosigkeit vornehmer Verbrecher verbunden war, sind erst in unserm Jahrhundert in dem Gedicht die Eleutheromanen veröffentlicht worden. Wir würden sogar zweifeln, ob diese gräßliche Dithyrambe der Eleutheromanen wirklich von Diderot herrühre, wenn wir kein anderes Zeugniß dafür hätten, als Naigeons Versicherung.[3]) Von welcher Art diese Dithyrambe war, kann man aus den berüchtigten zwei Versen sehen, welche man immer anzuführen pflegt, wenn vom Canibalismus der sogenannten Cordeliers die Rede ist.[4])

---

3) Diese Eleutheromanes ou les Furieux de la liberté wurden schon 1796 als Diderots Arbeit gedruckt, erst in der Décade philosophique, dann im Journal d'économie politique. Dies zeugt für Naigeon, besonders aber, daß Fragmente der Eleutheromanen schon insgeheim bekannt wurden, als Diderot und Holbach noch himmelstürmend conversirten. Das Gedicht verkündigt Anarchie jeder Art.

4) Sie lauten in den Eleutheromanen, wie folgt:

Et ses mains ourdiraient les entrailles d'un prêtre
A défaut d'un cordon, pour étrangler les rois.

Diderot wählte in jener Dithyrambe ausdrücklich die Form bachantischer Wuth und Raserei, die ihm sonst keineswegs eigen war, um nicht blos Tyrannei und Tyrannen, sondern auch Königthum und Könige überhaupt zu verwünschen. Die Männer der Schreckenszeit und die furchtbaren Ochlokraten, welche diese um 1841 in Paris zu erneuen drohten und dadurch die Herrschaft der Doctrinärs befestigen halfen, beriefen sich daher auch immer auf die berühmten Namen von Diderot und Holbach als auf die Apostel ihres Evangeliums. Diese furchtbaren Anarchisten citiren einen uns sonst ganz unbekannten Sylvain Maréchal als denjenigen, der aus Diderots Schule hervorgegangen die Lehre von Gott und göttlicher Weltregierung wie die von einer bürgerlichen Ordnung und Unterordnung am kühnsten verspottet habe. 5)

Auf eine ganz andere Weise als Diderot, Holbach und andere bekämpfte Marmontel das bestehende hierarchische und monarchisch militärische System seiner Zeit. Er wußte selbst eigentlich nicht, was er that und seine im Alter geschriebenen Denkwürdigkeiten zeigen uns, wie sehr er erschrack und zurückschauderte, als er später inne wurde, was er gewollt und wohin er gearbeitet habe. Er bedurfte des Ruhms eines Belletristen und Schauspieldichters, dazu war ihm Voltaire unentbehrlich, er mußte ihm daher huldigen und das konnte nicht geschehen, ohne sich der Richtung der Zeit anzuschließen und Verbesserung des Bestehenden zu fordern. Das hinderte bekanntlich Voltaire nicht, der Pompadour gelegentlich zu huldigen, er konnte daher auch Marmontel nicht übel nehmen, wenn er Wohlthaten von ihr suchte und an-

---

5) Die fanatisirten Anarchisten begannen um 1841 ein Journal herauszugeben, unter dem Titel l'Humanitaire (das freilich keinen Fortgang haben konnte), darin heißt es: Maréchal figura avec avantage parmi les Diderot, les d'Holbach, il publia en 1781 sans y mettre son nom un poëme philosophique, dont la hardiesse souleva contre lui les hommes de mauvaise foi interessés à l'erreur et la colère des dévots. C'étoit un réquisitoire foudroyant contre l'opinion qui admet l'existence d'un être au dessus de la nature et un plaidoyer plein d'éloquence en faveur du matérialisme étayé sur les principes de la plus austère vertu et embellie des charmes d'une poésie mâle et énergique.

nahm und stolz darauf war, ihr Schützling zu sein. Vom Gehalt der Schriften, deren wir hier erwähnen, kann nicht die Rede sein, weil hier blos ihre muthmaßliche Wirkung in Betracht kommt. Es ist daher genug, wenn die Thatsache unläugbar fest steht, daß Marmontel in ganz Europa berühmt war, daß er eine große Leichtigkeit hatte, sich innerhalb eines engen Kreises von Ideen leicht zu bewegen und daß er den Hofton zu treffen wußte.

Marmontel war aus den geistlichen, auf rhetorische Abrichtung und auf Uebung des Gedächtnisses und Fertigkeit in zierlichen Redeformen eingerichteten Schulen hervorgegangen; er hatte von Kindesbeinen an gelernt, mehr auf die Form der Rede und des Ausdrucks, als auf das Wesen der Sachen zu merken; er durfte daher das, was er zum geistlichen Gebrauche erlernt hatte, nur weltlich anwenden, so war der Rhetor und Sophist fertig. Marmontel macht Diderot den Vorwurf, daß er nicht verstanden habe, ein Buch zu machen, wie man das in Frankreich zu nennen pflegt; darin war er allerdings geschickter, denn Niemand kannte das Publikum besser als er. Er war Allen etwas. Er besang und lobte Ludwig XV. und behauptete sich in der Gunst des Düc d'Aiguillon und der Pompadour, während er zugleich in den Pariser Salons als Philosoph glänzte. Im Allgemeinen war sein Ruhm größer unter den sentimentalen Deutschen, als unter den witzigen und verständigen Franzosen. Unter den Letztern war er zuerst als Schauspieldichter bekannt, weil ihn Voltaire auf jede Weise zu heben suchte, da er seinem Glanze als Folie dienen konnte. Wir übergehen seine dramatischen Arbeiten, weil wir nicht wagen, ihnen irgend einen Einfluß zuzuschreiben, reden daher nur von seinen moralischen Erzählungen, weil sie ebenso schlaffe Moral enthalten, als unsere deutschen Bücher für Damen.

Die moralisch genannten Erzählungen, welche von den immer nach Paris blickenden Deutschen alsbald unter dem Titel die Tugendschule übersetzt wurden und sogar in unsern Tagen aufs neue übersetzt sind, erschienen zuerst im Mercure de France, den Marmontel durch diese Erzählungen sehr hob, sobald ihm die Pompadour das Privilegium der Redaction dieses Journals verliehen hatte. In diesen Erzählungen wird jene Gefühlstugend gepredigt, welche uns Deutsche entnervt hat, weil sie die Schran-

ken zwischen Tugend und Laster verkennen lehrt. Dies wirkte in der sentimentalen Zeit der Educationstheorie besonders verderblich, weil die Reformatoren der Erziehung wie die Väter und Mütter statt den Geist durch Arbeit zu stärken, ihn durch Gefühlsamkeit schwächten.

Die Tugend wird von Marmontel nicht, wie von seinen akademischen Brüdern geschieht, (d. h. besonders wenn sie in religiöser Form erscheint) verhönt, und dem Laster wird nicht durch witzige Wendung die Form derselben gegeben; aber sie wird so leicht, so angenehm gemacht, Fehler und Vergehungen erscheinen in Rücksicht ihrer Wirkung auf die menschliche Seele und auf den Charakter so unbedeutend, daß die ungeheure Kluft zwischen Selbstbeherrschung und sinnlichem Leben unmerklich verschwindet. Ernst und strenge Zucht werden als gehässige und finstere Reste einer vergangenen Zeit, weiches Gefühl, sinnliches Mitleid, einzelne Handlungen der Mildthätigkeit, sinnliche Liebe und Erbarmen aus der Unbehaglichkeit des Anblicks der Leidenden entsprungen, also die sinnlichen Anregungen und natürlichen Bewegungen, die allerdings zur Tugend leiten und helfen können, gelten für das, was an sich, vor Gott und vor dem Gewissen recht und gut ist. Dies Alles würde, wie in so vielen deutschen Büchern, das fühlte Marmontel wie Wieland, nur eine für die große Welt langweilige Reihe unschuldiger Freuden, rührender Handlungen, Geschichten voll liebenswürdiger Güte an die Hand gegeben haben, Marmontel half sich daher wie Wieland. Beide mischten unter ihre langweilige Sentimentalität eine gute Dosis Immoralität, und beide bewirkten dadurch gerade unter den Bessern, Aufklärung wünschenden Zeitgenossen eine völlige Veränderung der aus dem vorigen Jahrhundert überlieferten und auf den Kanzeln verkündigten Ansicht des Lebens. Diderots Romane erregten bei besseren und reineren Seelen Widerwillen und Abscheu; Marmontels schlüpfrige Sittlichkeit lockte die Unschuldigen an. Marmontel ärgerte Niemand durch Atheismus wie Diderot, er bekämpfte aber den religiösen Jesuitismus durch einen eben so verderblichen moralischen. Es ist unnöthig, dies an den einzelnen Erzählungen, welche zuerst Marmontels Ruhm begründeten, nachzuweisen, da wir in Deutschland an dieser Art Literatur Ueberfluß

haben; wir wollen lieber auf die beiden größeren Werke, den Belisar und die Incas, aufmerksam machen, in denen das den moralischen Erzählungen zum Grunde liegende System unmittelbar auf den Staat und dessen größere Verhältnisse angewendet wird. Die Aufnahme dieser nicht einmal dem französischen Geschmacke oder dem Pariser Zeitgeiste entsprechenden Bücher beweiset am besten, wie unmöglich es war, gegen die allgemeine Stimmung des gebildetsten und angesehensten Theils der Regierenden und der Gehorchenden das alte System aufrecht zu erhalten. [6])

Wir möchten nicht behaupten, daß die beiden Bücher, von denen wir reden, der Belisar und die Incas, auf ihre Zeit einwirkten, dazu waren sie zu schwach und zu unbedeutend, wir reden nur von ihrer Aufnahme im Publikum und von der Stimmung und Richtung der höheren Stände, worauf sie berechnet waren. Marmontel selbst gibt uns über diese Aufnahme und Tendenz des Belisar besonders die beste Auskunft. Die Tendenz des historischen Romans erkannte König Friedrich II. eben so richtig als der orthodox-katholische Doktor der Sorbonne, der mit aller möglichen Höflichkeit die Billigung des Drucks versagte. Die allgemeine Stimme war aber schon damals mächtiger als das Gesetz, denn es fand sich doch ein anderer rechtgläubiger Theolog,

---

6) Marmontel sagt im 8. Buche der Mémoires (éd. Paris 1805. Vol. III. p. 31.) Tandis que la Sorbonne, plus furieuse encore de se voir harcelée travailloit de toutes ses forces à rendre Bélisaire hérétique, déiste, impie, ennemi du trône et de l'autel (car c'étoient ses deux grands chevaux de bataille) les lettres des souverains de l'Europe et celles des hommes les plus éclairés et les plus sages m'arrivoient de tous côtés, pleines d'éloges pour mon livre, qu'ils disoient être le bréviaire des rois. L'impératrice de Russie, l'avoit traduit en langue russe, et en avoit dédié la traduction à un archevêque de son pays. L'impératrice reine de Hongrie, en dépit de l'archevêque de Vienne, en avoit ordonné l'impression dans ses états, elle qui étoit si sévère à l'égard des écrits qui attaquoient la religion. Wozu dies diente und wie schlau man es benutzte (wie in unsern Zeiten Fromme und Philosophen die entgegengesetzte Stimmung) sagen die folgenden Worte: Je ne négligeai pas, comme vous pensez bien, de donner connoissance à la cour et au parlament de ce succès universel; et ni l'une ni l'autre n'eurent envie de partager le ridicule de la Sorbonne.

der die Approbation ertheilte. Marmontel berichtet uns mit großer Selbstgefälligkeit in seinen Denkwürdigkeiten, welche Bedeutung deutsche Fürsten auf französische Rhetorik und oberflächliche Eleganz legten, die sie damals noch nicht wie jetzt unter ihren eigenen Landsleuten finden konnten. Der Herzog von Braunschweig, damals noch Erbprinz, und seine Gemahlin huldigten dem Clienten der Pompadour auf dieselbe Weise, wie derselbe Erbprinz hernach als Herzog einem Mirabeau schmeichelte, der als Spion des französischen Ministeriums nach Deutschland geschickt war. Die Fürsten brachten ihre Huldigung zu derselben Zeit den revolutionären pariser Sophisten, als Klopstock nach Dänemark wandern mußte, als Schiller mit Mühe eine dürftige Existenz fand, als Voß lange Zeit im Lande Hadeln Schulmeister blieb, und Lessing, der nie wie Mirabeau Frevel begangen oder vertheidigt oder wie Marmontel dem Laster die Gestalt der Tugend gegeben hatte, wegen philosophischer, historischer und kritischer Zweifel verfolgt ward. Blos in Beziehung auf den deutschen Geist und die Manier der Fürsten der Zeit setzen wir daher Marmontels Worte unter den Text.[7])

Der historisch-politische Roman, von dessen Tendenz wir reden, erschien gerade in dem Augenblicke, als Marmontel Akademiker geworden war (1767), als er daher wie seine Collegen zur Zerstörung des herrschenden Systems, jedoch nur auf seine Weise, mitwirken wollte. Er benutzte die Fabel von Belisars Blindheit und von seinem Betteln, Justinians Ungerechtigkeit und anderes, was sich damit verbinden ließ, um gewisse politische Lehren und gut gemeinte gegen die herrschende Staats- und Kirchenpolizei gerichtete Rathschläge unter das große Publikum zu bringen. Er ist nach seiner Art in den ersten Kapiteln mit dem historischen Theile bald fertig; die Hauptsache darin ist eine durchaus unbestimmte moralische Politik. Diese fand am russischen, schwedischen, österreichischen Hof lauten Beifall, wahrscheinlich, weil es schien,

---

7) Außer der Extase, in welche nach Marmontel (p. 49.) der Erbprinz noch in Aachen über die pariser Gelehrten-Gesellschaft gerieth, stellte er ihn seiner Gemahlin mit den Worten vor: Madame, vous désiriez tant de connoître l'auteur de Bélisaire et des Contes moraux. Le voici, je vous le présente.

als wenn der, welcher ihr folge, tugendhaft sein könne, ohne sich zu bessern, und reformiren, ohne etwas Wesentliches zu ändern. Nur eines Abschnitts wollen wir erwähnen, weil man den Contrast der Regenten unserer Zeit, besonders gegen die Kaiserin Katharina, gegen Joseph II. und Friedrich II. recht auffallend an der Aufnahme erkennen wird, die dieser Abschnitt damals in Rußland fand, was jetzt gewiß der Fall nicht sein würde. Es ist der fünfzehnte Abschnitt, der gegen die Ansichten und gegen die gesetzliche Strenge des Parlaments und der Geistlichkeit in Rücksicht der herrschenden Religion gerichtet ist. Diesen Abschnitt über Toleranz, ließ Katharina II. in die russische Sprache übersetzen, oder vielmehr, sie übersetzte ihn selbst und ließ ihn in der Uebersetzung im Reiche verbreiten. Dies würde man in unsern Tagen nicht allein in Rußland nicht dulden, sondern auch in vielen deutschen Staaten zu verhindern suchen. Wie wenig man damals in Frankreich über das Regierungssystem einig war, wie mächtig selbst auf Obscuranten die herrschende Stimmung einwirkte und wie gewandt Marmontel und Seinesgleichen waren, sehen wir daraus, daß die Sorbonne diesen Abschnitt über Toleranz verdammte und daß der Herzog von Aiguillon, der doch, wie sein König, den Bigotten spielte, den Verfasser desselben zum Historiographen machte. Gelesen wird freilich der Belisar nicht mehr viel von den Franzosen, gelobt wird er aber immer noch; denn dies Buch war für die Salons seiner Zeit, was der Telemach, der nach und nach aus der Mode kam, für die frühere Zeit gewesen war. Man begreift übrigens leicht, daß das Buch unter denjenigen Leuten, welche Marmontel besonders zu befriedigen wünschte, um so mehr Leser fand, je weniger Philosophie oder auch Geschichte darin war, man erstaunt aber, wie es den Leuten, denen die Pariser Salons höchste und unwidersprechliche Auctorität und Unterhaltung und Witz letzter Zweck war, entgehen konnte, daß als Roman betrachtet das Buch weder Wahrscheinlichkeit noch Abwechselung habe.

Der zweite Roman ist nur in Deutschland viel gelesen worden. In Frankreich war bekanntlich, ehe durch die Staël, Chateaubriand und andere eine neue Art Poesie in Prosa Mode ward, sentimental schwülstige, poetische Prosa durchaus nicht angebracht;

doch verschaffte der gegen das Alte gerichtete Zeitgeist, vielleicht auch der Ruhm des neugebackenen Historiographen, dem Buche unter den Franzosen einen augenblicklichen Erfolg, wie ihn damals viele ähnliche Bücher hatten. Dieser Roman in schwülstiger Prosa erschien unter dem Titel: die Incas, zehn Jahre nach dem Ersten (1777).

Die bekannte Geschichte der von den Eroberern von Peru gegen die unglücklichen Indianer verübten Greuel gibt Gelegenheit, militärische Gewaltregierung, autokratische Herrschaft und empörenden religiösen Fanatismus rührend und schaudererregend darzustellen. An diesem Buche ist nicht einmal der rednerische Theil zu loben; denn die Prosa besteht, wie Geßners Idyllen und ähnliche Bücher, aus aufgelöseten Versen, die Sprache ist eigentlich ein Zwitterding von Prosa und Versen, der Inhalt ist weder Dichtung noch Geschichte, sondern bald Eins, bald das Andere, so daß beide sich abwechselnd schaden. Schon die Form bezeichnet daher ganz passend eine Zeit der Auflösung, es ist idyllische Poesie mitten im verdorbensten pariser Leben. Wenn es eines Beweises dafür bedürfte, daß Marmontels Poesie und Philosophie noch viel weniger werth war als Diderots Stoicismus, Cynismus und Unglauben, so würden wir ihn aus den in unserm Jahrhundert erschienenen Denkwürdigkeiten (Mémoires d'un père pour servir à l'instruction de ses enfans 4 Vol. 8. 1804.) des berühmten Akademikers und Historiographen führen können. Man sieht dort, wie hohl die Philosophie, wie eitel und erbärmlich dieses Salonleben war, und wie höfisch die ganze Stimmung der von Freiheit und Aufklärung auf dieselbe Weise wie von der neuesten Oper und dem letzten Ballet schwatzenden Clienten Voltaires war. Marmontel sucht in den reuigen Bekenntnissen Diderot zu vertheidigen, dies ist aber auch Alles, sonst stimmt er, wie auch Morellet thut, den Ton des Bekehrten und Reuigen an. Der alte Mann erhebt die vorher in seinen Hauptwerken von ihm aus sehr guten Gründen getadelten Einrichtungen der alten Staatsform und der alten Kirche und Hierarchie mit großem Lobe, er gesteht daher wie Morellet, und noch auffallender Raynal in seinem berühmten Briefe an die Nationalversammlung ganz öffentlich, daß er und die andern Akademiker noch im fünfzigsten

Jahre nicht gewußt hätten, wohin sie eigentlich mit ihrer Philosophie wollten. Wir sehen in unsern Tagen in Deutschland hunderte von ähnlichen reuigen Sündern. Ueberall spricht dort der alte Mann sich ganz unbefangen darüber aus, wie bedeutend und ehrend ihm ein freundlich Wort der Pompadour, ein Blick Ludwigs XV. und eines Herzogs von Aiguillon war, die Gunst der Gebrandmarkten scheint ihm auch noch im hohen Alter unter ganz veränderten Umständen ein großer Trost. Ueberall zeigt er, daß die Weichheit und Schmiegsamkeit seines Charakters, der ganz und durchaus am Hofe, in den Salons und in der großen Gesellschaft gebildet war, die er so naiv und ohne Scheu schildert, ihn zum alten Weibe machen, dem alle Lappalien und Eitelkeiten, von denen er uns unterhält, mehr sind als alle Weisheit der Welt.

Neben den beiden vorhergenannten Akademikern und Philosophen, welche durch Rhetorik verschiedener Art einen Ruhm erlangten, der sie zu historischen Personen gemacht hat, welche ihren Platz behaupten werden, was auch immer Schriftsteller, die nur den innern Gehalt ihrer Arbeiten in Anschlag bringen, von ihnen urtheilen mögen, verdient aus vielen Gründen zunächst der Abbé Raynal einen Platz. Dieses gutmüthige Mitglied des Kreises der Geoffrin, Holbachs und Helvetius war täglicher Genosse von Marmontel und Diderot und ward auf eben die Weise durch eben die Mittel und mit eben dem Rechte oder Unrecht als Historiker der europäischen Colonien in Indien berühmt, wie seine Freunde als Philosophen und Schauspieldichter. Auch er war in den auf grammatische und rhetorische Künste gerichteten Schulen der Jesuiten erzogen wie Voltaire und Marmontel, er hatte, wie diese, nicht den Geist der Griechen, sondern die glatte und gefeilte Advokatenberedsamkeit der Lateiner erlernt und diese anfangs auf Kanzeldeklamation angewendet. Als er des Predigens einer Lehre, an die er nie geglaubt hatte, satt war, erlangte er die Redaktion des Götterboten der Damen (Mercure de France), nach dessen Muster Wieland seinen deutschen Merkur einrichten wollte. Er schrieb hernach ganz in Diderots Manier, wir müssen ihn schon darum unmittelbar neben Diderot stellen, außerdem hatte er als unermüdlicher Schwätzer viel Aehnlichkeit mit ihm. Ein besonderer

Umstand ist noch, daß man allgemein behauptete, daß der beste Theil der ersten Ausgabe des Werks, wegen dessen Raynal aus Frankreich verbannt wurde, dem er aber auch den Ruf verdankte, dessen er zum Theil noch genießt, von Diderot herrühre. Man muß nämlich gestehen, Diderot heuchelte und höfelte nicht wie Marmontel, er war wirklich Enthusiast für seine dreisten und himmelstürmenden Lehren, wegen deren am Ende sogar d'Alembert mit ihm brach; er arbeitete daher gern und unerschöpflich für jeden, der seine freche Rede zu verantworten übernehmen wollte.

Marmontel, Diderot, Raynal, Morellet beweisen hinreichend, daß das bloße Gedächtnißwerk, die Rhetorik, Dialektik, Grammatik, kurz der ganze Mechanismus des Lehrens und Lernens der jesuitischen Schulen, zu welchem die Jugend dressirt ward, um für die Kirche zu streiten, eben so gut gegen diese Kirche angewendet werden konnte, wie umgekehrt im neunzehnten Jahrhundert die Rhetoren, Sophisten, Dialektiker der eiteln Schulweisheit wieder diejenigen gewesen sind, welche Aberglauben und Vorurtheile durch Redensarten gestützt haben. Raynal war in Pezenas schon Jesuit gewesen; er meinte, er habe gar nicht übel gepredigt, doch gab er, als er nach Paris kam, das Predigen ganz auf, weil er, wie er sich ausdrückt, einen Accent von allen Teufeln gehabt habe. Seit der Zeit ward er ein Bücherschreiber von Profession und fand, weil damals historisch-politische Bücher Mode wurden, in der Geschichte der Europäischen Colonisation in Indien einen Gegenstand, den er in der Manier der sogenannten Oeconomisten behandeln konnte.

Die erste Ausgabe von Raynals philosophischer Geschichte der Handelsniederlassungen der Europäer in beiden Indien, muß jedoch von der zweiten wohl unterschieden werden. Die erste Ausgabe ist eine ganz leere Deklamation, die zweite ein in gewisser Hinsicht auch praktisch brauchbares Werk, gleichwohl hat nicht die zweite, sondern gerade die erste Ausgabe dem Verfasser einen Platz neben den Diderots, Marmontels u. s. w. verschafft, dies ist für die Charakteristik der Zeit der Salons und ihrer Sophistik von Bedeutung. Die erste Ausgabe erschien um 1770, und Diderot diktirte dem Abbé Dinge in die Feder, die er selbst nicht die Dreistigkeit hatte, dem Publikum mitzutheilen,

er erschrack sogar darüber, daß es Raynal wagte. Dafür machten die Akademiker einen solchen Lärm über das seichte Werk, daß nach neun Jahren, welche zwischen der ersten und zweiten Ausgabe verflossen, statistische Angaben und andere für ein solches Werk ganz unentbehrliche Notizen aus allen Ecken und Enden dem Verfasser zuflossen. Da Raynals Buch Dinge enthielt, welche Diderot, der sie ihm eingab, nicht würde gewagt haben, bekannt zu machen, so erregte es dasselbe Aufsehen, wie alle Werke, welche damals aus dem Widerwillen gegen Pfaffenthum, der durch die radikalen Declamatoren in Haß des Christenthums ausartete, und aus dem Streben nach Freiheit vom Drucke politischer Willkühr, welches oft Verachtung des Sittengesetzes und der bürgerlichen Ordnung erzeugte, hervorgingen. Türgot urtheilt über das Buch in einem Briefe an Morellet, der sich damals in England befand, um in Türgots Auftrag die Betriebsamkeit, den Handel, die Fabriken u. s. w. näher kennen zu lernen, sehr verständig.

Ich bin neugierig, zu erfahren, schreibt er, was wohl die Engländer von der Geschichte der beiden Indien gedacht haben. Ich gestehe, daß ich zwar das Talent des Verfassers und sein Werk bewundere, daß ich aber an dem Mangel an Zusammenhang der Ideen Anstoß nehme. Er trägt Paradoxien vor, die sich einander geradezu widersprechen und vertheidigt die Einen mit derselben Wärme, mit derselben Beredsamkeit, demselben Fanatismus wie die Andern. Bald ist er strenger Prediger der Sittenzucht (Rigoriste), wie Richardson, bald Feind aller Moral (immoral) wie Helvetius, bald voll Enthusiasmus für sanfte und zarte Tugenden, bald wieder für wilde Ausschweifung und trotzigen rohen Muth. Er nennt die Sklaverei eine verruchte Sache und doch verlangt er wiederum Sklaven, er bringt unsinniges Zeug über die Naturlehre, unsinniges Zeug über Metaphysik und und zuweilen auch über Politik vor. Das ganze Buch zeugt von einem geistreichen und gut unterrichteten Verfasser, der aber gar nicht daran denkt, daß in einem Buche eine leitende Idee sein müsse, oder daß es einen bestimmten Zweck haben solle. Er läßt sich vom Enthusiasmus eines jugendlichen Rhetors von Einem zum Andern fortreißen. Er scheint sich die Aufgabe gemacht zu haben, hinter einander alle die Paradoxien zu vertheidigen, welche

er beim Lesen der Bücher anderer Schriftsteller aufgestellt hat, oder die ihm in seinen wachenden Träumen eingefallen sind. Er hat mehr Kenntnisse, mehr Gefühl und mehr natürliche Beredsamkeit als Helvetius; es ist aber, um die Wahrheit zu sagen, eben so wenig Zusammenhang in seinen Ideen, und er kennt das eigentliche Wesen des Menschen eben so wenig als dieser.

Wir lassen ausdrücklich einen Franzosen und zwar einen Mann wie Türgot über die Seite des Buchs reden, mit der wir es eigentlich hier nicht zu thun haben, unterschreiben das Urtheil aber ohne Bedenken, und müssen nur noch dazu bemerken, daß Türgot gleichwohl in Beziehung auf seine Zeit und auf seine Nation ganz Recht hatte, wenn er dennoch dazu beitrug, das Buch, besonders die zweite Ausgabe in Ruf zu bringen. Der damals in statistischen, staatswissenschaftlichen und staatswirthschaftlichen Dingen ganz unwissende Haufe der Leser, Leute, die kein Buch ohne hochklingende Phrasen, keine Geschichte ohne das, was man Zauber des Styls nennt, würden gelesen haben, ward durch Diderots und Raynals Geschwätz mit Dingen bekannt, mit deren wahrer Beschaffenheit dies Publikum es nicht so genau nehmen durfte, weil es vorher gar nichts davon wußte. Wir reden hier nämlich von jenen Zeiten, wo Deutschland und Rußland auf gleiche Weise der Norden hießen, der von Barbaren bewohnt, keiner Notiz werth sei. Diese Zeiten sind bekanntlich verschwunden, man wird aber die Spuren derselben noch immer nicht blos in den gelesensten pariser Zeitungen finden, sondern selbst in den Berichten der neulich von den Doctrinärs auf Unkosten der armen Franzosen so zahlreich auf Reisen geschickten Literaten. Raynal brachte auf einmal viel statistische Gelehrsamkeit, Zahlen, einzelne Angaben über Handel, Verkehr und Staatskunst, zugleich mit allerlei neuen Vorstellungen, wenn auch ganz unreifen, über Toleranz und Fanatismus nicht blos an die Weiber und Schwätzer der Salons, sondern an Handelsleute und Geschäftsmänner verschiedener Art und überhaupt an das Volk. Dies gilt auch vom Könige von Preußen, der sonst nicht gerade Raynals Bewunderer war. Auch dieser las das Werk und behandelte den Schwätzer ungemein freundschaftlich, während er mit seinen deutschen, fleißigen, genauen, durchaus zuverlässigen, aber

freilich langweiligen und nicht von Paris aus empfohlenen Meistern in dem Fach, in welchem Raynal stümperte, mit einem Süßmilch und Büsching ziemlich unsanft umging.

Die sogenannten Wighs der Engländer, die bei Raynal, wie bei Montesquieu, ein glänzendes Lob der Engländer, ihrer Plutokratie und Industrie und ihrer ganzen selbstsüchtigen Weisheit fanden, empfingen ihn, als er von der Sorbonne verurtheilt und vom Parlamente verbannt nach England kam, mit offenen Armen, wie er auch in Holland und in Berlin empfangen ward. Durch die Reisen und durch die Verbindungen mit allen denen, welche Alles, was von Paris aus empfohlen ward, als vortrefflich ansahen, erhielt Raynal die Gelegenheit, der zweiten um 1781 erschienenen Ausgabe seines Werkes einen reelleren Werth zu geben, als die erste durch Diderots Deklamation vorher erhalten hatte. Die vielen statistischen, administrativen, commerciellen guten Notizen, die man ihm in Holland und England aus zum Theil nicht leicht zugänglichen Quellen mittheilte, machten das Werk, bis bessere erschienen, fast unentbehrlich und brachten es auch in die Hände solcher Männer, welche die hohlen Deklamationen der Encyklopädisten recht gut durchschauten. In dem Zeitraum zwischen den beiden Auflagen war der amerikanische Krieg ausgebrochen und die Demokratie war in Paris Mode geworden, danach ward der Ton der neuen Ausgabe eingerichtet. Dieser Ton war heftig, das Buch mußte deßhalb in Genf gedruckt werden, wie Rousseaus Bücher in Holland. Die lächerliche Verfolgung, die man hernach über das Buch und den Verfasser verhängte, gaben ihm eine Bedeutung, die es sonst schwerlich würde erhalten haben. Die Sorbonne verdammte endlich das Buch, das Parlament ließ es nach seiner alten Art durch Henkershand verbrennen und einen Verhaftsbefehl gegen den Verfasser ausfertigen, der dann das Land verließ und im Auslande einen Triumph über Parlament und Sorbonne feierte, bis er 1788 ruhig zurückkehren konnte. Alle französisch gebildeten und französisch redenden deutschen Fürsten, wie die englische Aristokratie behandelten den Franzosen ganz anders, als König Friedrich Büsching behandelte, als er ihm mit einer statistischen Zudringlichkeit beschwerlich fiel, wie uns Büsching selbst mit komischer Naivetät berichtet.

Uebrigens ist es allerdings wahr, daß Raynal mit seiner Deklamation, aus leicht begreiflichen Ursachen, weit mehr zur Verbreitung einer gesunden Philosophie des Lebens, zur Beförderung des Handels, der Gewerbe der neuern Zeit und zur Zerstörung der Vorurtheile des Mittelalters gewirkt hat, als Schlözer und Büsching mit aller Gründlichkeit. Eine andere Frage ist die, welches Verdienst der ernste Mann vorziehen soll?

§. 2.

Rousseau. Büffon.

Bei der Erwähnung Rousseaus in den beiden ersten Bänden dieses Werkes sind seine Briefe vom Berge aus dem Grunde übergangen worden, weil sie der Zeit und dem Inhalte nach der demokratischen Bewegung des letzten Viertels des Jahrhunderts angehört; diese Schrift muß hier nachgeholt werden. Rousseau schrieb dies demokratische und heftige Buch, welches wir mit Junius Briefen und den Schriften des Doktor Price und mit Thomas Paynes Invective gegen Theologie, Hierarchie und Aristokratie in eine Linie stellen, als Advokat seiner genfer Bürger. Er wollte in den Briefen gerichtlich und dokumentarisch beweisen, daß die genfer Aristokraten die Oligarchie, welche damals in Genf bestand, usurpirt hätten. Was er früher in seiner Philosophie der Entstehung der gesellschaftlichen Verbindung unter den Menschen (d. h. im Contrat social) dialektisch und spekulativ entwickelt, also jedem nicht streng philosophisch gebildeten Leser entrückt hatte, trägt er in den Briefen vom Berge, von denen wir hier reden, jedem gewöhnlichen Bürger, wenn er nur von Jugend auf an öffentlichen Angelegenheiten Theil genommen hat, faßlich vor.

Der genfer kleine Rath hatte nämlich, wie schwache Regierungen oft einzelne Staatsbürger aus Gefälligkeit gegen mächtigere, oder auch aus Schwäche, preiszugeben pflegen, aus Gefälligkeit gegen Frankreich auch in Rousseaus Angelegenheit dem Rathe des Caiphas gemäß gehandelt. Für die Ertheilung dieses Raths (Che convenia porre un uomo per il populo a martiri) läßt bekanntlich Dante den Hohenpriester in der untersten Hölle

auf dem Boden gekreuzigt zertreten. Der genfer Magistrat, um sich und die genfer Pfarrer von jedem Schein eines Antheils an Rousseaus Vernunftreligion zu befreien, hatte das Beispiel des Parlaments und des Erzbischofs Christoph de Beaumont befolgt. Die Genfer ließen nämlich Rousseaus Emile wegen der darin enthaltenen ganz unschuldig naturalistischen, oder, wie man jetzt sagt, rationalistischen, Geständnisse eines savoyischen Pfarrers vom Henker verbrennen und gegen des Verfassers Person einen Verhaftbefehl ausfertigen. Beide Beschlüsse konnten und durften nach der Genfer Verfassung gegen einen Bürger nicht auf die Weise gefaßt werden, wie sie gefaßt wurden. Zu der Zeit, als dieses in Genf geschah, hielt sich Rousseau im Neuenburger Lande auf, dessen Statthalter, Lord Keith, einst Erblandmarschall von Schottland, ihn mit König Friedrichs Bewilligung in Schutz nahm. Von dort aus machte er im Frühjahr 1763 den furchtbaren Brief gegen den Hirtenbrief des Erzbischofs von Paris bekannt, der diesen zermalmte, ohne daß der Verfasser desselben grob ward. Gegen die genfer Oligarchie schrieb Rousseau nicht, weil er erwartetete, daß die Bürger von Genf in seiner Sache die ihrige erkennen würden. Er war aber damals doppelt gegen die engherzigen genfer Oligarchen erbittert, die ihn ungehört verdammt hatten, weil sie gewissermaßen mit den gnädigen Herrn von Bern gegen ihn conspirirten, da ihn auch diese in Yverdun nicht hatten dulden wollen. Diese ganze Verfolgung in Frankreich wie in der Schweiz war eben so ohnmächtig als lächerlich; sie gab dem damals ganz ungefährlichen Mann eine Bedeutung, die seine Person nicht hatte, und den Druck seiner Schriften konnte man ja doch nicht hindern. Er ward durch die Verfolgung zu einer wichtigen Staatsperson; die Pfaffen und Juristen des alten Systems, die ihn verfolgten, machten sich aber auch bei denen lächerlich und verhaßt, die des sonderbaren Mannes Meinungen durchaus nicht theilten. Man darf nur die Umstände kennen, um einzusehen, wie die Behörden sich und den Schlendrian, den sie befolgten, gewissermassen vorsätzlich dem Hasse und der Verachtung preisgaben.

Die vornehmsten Herren und Damen in Paris hegten und pflegten Rousseau und konnten ihre Bewunderung nicht laut genug

äußern; der Direktor des gesammten Bücherwesens in Frankreich, der edle Malesherbes, hatte die Revision des Drucks des Emile besorgt. Das Buch, welches der Erzbischof und das Parlament verdammten, mußte in Holland gedruckt werden, und der Minister förderte eine Schrift, die das Parlament verbrennen ließ, welche Verwirrung!! Der Prinz von Conti hatte Rousseau vom Dekret des Parlaments die erste Nachricht gegeben, der Herzog von Luxemburg bot ihm ein Asyl an und war ihm zur Flucht behülflich, der König von Preußen gab ihm Schutz, Milord Marschall wollte ihm eine Pension verschaffen. Tausende von Briefen wurden von allen Seiten her an ihn gerichtet; man wallfahrtete zu dem sonderbaren Mann, wie einst zu den Anachoreten der Wüste. Rousseau war schon damals gewissermaßen geisteskrank; er war voll Grillen und Misanthropie, was einem gesunden und kräftigen Manne nie begegnen wird, und doch verfolgten ihn die Herrn des alten Systems gleich einem Räuber. Sie gaben ihm durch diese Verfolgung ein politisches Gewicht in Genf, statt daß sie nur hätten warten dürfen, bis der Schwindel der Mode, der den Haufen der Menschen durch leeren Schall der Worte bald zur Servilität und zum Aberglauben, bald zum Fanatismus für Freiheit von geistlichen und weltlichen Banden fortreißt, vorüber sei.

Rousseau hatte erwartet, die Bürger von Genf, welche längst unzufrieden waren, daß die Bewohner der obern Stadt stolz wie die gnädigen Herrn von Bern auf sie hernieder blickten, würden sich seiner annehmen, oder doch wenigstens die Geistlichkeit dagegen protestiren, daß protestantische Juristen verführen, wie die Sorbonne und das Parlament verfahren waren; er sah sich getäuscht und kündigte deshalb sein Bürgerrecht auf. Am zwölften Mai 1763 schrieb er den in der Geschichte der Republik Epoche machenden Brief an den Herrn von Favre, ersten Syndikus der Republik, in welchem er seinem Bürgerrechte entsagte. Dieser meisterhafte, mit großer Kunst und ganz besonderer Mäßigung abgefaßte Brief [8]) ward das Signal bürgerlicher Unruhen

8) Er lautet wörtlich: Revenu du long étonnement où m'a jeté de la part du magnifique conseil le procédé que j'en devais le moins attendre, je prends enfin le parti que l'honneur et la raison me prescri-

im Innern der Republik Genf, und zwar aus einem doppelten Grunde. Zuerst wollte die Bürgerschaft von Genf, mochte sie auch zum Theil noch so orthodox calvinisch sein, Rousseau, den sie als den Lobredner ihrer Stadt und als den Stolz derselben sehr werth hielt, nicht als einen Verbrecher, sondern als einen Irrenden behandelt haben; dann glaubte sie auch, daß das Verfahren des kleinen Raths nicht verfassungsmäßig gewesen sei. Wir wollen, weil nur vom Literarischen die Rede ist, die damalige innere Einrichtung von Genf, welche, wie die der mehrsten Kantone der Schweiz und der deutschen Reichsstädte des vorigen Jahrhunderts sehr zusammengesetzt und verwickelt war, nicht vollständig mittheilen, einige Punkte müssen wir jedoch angeben. Wir heben besonders solche Punkte hervor, welche für den Zusammenhang des an sich unbedeutenden Streits der Bürger von Genf gegen ihren oligarchischen Magistrat, mit der allgemeinen Richtung von ganz Europa, wichtig sind. Es wird sich hernach von selbst ergeben, daß die Briefe vom Berge durch Entwicklung der demokratischen Grundsätze des Contrat social mit den Reden eines Burke, Fox, Barrè und den Schriften eines Franklin, Payne, Price einerlei Wirkung hatten, und daß sie, wie diese im Norden thaten, das Feudalsystem im Herzen von Europa furchtbar erschütterten.

Die Bürger von Genf bildeten damals fünf Klassen, jede derselben hatte verschiedene Rechte und Pflichten und sogar ver=

---

vent, quelque cher qu'il en coûte à mon coeur. Je vous déclare donc, Monsieur, et je vous prie de déclarer au magnifique Conseil, que j'abdique à perpétuité mon droit de bourgeoisie et de cité dans la ville et république de Genève. Ayant rempli de mon mieux les devoirs attachés à ce titre sans jouir d'aucun de ses avantages, je ne crois point être en reste avec l'état en le quittant. J'ai tâché d'honorer le nom genevois; j'ai tendrement aimé mes compatriotes: je n'ai rien oublié pour me faire aimer d'eux; on ne sauroit plus mal réussir, je veux leur complaire jusque dans leur haine. Le dernier sacrifice qui me reste à faire est celui d'un nom qui me fut si cher. Mais, Monsieur, ma patrie en me devenant étrangère, ne peut me devenir indifférente; je lui reste attaché par un tendre souvenir et je n'oublie d'elle que ses outrages. Puisse-t-elle prospérer toujours et voir augmenter sa gloire! Puisse-t-elle abonder en citoyens meilleurs, et surtout plus heureux que moi!

schiedene Namen. Diese Namen waren: Staatsbürger (citoyens), Gewerbsbürger (bourgeois), Einwohner (habitans), Eingeborne (natifs) and endlich Unterthanen. Nur die beiden ersten Klassen hatten Antheil an der Regierung und Gesetzgebung, nur der sogenannte Staatsbürger allein konnte aber ein obrigkeitliches Amt bekleiden. Die Zahl der Bürger der beiden ersten Klassen zusammen mochte etwa höchstens sechzehnhundert betragen, die der drei ausgeschlossenen Klassen gab man zu vierzigtausend an. Diese Mehrzahl der Bürger war nicht blos von allem Antheil an der Verwaltung des Staatswesens ausgeschlossen, sondern auch in jeder Rücksicht stärker belastet, sie genoß vieler Vortheile nicht, deren die sechzehnhundert genossen. Selbst die beiden, gewissermaßen privilegirten Klassen wurden aber in der Regel über die Maßregeln der eigentlichen Oligarchie nicht befragt, ja nicht einmal gehört, wenn sie ihr eignes Recht geltend machen wollten. Man hatte, ohne durch die Verfassung dazu berechtigt zu sein, durch eine künstliche und nach Genfer Art spitzfindig ausgedachte Einrichtung der Regierungscollegien alle Gewalt im Staat an sehr wenige Familien gebracht. Diese regierten dann auf dieselbe Weise, wie die ehemaligen Berner Patrizier und viele andere aristokratische Regierungen in der That väterlich und vielleicht besser als demokratische Obrigkeiten würden gethan haben; aber es war ihren Mitbürgern doch kränkend, daß sie als Kinder immer unter der Zucht der Herrn in der obern Stadt standen. Sie hätten gerne etwas physische Behaglichkeit und einigen materiellen Wohlstand weniger gehabt, wenn ihnen ihre wohlmeinenden väterlichen Regenten moralisch mehr zugetraut und sie für mündig gehalten hätten. Die Einrichtung war ungefähr folgende: Es bestand zuerst ein eigentlicher Senat, der zugleich oberstes Gerichts- und Regierungscollegium war, wie in unsern deutschen Reichsstädten, wenigstens in den mehrsten. Dieser kleine Rath bestand aus fünfundzwanzig Mitgliedern, aus welchen alle Jahr durch den großen Gemeinderath vier Syndics gewählt wurden, die in den verschiedenen Collegien oder Aemtern den Vorsitz hatten. Der erste Syndic war Präsident aller der vier Räthe, wodurch man den Schein einer beschränkten Oligarchie erkünstelte, ohne irgend jemand zu täuschen. Der erste dieser vier Räthe war der

große Gemeinderath, der aus den sämmtlichen Bürgern der beiden ersten Klassen bestand. Ohne Zustimmung dieses Raths konnte keine Auflage ausgeschrieben und kein Gesetz gemacht werden, er konnte aber nur über die Vorschläge berathschlagen, die ihm der kleine Rath that, er selbst durfte keine machen, auch stand er unter der Aufsicht des Raths der Zweihundert. Dieser dritte Rath der kleinen Republik war im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts etwas erweitert worden, denn er bestand seit 1738 nicht mehr aus zweihundert, sondern aus zweihundert und fünfzig Mitgliedern. Er war das Wahlcollegium für den kleinen Rath, und dieser ernannte die Mitglieder des Raths der Zweihundert. Alles blieb daher in einem Kreise. Außer der Wahl des kleinen Raths hatten die Zweihundert auch das Begnadigungsrecht und das Münzrecht, sie waren dabei Gericht zweiter Instanz. Dieser Rath der Zweihundert konnte dem kleinen Rathe Vorschläge machen, durfte aber selbst über nichts berathschlagen, als über das, was ihm der kleine Rath vortragen ließ. Der vierte Rath, der der Sechzig, war keine eigentliche Behörde, sondern bloß ein geheimer Ausschuß, zusammengesetzt aus den fünfundzwanzig Mitgliedern des kleinen Raths und fünfunddreißig Mitgliedern des Raths der Zweihundert. Dieser Ausschuß war für geheime Angelegenheiten und für auswärtige Verhältnisse. Eine Hauptperson in dieser Verfassung war der Generalfiscal (procureur général) der auf je drei Jahre aus dem großen Gemeinderath von den Zweihundert erwählt ward. Dieser hatte nicht allein alle juristischen Geschäfte zu besorgen, sondern war auch der Staatssophist, d. h. er mußte philosophisch beweisen, daß Alles, was die vornehmen, regierenden Herrn anordneten, vortrefflich sei. Der große Rath durfte allerdings dem kleinen und dem der Zweihundert Vorstellungen machen; aber diese konnten dann ihr sogenanntes Recht des Abschlagens (droit négatif) gebrauchen, d. h. sie konnten, ohne auch nur einen Grund anzugeben, bei ihren Beschlüssen beharren. Der große Rath ward daher auch nur ein paarmal im Jahre versammelt, bloß der Wahlen wegen, denn im Uebrigen wußte man mit ihm fertig zu werden. Schon 1738 hatte man gefühlt, daß diese aristokratisch-oligarchische Regierung, die sich stets aus den Gliedern einiger wenigen Familien ergänzte,

mit dem Bedürfnisse der Zeit und mit den Veränderungen, welche diese, besonders in einer Handelsstadt, unaufhörlich herbeiführt, im Widerspruche stände. Die Bürger geriethen daher mit den Oligarchen in Streit. Die Unruhen hatten zur Folge, daß die Oligarchie um ein Weniges erweitert ward; dafür aber ward das, was vorher nur Usurpation war, jetzt zum geschriebenen Recht. Die Genfer Oligarchie ward damals dadurch fester gegründet, daß die adelige Aristokratie von Bern und die weit ärgere bürgerliche und kaufmännische von Zürich, nebst der militärisch monarchischen Regierung von Frankreich Bürgen der bestehenden Oligarchie wurden. Seit dieser Zeit hatte daher der französische Resident in Genf und die gnädigen Herrn von Bern großen Einfluß, und diese beiden hatten um 1762 eben so gut Gründe, in Rousseau den Propheten der Demokratie zu verfolgen, als die genfer Oligarchie selbst. Bei dieser Gelegenheit zeigte Friedrich II., als er den Vertheidiger der Demokratie gegen die Oligarchen in Schutz nahm, auf eine glänzende Weise, daß ein Monarch, der auf seine Kraft und sein Verdienst traut, keiner Aristokratie gegen sein Volk bedarf. Er erlaubte dem verfolgten Vertheidiger der Demokratie nicht allein, sich in Motiers Travers aufzuhalten, sondern auch von dort aus einen wüthenden Kampf mit den Oligarchen, zu Gunsten des Genfer Volks, zu beginnen.

Der Brief, wodurch Rousseau seinem Bürgerrechte entsagte, weckte nämlich endlich den großen Gemeinderath aus seinem Schlummer. Er gebrauchte sein Recht und machte Vorstellungen dagegen, daß man einen in ganz Europa geachteten Bürger verdammt habe, ohne daß man ihn gehört oder auch nur vorgeladen hätte. Der kleine Rath machte es wie sonst, er bediente sich seines Rechts, keine Antwort zu geben. Dadurch kam es zwischen beiden Räthen zum förmlichen Bruch, und der große Rath veranlaßte einen Stillstand der Geschäfte durch die Weigerung, die vier Präsidenten oder Syndics zu wählen. Zu dem Zank über Rousseau kamen dann noch andere Ursachen des Zwists hinzu, und die bürgerlichen Unruhen in Genf dauerten über vier Jahre lang fort. Wir können und dürfen hier der Geschichte der Zwistigkeiten der Bürger einer einzelnen Stadt mittlerer Größe nur in Beziehung auf Rousseaus demokratisch aufregende Briefe

erwähnen, es mag daher genug sein zu bemerken, daß der Streit erst um 1768 beendigt ward. Die Bürgen der Verfassung von 1738 hatten sich in die Sache gemischt, sie vermittelten einen Vertrag, dessen Resultat das sogenannte Friedensedict (édit de pacification) war, wodurch der große Rath einige im Ganzen unbedeutende neue Rechte erhielt, während die große Mehrzahl der Genfer Unterthanen der herrschenden Familien blieb.

Gleich anfangs mischte sich Rousseau in diesen Streit nicht; er ergriff erst die Feder, als ihn Deputirte des großen Raths ausdrücklich darum ersuchten, weil alle geschickten Federn des kleinen Staats der Regierung verpachtet waren. Der damalige Generalfiscal Tronchin, ein Mann von ausgezeichneter Bildung und Talent, schien der Sache der Demokratie durch die Aufsätze, die er unter dem Titel: Briefe vom Lande herausgegeben hatte (lettres de la campagne), endlich den Todesstreich versetzt zu haben, als sich die Bürgerschaft ganz im Stillen an Rousseau wandte. Rousseau schrieb dann gegen diese Schrift Tronchins, die er selbst meisterhaft nennt, hinter einander neun Briefe, welche ganz in der Stille gedruckt wurden, und denen er den Titel gab, Briefe vom Berge (lettres écrites de la montagne) weil sie den Briefen vom flachen Lande (campagne) entgegengesetzt waren.[9]) Der Druck ward in Holland besorgt und

---

9) Wir wollen für die Leser, denen seine Confessions nicht gerade zur Hand sind, seine eignen Worte hersetzen. Er sagt livre XII. de la II. partie: Ces altercations (die Genfer Unruhen) produisirent diverses brochures, qui ne décidoient rien, jusq' à ce que parurent tout d'un coup les *lettres écrites de la campagne,* ouvrage écrit en faveur du conseil avec un art infini, et par lequel le parti représentant réduit au silence, fut pour un tems écrasé. Cette pièce, monument durable des rares talens de son auteur, étoit du procureur général Tronchin, homme d'esprit, homme éclairé, très-versé dans les loix et le gouvernement de la république. Siluit terra. Les représentans revenus de leur premier abattement, entreprirent une réponse, et s'en tirèrent passablement avec le tems. Mais tous jetèrent les yeux sur moi, comme sur le seul qui pût entrer en lice contre un tel adversaire avec espoir de le terasser. J'avoue que je pensai de même; et poussé par mes anciens concitoyens, qui me faisoient un devoir de les aider de ma plume dans un embarras, dont j'avois été l'occasion, j'entrepris la réfutation des lettres écrites de la

das Buch, plötzlich und unvermuthet in die Welt geworfen, wirkte in Frankreich und in der französischen, damals stolzen Aristokraten unterworfenen Schweiz auf ähnliche Weise, wie Junius Briefe in England, obgleich die Materie es mit sich brachte, daß diese Briefe nicht durch die Gattung des Styls ausgezeichnet sein konnten, welche den Brief an den Erzbischof von Paris zum Gegenstande unserer höchsten Bewunderung macht. Diese Briefe vom Berge zeigen, mit Lessings fast gleichzeitigen Meisterstücken des Styls, mit Franklins und der englischen Redner Arbeiten und mit den Werken der französischen Klassiker des achtzehnten Jahrhunderts verglichen, die Art und den Gebrauch des Styls der Klassiker aller Nationen des vorigen Jahrhunderts in grellem Contrast mit dem Styl und der Richtung der Romantiker und historisch Objectiven des unsrigen.

Rousseau, wie Lessing, kämpfte auf eine glänzende und allgemein verständliche Weise in Beziehung auf die Religion des Staates für das Recht verständiger Prüfung gegen blinden Glauben, in Beziehung auf politische Verfassung für einen Antheil des Volkes an der auf seine Kosten geführten und mit seinem Blute vertheidigten Regierung des Staates. Er hat die Briefe sehr passend in zwei Bücher getheilt. Das erste Buch ist theils der Vertheidigung eines Satzes, den hernach unter uns auch Lessing in seinen Schriften gegen Pfarrer und Theologen so glänzend durchgeführt hat, gewidmet, daß ihre Auctorität uns im Forschen nicht hemmen dürfe, theils der Vertheidigung seiner eigenen Sache. Es ist nämlich in diesen sechs ersten Briefen zuerst die Rede davon, ob ein Protestant durchaus an Wunder glauben müsse; hernach wird das Betragen von Rousseaus genfer Richtern geprüft. Die drei letzten Briefe, oder das zweite Buch, sind bestimmt, die Sache der Demokratie gegen die Aristokratie zu führen.

---

campagne et j'en parodiois le titre par celui de Lettres écrites de la montagne, que je mis aux miennes. Je fis cette entreprise et je l'exécutai si secrètement que, dans un rendez-vous que j'eus à Thonon avec les chefs des représentans pour parler de leurs affaires et où ils me montrèrent l'esquisse de leur réponse, je ne leur dis pas le mot de la mienne qui étoit déjà faite.

Die drei ersten Briefe, zu denen man auch noch den vierten zählen kann, bilden wieder eine eigene Abtheilung, weil sie ausschließend von der kirchlichen Polizei und vom Rechte des Staates in Beziehung auf freie Aeußerung der Meinung in Religionssachen handeln; der fünfte und sechste beziehen sich nur allein auf das genfer Gerichtsverfahren und auf die zu beobachtenden Rechtsformen, welche nicht blos gegen Rousseau, sondern auch gegen Andere verletzt waren. Diese letzteren Briefe können wir schon darum übergehen, weil wir der Briefe vom Berge nur in so ferne erwähnen, als Rousseau in denselben auf der einen Seite mit Semler und Lessing für Freiheit des Forschens und Prüfens gegen Universitäts- und Consistorialtheologie, und auf der anderen mit Franklin, Fox, Price, Payne, für eine neue Ordnung in bürgerlichen Dingen kämpfte. Die ersten drei Briefe erörtern die Frage, ob ein protestantischer Staat es seinen Bürgern zur Pflicht machen dürfe, ihren Glauben an Christi Lehre auf dessen Wunder zu gründen? Das heißt, wenn wir die Frage etwas anders, mehr positiv und historisch fassen, sie behandeln die Frage, ob die Staatspolizei des Mittelalters in kirchlicher Beziehung, gegen welche sich in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts nur hie und da eine Stimme erhob, noch in der zweiten anwendbar sei, zu einer Zeit, wo die achtungswürdigsten Männer dagegen protestirten?

Gleich der erste Brief handelt mit einer dringenden Dialektik ohne alle Declamation von Religion und Dogma, vom Geiste des Christenthums, von Staatsreligion und Cultus, wobei Rousseau viel mehr Eifer für die reine Lehre Christi zeigt, als der gepriesene Montesquieu gezeigt hat. Rousseau beweist, daß das, was in dem berühmten nirgends von der Aristokratie angegriffenen, von den bigotten Engländern vergötterten Geist der Gesetze als Christenthum empfohlen und gepriesen werde, durchaus nicht der wahre Geist desselben sei, den er seinerseits verehre und predige. Er zeigt in Beziehung auf die Beschuldigung von Aufregung zu Empörung und Freveln gegen die Staatsreligion, daß es sehr leicht sei, aus dem Zusammenhange gerissene Stellen der Bibel zu gebrauchen, wie man einzelne Stellen aus seinen Schriften gebraucht habe, und so eine noch weit ärgere Anklageschrift

gegen die Evangelisten als gegen Empörer und Frevler aufzusetzen, als man gegen den Emile aufgesetzt habe. Wir wollen die sehr witzige und passende Stelle unter dem Texte beifügen, weil leider! in unsern Tagen die Manier, Klage gegen jeden zu führen, der nicht wie es gerade die Zeit mit sich bringt, bald fromm, bald ungläubig ist, wieder herrschend zu werden droht.[10]) Dem Untenangeführten fügt Rousseau Folgendes bei: Was würdet ihr Leute sagen, wenn irgend eine Teufelsseele Stellen des Evangeliums erst auf die angeführte Weise aus dem Zusammenhange risse, hernach aber aus den herausgerissenen Stücken wieder ein Ganzes machte und dieser seiner die Evangelisten schändlich verläumdenden Schrift den Titel Evangelisches Glaubensbekenntniß gäbe? Was sollte man denken, wenn hernach diese schauderhafte Schandschrift von gottseligen Pharisäern mit triumphirender Miene als Inbegriff der Lehre Christi ausposaunt würde? Dahin führt gleichwohl diese unwürdige Art Polemik.

Durch die zuletzt angeführten Sätze bahnt er sich den Weg, um im zweiten Briefe von der Staatsreligion der Genfer und von der Reformation in Beziehung darauf zu reden. Dies ist die Einleitung zu der Untersuchung, in wie fern es ein Verbre-

---

10) Wir rufen, läßt Rousseau seinen Generalfiscal sagen, die Strenge des Gerichts (nous déférons) gegen ein ärgerliches, ein gottloses, frevelndes Buch an, dessen Moral darin besteht, den Armen zu berauben, um den Reichen reicher zu machen (Matth. 13. v. 12. Luc. 19. v. 26.), den Kindern zu lehren, Mutter und Brüder zu verläugnen (Matth. 12. v. 48. Marc. 3. v. 33.), sich ohne Bedenken fremdes Gut zuzueignen (Matth. 11. v. 2. Luc. 19. 30.), den Bösen keine gute Lehre zu geben, weil sie sich sonst bekehren und Vergebung erlangen möchten (Marc. 4. v. 12. Johannis 12. v. 40.), Vater, Mutter, Weib, Kinder und alle seine Blutsverwandten zu hassen (Luc. 14. v. 26.). Ich klage gegen ein Buch, in dem überall das Feuer der Zwietracht geschürt wird (Matth. 10. v. 34. Luc. 12. v. 51. 52.), worin man sich rühmt, den Sohn gegen den Vater zu bewaffnen (Matth. 10. v. 35. Luc. 12. v. 53.), die Verwandten gegen einander, das Gesinde gegen die Herrschaften (Matth. 10. v. 36.), ein Buch, in welchem man Uebertretung des Gesetzes predigt (Matth. 21. v. 2. u. flg.), wo man Verfolgung für Pflicht ausgibt (Luc. 14. v. 23.); wo man, um das Volk zu Raubvolk zu machen, die ewige Seligkeit zum Raub der Gewalt und zur Beute der Gewaltthätigen macht (Matth. 11. v. 12.).

chen sein könne, daß man nicht an die Wunder des Christenthums glaubt. Er beweiset aus der Natur und dem Wesen der Reformation, daß es jedem Reformirten, wenn er nur den Inhalt des Evangeliums als göttliche Botschaft erkenne, vergönnt sein müsse, diesen Inhalt nach seiner besten Einsicht zu verstehen und zu deuten. Bei der Gelegenheit gibt er eine Erklärung, welche jeder denkende und consequente Protestant unterschreiben wird. Diesem Satz und ganz consequent der Lehre vom blinden Glauben gemäß, sind ja auch viele Lehrer der englischen Hochkirche jetzt öffentlich Verkündiger des Papstthums, und einige hochkirchliche Gemeindeglieder sind diesem Satze gemäß übergetreten. Wir würden dasselbe thun, wenn es wirklich dahin käme, daß man sich entweder zur hölzernen Dogmatik protestantischer Professoren oder zum Cultus der alten Kirche bekennen müßte, wenn man nicht geschimpft und verfolgt werden wollte. Rousseau sagt nämlich: „Wenn mir jemand heute beweiset, daß ich verbunden bin, in Glaubenssachen mich irgend einer fremden Entscheidung zu unterwerfen, so werde ich morgen katholisch und jeder wahrhafte und consequente Mann wird dasselbe thun." Dies führt ihn dann auf den neuen Papismus, der sich im sechzehnten Jahrhunderte bildete, und auf Calvin. Er redet von ihm mit der größten Achtung, und erklärt seine Intoleranz aus den Zeitumständen, wobei er ihn auf folgende Weise entschuldigt: „Durch das beständige Zanken und Streiten mit den katholischen Geistlichen kam auch über die protestantischen ein Geist des Zankens und der Spitzfindigkeit. Vermöge dieses ihnen eigen gewordenen Geistes wollten sie Alles entscheiden, Alles unter eine Regel bringen, über Alles absprechen; jeder versuchte ganz bescheiden, seine eigene individuelle Meinung als oberstes Gesetz für Alle durchzusetzen. Auf diese Weise konnte man freilich nicht im Frieden leben. Calvin war unstreitig ein großer Mann; aber er war doch ein Mensch, und was schlimmer ist, ein Theolog, er hatte außerdem den ganzen Stolz eines ausgezeichneten Kopfes, der sich seiner Ueberlegenheit bewußt ist, und es sehr übel nimmt, wenn man sie ihm streitig macht. Seine mehrsten Collegen waren in demselben Falle, sie waren aber darin am mehrsten zu tadeln, daß sie so inconsequent waren."

Diese Sätze führt er hernach meisterhaft durch und beweiset mit siegender Beredsamkeit und mit zwingenden Schlüssen, daß es ganz lächerlich sei, wenn man den Wunderglauben und einen durch gewisse Gelehrte aufgestellten Lehrbegriff neben dem Evangelium durch Staatspolizei und äußere Gewalt aufrecht halten wolle. Er macht aufmerksam, daß man ja dahin komme, sich statt der alten Kirche und ihrer Ueberlieferung gewisse einzelne Männer zu wählen und diese zu Propheten zu machen. Er sagt ausdrücklich: „Ich schließe daraus, daß man die ganze Reformation in ihren ersten Grundlagen untergräbt, wenn man festsetzt, daß es der Wunder bedürfe, um die göttliche Sendung der Boten einer Verkündigung des Himmels zu beweisen, die eine neue Lehre predigen. Wenn man dies annimmt, um mich zu widerlegen, so sündigt man gerade auf die Weise, wie man mir fälschlich Schuld gibt, daß ich thue." Dies gibt den Uebergang zu den Wundern selbst und zur Entwickelung eines verständigen und gemäßigten Rationalismus, der schon Alles das enthält, was zehn Jahre später Lessing und zwanzig Jahre hernach alle deutschen Theologen lehrten und was jetzt von ihnen als Ketzerei verflucht, und, was schlimmer ist, verfolgt wird. Rousseau zeigt hier einen Weg, um an C. F. Bahrdt vorbei, ohne Erklärung der Wunder, ohne Symbolisiren der Geschichte, ohne gelehrte Exegese durch die Schrift zu einer Religion des Herzens und des Gemüthes zu gelangen.

Wir heben diese Stellen ausdrücklich aus dem Grunde hervor, weil die drei Briefe sich scheinbar nur mit Rousseau's Prozeß und mit dem ihm Schuld gegebenen Verbrechen des Unglaubens beschäftigen. Eigentlich behandeln sie mit siegender Dialektik bei Gelegenheit der Geständnisse des savoyischen Vicars die Fragen, die seit 1770 ganz Deutschland in Bewegung brachten. Deutschland war das einzige Land, wo Rousseau Eingang finden konnte, denn in Schweden und in Dänemark war das Lutherthum versteinert und die anglicanische Kirche gehört im Grunde der römischen an, da sie Pfründen hat und Bischöfe, die Pairs sind, und also kein Licht in ihren Tempel lassen darf. Die zwei letzten Briefe des ersten Buches geben der Beredsamkeit weniger Spielraum, weil sie einen sehr trockenen Stoff zu behandeln haben;

aber Rousseau versteht wie Lessing die ungemein schwere Kunst, seine Leser zu zwingen, ihm auch durch die dürrsten Felder zu folgen. Es ist in diesen Briefen nur vom Genfer Staatsrecht, von Genfer Prozessen und gerichtlichen Formen die Rede, gleichwohl hat der sechste Brief und besonders dessen zweite Hälfte für das neue Staatsrecht von Europa eben so große Bedeutung als die ersten drei Briefe für das damals in Deutschland dämmernde Licht der protestantischen Theologie. In diesem sechsten Briefe nämlich geht Rousseau bis an die äußerste Gränze des demokratischen Systems der Staatseinrichtung. Er bleibt nicht da stehen, wo die englischen Redner und selbst Mirabeau später stehen blieben, sondern er redet, wenn gleich auf eine andere Weise als Franklin, Payne und Price, doch dem Sinne nach, wie diese Demokraten. Er macht in diesem Briefe die spitzfindige Lehre von der Volkssouveränität, die er in seinem Gesellschaftsvertrage aufgestellt hatte, in schneidender Kürze geltend, vertheidigt sie, wendet sie in den drei folgenden Briefen auf die Genfer Verfassung an und macht sie durch diese Anwendung auf die bestehenden Einrichtungen handgreiflich. Auf diese Weise mußte sich freilich Rousseau große Blößen geben, das wird aber Allen begegnen, die ohne die Geschichte ganz vollständig und gründlich studirt, oder die Menschen, wie sie sind und ewig bleiben werden, im engen Verkehr des Lebens kennen gelernt zu haben, Verfassungstheorien ausgrübeln. Jede Verfassung, die nicht streng demokratisch ist, erscheint daher in diesen Briefen in demselben Lichte, wie der oligarchische Genfer kleine Rath. Freilich hat gerade dieser Umstand beigetragen, diesen Briefen bei allen Leuten, die sich vom Gefühl und Vorurtheil bald zum Fanatismus der Freiheit, bald zur Begeisterung für geistlichen und weltlichen Despotismus fortreißen lassen, eine größere Bedeutung zu geben, als die dürre Wahrheit der Wirklichkeit würde gehabt haben.

Auch in diesen drei letzten Briefen geht Rousseau zunächst von sich selbst aus. Es sei ihm zum Verbrechen gemacht worden, sagt er, daß in seinem Gesellschaftsvertrage eine verderbliche Theorie aufgestellt sei, man habe erklärt, das Buch verdiene verbrannt zu werden, weil sich dessen Verfasser als einen Feind aller bestehenden Regierungen bewiesen habe. Der Inhalt dieses in

Frankreich später durch St. Just sehr verderblich gewordenen Contrat social, nach welchem die wesentliche und unveräußerliche Volkssouveränität den sämmtlichen Gliedern des Volks eigen ist, sucht dann Rousseau klar in wenige Sätze fürs Volk, nicht für die Schule zusammenzudrängen. Er faßt hernach das ganze Resultat in die folgenden wenigen Worte zusammen: „In der That, diesen neuen Urvertrag, dieses Wesen unbeschränkter Herrschergewalt, diese Herrschaft der Gesetze, diese Einrichtung der Regierung, diese Weise, sie stufenweise zusammenzudrängen, um durch äußere Gewalt zu ersetzen, was an moralischem Gewichte fehlt, dies Streben nach Usurpation, diese wiederkehrenden Versammlungen, diese Gewandtheit, ihnen auszuweichen, dieses gänzliche Aufhören derselben, womit, um es kurz zu sagen, ihr Genfer jetzt bedroht seid, und dem ich zuvorkommen möchte, erkennt ihr sie nicht Zug für Zug in der Geschichte eurer Republik, von ihrer Entstehung an bis auf diesen Tag? Ich habe also, (und dies ist in Beziehung auf die Wirkung, welche Rousseau als Orakel seiner Zeit hatte, besonders zu bemerken), eure Constitution, ihr Genfer, zum Muster genommen, auf welche Weise nach meiner Meinung alle Staaten eingerichtet sein sollten, und war so weit davon entfernt, eure Verfassung auflösen zu wollen, daß ich euch im Gegentheil die Mittel angab, um sie zu erhalten. Es ist daher sonderbar genug, daß meine Genfer Ankläger ein Buch, das nach ihrer Meinung alle anderen Regierungen und Verfassungen angreift und doch dafür von diesen nicht verfolgt wird, zum Feuer verdammen, weil die Genfer Verfassung die Einzige ist, die in dem Buche als Beispiel für andere gebraucht wird und die es aufrecht erhalten wissen will."

Rousseaus Vertheidigung gegen die Beschuldigung, daß er Feind jeder monarchischen und aristokratischen Regierung sei, übergehen wir ganz. Wichtiger für unsern Hauptzweck ist dagegen die feine und geschickte Wendung, vermöge deren er den Genfer Zwist benutzte, um in diesen Briefen ans Licht zu bringen, wie sich die innere Beschaffenheit und die egoistische Weisheit aller Aristokratien zur Idee vom Zwecke der Staaten verhalte. „Ihr fragt mich, redet er im siebenten Briefe seine nicht zum kleinen Rath gehörigen Genfer Mitbürger an, wie es um eueren

Freistaat gegenwärtig steht und zugleich, was die Bürger desselben zu thun haben? Die erste Frage ist viel leichter zu beantworten, als die zweite. Die erste Frage scheint nur darum schwierig, weil man zwei ganz entgegengesetzte Antworten darauf geben kann. Ganz verständige Leute antworten darauf: Wir sind das allerfreieste Volk; andere eben so verständige Leute antworten, wir leben in der härtesten Sclaverei. Wer hat nun Recht? fragt ihr. Ich antworte, alle beide; je nachdem man die Sache nimmt: eine kleine Unterscheidung vereinigt sie. Nichts kann freier sein, als euer Zustand, wie er den Gesetzen nach sein sollte; nichts ist sclavischer, als der Zustand, wie er in der That jetzt ist. Euere Gesetze sind nur dadurch verbindlich, daß sie von euch ausgehen, ihr erkennt nur solche an, die ihr selbst gemacht habt, ihr bezahlt nur die Auflagen, die ihr euch selbst auferlegt habt, ihr wählt die Obrigkeiten, die euch regieren sollen, und diese haben nur unter gewissen bestimmten und vorgeschriebenen Formen ein Recht, über euch Gericht zu halten. Ihr seid in euerem großen Rathe Gesetzgeber, unumschränkte Gebieter, unabhängig von jeder menschlichen Gewalt. Ihr bestätigt die Verträge, ihr beschließt über Krieg und Frieden, ihr werdet sogar von eurer Obrigkeit großmächtige, hochachtbare und gebietende Herren genannt. Das wäre denn euere Freiheit, jetzt wollen wir von euerer Sclaverei reden. Dieselben Leute, die zu Vollstreckern der Gesetze unter euch bestimmt sind, sind auch zugleich die obersten, ja die einzigen Dolmetscher dieser Gesetze, sie lassen sie also deuten, wie es ihnen gefällig ist, und zu jeder Zeit, wenn es ihnen beliebt, schweigen diese Gesetze ganz; die regierenden Herren dürfen sie übertreten, ohne daß ihr etwas dagegen anfangen könnt; denn diese sind über den Gesetzen. Die Obrigkeit, die ihr wählt, hat ferner ganz unabhängig von euerer Wahl noch andere Gewalt, die nicht von euch herstammt." Er beweiset hernach, was man freilich in den mehrsten constitutionellen Staaten des Continents in unserer Zeit leicht ebenfalls nachweisen könnte, daß eine Freiheit ohne Bürgschaft und Macht, eine leere Täuschung sei. Daran knüpft er die Darstellung der Art und Weise, wie in Genf und überall, nach und nach Usurpation und Gewalt zum Recht geworden sei. Er meint, die Geschichte von Genf beweise, daß auch dort, wie in allen anderen

Staaten, das Volk nach und nach von allem Antheil an der Regierung sei ausgeschlossen worden. Es sei bekanntlich, sagt er, alle eigentliche Gewalt an die paar regierenden Familien gekommen, und es regierten nur die Bürger, welche die Gewalt in den Händen hätten, darum sei es mit der Verfassung vorbei. Vor zwei Jahrhunderten, fügt er hinzu, hätte ein Kenner der Staatswissenschaft das, was euch begegnet ist, voraussehen können. Er würde euch gesagt haben: Die Staatseinrichtung, die ihr macht, ist für den Augenblick gut, sie ist aber für die Zukunft schlecht. Sie ist ganz gut, um Freiheit einzuführen, schlecht, um sie zu erhalten, und gerade das, was gegenwärtig euere Sicherheit ausmacht, wird dazu dienen, euch in Fesseln zu schlagen. Diese Sätze bilden die Grundlage der folgenden Prüfung der aristokratischen Regierung, wo er mit viel herber Schärfe Schritt für Schritt den schlauen Maßregeln folgt, welche sie genommen hat, um das Volk nach und nach seiner Rechte zu berauben. Er bedient sich dabei der rednerischen Form des Apostrophirens und ruft dem Bürger, dem er sich gegenüber gestellt hat, zu: Sie sehen jetzt, mein Herr, die Staatskniffe der Leute, von denen sie regiert werden. Diese Leute machen ihre Neuerungen nach und nach ganz langsam, ohne daß jemand erkennt, was daraus werden wird, und wenn man es endlich merkt und helfen will, dann fangen sie an, über Neuerung zu schreien. Diese Sätze werden auf eine bittere und heftige Weise durchgeführt, und das Genfer Volk eben so mächtig gegen seinen kleinen Rath aufgeregt, als das Englische in Junius Briefen gegen König und Ministerium. Rousseau gebraucht dabei die verschiedenen Artikel der Genfer Constitution gerade auf dieselbe Weise, wie der Engländer die Englische, oder seinen Blackstone; dabei weiß er, wie dieser, einzelne Fälle für seinen Zweck meisterhaft zu benutzen. Er bleibt z. B. nicht bei dem Verfahren, das man gegen ihn angewendet hatte, stehen, sondern benutzt auch ähnliche Vorfälle, wie den Prozeß des Buchhändlers Bardin, und die Sache eines Bürgers, der ungerechter Weise wegen Entwendung war verhaftet worden, und vergebens um Genugthuung angesucht hatte.

Rousseau selbst macht uns gelegentlich aufmerksam darauf, daß er nur Organ des Zeitgeistes sei, und daß er im Grunde

in demselben Kampfe für das wieder erwachende Bewußtsein verlorner Rechte des Volkes auf dem Festlande begriffen sei, den fast gleichzeitig die englischen Volksfreunde für Wilkes gegen König und Parlament begonnen hätten. Dies mußte nothwendig in allen Kantonen der Schweiz eine mächtige Aufregung hervorrufen, denn alle, wenn man die ganz kleinen ausnimmt, wurden mehr oder weniger aristokratisch, oder wie unsere Sophisten sagen, väterlich! von gewissen Familien ausschließend, in Beziehung auf physisches Wohlsein und materielle Vortheile aber gar nicht übel regiert. Er sagt auch in Rücksicht auf die vorgebliche Freiheit in Aristokratien ausdrücklich: Wir wollen Herrn Wilkes in Gedanken nach Genf versetzen, er soll dort einmal nur den vierten Theil von dem, was er in London gegen Regierung, Hof und König öffentlich gesagt hat, was er hat drucken und bekannt machen lassen, gegen den kleinen Rath sagen, schreiben und drucken lassen, und man wird sehen, was erfolgt. Daß man ihn hinrichten ließe, will ich nicht fest behaupten (obgleich die Züricher Oligarchen doch allerdings den unglücklichen Diakonus Waser hinrichten ließen, weil er Schlözer ein Aktenstück mitgetheilt hatte, welches dieser bekannt machte); aber davon bin ich überzeugt, daß er sogleich eingesteckt und mit schwerer Strafe belegt würde.

Wir übergehen Alles, was Genf und seine Oligarchen besonders angeht, um nur einiges Allgemeine zu berühren, woraus von selbst hervorgeht, wie sich Rousseau zu den späteren Vertheidigern der Revolution verhält. Er führt an, daß man ihm einwerfe, die genfer Regierung habe zweihundert Jahre lang so bestanden und Niemand habe sich beschwert, die Verfassung sei gut, wie sie sei, ob man gleich weder den allgemeinen Willen befrage, noch sich genau am Gesetze halte. Darauf gibt Rousseau eine für alle, an keinem bestehenden Gebrauch oder Mißbrauch je rüttelnden Regierungen freilich bittere und schroffe, aber doch, selbst wenn es England gilt, schwer zu widerlegende Antwort: Jede Obrigkeit, sagt er, auch die beste, auch die, welche wir selbst gewählt haben, ist in einem privilegirten Zustande und strebt nach Vorzug vor den andern Bürgern. (Daran knüpft er einen Satz in seiner Manier, der beweiset, daß er das Volk, d. h. den niedern Haufen nicht kennt, oder nicht kennen will). Mit dem

Stande des gehorchenden Volkes ist Gerechtigkeit nothwendig verbunden, dem Stande der Gebietenden ist Neigung zu Gewaltthätigkeit und zur Tyrannei von Natur anklebend. Die Regierungen fordern Gesetze, aber nicht um ihnen zu gehorchen, sondern um sie nach Belieben anwenden zu können. Diese Stelle verdient hier besonders darum angeführt zu werden, weil man sehen wird, daß die Aufregung des Volkes in den Briefen nicht mehr innerhalb der erlaubten Gränzen blieb, sondern offenbar aller bürgerlichen Ordnung feindlich wurde — und doch war weniger Lärm von diesen Briefen, als von den Bekenntnissen des Vicar und vom Emile. So sind die Menschen! Rousseau geht noch weiter, er sagt: Die Vorgesetzten wollen Gesetze, um sich an ihre Stelle zu setzen, damit man sich vor ihnen und vor ihrem Amte fürchte. Alles begünstigt ihre successiven Usurpationen, sie bedienen sich der ihnen obliegenden Verpflichtungen, um sich immer fort neue aufzulegen, die sie nicht haben sollen. Da sie auch sogar dann, wenn sie die Gesetze verletzen, im Namen des Gesetzes reden, so ist jeder, der sich gegen sie zu wehren wagt, ein Unruhestifter, ein Empörer. Er muß sterben, sie dagegen sind bei ihrem Beginnen der Ungestraftheit stets versichert, haben auch im schlimmsten Fall gar nichts Anderes zu fürchten, als daß die Unternehmung mißlinge. Haben sie Hülfe von Außen nöthig, so finden sie diese überall; die Schwäche der Schwachen besteht gerade darin, daß sie sich auf diese Weise nicht verbinden können.

Es ist nun einmal das Schicksal des Volks, daß es immer seine Gegenpartei zu Richtern hat, innerhalb und außerhalb seines eigenen Landes u. s. w. Man sieht, daß Rousseau, ohne es zu wissen und zu wollen, ganz auf den revolutionären Weg demagogischer Volksschmeichelei geräth, der in unsern Tagen in Deutschland den Rechten und Freiheiten dieses geschmeichelten Volks so verderblich gewesen ist, weil es sich den Declamatoren hingab.

Auch Büffon sogar stimmte in den herrschenden Ton ein, so hofmäßig, so hoffähig, so eitel er auch war. Wir überlassen unsern Lesern bei Barante die Vergötterung Büffons zu lesen, worin wir nicht einstimmen, welche zu bestreiten aber thöricht wäre; wir verweilen nur dabei, daß er in der Richtung zum

Fortschreiten, im Aufklären und im Eifern gegen Vorurtheile mit Rousseau und d'Alembert zusammentraf. Alle drei wirkten durch die Materie, die sie vortrugen, und durch den rednerischen Styl, worauf sie einen ganz besondern Fleiß wandten, auf das Publikum des achtzehnten Jahrhunderts mächtig ein, jeder von ihnen suchte, wenn gleich auf verschiedene Weise, ein Leben und eine Wissenschaft zu schaffen, welche ganz eigentlich der sogenannten philosophischen Richtung der glänzenden Pariser Kreise angepaßt waren. Büffon hielt sich übrigens ganz in seiner Sphäre, die wir hier nicht berühren dürfen, wir erwähnen seiner nur als eines philosophischen und rhetorischen Schriftstellers, der alle Fächer der Naturgeschichte auf gleiche Weise umfassen und der gebildeten Welt im academischen Styl vortragen wollte. Er wirkte um so mehr, da er auf eine vornehme und vorsichtige Art ein nichts weniger als theologisches System der Naturlehre und Naturgeschichte vortrug, und auf diese Weise ganz leise die naturwissenschaftlichen Fächer den Physikotheologen entzog, wie Montesquieu die politischen den römischen Juristen und Kanonisten entzogen hatte. Der Letztere vernichtete die herrschenden autokratischen Vorstellungen der Zeit Ludwigs XIV., der Erste führte zu einer neuen der herrschenden theologischen und teleologischen entgegengesetzten philosophischen Betrachtung der Natur.

Büffon behandelte allgemeine Naturgeschichte nach dem Geschmacke der Franzosen seiner Zeit auf dieselbe Weise rhetorisch, die Manier dem Geiste seiner Nation anpassend, wie Herder die Geschichte poetisch schwülstig, dem Geschmacke der Deutschen gemäß.

Was Büffons modische Philosophie angeht, so zog er sich zurück, sobald das Treiben der modischen Kreise nicht mehr rein aristokratisch, ausschließend und gewissermassen privilegirt war, sobald es ins Volk zu dringen, die Privilegien und das Hergebrachte wirklich zu bedrohen schien. Dies nahmen ihm die andern Mitglieder der Gesellschaft bei Holbach und Helvetius sehr übel, und sie haben ihn wegen der lächerlichen Art, wie er, gleich unserm F. H. Jacobi, seine Perioden zusammenkünstelte, oder durch successive Erweiterung förmlich frisirte, oft dem Gelächter preisgegeben, obgleich das die Zahl seiner Bewunderer nicht vermindert hat. D'Alembert, Diderot, Condillac und Andere pflegten, wie uns

Morellet berichtet, der täglich mit ihnen zusammen war, den ungemein zierlichen und feinen Grafen nur einen Scharlatan, einen Rhetor, einen Declamator, einen Phrasendrechsler zu nennen. Sie warfen ihm vor, was wir Herders Geschichte, oder, wenn man will, seiner Philosophie der Geschichte vorwerfen würden, daß sein Styl weder dem Zweck der Behandlung, noch der Natur der behandelten Sache angemessen sei. Dies konnten diese Herrn bei Büffon eher deutlich machen, als wir bei Herder zu thun im Stande sein würden. Sie sagten, die Beschreibungen der Thiere kämen ihnen vor, wie die in der Schule gebräuchlichen Erweiterungsexercitien (amplifications), die künstlichen Ergießungen über Natur überhaupt schalten sie unbestimmte, falsche, unnütze Declamationen.

Wer jemals ein Blatt von den Kladden unseres Stylisten F. H. Jacobi gesehen hat, wie uns der alte Uebersetzer Homers Blätter davon zu zeigen pflegte, der kann sich eine Vorstellung von dem bilden, was wir Büffons Manier, die Sache und den Styl zu machen nennen. Unten stand dort der einfache Satz, der successiv in den immer darüber geschriebenen Zeilen voller, runder, zarter, zierlicher ward. Dies gibt eine Vorstellung von Büffons Manier zu arbeiten, nur daß dieser nicht so oft die Feder dabei ansetzte, als Jacobi. Büffon nämlich arbeitete in einem Pavillon im Garten auf seinen Gütern zu Montbar in Bourgogne, und zwar so, daß er Seite für Seite niederschrieb, nachdem er vorher so lange im Garten herumgewandelt war, bis er jede Periode im Kopfe gerundet, und auf diese Weise die Seite fertig gemacht hatte. Man merkt ihm daher überall an, daß Alles auf der Drechselbank gedreht ist, doch bleibt sein Styl immer ernst und zierlich; Helvetius und Jacobi, die auf ähnliche Art arbeiteten, sind dagegen offenbar manierirt. Büffon verband übrigens mit der Kühnheit unserer Naturphilosophie im Erschaffen von Systemen und in der Behauptung von Hypothesen, als wenn es gewisse Erfahrungen oder gar ewige Gesetze wären, eine Klarheit und einen hohen poetischen Flug, die ihm einen Platz neben Herder geben, nur mit dem Unterschiede, daß bei Herder die erhabene und doch klare Sprache Natur, bei Büffon durch Kunst angebildet ist.

Condorcet hat daher auch an der Stelle, wo er die Schriftsteller seiner Nation in zwei Klassen theilt, mit vollem Rechte Büffon in die zweite gebracht, an deren Spitze er Corneille stellt, Boileau dagegen steht an der Spitze der Ersten. Er sagt nämlich, was den Styl betreffe, so hätten ihn entweder die Schriftsteller der klassischen Zeit desselben, wie Boileau, Racine, Fenelon, Massillon, Voltaire auf die Ueberzeugung und den Verstand der Leser berechnet, oder wie Corneille, Bossuet, Montesquieu, Rousseau, Büffon auf Ueberredung, auf Bestechung des Gefühls, auf ein Fortreißen des Verstandes ohne eigentliche Ueberzeugung. Büffon hatte mit der Politik nichts zu schaffen, er war viel zu behutsam, als daß er, wie die Herrn seines Kreises, religiöse Vorurtheile geradezu hätte angreifen sollen; er zerstörte aber die Systeme der Theologie eines Bonnet und die theologische Naturwissenschaft eines Haller, auch ohne alle Polemik. Seine Systeme, seine Hypothesen, seine kühnen Blicke, seine Aufschlüsse über den Zusammenhang der Erscheinungen, obgleich sie nur selten die Prüfung späterer Kenner und Forscher ausgehalten haben, warfen doch auf Natur, Leben, Organisation und Entstehung der Dinge ein Licht. Auf diese Weise ward auch von ihm das Dunkel des Mittelalters zerstreut, die Theologie von der Naturwissenschaft ausgeschlossen, und das ganze Leben des Menschen erhellt.

Die rechtgläubigen calvinistischen Naturforscher merkten gleich anfangs das, was dem sonst so scharfen Geruche der katholischen Theologen, ihrer Parlamente und ihrer Polizei entging; denn sowohl Haller, der auch mit Voltaire in stetem Kampf war, als Bonnet, der bekanntlich die sogenannte Physikotheologie bis zum äußersten Grad der Lächerlichkeit trieb, erhoben sich gegen ihn. Nicht blos Haller, sondern auch Bonnet waren unstreitig bessere Beobachter, Forscher und Kenner des Einzelnen, sie waren der eigentlichen Wissenschaft der Natur mächtiger als Büffon, die Theologie lieh ihnen aber immer ein Glas, welches sie doppelsichtig machte, und die Scheu vor einem biblischen Worte, welches doch nur Kleid der Offenbarung, nicht die Offenbarung selbst sein kann, hielt sie ab, dem Fluge seines Geistes zu folgen, doch waren sie stets unter seinen Gegnern die furchtbarsten. Auch unter den Philosophen fand freilich Büffon in Condillac einen

Gegner; dieser richtetete sich aber gegen seine Systeme und Hypothesen, worauf wir uns weder einlassen können, noch wenn wir auch könnten, wollten, da wir Büffon blos deshalb erwähnen, weil er von allen Andern am mehrsten beigetragen hat, das neuere Leben aus dem dunkeln Grübeln des Mittelalters ins Licht der Erfahrung zu ziehen.

§. 3.

Philosophische Staatsökonomen und Politiker.

In der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts war England auf der Höhe seines durch Handel und Betriebsamkeit ganz auf äußeren materiellen Genuß und Behaglichkeit gerichteten Strebens, es war damals die, mit einem unermeßlichen Reichthum des einen Theils stets verbundene, unaussprechliche Armuth des andern noch nirgends auffallend; alle Staaten blickten daher neidisch auf die reichen und comfortabel eingerichteten Britten, und ein reicher Lord war stets der Theatergott der Romane. Die bis ins Unglaubliche vermehrten Quellen des Reichthums in England, der Handel, die Gewerbe, die Betriebsamkeit, der großartig von Kapitalisten wissenschaftlich und kaufmännisch betriebene Landbau erregte in Frankreich um so mehr Aufmerksamkeit, je weniger Behaglichkeit dort die ganz ausschließend besteuerten Klassen der Bevölkerung genossen, je auffallender das jetzt zum Theil verschwundene Elend der Hauptmasse des Volks, je ärmer die Schatzkammer eines so vortrefflich mit allen Produkten des Südens und Nordens ausgestatteten Reichs war. Man sollte denken, daß damals wie jetzt der Wunsch, die Staatskasse aus dem Vermögen der Privatleute zu füllen und dem Luxus der Reichen neue Mittel zu schaffen, auf die Idee der Staatsökonomie geführt hätte; dies war aber nicht der Fall, sondern die Erfindung der neuen Wissenschaft war eine Folge der von den Philosophen verkündigten allgemeinen Menschenliebe. Ein Arzt Quesnay und ein Kaufmann Gournay stellten jeder ein eignes philosophisches System auf über den Reichthum der Staaten, über die Quellen des Erwerbs und die Mittel, diesen zu fördern und auf diese Weise zu gleicher Zeit den Wohlstand der arbeitenden Klassen und

die Einnahme des Staats zu vermehren. Quesnay, der begünstigte Leibarzt Ludwigs XV., war der Sohn eines Gutsbesitzers, und enthusiastischer Freund ländlicher Beschäftigungen. Er war durch seine chirurgische Geschicklichkeit dem Könige und der Pompadour sehr wichtig und mit ihnen vertraut; er war daher am besten im Stande, den König für sein System, welches den Reichthum eines Landes ausschließend in Kultur des Bodens suchte, zu gewinnen. Auf diese Weise ward die Pompadour zu manchen Schritten bewogen, die der bürgerlichen Freiheit günstig waren, und der König ließ manches Neue einführen, nur damit das System in Anwendung gebracht werden könnte. Quesnays Grundsatz, wie seine Stellung, war rein monarchisch, obgleich er freilich sein System mit dem, was man damals in Paris Philosophie nannte, in Verbindung zu bringen suchte, und den Encyklopädisten befreundet war. Schon Sülly hatte bei der Staatsverwaltung unter Heinrich IV. dieselben Grundsätze praktisch befolgt, welche Quesnay theoretisch vortrug. Quesnay erkannte zwar drei Klassen von Arbeiten, schaffende, vertheilende, erhaltende; aber die erste Klasse (producteurs) war ihm doch die im engsten Sinne zu berücksichtigende; also nahmen Fischerei, Landbau, Steinebrechen, Holzbau, Bergbau den ersten Platz unter den Gewerben ein. Der menschenfreundliche Mann schrieb aus wahrer Theilnahme an dem unglücklichen Schicksale des französischen Bauernstandes, er wußte den König, der bekanntlich auch Büffon für seine Forstspekulationen benutzen wollte, für seine Experimente als für Spielerei zu gewinnen. König Ludwig XV. ließ daher manche der kleinen ökonomistischen Aufsätze seines Arztes drucken, sah die Correcturbogen durch und corrigirte sie. Wie der König auf der einen Seite Quesnays Aufsätze unter seinen Augen drucken ließ, so bedienten sich auf der andern auch die Encyklopädisten seiner, so weit auch seine religiösen und politischen Grundsätze von den Ihrigen entfernt waren. Sie bewogen ihn, die Resultate seiner Forschung über die Verbesserung des Systems, welches den Landmann drückte, in den beiden Artikeln, K o r n (grains) und P ä c h t e r (fermiers) ihrer Encyklopädie einzuverleiben. Die Aufmerksamkeit der Gelehrten und der Güterbesitzer ward durch diese Artikel auf Dinge gezogen, die man ihnen

vorher nie so handgreiflich gemacht hatte; die Freunde der Pariser Philosophen bemächtigten sich seiner Ideen, um sie für ihre Absichten zu gebrauchen und manche Minister monarchischer Staaten, sowie einige vortreffliche Fürsten dieser Zeit machten von seinen Lehren bei ihren neuen Einrichtungen Anwendung. So wenig Quesnay gesonnen war, so weit zu gehen als die Männer thaten, die ihn vergötterten, welche schon damals an eine mögliche Veränderung des gesellschaftlichen Zustandes und der Regierung dachten, so drang er doch darauf, daß die Frohnden in Frankreich abgeschafft, der innere Verkehr von allen Zöllen befreit und der Getreidehandel völlig frei gegeben werden müsse. Der bessere, edelgesinnte Theil der Aristokratie huldigte um so lieber Quesnays Grundsätzen, als die Gutsbesitzer in Beziehung auf Bewirthschaftung ihrer großen Landgüter und der Domänen sehr gut einsahen, daß Quesnay Recht habe, daß der Bauern Vortheil auch der Ihrige sei.

Unter den Enthusiasten für Quesnays System müssen wir ganz vorzüglich den Vater des durch die Revolution unsterblich gewordenen Grafen von Mirabeau nennen. Diesen alten Mirabeau wie seinen Bruder, den Malteser Commandeur, muß man zu den provenzalischen Originalgenies zählen, die mit unbändigem Stolz Menschenfreundlichkeit verbanden, und, für große Ideen empfänglich, oft bis zum Wahnsinn begeistert oder erbittert auftraten. Aus den in unserm Jahrhundert bekannt gemachten Briefen von Mirabeaus Vater und Onkel geht hervor, daß, wenn auch der Erste der Berühmteste war, doch der Zweite ihn bei Weitem an provenzalischer Originalität übertraf. Mirabeaus Vater war das Original der mehrsten Volksmänner; er war, wie diese leider mehrentheils sind, auf der einen Seite eifriger Demokrat, während auf der andern er und sein Bruder den provenzalischen Adelstolz, und zugleich die Anmaßung und Einbildung der Systematiker, wie aus ihrem übrigens höchst geistreichen und originellen Briefwechsel hervorgeht, bis zu einem ganz unglaublichen Grade trieben. Mirabeaus Buch, nach dessen Titel man ihn zu benennen pflegte, so wenig menschenfreundlich auch sein Betragen war, führte den Titel, der Volksfreund. Der Marquis Victor Riquetti von Mirabeau, nach diesem Journal

der Volksfreund genannt, war nicht blos unermüdlicher Vertheidiger von Quesnays System, sondern auch dessen persönlicher Freund. Er hat über zwanzig Bände über die neue Staatsweisheit des ökonomischen Systems geschrieben, und eine Lobrede auf den Urheber desselben herausgegeben, die wegen des über die Maßen lächerlichen Tons, in dem sie abgefaßt war, ihrer Zeit eine ganz eigene Art von Berühmtheit hatte und den Spöttern reichen Stoff gab.

Der Volksfreund des despotischen Haustyrannen erschien um 1755 in fünf Bänden, machte aber die neue Wissenschaft weder klarer noch beliebter, denn sein Styl war deklamatorisch und abenteuerlich schwülstig, und sein eigener Charakter bildete einen zu großen Contrast mit der Lehre, die er predigte, als daß er viele Proselyten hätte machen können. Während er für das Wohl des Volks und für die Grundsätze, worauf seine Secte von Oekonomisten dieses zu gründen gedachte, auf eine komische Weise eiferte, bewies er sich bis zum höchsten Scandal als einen Haustyrannen, als den furchtbarsten Egoisten gegen Frau und Kinder und als schlechten Staatsbürger. Das willkürliche Verfahren der Regierung, oder wenn man will, der Minister Ludwigs XV. mit Mirabeaus Vater, und hernach auf Ansuchen dieses Vaters mit dem Sohne, erklärt und entschuldigt die Heftigkeit, mit welcher der Graf Mirabeau hernach, sobald es die Umstände zuließen, alles aufbot, um der Willkür der Minister gesetzliche Schranken zu setzen. Mirabeaus Vater nämlich oder der sogenannte Volksfreund, hatte nicht blos wegen seiner beiden Schriften über Nützlichkeit und Nothwendigkeit der Provinzialstände viel auszustehen, sondern ward wegen seiner Abhandlung über das Abgabensystem (Théorie de l'impôt) sogar in die Bastille gesetzt.

Wir nennen hier den Volksfreund Mirabeau blos wegen zwei Schriften, die er in Verbindung mit Quesnay geschrieben hat, nicht wegen der großen Zahl anderer, die er allein herausgab. Die eine enthält die ausführliche Entwickelung des Systems einer auf Benutzung des Reichthums des Bodens gegründeten Staatsverfassung, wie sie Quesnay ausgedacht hatte; die Andere enthält einen kurzen und klaren Inbegriff der wesentlichen Punkte des neuen Systems. Das eine dieser Bücher nannte er und sein

Mitarbeiter Quesnay, Philosophie des Landbaues (Philosophie rurale ou économie générale et particulière de l'agriculture 1764. 3 Vol. 12.), das andere Grundzüge des Systems der Betreibung der Landöconomie (Elémens d'économie rurale 1767 u. 1768.). Auch die mehrsten andern Schriften des wunderlichen Provenzalen sind bestimmt, das neue System auszuposaunen, oder dessen Beziehung auf alle möglichen Zweige der Staatshaushaltung nachzuweisen. Mehre fremde Fürsten, unter ihnen besonders Karl Friedrich von Baden und Leopold, damals Großherzog von Toscana, beide (so lange Leopold noch nicht Kaiser war) als weise und väterliche Fürsorger der ihnen vertrauten, vom Himmel vor den mehrsten andern gesegneten Länder allgemein anerkannt, huldigten Quesnays Grundsätzen. Ihre weisen, in ganz Europa gepriesenen, von den damals den Fürsten nicht gerade gewogenen Philosophen als Muster empfohlenen Gesetze und Einrichtungen waren die Frucht des Studiums von Quesnays System, und beide bewiesen auch seinem Freunde, dem wunderlichen Marquis, große Aufmerksamkeit. Auch Kaiser Joseph II. gab dem rein monarchischen System Quesnays den Vorzug vor dem entgegengesetzten Gournays, weil nur das erstere auch in ganz absolut regierten Staaten anwendbar schien, das andere aber, ohne volle bürgerliche Freiheit, stets nur unvollkommen ausführbar ist.

Gournays System fand in allen Ländern Europas enthusiastische Verehrer, weil der steigende Luxus die Industrie steigerte, diese aber ohne baares Geld nicht betrieben werden kann. Selbst der Adel erkannte, daß er nothwendig, wie jetzt überall geschieht, großen Fabrikanten, Bankiers u. s. w. einen Antheil an seinen Privilegien zugestehen müsse. Dies System hat bekanntlich in unsern Tagen völlig gesiegt, und was vorher nur in England galt, gilt jetzt auch auf dem Continent. Eine Folge dieses Systems ist, daß Wucherer und Spekulanten auch unter uns nicht mehr Plebejer, sondern eine Art Patrizier sind, welche Geld schaffen, das Leben in eine große Maschine verwandeln, eine neue freiwillige Leibeigenschaft der arbeitenden Klasse begründen und fürstlichen Luxus treiben. Gournay hatte, ehe er ins Ministerium kam, Handelsgeschäfte getrieben, er stand um 1729 an der Spitze

eines nicht unbedeutenden Handelshauses in Cadix, verband aber, was damals selten war, ein theoretisches Studium mit seinem praktischen Geschäfte. Weil seit Colberts Zeiten die Theorie der Handels- und Gewerbspolizei in Frankreich ganz vernachlässigt worden war, so bildete er sich durch das Studium holländischer und englischer Werke, diente seit 1744 dem französischen Ministerium mit seinen Einsichten und ward bis an seinen Tod im Jahre 1759 Intendant des Handels betitelt. Als Intendant des gesammten Handlungswesens von Frankreich war er mit Türgot enge verbunden. Er schuf ein französisches System des Handlungswesens, das er aus einem Petty, Davenant, Gee, Child und anderen englischen Quellen schöpfte, und wendete die ihm als obersten Ministerialbeamten zu Gebote stehenden Mittel an, um auf jede Weise dies neue System durch Schriftsteller zu fördern. Auf Gournays Betrieb arbeitete Dangueil sein Werk über die Handelsvortheile und Nachtheile von England und Frankreich, wobei er einen englichen Schriftsteller zu Grunde legte; Fourbonnais brachte Kings britischen Kaufmann ins Kurze, und Gournay selbst schrieb in Verbindung mit Fourbonnais über Handlung im Allgemeinen. Das System, welches Gournay aufstellt und auf jede Weise auch als Beamter förderte, war noch viel weniger als Quesnays System mit den immer noch fortbestehenden Schranken des Feudalismus, der Corporationen, Privilegien und des Particularismus des Mittelalters vereinbar. Gournay behauptete nämlich, daß nicht blos die Beschäftigungen der Staatsbürger, welche Quesnay ausschließend produzirende Arbeit nannte, den wahren Reichthum des Staats ausmachten, sondern er bewies, daß jede Art von Arbeit, jeder Kunstfleiß, jede auf Erwerb gerichtete Thätigkeit in Anschlag zu bringen sei, wenn man den verhältnißmäßigen Wohlstand der Völker, oder den Nationalreichthum schätzen wollte.

Gournay mußte, wenn sein System der Betriebsamkeit des Erwerbs, folglich auch der großen Bereicherung des Staats, der die Summe der Einzelnen ist, in Anwendung kommen sollte, nicht blos mit Quesnay fordern, daß Frohnen, Binnenzölle, Beschränkung des Getreidehandels abgestellt würden; sondern er mußte noch viel weiter gehen. Er eiferte daher gegen Zünfte,

Innungen, Monopole, kurz gegen jede Beschränkung des Handels und aller Arten von Gewerbe.

Er forderte zunächst Freiheit für alle möglichen Zweige des Handels; folglich auch für den Getreidehandel. Er verlangte ferner, jeder Bürger des französischen Reichs solle ohne Unterschied und ohne Rücksicht auf Geburt und Religion zu jedem Gewerbe zugelassen werden. Er behauptete, daß der Staat dafür sorgen solle, daß den Bürgern die Möglichkeit zu arbeiten geschaffen werde, damit dadurch eine Concurrenz und eine Vervollkommnung der Fabrikate erzeugt und zugleich den Käufern Wohlfeilheit durch Abschaffung aller Störungen des freien Verkehrs gesichert sei. Beide, sowohl Quesnay als Gournay, wollten die von ihnen vorzugsweise als produzirend begünstigten Klassen von Lasten frei machen; daher mußten sich ihre reformirenden Gesetzvorschläge freilich durchkreuzen. Es zeigte sich bald, daß man in unsern Staaten, wie sie sich seit dem siebenzehnten Jahrhundert gebildet haben, unmöglich der einen Klasse von Staatsbürgern äußere Vortheile und Erleichterungen verschaffen könne, ohne einer andern etwas zu entziehen. Dies veranlaßte einen ungemein heftigen und bittern Streit zwischen den beiden neuen Schulen der Staatswirthschaft. Dieser Streit war freilich leicht auszugleichen, wenn man nur über die Hauptsache, den Umsturz aller Schranken des Mittelalters, erst einmal einig war; man durfte nur beide Systeme verschmelzen. Quesnay nämlich wollte gleich den Leuten, die in England die Majorität bilden, alle Staatslasten gern vom Gutsbesitzer und Landbauer auf den Kapitalisten und Kaufmann und durch diesen auf den Krämer und Arbeiter oder Gewerbsmann wälzen; Gournay wollte, wenn es nicht möglich sein sollte, wie er eigentlich wünschte, alle auf Gewerbe und Handel ruhende Lasten ganz abzuschaffen, dies doch so viel als möglich thun und nur allein den Grundbesitz besteuern.

Die beiden Italiener, Filangieri und Beccaria, denen man gewöhnlich ihren Platz neben Montesquieu anzuweisen pflegt, waren dem System Gournays gewogen, und auch der tiefe und scharfe Denker David Hume vertheidigte es. Zwei andere Gelehrte, der eine ein Schotte, der andere ein Franzose, schufen durch Verschmelzung beider Systeme ein Drittes. Wenn wir hier

die Geschichte der Literatur der Staatswissenschaft oder die der Staatshaushaltung selbst schreiben wollten, so würden wir den Schotten Adam Smith zuerst und am ausführlichsten erwähnen müssen, wir dürfen aber seiner nur im Vorbeigehen erwähnen, weil wir nur die Franzosen aufzählen wollen, die in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts durch neue Lehren eine neue Staatseinrichtung vorbereiteten. Unter diesen Letzten gebührt dem philosophisch und klassisch nach alter gründlicher Weise gebildeten Türgot unstreitig der erste Platz. Er verdient besonders aus dem Grunde vor allen andern sogenannten Philosophen erwähnt zu werden, weil er ganz allein aus wahrem Eifer für die Verbesserung schlechter Staatseinrichtungen sich an die Freunde Voltaires, Diderots, d'Alemberts anschloß, durchaus nicht aus Leichtfertigkeit oder Eitelkeit. Er war nicht, wie sie, gegen Religion, gegen die guten Seiten des alten Glaubens oder gar gegen die Sittenlehre des Christenthums, welche Entsagen und Entbehren zur Pflicht macht, eingenommen. Uebrigens war auch Adam Smith mit den Personen im Verkehr, die man in Paris philosophische Oekonomisten nannte, und lernte manches in ihrem persönlichen, belehrenden Umgange kennen. Adam Smith legte nämlich die Stelle, die er in Schottland bekleidete, nieder, um den Herzog von Bucceleugh auf seinen Reisen zu begleiten, und verkehrte in dieser Zeit (1765) in der Pariser Philosophengesellschaft, wo er wohl gelitten war. Türgot würde indessen schon der Zeitordnung nach vor Adam Smith genannt werden müssen, weil er nicht blos sein System in einzelnen Abhandlungen früher entwickelte, oder durch Morellet entwickeln ließ, sondern auch dieses System erst als Intendant, dann als Minister früher in Anwendung brachte, als Adam Smith sein Werk herausgab. Dies Werk über den Nationalreichthum erschien bekanntlich erst 1776. Türgot, wie Rousseau, Malesherbes, Lafayette und einige andere Männer dieser bewegten Zeit, gehört, wenn er auch, wie alle Menschen, manchen Tadel mag verdient haben, zu den erfreulichen Erscheinungen in der Geschichte, die uns mit der Menschheit aussöhnen und für die herbe Erfahrung entschädigen, daß Wissenschaft im Allgemeinen der stillen Tugend eben so gefährlich ist als Reichthum. Er erscheint, wie die vorher genannten Männer, wie

die Roland und der wackere Lanjuinais, unter der eiteln Bande lockerer Schwelger und Schwärmer, der mit Geist prahlenden Sophisten und treulosen, den Sinn wie das Kleid wechselnden Rhetoren, als eine edle, von der Hoffnung der Wiedergeburt seiner Nation mächtig gehobene Seele, die freilich getäuscht ward, wie uns alle, die wir an Tugend glauben, der Traum der Jugend täuscht.

Türgot stammte aus einer alten, sehr angesehenen Familie der Normandie und war, als er anfangs geistliche Studien machte, um höhere geistliche Würden zu erlangen, Studiengenosse des Abbé Morellet. Diesen führen wir hier in Verbindung mit ihm auf, weil er zwar unter den sogenannten Philosophen nur eine Nebenrolle spielte, aber doch auch von ihnen, wie von Türgot und von der Regierung als Schriftsteller gebraucht ward. Wir können daher auch die besten Nachrichten von Türgots Bemühungen, von seinem Bestreben theils als Geschäftsmann, Intendant und Minister, theils als Schriftsteller und durch die Literatur, Regierung und Verwaltung des französischen Reichs mit den Forderungen der Zeit in Uebereinstimmung zu bringen, hie und da aus Morellets Denkwürdigkeiten schöpfen. Türgot war in der alten und in ihrer Art vortrefflichen Schule der Sorbonne schon zum theologischen Dialektiker ganz ausgebildet, er war schon recht gründlich geistlich gelehrt, als er vor dem Gedanken erschrak, die scholastische Theologie vertheidigen zu müssen, von deren Unhaltbarkeit zu seiner Zeit jeder denkende Kopf in Frankreich überzeugt war. Er ergriff statt des theologischen das juristische Fach, ward Parlamentsrath und später (1752 u. 53) Referent im königlichen Staatsrathe (maître de requêtes). Dies war um die Zeit, als man eine neue Wissenschaft für das Leben, statt der alten, welche blos für die Schulen bestimmt war, begründen und unter allen Klassen von Menschen durch eine große Encyklopädie verbreiten wollte. Diderot mißbrauchte freilich dieses Organ oder Magazin hernach, um alle Grundsätze und jeden überlieferten Glauben zu erschüttern; ursprünglich sollte es jedoch nur dienen, alle Wissenschaften, Künste, Gewerbe in einzelnen Artikeln faßlich zu behandeln.

Der Kampf über die Grundsätze der Staatshaushaltung und Staatswirthschaft war in der Mitte des Jahrhunderts nicht

weniger heftig, als der über Verfassung und Regierung am Ende desselben.

Das Handelskollegium und alle verständigen Männer in Frankreich waren für das seit 1754 aufgestellte System gewonnen, die Kaufleute, welche die Vortheile des Systems der Hemmungen, Beschränkungen, Hinderungen genossen, waren dagegen; das Ministerium selbst war genöthigt, die öffentliche Stimme bei jedem Schritt anzurufen, den es thun wollte, um Verbesserungen zu machen. Schon 1762 wollten z. B. die Mitglieder des Handelskollegiums alle Zölle an die Gränzen verlegt, alle Schutzzölle aufgehoben haben.

Leider war der damalige Zustand von Frankreich in jeder Rücksicht mit dem jetzigen von Deutschland zu vergleichen; man erkannte nämlich freilich das Alte nicht mehr an, das Neue konnte aber auch keinen Platz gewinnen. Wenn es in einem Augenblick den Anschein hatte, als wenn man einen neuen Weg betreten wolle, so erschien gleich hernach plötzlich der ganze alte Despotismus wieder in seiner furchtbarsten Gestalt. Dies zeigte sich in Beziehung auf öffentliche und wissenschaftliche Verhandlung der Staatswissenschaft und Staatswirthschaft und der damit verbundenen Staatspolizei, sobald ein theologischer Jurist Finanzminister geworden war. L'Averdy war nämlich kaum zum Controleur der Finanzen ernannt, als er um 1763 ein Decret (arrêt du conseil) erließ, welches nach der damaligen Verfassung volle Kraft eines Gesetzes hatte, worin bei Strafe einer Verfolgung der Polizei, nicht der ordentlichen Gerichte, wo man sich vertheidigen kann und nur nach bekannten Gesetzen verurtheilt wird, verboten ward, irgend etwas über Verwaltungssachen oder über die Regierungsmaßregeln überhaupt drucken zu lassen. Gegen diese Verordnung wollte Morellet bescheidene Einwendungen drucken lassen, seine Schrift mußte aber erst L'Averdy mitgetheilt werden, damit er Erlaubniß zum Druck gäbe. Diese verweigerte er in einer Randbemerkung, welche wir unten wörtlich mittheilen, weil die Abfassung so ungemein viel Aehnlichkeit mit dem Styl und mit dem übermüthigen Ton hat, in welchem noch jetzo in Deutschland die decretirenden Juristen auch sogar in unsern Kammern

oft zu reden pflegen.[11]) Unmittelbar auf diese despotische Zeit eines L'Averdy und dü Terray folgte unter dem Einfluß der Oekonomisten wieder eine Aufregung zur philanthropischen Reformation des Bestehenden, die von den Behörden selbst veranlaßt ward. Schon zwei Jahre nach jener schnöden Bemerkung L'Averdys ließ Malesherbes durch Morellet Beccarias Werk über die philanthropische Verbesserung der Kriminalgesetzgebung des Mittelalters, der peinlichen Halsgerichtsordnung Kaiser Karls V. und der cannibalischen Justiz der französischen Parlamente (das Buch dei delitti e delle pene) ins Französische übersetzen, und zehn Jahre nachher ließ das Ministerium eine ganze Fluth von Schriften aussenden. Wie verblendet die Leute waren, welche, wenn nicht die Revolution sie zugleich mit ihrem Systeme vertilgt hätte, allen Forderungen der Zeit zum Trotz, alles Alte unter neuer Form würden festgehalten haben, kann man daraus sehen, daß die grundgelehrten aber barbarischen Juristen der Parlamente, bis zu deren Auflösung auch nicht das Geringste an ihrer Justiz änderten, obgleich schon in den siebenziger Jahren Beccarias neues System so freudig begrüßt ward, daß Morellets Uebersetzung innerhalb sechs Monaten sieben neue Auflagen erfuhr.

Im Jahre 1769 wollte man, den neuen Grundsätzen angemessen, die ostindische Gesellschaft, also eine gewisse Art privilegirten Handels aufheben, die Gegner der Kompagnie hatten auch in dieser Sache Necker, der damals schon angefangen hatte, Türgots System zu bestreiten, gegen sich; der Controleur d'Invaux nahm daher aufs neue zu Türgots Verfechter, Morellet, seine Zuflucht. In dieser Sache ward der Streit ganz wie in constitutionellen Staaten durch Schriften geführt; ein Theil des Hofs war für Necker, ein anderer für den Controleur, der, wie jetzt zu geschehen pflegt, seinem Vorfechter auch alle offiziellen Aktenstücke mittheilte. Gleich im folgenden Jahre 1770 gebrauchten ihn Choiseul und Trüdaine im Sinne des ökonomistischen Systems,

---

11) Die Worte waren: pour parler d'administration, il faut tenir la queue de la poële, être dans la bouteille à l'encre et que ce n'est pas à un écrivain obscur, qui n'a pas cent écus vaillant, à endoctriner les gens en place.

um gegen Galianis berühmte Schrift über den Getreidehandel (dialogues sur le commerce des blés) für die völlige Freiheit dieses Handelszweigs zu schreiben.

Aus diesen Notizen über die Verbindung des ökonomistischen Systems mit der öffentlichen Behandlung der Materien des Staatsrechts, der Staatspolizei, der Finanzen von philosophischen Köpfen, die nicht Beamte, sondern gewissermaßen Repräsentanten der Intelligenz ihrer Zeit waren, während der härtesten und finstersten Zeit, geht von selbst hervor, welche historische und politische Bedeutung Türgots System erhielt, als er Minister geworden war. Von dem Augenblick an war es unmöglich, daß ein blos in der Praxis und durch die Praxis gebildeter Mann aus dem Dunkel seines Kabinets, ohne Theorie und ohne den Beistand von Schriftstellern, das überall und von allen Seiten gefährdete Schiff des Staats steuern konnte.

Türgot hatte als Intendant, oder wie wir sagen würden, als Civilgouverneur der Generalität von Limoges, Gelegenheit, durch die Anwendung seiner Grundsätze auf einen gewissen bestimmten Landstrich, besonders den Theil seines Systems, der aus Quesnay geschöpft war, anzuwenden und die Wohlthätigkeit der neuen von ihm vorgeschlagenen Methode der Verwaltung zu erproben. Wir haben daher schon oben bemerkt, daß die zahlreichen Aktenstücke seiner Verwaltung des Limousin nicht bloß zeigen, was er hernach als Minister in Frankreich durchsetzen wollte, sondern auch als Handbuch seines ganzen ökonomistischen Systems betrachtet werden können. Ein Theil dieser von Düpont in unserm Jahrhundert herausgegebenen Aktenstücke, z. B. die Umlaufschreiben an seine Unterintendanten, an die Steuer-Kommissarien, an die Polizeibeamten, an die Municipalräthe, an die Pfarrer seiner Generalität, sind unter Napoleons Regierung sowohl von Düpont, als von andern ihm ähnlichen, edlen und würdigen Verwaltungsbeamten praktisch benutzt worden. Ein anderer Theil begreift die Rathschläge, die er ertheilte und die Vorschläge, die er im königlichen Rath (Avis au conseil) machte. Diese sind auf eine andere Art, nämlich historisch, brauchbar. Man lernt daraus die schauderhafte Ungleichheit des Drucks des damaligen Steuersystems und dessen verderbliche Wirkung, die er ins Licht setzt, um

die dringende Nothwendigkeit einer Reformation zur Vermeidung eines gewaltsamen Zerreißens des Staatsbandes dem Könige selbst einleuchtend zu machen.

Türgot lebte nur für die seiner Pflege Empfohlenen. Er fühlte, wie wohlthätig sein System dem Limousin war, er schlug die bedeutenderen Intendantschaften, die ihm in Rouen, Lyon und an andern Orten angeboten wurden, aus, weil er gern die Frucht von dem sehen wollte, was er gesäet hatte. Man zählt ihn freilich zu den Philosophen und Encyklopädisten, doch war er von der himmelstürmenden Frechheit, die man vielen von ihnen mit Recht vorwirft, unendlich weit entfernt. Als vortrefflicher Beamter sah er den praktischen Nutzen des religiösen und moralischen Gefühls, welches durch einen verständigen Kultus genährt wird, zu gut ein, um sich einzubilden, daß er ohne Religion Volksglück gründen könne. Er bewies, wie Condorcet, den größten Unwillen gegen die gottlose aristokraiische egoistische Philosophie eines Helvetius. Er hatte völlige Achtung gegen die Einrichtungen der katholischen Kirche und gegen würdige Seelsorger, bei aller Abneigung gegen Fanatismus, Jesuitismus und Papismus. Aus dem ersten Bande von den in neun Bänden herausgegebenen Schriften Türgots kann man sehen, wie große Verdienste er und seine Schule sich um die Reform der ganzen französischen Staatsverwaltung zur Zeit des siebenjährigen Kriegs erworben haben. Man sieht dort zugleich, wie traurig es damals um die Verwaltung des Reichs und seiner Finanzen aussah. Man findet nämlich in diesem Bande den wesentlichen Inhalt und die Beziehung der in den folgenden Theilen abgedruckten Aktenstücke seiner Amtsverwaltung und seiner Geschäftsarbeiten angegeben.

Türgot gebrauchte als Minister Morellet, um seine Ideen in einem Gewande zierlicher Rede dem großen Publikum vorzustellen und ihn selbst gegen die Angriffe der wüthenden Vertheidiger alles Alten und aller Vorurtheile zu vertheidigen. Er unterschied sich dadurch von seinen Vorgängern, daß er edel genug war, seine Gegner nicht durch die Macht, die ihm als Minister zu Gebot stand, niederschlagen, sondern durch Gründe widerlegen zu wollen. Die Frage über Getreidehandel, über Sperre nach Außen, über Hindernisse des Verkehrs der einen Provinz

mit der andern kam zuerst zur öffentlichen Verhandlung. Bei dieser Gelegenheit kämpfte der Advokat Linguet, der noch in den achtziger Jahren eine solche Celebrität hatte, daß sich sogar Kaiser Joseph II. seiner bediente gegen Türgot. Dieser war leicht widerlegt, weil seine Redekunst flache Declamation war, und man offenbar sah, daß er, um Wahrheit und Recht unbekümmert, nur Paradoxen suche, um an ihnen seine Sophistik zu beweisen. Die erste Probe seiner Advokatenkunst, die ihn berühmt machte, noch ehe er durch seine vielfältigen Abenteuer bekannt ward, hatte er abgelegt, als er die Vertheidigungsschriften für den Herzog von Aiguillon und die für den Grafen von Morangies schrieb; auch in dem Streit über den Getreidehandel nahm er die Partei der Freunde des Alten. Wie weit man schon damals in Frankreich den Mißbrauch der rednerischen Schriftstellerei treiben durfte, lernt man nicht besser, als wenn man Linguets alberne Schrift gegen Brod und Brodkorn und gelegentlich gegen die Freiheit des Handels durchsieht. Er verfolgte nämlich mit einem wüthenden Hasse die Mitglieder der Akademie und die Encyklopädisten, und greift ihr Steckenpferd an, blos um sie selbst hart mitnehmen zu können.

Einen solchen Gegner wie Linguet konnte man leicht widerlegen; aber auch Necker erhob sich gegen Türgots Theorie. Necker war damals Mittelpunkt eines glänzenden Kreises, der sich bei seiner Gemahlin versammelte, und entzückt war, daß ein Mann, dessen Ansehen in Paris fast eben so groß war als das der Oekonomisten, ihre Meinung gegen den Minister verfechten wollte. Stolz auf ihren Beifall, vertheidigte er in dem Buche über Gesetzgebung in Beziehung auf das Getreide und auf den Kornhandel im Allgemeinen ein System, welches dem von Türgot aufgestellten gerade entgegengesetzt war.

Dieser Streit der beiden Minister Türgot und Necker, welche beide, aber auf verschiedene Weise, dem Bestehenden entgegen waren, weil es ihnen unhaltbar schien, wird dadurch besonders historisch wichtig, daß jeder von ihnen eine gewisse Partei und eine Meinung, welche Reformen forderte, repräsentirte, und daß bei der Gelegenheit über Regierung und Gesetzgebung zur Zeit absoluter Herrschaft öffentlich, von ihnen und ihren Freunden in

gedruckten Schriften debattirt ward. Necker war freilich damals noch Privatmann, er war aber ein angesehener Bankier, der nicht blos mit der Theorie des Handelswesens sehr vertraut war, sondern auch große Erfahrung hatte; er war daher eine bedeutende Autorität. Morellet erkennt dies nicht an; er wirft Necker vor, was oft den Genfern wegen ihres doktrinären Treibens, ihrer Eingebildetheit von sich selbst und ihres Wortschwalls vorgeworfen wird. Er sagt nämlich in seiner Schrift von Neckers dickem Buche: Es würden darin gar viel Worte und Phrasen gemacht; alles Gerede führe aber doch am Ende zu einem ganz unbedeutenden Resultat. Morellet gab daher seiner Schrift auch nur den Titel einer Rezension des Neckerschen Buchs (Analyse de l'ouvrage de la législation et du commerce des blés).

Wir sollten jetzt noch von einigen Andern, von Mirabeau, Beaumarchais, Brissot, La Clos oder richtiger de la Close, Louvet, Condorcet, der Frau Roland und Andern reden, diese aber gehören schon der Revolution an, wir können ihrer daher erst im folgenden Bande gedenken.

Des zweiten Abschnitts drittes Kapitel.

Deutsche Literatur im Verhältniß zum deutschen Leben.

---

§. 1.

Deutsche Universitätsphilosophie und Theologie bis auf Fichte.

A. Philosophie.

In die Geschichte der philosophischen Wissenschaft einzugehen ist dem Zwecke eines Werks, welches sich nur mit den Erscheinungen des menschlichen Lebens, nicht mit dem Wesen desselben, beschäftigen soll, eben so fremd, als Aufzählung von Büchern und

Systemen; keines von beiden darf man im Folgenden suchen. Wir reden bloß von der Bildung, welche die Klasse von Menschen, die sich mit Literatur beschäftigten, und deren Zahl bis nach dem siebenjährigen Kriege, wie Sulzer bezeugt, selbst in Berlin sehr klein war, durch den Unterricht, der auf den Universitäten ertheilt ward, erhalten, und durch Lehre, Predigt, Schriften unter dem Volke verbreiten konnte.

Die Nation nahm an dem literarischen Leben wenig oder gar keinen Antheil; die zahllosen Bücher, aus denen das Volk jetzt einen faßlichen Unterricht über alle Theile der Wissenschaft und geistige Unterhaltung schöpfen kann, waren entweder noch nicht geschrieben, oder doch nur wenigen Privilegirten zugänglich. Das gab den Orakeln der Studenten eine ganz andere Bedeutung, als sie jetzt haben können. Die Enge des deutschen Lebens, die unzähligen erbärmlich kleinen Höfe mit großen Prätensionen, die Reichsstädte mit ihrer Pedanterie und ihrer Krämerei, der Mangel einer Hauptstadt nöthigte die auf den Universitäten gebildeten Männer, in dem prosaischen Geschäftsleben, in Kanzleien und an Höfen ihr ganzes Leben hindurch geistig von dem zu leben, was sie ehemals im Hörsaale irgend eines sogenannten berühmten Docenten niedergeschrieben hatten. Dies ist es, was dem größten Theile der an und für sich vielleicht unbedeutenden Männer, deren wir hier erwähnen wollen, in Beziehung auf Nationalbildung eine große Wichtigkeit gibt. Es mußten ja selbst die Decretirmaschinen der Gerichte und Kabinete, die vielen gelehrten Formelmänner der Kanzleien, die Aerzte, ja sogar die vornehmen Herren, die sich des Studierens wegen mit ihren Hofmeistern auf den Universitäten aufhielten, philosophische Vorlesungen gehört haben. Es nahm sogar bis 1770, wie man bei Pütter sehen kann, die Noblesse und die zu ihr gehörenden Publicisten an der auf Universitäten geltenden systematischen Theologie, als an der Stütze aller kleinen Throne, großen Antheil.

Da jeder deutsche Gelehrte, das heißt jeder, der nicht die Cavaliers-Bildung hatte, denn diese war durchaus und ausschließend französisch, das System der Universität seines Landes und des berühmten Mannes auf derselben, bei dem er gehört hatte, sein ganzes Leben durch als Leitstern seines Denkens und Han-

delns betrachtete, so sollten wir hier eigentlich alle kleinen und großen Universitäten Deutschlands aufzählen. Wir sollten, weil nur von der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts die Rede ist, die Lehrer der Philosophie, welche in Rostock, Erlangen, Altdorf, Tübingen, Ingolstadt Aufsehen machten, ebensowohl aufzählen als die Männer, welche nacheinander oder nebeneinander in Göttingen, Leipzig u. s. w. Epoche machten; wir verschmähen aber diese Vollständigkeit und erwähnen nur, was uns passend für unsern ganz besondern Zweck scheint. Gelegentlich müssen wir jedoch bemerken, daß gerade in dem Zeitraum seit Wolfs Rückkehr von Marburg nach Halle bis auf Reinholds und Fichte's Auftreten in Jena, zum ersten Mal eine nicht vom Katheder und von Universitäts= und Studentenpropheten gepredigte Philosophie in lesbaren Büchern, nicht in Compendien, in gutem Deutsch, nicht in einer nur Adepten verständlichen Terminologie der deutschen Nation, gelehrt ward. Wir meinen Lessing, Mendelssohn, Herder und Jacobi.

Was die Philosophie der deutschen Bildungsanstalten angeht, so hatten die Pietisten durch die Verfolgung, welche sie über den Philosophen Wolf durch den orthodoxen König Friedrich Wilhelm von Preußen verhängen ließen, die deutsche Philosophie von Halle nach Marburg getrieben, wohin die Zuhörer dem vertriebenen Lehrer gefolgt waren. Als Friedrich II. den baronisirten Philosophen zurückrief, fand er den Zulauf der Studenten, den er früher gehabt hatte, zwar in Halle nicht wieder, dafür ward er aber als Schriftsteller desto berühmter. Er stiftete eine philosophische Secte, welche bis auf Kants Zeit die zahlreichste in Deutschland war. Er befriedigte die deutsche Vorliebe für Gründlichkeit und bis ins Kleinste gehende Genauigkeit und Ausführlichkeit dadurch, daß er das Gold und Silber eines Leibnitz, mit seinem eigenen Kupfer versetzt, in zahlreichen Quartanten, die in furchtbarem Latein geschrieben sind, ausmünzte. Er war ursprünglich Mathematiker, er nannte seine Methode die mathematische, trieb aber das sogenannte Demonstriren so weit, daß endlich die armen Deutschen, als sie ihrem Orakel blindlings folgten, wenig dadurch gewannen, daß durch Wolf die scholastische Methode und die scholastische Lehre des Mittelalters von den Kathedern nicht

blos der protestantischen, sondern auch der katholischen Universitäten verbannt ward.

Man müßte ganz im Tone der Satyre reden, wenn man beschreiben wollte, auf welche Weise zur Zeit des siebenjährigen Kriegs die Wolf'sche Philosophie, so wie später die Kant'sche die deutschen Köpfe verwirrte und in allen Fächern ein höchst lächerliches Demonstriren hervorrief. Auf allen Kanzeln wurden Predigten in mathematischer Methode gehalten, in theologischen und andern Lehrbüchern wimmelte es von Axiomen, Lehrsätzen, von Theorien, Definitionen, Divisionen, Distinctionen und haarscharfen Beweisen solcher Dinge, die sich zwar glauben, anschauen, empfinden, aber niemals mathematisch demonstriren lassen. Um Gründlichkeit, Ordnung, Deutlichkeit erwarb sich Wolf, gerade weil er vom mathematischen Wissen ausgegangen war, große Verdienste, darauf legten aber die Nachbeter und Bewunderer viel weniger Werth, als auf die Erfindung einer bestimmten Terminologie und auf die Breite und die Anmaßung, alles Wissen in die Begriffe seines Systems zu pressen. Es kam dahin, daß in jener Zeit jeder Wolfianer, wie später der Kantianer, Fichtianer, Schellingianer, wenn er einige Bücher über reale oder historische und Erfahrungswissenschaften durchblättert hatte, über alles Mögliche entscheidend absprechen durfte, sobald er die Orakel und die Terminologie des Mannes, der ihn entzückt hatte, auswendig wußte und fertig anwendete.

Daß Wolf zuerst die philosophische Allwissenheit der deutschen Sectenhäupter und ihrer jugendlichen Schüler begründete, geht schon aus dem Verdienst hervor, welches ihm die Deutschen allgemein zugeschrieben haben, daß er nämlich zuerst eine Encyklopädie der philosophischen Wissenschaften aufgestellt habe. Seine Quartanten behandelten nämlich die theoretische Philosophie in folgenden Abtheilungen: Logik, Ontologie, Psychologie, Kosmologie, Theologie (die letzten vier unter dem allgemeinen Namen Metaphysik); die praktische Philosophie in folgende Fächer getheilt: allgemeine praktische Philosophie, Ethik, Naturrecht, Politik. Wir haben schon im ersten Bande an der Stelle, wo von Bodmer und Breitinger die Rede war, bemerkt, daß erst Wolfs Schüler, Baumgarten, auch Kunst und Poesie der speculativen

Philosophie und den Systemen der Schule unterwarf. Herder leitete hernach die Philosophen darauf, auch in den historischen Wissenschaften ihre strengen Gebote geltend zu machen. Er trug Geogonie, Ethnographie, Geschichte und was damit zusammenhängt, auf den seraphischen Schwingen seiner Art Philosophie und auf den cherubischen der Poesie zu luftigen Höhen empor. Wolfs praktische Philosophie behauptete sich länger als seine Spekulation und sein mathematisches Demonstriren, und machte, des alten Gewandes beraubt, noch am Ende des Jahrhunderts zwei Männer, bei unserer an Moralisiren gewöhnten und dem Eudämonismus günstigen Nation, sehr berühmt. Diese Männer waren Platner und Garve, welche das Wesen der Wolf'schen Philosophie beibehielten, Form, Darstellung und Richtung aber änderten, und deßhalb hier auch nur im Vorbeigehen erwähnt werden dürfen.

Halle war damals, trotz aller Bemühungen Friedrichs II., Pflanzschule für pietistische Lehrer und für orthodoxe Theologen, bis Semler später eine andere Richtung angab und Friedrichs aufgeklärte Minister und Räthe Eberhardt anstellten. Wolfs Philosophie erhielt sich dort nur in theologischer Form. Siegmund Jakob Baumgarten übernahm als Professor der Theologie das schwere Geschäft, die Theologen mit Wolfs System auszusöhnen und wandte das neue System auf die alte Theologie und Ascetik an, ohne diesen im Geringsten wehe zu thun, während sein Bruder, Alexander Gottfried, Wolfs System in die praktischen Fächer brachte, und eine Wissenschaft erfand, die man Aesthetik nennt.

Jakob Siegmund Baumgarten fand in Halle den Pietismus und die strenge lutherische Orthodoxie in Zwiespalt, er wußte seines Lehrers Wolf Demonstrir- und Definirmethode anzuwenden, um sie zu vereinigen und philosophisch zu machen. Baumgarten benutzte in seinen Vorlesungen bald einmal Freylingshausens Grundlegung der Theologie, bald des berüchtigten Lange, der durch seine Kabalen Wolf aus Halle vertrieben hatte, Oekonomie des Heils (Oeconomia salutis evangelica etc.). Er zog die Theologen nach Halle, wie sein Bruder die Juristen nach Frankfurt a. d. Oder. Die beiden Baumgarten führten aus, was Bilfinger, Reusch, Winkler, Baumeister, Canz, Cramer, Gottsched, jeder in seiner Art, versucht hatten, und was Ploucquet und

Lambert hernach auch später noch mit Glück fortsetzten, als die Popularphilosophie schon anfing, die Katederphilosophie Deutschlands aus der Literatur zu verdrängen. Alexander Gottlieb Baumgarten machte durch seinen Vortrag die neue Schulphilosophie besonders berühmt. Die Juristen und die Freunde der Literatur und Kunst gingen nach Frankfurt a. d. Oder, um dort die auf Naturrecht und Theorie der schönen Künste und Wissenschaften angewendete Wolfsche Philosophie vom Erfinder der Aesthetik zu lernen. Daß Baumgarten als Lehrer, (denn von ihm als Schriftsteller läßt sich nicht dasselbe sagen) sehr wohlthätig auf die deutsche Bildung seiner Zeit wirkte, wird niemand leugnen, der daran denkt, daß Nicolai, Sulzer und Töllner den Kern ihres philosophischen Wissens dem Wundermann der frankfurter Universität verdankten. Der Buchhändler Nicolai, der hernach die Dreistigkeit hatte, unter den Philosophen als Philosoph aufzutreten, als solcher in der Berliner Academie vornehm und zugleich grob mit Fichte zu streiten, nachdem er früher allerdings große Verdienste um unsere Nation, um Aufklärung und gesunden Menschenverstand erworben hatte, preiset in einer übrigens höchst anmaßenden Schrift [12]) Baumgarten als erste Quelle seiner philosophischen Kenntnisse. Er hatte zwar nicht selbst bei ihm gehört, weil er nicht in Frankfurt studirte, sondern dort nur die Buchhandlung erlernte, hatte aber seine Hefte gelesen. Sulzer war freilich als Client der Bodmer und Breitinger der Philosophie Wolfs, welche Gottsched begünstigte, nicht durchaus gewogen, er konnte sich aber doch der von Baumgarten ergrübelten und von dessen Schüler Meier verbreiteten Aesthetik nicht ganz entziehen. Töllner schöpfte den Stoff der Moraltheologie, wodurch er berühmt ward, ganz aus Baumgarten.

Frankfurt a. d. Oder blieb auch nach Baumgartens Tode am Ende des siebenjährigen Kriegs eine der Philosophie wegen stark besuchte Universität. Aesthetik mußte man freilich seit dem

12) Ueber meine gelehrte Bildung, über meine Kenntniß der kritischen Philosophie und meine Schriften, dieselbe betreffend, und über Herrn Kant, J. B. Erhard und Fichte. Von Friedrich Nicolai. Eine Beilage zu dem neuen Gespräch zwischen Christian Wolf und einem Kantianer. Berlin und Stettin 1799, volle 266 Seiten.

Tode ihres Erfinders anderswo suchen; allein nur in Frankfurt fand man einen Mann, der durch seinen Vortrag anzog und, was unglaublich erscheint, praktische Jurisprudenz mit einer Philosophie verband, die sich geltend zu machen wußte, obgleich sie kein Zweig der Modephilosophie, d. h. der Wolfschen war. Die Stadt Frankfurt nämlich, welche im siebenjährigen Kriege sehr viel von ihrem Wohlstande verloren hatte, bat den König von Preußen, ihr wieder einen Professor zu rufen, wie Baumgarten gewesen sei, d. h. einen, der sich auf einer andern Universität so berühmt gemacht habe, daß er die reichen Studenten, von denen die Bürger gewinnen könnten, nach Frankfurt ziehe. Der König, der ihnen wohlthun konnte, ohne daß er Unkosten davon hatte, bewilligte ihren Wunsch, und da der zu berufende Lehrer ein Philosoph sein sollte, befragte er seinen Gesellschafter, den Obersten Guichard (Quintus Icilius), der sich mit Wolfscher Philosophie zu beschäftigen pflegte. Guichard empfahl gleichwohl keinen Wolfschen Philosophen, sondern einen Mann, der ihm als Freimaurer, als der Freund vieler Großen und besonders als derjenige bekannt war, der Jena blühend und die Jenaer Bürger wohlhabend machte. Dieser Mann war Joachim Georg Darjes, dessen wir hier erwähnen müssen, weil er ohne etwas Bedeutendes in der Wissenschaft selbst zu leisten oder sie als Schriftsteller glänzend zu behandeln, fast ein halbes Jahrhundert hindurch die deutsche Jugend philosophisch gebildet hat. Er versammelte in Jena und seit 1763 in Frankfurt a. d. Oder hunderte von Zuhörern um sich und ist gleichwohl beinahe verschollen. Wie vergänglich der akademische, ängstlich gesuchte Ruhm sei, kann man daraus sehen, daß sogar der sonst so genaue Tennemann Darjes zwanzig Jahre früher sterben läßt, als er in der That gestorben ist, und doch hatte dieser das seltene Glück, daß er trotz der Veränderung aller Dinge bis an seinen Tod (1792) wirksam bleiben konnte.

Da hier nur vom Verhältniß deutscher Wissenschaft zum deutschen Leben, nicht von der Wissenschaft selbst die Rede ist, so müssen wir von Darjes selbst einige Winke über das deutsche philosophische Treiben entlehnen, wie es zu seiner Zeit war und leider zu unserer Zeit wieder geworden ist. Darjes nämlich hat selbst in einer Vorrede zu Bielefelds Anleitung zur Staatsklug-

heit (Jena 1764) den Gang seiner Bildung und seiner Schicksale bis auf den Augenblick, wo er in Frankfurt ohne fremde Augengläser sehen lernte, mit einer unter Gelehrten seltenen Aufrichtigkeit erzählt. Wenn man die mehrsten der Leute, welche in unsern Tagen in Frankreich und Deutschland allgemeines Aufsehen durch Philosophie und Romantik erregt haben, etwas genauer betrachtet, wird man sehen, daß es allen ergangen ist wie Darjes.

Ohne alle klassischen Studien, ohne Kenntniß der Alten, bloß mit einer Fertigkeit im barbarischen Schullatein und mit einigen dürftigen mathematischen Kenntnissen versehen, lernte Darjes in Rostock die aristotelisch scholastische Philosophie, welche in den Schulen herrschte, ward in ihrer dialektischen Kunst geübt, und also übermüthig und keck gemacht, wie Schulphilosophen zu sein pflegen. Er war auf diese Weise vortrefflich auf die demonstrirende Weisheit Wolfs vorbereitet und Carpov, der später nach Weimar kam, weihte ihn in Jena in die Geheimnisse der wolfschen Philosophie und in deren Anwendung auf alles mögliche Wissen gründlich ein. Die Wirkung, welche seine aller historischen und realen Kenntnisse, des Gefühls, der Erfahrung, der Poesie entbehrende Bildung auf ihn hatte, beschreibt Darjes sehr aufrichtig. Wir setzen seine Worte hieher, weil jedes neue Schulsystem bis auf unsere Tage dieselbe Wirkung gehabt und daher die deutsche Philosophie Weltleuten und Ausländern lächerlich gemacht hat.[13]) Dies war um 1735 als Wolf von den Pietisten und von den Orthodoxen des Systems der symbolischen Bücher verfolgt ward; auch Darjes ward daher verdächtig, er sah sich

13) Nun kam ich, sagt er in der angeführten Vorrede, als ein junger Wolfianer nach Hause. Wer mir etwas wider die wolfischen Lehrsätze sagte, war mein Feind, und in meinem Herzen hielt ich ihn für einen Menschen von blödem Verstande. — — — — Ich bekam hohe Gedanken von mir und nach diesen war ich damals wirklich gelehrter als ich jetzt bin. Die Anlage war da zu einem philosophischen Klopffechter. Ich war klüger wie Andere; Anderer Lehren konnte ich mit der schönsten Wendung gefährlich schildern, und wer nicht lehrte was Wolf gelehrt, der war in meinen Augen verächtlich. Ich konnte auch vortrefflich schimpfen. Nur eine einzige Eigenschaft eines philosophischen Klopffechters fehlte noch — ich konnte von Andern in ihrer Abwesenheit nicht übel reden, ich konnte hinter ihrem Rücken ihre Lehren nicht so schildern, daß sie ihnen schaden konnten u. s. w.

des Glaubens wegen mit einer Verfolgung vor Gericht bedroht, und flüchtete sich zur Jurisprudenz. Von 1737—1763 lehrte er praktische Philosophie, Naturrecht, Politik, Staatsrecht mehr in Beziehung auf Leben und Geschäft, für den Gebrauch und zum Verständniß der Zuhörer eingerichtet, als nach dem Wolfschen System oder um als Erfinder zu glänzen. Er hatte in Jena und auch seit 1763 in Frankfurt hunderte von Zuhörern. Es klingt fast fabelhaft, wenn man uns berichtet, daß er in dem kleinen Jena gewöhnlich vier bis fünfhundert Zuhörer hatte, und daß im Sommer, weil auch der größte Saal sie nicht faßte, nicht bloß die Treppen besetzt waren, sondern auch Leitern an die Fenster gesetzt wurden, um außerhalb Plätze zu schaffen. Er war übrigens nicht der Einzige unter den deutschen Universitätslehrern, der sich von Wolf unabhängig machte; Crusius in Leipzig bildete vielmehr sogar ein dem Wolfschen feindliches System, dessen Ruhm und Ansehn unter den Gelehrten größer war und noch ist, als Wolfs Demonstrationen und Darjes praktische Lehren, obgleich es viel weniger Anhang hatte und weniger Lärm oder Aufsehn erregte, als die Einen oder die Andern.

Crusius war ein scharfer Denker und Dialektiker; aber im eigentlichsten Sinn ein Grübler. Kant sagt jedoch ausdrücklich, daß derjenige, der die alte dialektische Philosophie, die er mit seiner Kritik beleuchtete, gründlich kennen lernen wolle, Crusius, nicht aber Wolf oder einen Wolfianer studiren müsse. Eine ganz streng systematische, trockne Logik von etwa zwölfhundert Seiten, eine noch corpulentere und wo möglich noch trocknere Metaphysik, und ein pedantischer Vortrag konnten aber in einer Zeit, wo Deutschland endlich einmal der Fesseln seiner Schulpedanten und kleinen Tyrannen aller Art entledigt werden und das Licht des Lebens mit freiem Auge schauen wollte, unmöglich Glück machen. Crusius ward bewundert, er fand Anhang und Sekte, es gab Crusianer; aber nur die Theologie empfand die Wirkung des spitzfindigen Grüblers, welcher der großen Lesewelt ganz unzugänglich war und dessen Vorlesungen von Weltleuten wenig besucht wurden. Da Crusius den tief grübelnden Philosophen und den schwärmenden Theologen angehörte, so können wir seine Wirksamkeit ganz unerwähnt lassen.

Die deutsche Schulphilosophie der Universitäten ward endlich zwischen den Jahren 1760—1770 von allen Seiten her erschüttert. Die neue Literatur war ganz unvereinbar mit Wolfs Divisionen, Definitionen und Demonstrationen und mit Crusius dunklerem Grübeln; die Philosophie ging daher als solche eine Zeitlang ganz unter und ward erst durch Kant wieder erweckt. Reimarus, Lessing, Herder, Mendelssohn und sogar Haller stellten keine Systeme auf; sie wurden aber darum nicht weniger als Philosophen anerkannt und viel gelesen, während die lateinischen oder barbarisch deutschen Bücher der Kathederweisen nur von ihren Schülern und von Altgläubigen benutzt wurden. Wieland und später Jacobi brachten sogar das, was sie Philosophie nannten, in Briefe für Damen und in Romane. Die hochadlige, fürstliche und gräfliche Jugend und ihre sie begleitenden Hofmeister bildeten mit Verachtung ihrer bürgerlichen Landsleute ihre an französische Unterhaltung von Jugend auf gewohnten Seelen durch die geistreiche, wenn gleich höchst leichtfertige und oberflächliche französische Philosophie der Encyklopädisten. Feder, der um 1760 ein Paar Barone auf die Universität Erlangen führte, rühmt zwar seinen Lehrer Succow, der ihm ein Heft über Leibnitz-Wolfsche Philosophie diktirte, außerordentlich, gibt ihm aber geringen Einfluß auf die Studien, den Geschmack und den Ton der Leute, denen damals Rang und Geburt ausschließenden Anspruch auf alle höheren Stellen gab. Er sagt: Auf der Erlanger Universität studirten damals nicht viele von Adel und die Wenigsten waren Muster des Fleißes. Das Besuchen der in den angesehensten Familien abwechselnden Gesellschaften, der Concerte und Redouten nahm ihnen zu viel Zeit weg. Der herrschende Ton in den Gesellschaften war nach französischer Sitte gestimmt und fast zu frei. Voltaire, Rousseau, Helvetius waren die Klassiker der Zirkel. Letztern pries mir auch eine galante, damals schon ziemlich verblüthe Frau mit französischer Rede als den ächten Philosophen an.[14])

Pütter, Heyne und der Herr von Münchhausen hatte jeder besondere Gründe, keinen systematischen Philosophen, keinen Mann,

14) Voilà la vraie philosophie c'est là qu'il faut puiser.

der entscheidend aufträte und seine Zuhörer fortreiße und dem Praktischen entfremde, auf ihre Universität zu rufen; auch war außer Darjes Keiner, den sie hätten rufen können, sie zogen deßhalb 1768 Feder nach Göttingen, von dem sie nicht mit Unrecht voraussetzten, daß er dem Geiste der Zeit gemäß eine populäre Philosophie lehren werde. Er hatte schon in Koburg Darjes Manier gebilligt und befolgt, er hatte zugleich Wolfs Lehre, Hollmann und sogar Crusius benutzt, er schien daher der rechte Mann, um den Dilettantismus, damals Eclecticismus genannt, in Göttingen und durch Göttingen geltend zu machen. Dies gelang ihm auch wirklich bis auf die Zeit, in welcher Kant eine neue Philosophie begründete.

Feder selbst gibt uns eine Vorstellung von dem traurigen Zustande des philosophischen Unterrichts auf der ersten Universität Deutschlands, wo damals alle Celebritäten in allen andern Fächern versammelt waren. Er fügt hinzu, daß er damals selbst gefühlt und ausgesprochen habe, daß die Deutschen aufgehört hätten, ihr Heil in Systemen, im Grübeln und Speculiren zu suchen, daß sie sich vielmehr der Poesie, den Künsten und dem Studium des klassischen Alterthums zugewendet hätten. Dies scheint uns Feder schon durch den Titel seiner Antrittsrede, über die Zugeständnisse, welche die Philosohie dem Zeitgeiste machen müsse, auszusprechen, besonders aber durch den von ihm angeführten Satz aus dieser Rede, den nach ihm der eingebildete Heyne für ein Anerkennen des Vorzugs seines philologischen Handwerks vor der ersten aller Wissenschaften genommen hatte.[15]) Dies wird begreiflich, wenn man von ihm hört, wer die Leute waren, welche damals Philosophie in Göttingen lehrten, oder doch hätten lehren sollen. Feder sagt: Weber, ein Wolfianer, der hernach als Professor der Theologie in Kiel starb, war in der öffentlichen Meinung sehr gesunken; Becmann, ein eifriger Crusianer, hatte keinen Vortrag. Hollmann war vielleicht zu gelehrt für die jungen Leute, vielleicht auch zu alt, und nach dem damals herrschend gewordenen ästhetischen Tone zu

---

15) Der Satz lautet: Philosophia nuper imperium tenuit, nunc literae dominantur elegantiores.

trocken; nach dem Urtheile eines aufblühenden Genies in einem Briefe an mich, ein palaeologus, der Gellerts Fabeln in Schlüsse auflöset. Auf Ersuchen las Kästner Metaphysik.

Feder huldigte hernach als Lehrer und Schriftsteller dem Geiste der Zeit, er näherte sich den französischen Philosophen der bessern Art, nahm Manches von Rousseau, germanisirte es aber und genoß anfangs eines ähnlichen Beifalls wie Darjes. Er mußte oft bei offenen Thüren lesen, der Vorsaal war ganz gefüllt; es mußten viele Zuhörer abgewiesen werden. Diese Zeit war längst vorüber gewesen, als der Verfasser dieser Geschichte ihn kennen lernte, er war verlassen, ohne daß er darum weniger tüchtig oder die Studenten philosophischer geworden wären; soviel vermag überall die Mode.

Der Zustand der Gleichgiltigkeit und des Verfalls, welcher in Beziehung auf Philosophie von 1767—1787 eingetreten war, ward der allgemeinen deutschen Literatur sehr vortheilhaft, weil das Philosophiren einmal von den Pedanten an die Belletristen kam, denen wir auch Lessing, Jacobi, Mendelssohn und Schlosser beizählen. Die neue wissenschaftliche Philosophie, welche von Kant ausging, entstand übrigens gerade in diesem Zeitraum, wenn sie gleich erst später ans Licht kam. Wir glauben, daß die Revolution des ganzen deutschen wissenschaftlichen Lebens, welche durch Kants Philosophie bewirkt ward, und der Einfluß derselben auf alle Zweige der Literatur, sowie auf alle philosophische Systeme bis auf unsere Zeit eine Kenntniß der Entstehung derselben nöthig machen, wir wollen jedoch nur den Gang derselben bezeichnen und uns auf das Aeußere beschränken. Man darf übrigens nicht außer Acht lassen, daß ,so wenig sich auch Humes Einfluß auf Kant leugnen läßt, seine Philosophie doch eine ganz eigentlich deutsche war.

Ehe wir von Kant reden, müssen wir zuerst einen Blick auf die Bewegungen werfen, welche von 1768—1787 aus dem Bedürfniß einer neuen gründlichen Schulphilosophie hervorgingen und zum Theil nicht einmal durch Schriften kund wurden; sondern aus den in unserm Jahrhunderte gedruckten Briefen einzelner denkender Männer müssen errathen werden. Die Briefe und kleinen Schriftchen, die wir hier benutzen müssen, sind so verbreitet, daß

wir die Bekanntschaft mit denselben voraussetzen dürfen und daher nur hie und da einmal auf eine einzelne Stelle zu verweisen brauchen. Wir müssen übrigens in Preußen und in den Ostseeprovinzen des russischen Reichs den Ursprung und das Bedürfniß einer neuen philosophischen Bildung suchen, weil man im eigentlichen Deutschland mit Dilettantismus und schöner Rede zufrieden war.

Die Lehrer der süddeutschen Universitäten und zum Theil auch von Jena und Halle quälten sich noch lange mit einer Art von Wolfianismus oder Crusianimus; Feder in Göttingen suchte eine Moralphilosophie zu begründen, wie Darjes in Frankfurt an der Oder eine Rechtsphilosophie; aber beide konnten tiefern Denkern nicht genügen. Sie konnten dem Zeitbedürfniß nicht, wie Abt, Herder, Mendelssohn durch Form und Darstellung ersetzen, was ihnen an Tiefe und an Schärfe der Begriffe abging. Basedow und Wieland befriedigten jeder nur das Bedürfniß einer gewissen Klasse des großen Publikums. Wieland gab freilich den Ton an Höfen und in Hauptstädten an; aber nur allein darum, weil er auf französische Weise philosophirte, und sogar die griechische Philosophie in französische Form brachte, oder französische Philosophie lehrte, während er griechische zu lehren vorgab. Auch Mendelssohn, so gründlich und gelehrt er war, befriedigte die spekulativen Köpfe nicht ganz; die grübelnden im eigentlichen Preußen aber, von wo hernach das neue System ausging, ganz und gar nicht. Man konnte also, weil die Zeit eine Philosophie forderte, welche den Gebildeten genüge, ohne die Gelehrten ganz unbefriedigt zu lassen, von Mendelssohns sämmtlichen Schriften, wie späterhin von F. H. Jacobis Philosophie, sagen, was Hamann in einem Briefe vom Juli 1767 von der Vorrede zu Mendelssohns Phädon sagt: „Ich habe die Vorrede zum Phädon durchgelesen und denke, daß sie schöner geschrieben als gedacht ist.“ Wenn die Frommen, die so gern jeden Traum des Gefühls, oder jede unter den Menschen herrschende fromme Meinung von Gott und Unsterblichkeit gelten lassen, so von Mendelssohns Beweisen dachten, was sollten sie erst von den andern sagen? Es entstand daher ein allgemeiner Kampf, aus dem eine ganz neue Wissenschaft hervorgehen mußte, weil er Leben weckte und Kräfte übte.

Die französischen Philosophen und Wielands gallisches Griechenthum verschmähten nicht blos Lessing, Herder, Hamann, Schlosser und sehr viele andere; sondern es war auch als Produkt des schwelgenden Adels biedern Bürgern verhaßt. Nicolais Derbheit und Arroganz und die Art, wie er und die unter seinen Fahnen dienenden praktischen Männer seines Berliner Heeres mit der Volksreligion umgingen, mußte wohl auch einem Lessing zuwider sein, da er durch Schriften bewiesen hat, wie viel vortrefflicher die scholastische Consequenz eines Petrus Lombardus ist, als das Geschwätz eines preußischen Eberhard. In dieser Zeit galt einmal keine Terminologie und keine Phraseologie in Deutschland als Philosophie, und keines Meisters unverständlicher Bombast ward von Schülern wie von Papageien nachgebetet; aber dauern konnte der Zustand nicht, wenn nicht alles ernste Streben sich in leeres Geschwätz auflösen sollte. Für den Uebergang vom sogenannten Eclecticismus und Nicolaismus zum tiefern Denken sind Lessing, von dem wir weiter unten ausführlich reden werden, F. H. Jacobi, Herder und Schlosser und sogar Johann Georg Hamann wichtig. Der Letztere besonders darum, weil wir aus seinen in unserm Jahrhundert gedruckten Briefen und aus den mit diesen neu gedruckten und gesammelten Schriftchen lernen, daß er im Stillen eine Kritik übte, die fast wirksamer war, als die öffentliche. Seine Schriftchen waren alle wunderlich und unverständlich, sie hatten aber alle, wie die ganz klaren und einfachen Privatbriefe, einen kritischen und satyrischen Zweck. Hamann fühlte das Mangelhafte einer Verstandesreligion und das Ungenügende einer Reflectionsphilosophie, er spottete darüber und deutete Besseres an; dies verschaffte ihm einen Einfluß auf die verständigen Männer, der sich bei den Schwärmern und Mystikern seiner Zeit aus seinem Mysticismus und seinem blinden Glauben erklären läßt. Man wird daher begreifen, wie er zugleich für Kant und für Herder, und später für Jacobi als ein im Stillen und unmerklich einwirkender Freund und Kritiker wichtig sein, und sogar Kant zuerst mit Nicolai in Verbindung bringen konnte, mit dem er damals noch leidlich gut stand. 16) Der Verkehr

16) Hamann schreibt am 26. Juni 1763 an Lindner: Weymann hat Kants einzig möglichen Beweisgrund zur Demonstration des Daseins Gottes

zwischen Hamann, Kant und Hippel ist dabei ganz anderer Art, als der zwischen Hamann und Herder, und auf eine wieder ganz verschiedene Weise wirkt hernach Hamann auf F. H. Jakobi. Wenn er übrigens zuletzt mit der Bande der zarten Freunde der Gallizin in Verbindung kommt, so sieht man aus dem, was er über Hemsterhuys Philosophie sagt, daß er diese Leute weit übersah.

Zur Zeit des Eclecticismus erkannte auch sogar Herder Kant als den Mann an, der den Schulpedanten und den philosophischen Schwätzern den Untergang bringen werde. Man muß sich daher wundern, wie derselbe Mann, der in seiner Jugend so edel, so offen, so wahr eingestanden hatte,[17]) daß er nicht zum Philosophen geboren oder gebildet sei, sich später gegen die Philosophie erheben mochte, welche Kant vierzig Jahre lang durchdacht hatte, ehe er sie ans Licht brachte. Kant ward, wie wir aus den Briefen der wenigen Männer sehen, die sich in jener durchaus belletristischen Zeit ernstlich und eifrig um philosophische Wissenschaft und Forschung bekümmerten, schon viele Jahre lang als Meister im ganzen Umfange des menschlichen Wissens anerkannt, ehe er

---

widerlegt. Ich habe das Manuskript so wenig hinten als vorn gesehen. Letzterer hat Ursache, sich vor seinem Gegner zu fürchten und verdient eine exemplarische Ruthe. Vor einigen Wochen schon habe ich einen Brief an Nicolai angefangen, worin ich den M. Kant dem Verf. der philosophischen Schriften empfohlen, mit der Versicherung, daß unser Landsmann ein Mann ist, der die Wahrheit eben so sehr liebt, als den Ton der guten Gesellschaft.

17) Herder schreibt im Jahre 1766 an Hamann: Meine ganze Bildung gehört zu den widernatürlichen, die uns zu Lehrern macht, da wir Schüler sein sollten. Haben Sie Mitleiden mit mir, lieber Freund, daß mich das Schicksal in einem pedantischen Morungen hat geboren werden lassen, daß ein einseitiger Trescho meinen ersten Funken weckte, und daß ich in Königsberg mir mit dem Scepter des Dionysus meine Galgenfrist zum Studiren habe erwerben müssen. Hätte ich außer einem Kant auch noch Pedanten hören können, die meine Hitze abgekühlt und mir Schulmethode hätten lehren sollen; hätte ich durch den Umgang mir den Weltton angewöhnen können, hätte ich mehr Uniformes mit der Universität und dem Gros meines Standes angenommen; so würde ich vielleich anders denken; aber auch nicht dasselbe denken — — — Meine Studien sind wie Zweige, die durch ein Ungewitter mit einmal ausgetrieben werden. Aber wissen Sie auch, daß ich noch nicht im Alter der Reife, sondern der Blüthe bin?

noch dem Publikum bekannt war. Königsberg lag fern vom Innern Deutschlands, denn Berlin war noch nicht Universität, und Frankfurt an der Oder und Halle, oder mit andern Worten, Darjes und Wolfs Schüler, erkannten Kant niemals an. Gerade aus dieser Ursache bewirkte die Kantsche Philosophie, als sich endlich der Hauptlehrer auf einer philophischen Universität und die literarischen Journale, die damals noch einen Einfluß hatten, den sie jetzt verloren haben, ihrer annahmen, eine vollständige Revolution in der ganzen deutschen Bildung. Weil diese Revolution unserer ganzen Literatur durch die Kantsche Philosophie mit der politischen Revolution in Frankreich zusammenfiel, können wir hier nur den Ursprung derselben andeuten, die Geschichte des Fortgangs gehört in den folgenden Band. Daß wir nicht mit Unrecht mit der Wirkung von Kants erstem Auftreten eine Revolution in der Philosophie der Deutschen verbunden haben, könnten wir aus Tieftrunks Vorrede zu seiner Ausgabe von Kants kleineren Schriften beweisen, denn diese erschien, als das Ereigniß noch ganz neu war. Tieftrunk sagt dort wörtlich: „Man erblickte, als die Kritik der reinen Vernunft erschien, darin allgemein einen neuen Morgen des Philosophirens. Der Plan war nicht auf eine Reform der gangbaren Lehrbegriffe, sondern auf einen gänzlichen Umschwung der philosophischen Denkungsart, nicht auf eine Censur des bestehenden Systems, sondern auf eine Kritik des Erkenntnißvermögens selbst angelegt, und der Denker sah sich in Schwierigkeiten verwickelt, in welchen sich zu finden und welche zu überwinden eine anhaltende Arbeit und ein entschlossener Muth erfordert wurde. Es konnte zu nichts dienen, das, was hier gegeben wurde, nur zu lernen und in eine historische Erkenntniß aufzunehmen, der Leser mußte sich selbst zu der Höhe eines eignen Blicks in sein eignes Vernunftvermögen erheben und die Idee des Ganzen in allen seinen Gliederungen durch Selbstanstrengung erarbeiten, und er fand sich hier auf den kritischen Punkt gestellt, entweder Alles oder Nichts zu verstehen."

Schon als junger Mann, noch ehe es in Deutschland tagte, fühlte Kant die Mangelhaftigkeit des ganzen philosophischen Treibens, er empfand also das Bedürfniß einer Revolution der Wissenschaft in allen ihren Zweigen eben so viele Jahre voraus, als

Rousseau und Montesquieu das Bedürfniß einer Staatsumwälzung des französischen Reichs. In dieser Beziehung sagt er in der Schrift Gedanken von der wahren Schätzung der lebendigen Kräfte und Beurtheilung der Beweise, deren sich Herr von Leibnitz und andere Mechaniker in dieser Streitsache bedient haben, die er 1747, also sechs Jahre vor seiner ersten Anstellung in Königsberg herausgab, Folgendes über die alte Metaphysik: Unsere Metaphysik ist wie viele andere Wissenschaften in der That nur an der Schwelle einer recht gründlichen Erkenntniß. Gott weiß, wenn man dieselbige wird überschreiten sehen. Es ist nicht schwer, ihre Schwäche in Manchem zu sehen, was sie unternimmt. Man findet oft das Vorurtheil als die größte Stärke ihrer Beweise. Nichts ist mehr hieran Schuld, als die herrschende Neigung derer, welche die menschliche Erkenntniß zu erweitern suchen. Sie wollten gern eine große Weltweisheit haben; allein es wäre zu wünschen, daß es auch eine gründliche sein möchte." In dieser Ansicht ward er hernach durch das Studium von David Humes philosophischen Schriften befestigt, konnte aber nicht, wie dieser bei der bloßen Skepsis stehen bleiben. Wir übergehen seine allgemeine Naturgeschichte und Theorie des Himmels, welche er, (nachdem er 1750 Professor in Königsberg geworden war) um 1755 herausgab, weil sie uns in die Reihe der Schriften, wodurch er sich als künftigen Urheber einer Revolution der philosophischen Wissenschaften kund gibt, nicht zu gehören scheint, obgleich auch in dieser Schrift Manches gegen hergebrachte Meinungen gesagt wird. Er gab damals vorerst nur allein in seinen Vorlesungen kund, was er beabsichtige, und ward deßhalb in Preußen, Liefland und Curland, von einem Hippel, Scheffner, Herder, Hamann längst als ein großer Mann anerkannt, als man ihn in Deutschland nur noch aus den Literaturbriefen und durch Vermittelung der Nicolaiten kannte. Im Jahre 1762 schreibt er indessen schon in einem Briefe an den großen Mathematiker Lambert, der unstreitig neben Bilfinger der schärfste Denker unter den Wolfianern war, daß alle bisherigen Systeme der Metaphysik nur Dunst und Sophistereien seien, und daß es nur einen einzigen Weg gebe, zu einer Metaphysik zu gelangen,

welche den Forderungen der Vernunft mehr Genüge leiste, als die bisherigen gethan hätten.

Was er in diesem Privatbriefe aussprach und seinen Zuhörern mündlich verkündigte, deutete er im Jahr 1762 auch in einer Schrift an, welche viel Aufsehen machte. Sie hat den Titel: die falsche Spitzfindigkeit der vier syllogistischen Figuren erwiesen. Diese Schrift war bestimmt, die Logik zuerst wenigstens von unfruchtbaren Spitzfindigkeiten zu säubern, sie auf ihre Prinzipien zurückzuführen und auf diese Weise den Weg zu bahnen, um sie innerhalb der ihr durch ihren Begriff bestimmten Gränzen einzuschließen. Er selbst sagt in dieser Beziehung gegen das Ende der Schrift: Ich würde mir zu sehr schmeicheln, wenn ich glaubte, daß die Arbeit von wenigen Stunden hinreichend sein werde, den Coloß umzustürzen, der sein Haupt in den Wolken des Alterthums verbirgt, und dessen Füße von Thon sind. Meine Absicht ist nur, Rechenschaft zu geben, weßwegen ich in dem logischen Vortrage, in welchem ich nicht alles meiner Einsicht gemäß einrichten kann, sondern manches dem herrschenden Geschmacke zu Gefallen thun muß, in diesen Materien nur kurz sein werde, um die Zeit, die ich dabei gewinne, zur wirklichen Erweiterung nützlicher Einsichten zu verwenden. Es gibt noch eine gewisse andere Brauchbarkeit der Syllogistik, nämlich vermittelst ihrer, in einem gelehrten Wortwechsel dem Unbehutsamen den Rang abzulaufen. Da dieses aber zur Athletik der Gelehrsamkeit gehört, einer Kunst, die sonsten wohl sehr nützlich sein mag, nur daß sie nicht viel zum Vortheil der Wahrheit beiträgt, so übergehe ich sie hier mit Stillschweigen.

Dies geht die Logik an, in Beziehung auf Reform der Metaphysik gab Kant Winke über das, was er im Stillen vorbereitete, durch zwei im Jahre 1763 herausgegebene Schriften, von denen die Eine die Evidenz der metaphysischen Wissenschaften überhaupt und die Zweite den Grund der ganzen sogenannten natürlichen Theologie aus einem kritischen Standpunkte betrachten lehrte. Die Erste enthielt eigentlich die Beantwortung einer von der Berliner Akademie aufgestellten Preisfrage und führte den Titel: Untersuchungen über die Deutlichkeit der Grundsätze der

natürlichen Theologie und Moral, die andere handelt von dem einzig möglichen Beweisgrunde zur Demonstration des Dasein Gottes. In diesen beiden Schriften ward angedeutet, mit welcher Revolution Ontologie, Kosmologie und Theologie der alten Metaphysik von dem Urheber der kritischen Philosophie bedroht waren. Die 1766 bekannt gemachten Träume eines Geistersehers erläutert durch Träume der Metaphysik gaben dem größeren Publikum zu verstehen, daß die sogenannte Pneumatalogie der Metaphysiker ein Irrlicht sei, welches die im Dunkeln wandelnden Grübler und Schwärmer in Morast locke. Diese Abhandlung und der Anhang über Swedenborg und Swedenborgianer hielt freilich Crusius nicht ab, Schröpfers Gaukelspiel und Betrügerei durch seine Philosophie zu unterstützen und mit tiefem Grübeln und dunklem Orakeln auf den Teufel und seine Engel zurückzuführen. Im ersten Hauptstück dieser Schrift fordert Kant in Beziehung auf den Ausdruck Geist also auch Seele eine Prüfung, welche bis auf den heutigen Tag stets umgangen wird, wenn man Geistertheorien erfindet und beim gewöhnlichen Unterricht sich die Sache außerordentlich leicht macht. Kant sagt: Wenn alles Dasjenige, was der Schulknabe von Geistern herbetet, der große Haufen erzählt, der Philosoph demonstrirt, zusammengenommen wird, so scheint es keinen kleinen Theil unseres Wissens auszumachen. Nichts desto weniger getraue ich mir zu behaupten, daß, wenn es Jemand einfiele, sich bei der Frage etwas zu verweilen, was denn das eigentlich für ein Ding sei, wovon man unter dem Namen eines Geistes soviel zu verstehen glaubt? er alle diese Vielwisser in die größte Verlegenheit versetzen würde. Das methodische Geschwätz der hohen Schulen ist oft nur ein Einverständniß durch veränderliche Wortbedeutungen einer schwer zu lösenden Frage auszuweichen, weil das bequeme und mehrentheils vernünftige: Ich weiß nicht, auf Akademien nicht leichtlich gehört wird. Gewisse neuere Weltweisen, wie sie sich gern nennen lassen, kommen sehr leicht über diese Frage hinweg. Ein Geist, heißt es, ist ein Wesen, welches Vernunft hat. So ist es also denn keine Wundergabe Geister zu sehen, denn, wer Menschen sieht, der sieht Wesen, welche Ver-

nunft haben. Allein, fährt man fort, dieses Wesen, welches im Menschen Vernunft hat, ist nur ein Theil vom Menschen und dieser Theil, der ihn belebt, ist ein Geist. Wohlan denn: ehe ihr also beweiset, daß nur ein geistiges Wesen Vernunft haben könne, so sorget doch, daß ich zuvörderst verstehe, was ich mir für einen Begriff von einem geistigen Wesen zu machen habe. Diese Selbsttäuschung, ob sie gleich grob genug ist, um mit halb offenen Augen bemerkt zu werden, ist doch von sehr begreiflichem Ursprunge. Denn, wovon man frühzeitig als ein Kind sehr viel weiß, davon ist man sicher, späterhin und im Alter nichts zu wissen und der Mann der Gründlichkeit wird zuletzt höchstens der Sophist seines Jugendwahns. Ich weiß also nicht, ob es Geister gibt; ja, was noch mehr ist, ich weiß nicht einmal, was das Wort Geist bedeutet. Wie ganz anders Kant die Philosophie betrachtete, als alle Leute, die sich später durch den Lärm, den sie unter Studenten und Weltleuten machten, zum Ansehen von Propheten und Sectenstiftern erhoben und bis auf den heutigen Tag als Hof- und Residenz-Sophisten glänzen, sieht man am besten aus seiner Correspondenz mit Lambert. Er dachte auch dann noch nicht daran mit seiner Reform der ganzen theoretischen Philosophie zu prahlen, als sie schon ganz fertig gearbeitet war; er ließ noch mehr als zehn Jahre verfließen und arbeitete indessen an der Begründung einer neuen Ethik. Nur seine näheren Freunde und unter diesen der Mann, der den geistreichsten Schriftstellern jener Zeit mit seinem Rathe nützlich ward, Johann Georg Hamann, waren mit dem Gange seiner Arbeiten bekannt, denn der Letztere schreibt schon im Februar 1767 an seinen Freund Herder: „Herr Kant arbeitet an einer Metaphysik der Moral, die, im Contrast der bisherigen, mehr untersuchen wird, was der Mensch ist, als was er sein soll.“ Er äußert dabei freilich nach seiner Art das Bedenken: „Wenn sich das Erste füglich ohne das Letztere im eigentlichen Sinn bestimmen läßt.“ Erst im Jahr 1770 gab er in einer lateinischen Dissertation de mundi sensibilis atque intelligibilis forma et principiis, welche er nach dem Gebrauche der Zeit beim Antritte der ordentlichen Professur der Logik und Metaphysik im August des Jahrs vertheidigte, die Grundsätze kurz an, die er zu

befolgen gedenke. Darüber erklärt er sich in einem Briefe, den er im September 1770 an Lambert schrieb, in folgenden Worten ganz bestimmt: Seit etwa einem Jahre, schreibt er, bin ich, wie ich mir schmeichele, zu demjenigen Begriffe gekommen, welchen ich nicht besorge, jemals ändern, wohl aber erweitern zu dürfen und wodurch alle Art metaphysischer Quästionen nach ganz sichern und leichten Kriterien geprüft und in wiefern sie auflöslich sind, oder nicht, mit Gewißheit kann entschieden werden. — — — Ich habe mir vorgenommen, diesen Winter meine Untersuchungen über die reine moralische Weltweisheit, in der keine empirischen Principien anzutreffen sind, und gleichsam die Metaphysik der Sitten in Ordnung zu bringen und auszufertigen; sie wird in vielen Stücken den wichtigsten Absichten bei der veränderten Form der Metaphysik den Weg bahnen und scheinet mir überhaupt bei den zur Zeit noch so schlecht entschiedenen Prinzipien der praktischen Wissenschaften nöthig zu sein. Nach Vollendung dieser Arbeit werde ich mich der Erlaubniß bedienen, die Sie mir ehedem gaben, meine Versuche in der Metaphysik, soweit ich in denselben gekommen bin, Ihnen vorzulegen.

Schon ehe er auf diese Weise zur Kritik der praktischen Vernunft, wie er es später nannte, ganz im Stillen den Grund legte, hatte er den Plan einer Reform der Aesthetik entworfen und die Principien, die er zu befolgen gedenke, in einer kleinen Schrift wenigstens angedeutet. Diese Schrift waren die 1764 bekannt gemachten Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen, welche besonders von Schiller mit Dankbarkeit als Winke anerkannt werden, denen er theoretisch und praktisch sehr viel verdanke. Er rühmt in seinem Briefwechsel mit Göthe (1. S. 108) nicht blos die darin enthaltene neue Grundlegung einer neuen Aesthetik, sondern ganz besonders die vielen in derselben enthaltenen Winke über den Menschen und die Natur des menschlichen Geistes.

Im großen Publikum wurde wenig von Kant geredet, weil auch sogar Hippel, der sich erlaubte, Kants Vorträge und Hefte und sogar das Resultat seines persönlichen Verkehrs mit ihm in populärer Form seinen Romanen einzuverleiben, dies nach seiner Art, d. h. verstohlen und ohne weder vor noch nachher darüber

mit Kant zu reden, oder ihn zu nennen gethan hatte. Dies gilt besonders von dem Büchlein von der Ehe und von den Lebensläufen in aufsteigender Linie. Diese verdanken einen großen Theil des Aufsehens, welches sie erregten, und besonders die ganz ausgezeichnete Aufmerksamkeit, welche ihnen alle diejenigen widmeten, denen weder Wielands noch der Franzosen Philosophie noch der Eclecticismus oder die Berliner Weisheit genügte, dem Umstande, daß sie lange vorher, ehe Kant seine Hauptwerke bekannt gemacht hatte,[18]) die interessanten Resultate der neuen Philosophie verkündigten. Das mystische Dunkel, worin Hippel sein Leben und seine Moralität mit vollem Rechte, seine Schriftstellerei aber ohne eigentliche Ursache hüllte, veranlaßte daher die Vermuthung, daß Kant dem berühmten Humoristen bei seinen Romanen geholfen habe. Diese Meinung war für Hippel, der aus allem Nutzen zu ziehen wußte, in Beziehung auf das Lob, dessen er sich im Stillen freute, weil er sich nie zu seinen Büchern bekannt hat, sehr erwünscht, Kant dagegen eilte nach seines Freundes Tode, dessen Verfahren, ohne gerade sein Andenken zu kränken, ins rechte Licht zu setzen. Wir fügen den wesentlichen Theil von Kants Erklärung vom 6. Dez. 1796 in der Note bei.[19])

Als endlich im Jahr 1781 im Juni die Kritik der reinen Vernunft gedruckt ward, zeigte sich bei der Gelegenheit, wie wenig Männer in Deutschland fähig und geneigt seien, die gewöhnliche Bahn des Philosophirens zu verlassen und die hergebrachten und geltenden Ausdrücke, Begriffe, Methoden wissenschaftlich zu prüfen. Das gesteht sogar der Meister des Dunkeln und Ver-

---

18) Die Lebensläufe erschienen 1778.

19) Es ist allerdings wahr, sagt er, daß in Hippels Schriften viele Stellen vorkommen, welche mit vielen Stellen meiner später als die Kritik der reinen Vernunft herausgekommenen Schriften buchstäblich übereinstimmen, dies ist aber daher zu erklären, daß ich mein ganzes System erst 1770—80 ausgearbeitet; fragmentarisch aber während dieser Zeit und schon früher meinen Zuhörern vorgetragen habe. Die Hefte der nachgeschriebenen freien Vorträge über Logik, Moral, Naturrecht u. s. w., besonders über Anthropologie, hat Hippel benutzt und für seine Zwecke gebraucht; jedoch dieser Benutzung der Hefte wie seiner eigenen Schriftstellerei nie im Gespräche erwähnt.

worrenen, der wunderliche und verworrene Hamann, in seiner Anzeige oder Rezension des eben erschienenen Werks, welche man im sechsten Theile seiner von Roth herausgegeben Schriften gleich vorn lesen kann. Er sucht zwar das Buch zu empfehlen, von dem er in seinen Briefen an Herder um dieselbe Zeit durchaus nicht vortheilhaft spricht, gibt aber doch am Schlusse zu verstehen, daß das Buch seines transcendentalen Inhalts wegen nur von einigen werde gelobt, obgleich von Allen gekannt werden, daß jedoch blutwenige sein möchten, die es verständen. Selbst in der lobenden Anzeige des Inhalts sagt Hamann, der gerade damals Humes Schrift über natürliche Religion (dialogues on natural religion) übersetzte, ziemlich ironisch: Die Kritik der reinen Vernunft ist die vollständige Idee einer Transcendental-Philosophie. Unter diesem neuen Namen verwandelt sich die verjährte Metaphysik aus einem zweitausendjährigen Kampfplatz endloser Streitigkeiten endlich einmal in ein systematisch geordnetes Inventarium aller unserer Besitze durch reine Vernunft — und schwingt sich auf den Fittigen einer ziemlich abstrakten Genealogie und Heraldik zu der monarchischen Würde und der olympischen Hoffnung, als die einzige aller Wissenschaften ihre absolute Vollendung und zwar in kurzer Zeit zu erleben, ohne Zauberkünste, noch magische Talismane.

Da Kants Werk ausschließend der eigentlich wissenschaftlichen Philosophie angehört, so dürfen wir uns hier auf eine Analyse desselben nicht einlassen. Wir wollen nur den Trost anführen, den Hamann dem Verleger Hartknoch über die Form des Buchs gibt, [20]) und beifügen, was Nicolai und ~~Tieftrunk~~ in Beziehung Fülleborn auf die Sache selbst urtheilten. Nicolai erklärt mit der krassen

20) Hamann schreibt an Hartknoch: "Kant rede von einem Auszuge seiner Kritik der reinen Vernunft in populärem Geschmack, die er für die Laien herauszugeben verspricht. Ich wünsche sehr, liebster Freund, daß Sie sich nicht abschrecken, wenigstens keine Gleichgiltigkeit gegen ihn merken ließen, und sich um seine fernere Autorschaft, so viel sich thun läßt, zu bekümmern schienen. Wenigstens ist er bona fide mit ihnen zu Werk gegangen und schmeichelt sich damit, daß je älter sein Werk wird, desto mehr Leser finden wird. Der Zug von der Michaelismesse wird ihnen Licht geben und vielleicht Anlaß — — eine kleinere populäre Schrift zu ihrer Schadloshaltung von ihm

Keckheit, mit welcher er über alle Dinge zu urtheilen pflegte, welche weit über seinem durchaus praktischen und dürren Begriffe waren, er habe geglaubt, Kant wolle in der Kritik alles Wissen auf Erfahrung zurückbringen, was ihm ganz recht gewesen sei. Fülleborn bekennt, daß er sich zum Dolmetscher aufgeworfen habe und von dem deutschen Publikum als solcher erkannt worden sei, ohne daß er selbst gewußt habe, was er eigentlich sagen wolle. Was Nicolai angeht, so rücken wir eine längere Stelle aus seiner Lobschrift auf sich selbst ein (Ueber meine gelehrte Bildung u. s. w. Seite 46 u. 48), weil daraus zweierlei hervorgeht, zuerst, welches Aufsehen Kants Buch in Deutschland machte, und zweitens, wie wenig die Berliner geeignet waren, es zu verstehen: „In Kurzem, sagt er, erschallte in deutschen gelehrten Journalen und gelehrten Zeitungen das allgemeine Rühmen, daß durch dieses Werk das Geheimniß von der wahren Beschaffenheit und von den nothwendigen Gränzen der menschlichen Vernunft ganz entschleiert und nun darüber kein Zweifel mehr möglich sei. Auch ich ward also sehr begierig, so wichtige Wahrheiten von ganz neuer Art kennen zu lernen, um so mehr, da ich gern bekenne (und wir gern glauben), daß mir von jeher keine Art der Philosophie über übersinnliche Gegenstände völlige Genüge gethan hat. Ich ward zum eifrigen Studium der Kritik der reinen Vernunft angetrieben, da die allgemeine Stimme fast in allen Journalen und in einer Menge kleiner Schriften sagte: Herrn Kants Absicht sei zu beweisen, daß im Transcendentalen alles nur Schein, hingegen blos in der Erfahrung allein Wahrheit zu finden sei, wie denn auch Herr Kant dieses selbst an mehren Stellen seiner Schriften sagt. Dieser Gedanke hatte mir längst eingeleuchtet, und ich war sehr begierig, ihn von einem so scharfsinnigen Mann durch neue Gründe bestätigt zu sehen. Er versichert auch in der Vorrede zu seiner Kritik der reinen Vernunft: Er habe durch dieses Werk der Spekulation ihre Grenzen und ihren rechten Weg angewiesen und habe dadurch die arroganten Ansprüche der Schulen vertilgt.

---

zu erbitten, um ihn mit reinem Wein zu berauschen, oder aufzumuntern, zu einem kleinen Buche, das mehr nach dem Geschmack des Publici ist; denn dieser war zu abstract und zu kostbar für den großen Haufen.

Auf ganz entgegengesetzte Weise irrte sich Fülleborn mit fast allen denen, die in der ersten Zeit als Erklärer der Kritik auftraten, über den Sinn und den Zweck derselben. Dieser sagt im dritten Stück der Beiträge zur Geschichte der Philosophie von sich selbst: „Ich lernte in meinem ersten Universitätsjahre zufällig Kants Kritik der reinen Vernunft kennen, las sie und nahm die peinliche Empfindung mit mir hinweg, wenig von ihr verstanden zu haben. Ich versuchte, von der Schwierigkeit gereizt, die Lesung von neuem, schrieb mir einen kleinen Abschnitt auf, blätterte umher nach Stellen, die Aehnlichkeit mit diesem Abschnitte hatten, oder ihm zur Erläuterung dienen konnten, stoppelte alles in eine Abhandlung zusammen und glaubte, weil sie in Cäsars philosophischen Denkwürdigkeiten einen Platz fand, mich in die Reihe der Philosophen stellen zu dürfen. — — — Von dieser Verirrung brachten mich gewissermaßen Reinholds Briefe im deutschen Merkur zurück; denn seine Berufung auf andere Philosophen vermochten mich, Leibnitz, Boden, Platner, Jacobi zur Hand zu nehmen; aber auf der andern Seite entzweite ich mich immer mehr mit mir selbst und der Kant'schen Kritik, denn die genannten Schriftsteller schienen mir alle Recht zu haben und sollten es doch von Rechtswegen nicht.

Garve und Feder erhoben sich gegen die neue Philosophie, der sie Beide wissenschaftlich nicht gewachsen waren, weßhalb die ausführliche, ohne alle Heftigkeit abgefaßte Rezension, welche Feder in die Göttinger Anzeigen einrücken ließ, ihn um den Ruf eines wissenschaftlichen Lehrers brachte und seine Zuhörer verscheuchte, obgleich er in sehr vielen Stücken Recht haben mochte. Allgemein war indessen die Klage, daß die Ausführlichkeit und Dunkelheit der Kritik die Verbreitung derselben unmöglich mache. Kant meinte, er könne selbst das Studium seines Buchs erleichtern, und arbeitete deßhalb eine Schrift aus, welche aber eben so wenig populär war, als die Kritik selbst, was schon daraus hervorgeht, daß er fast anderthalb Jahre auf ihre Ausarbeitung verwendete und sie ganz und streng philosophisch abfaßte. So entstanden seine Prolegomena zu jeder künftigen Metaphysik, die als Wissenschaft wird auftreten können. 1783 (222 S. 8.). Er beginnt die Erläuterung der Kritik der

reinen Vernunft, welche in dem Buche gegeben werden soll, damit, daß er sagt, er habe durch die Kritik der reinen Vernunft die Frage der Möglichkeit einer Metaphysik lösen wollen. Die Aufgabe, allgemein ausgedrückt, fährt er fort, laute folgendermaßen: Wie sind synthetische Sätze überhaupt möglich? Schon aus diesen ersten Worten sieht man, daß er Alle, welche an Garve, an Feder, an irgend einen Nicolaiten, an Mendelssohn, oder gar an einen Meiners und selbst an Jacobi gewöhnt waren, um von Wieland und Consorten nicht zu reden, sogleich abschrecken mußte. Herder und Hamann zuckten aus andern Gründen die Achseln. Die erste gleich durch ihre Form das große Publikum abschreckende Frage läßt er hernach in vier andere zerfallen. Diese sind: Wie ist reine Mathematik möglich? Zweitens: Wie ist eine Naturwissenschaft möglich? Drittens: Wie ist eine Metaphysik überhaupt möglich? Viertes: Wie ist Metaphysik als Wissenschaft möglich? Schon aus dem Angeführten geht deutlich hervor, daß für die staunende Menge, welche das Neue liebt, weil es neu ist, hier so wenig gesorgt war, wie für die Studenten. Kants Freunde riethen ihm, als auch die Prolegomena ihren Zweck verfehlten, einem seiner Schüler die Sorge zu überlassen, eine neue, verständlichere Einleitung abzufassen. Dies Geschäft übernahm der Hofprediger Schulze in Königsberg unmittelbar unter Kants Augen und mit seiner Beihülfe, am Ende des Jahres 1783, und das Buch erschien um 1784 unter dem Titel: Erläuterungen über des Herrn Professor Kant's Kritik der reinen Vernunft. Dies Buch hatte an und für sich selbst keinen Werth, sollte auch nach der Absicht des Verfassers keinen haben; es leistete aber in Beziehung auf deutsche Köpfe, Universitäten und Bücher mehr, als je zu erwarten gewesen war. Dazu trugen zwei Umstände besonders viel bei. Der erste Umstand war, daß man damals in Weimar und Jena, wo ganz zufällig die ausgezeichnetsten Schriftsteller der neuen deutschen Literatur versammelt waren, den Plan machte, durch Errichtung einer neuen, auf jede Weise auszuposaunenden Literaturzeitung der Dictatur der Berliner Allgemeinen deutschen Bibliothek und ihres Verlegers Nicolai ein Ende zu machen. Dies ward dadurch er=

leichtert, daß nach dem Tode des alten Königs von Preußen der Obscurantismus in Berlin obsiegte und die Freiheit der Presse in religiösen Dingen aufhörte. Ein zweiter, durchaus zufälliger Umstand, welcher zur allgemeinen Verbreitung der Kant'schen Philosophie beitrug, war der, daß Karl Leonhard Reinhold zum Protestantismus übertrat; Wien verließ, von dem damals im nördlichen Deutschland, besonders in den sächsischen Herzogthümern und in Braunschweig allmächtigen Freimaurerorden kräftig unterstützt um 1783 nach Weimar kam; dort Wielands Schwiegersohn ward und sich der neuen Philosophie annahm, statt daß Nicolai die alte zu vertheidigen suchte.

Schulze nämlich hatte eigentlich in seinem Buche nichts weiter gethan, als den Inhalt der Kritik so entfaltet, daß er vor dem Publikum erörtert werden konnte, statt daß er vorher durch den Vortrag versteckt ward. Er hatte den Inhalt deutlich angegeben, er hatte die Terminologie erklärt, er hatte die Winke und Erläuterungen, welche ihm von Kant selbst mitgetheilt waren, eingerückt und verdeutlicht. Die drei Zeitschriften, welche damals die deutsche Literatur beherrschten und deren Urtheile in den verschiedenen Kreisen der Gesellschaft nachgebetet wurden, verkündigten Kants Lehre jede auf ihre Weise, d. h. die beiden gelehrten Tribunale, welche als Orakel galten, die Berliner allgemeine Bibliothek und die in Jena neu errichtete allgemeine Literaturzeitung rühmten sie bei Gelehrten. Wielands Merkur suchte sie der Lesewelt zu empfehlen. Der Philologe Schütz, der die allgemeine Literaturzeitung mit einer bewunderungswürdigen Schlauheit und Kenntniß der Gelehrten und ihrer Gemeinheit und Eitelkeit gegründet hatte, ward selbst Kantianer; Nicolai erkannte Kant wenigstens als einen geistreichen Mann an. Wie geschickt sich Schütz Autorität verschaffte, zeigen die an ihn gerichteten, von seinem Sohne bekannt gemachten Briefe; wir würden aber in Allem viel klarer sehen, wenn der dritte Theil der Briefe hätte gedruckt werden dürfen. Schütz rückte im Julius-Heft seiner neuen Literaturzeitung für 1785 bei Gelegenheit der Erläuterungen von Schulze eine Abhandlung ein, welche eine Art Abriß der neuen Philosophie bildete. Es ward darin nicht sowohl das angezeigte Buch rezensirt, als vielmehr ein Buch über die neue Philosophie

unter der Form einer Rezension in das große Publikum der Literaturzeitung gebracht. Auf eine andere Art sorgte die Berliner Bibliothek für die allgemeine Verbreitung der von Kant ausgehenden Revolution, sie zeigte nämlich den Anhängern der alten Lehre und Methode, daß sie, wenn sie sich behaupten wollten, schlechterdings Kant studiren müßten. Die Bibliothek erkannte die Bedeutung der Kant'schen Leistungen nebst den Leistungen und Vorzügen der neuen Philosophie mit Achtung an; allein sie suchte in dem langen Artikel, den sie bei Gelegenheit der Anzeige von Schulzes Buch bekannt machte, doch die ältere Philosophie zu retten und zu vertheidigen.

Der deutsche Merkur, der als Organ der diplomatischen und politischen Weisheit Wielands das deutsche Publikum behandelte, wie Perikles das Volk von Athen, nahm sich der neuen Philosophie als einer Familienangelegenheit an. Reinhold nämlich war seit 1783 in Weimar und stand mit Wieland, dessen Tochter er heirathete, in den vertrautesten Verhältnissen, als er im Jahre 1785 aufmerksam auf die Kant'sche Philosophie ward, und im Herbste 1785 das Studium derselben begann. Er gesteht selbst, daß die Kritik der reinen Vernunft, wovon hier zunächst die Rede ist, damals im Ganzen wenig Eingang gefunden gehabt. Er nahm das Buch, wie er sagt, mit Mißtrauen in die Hand, weil die berühmtesten deutschen Philosophen, Eberhard, Garve, Tiedemann, Feder, Platner und Andere erklärt hatten, daß das Werk in Beziehung auf seinen Hauptzweck mißlungen, mit Spitzfindigkeiten und Dunkelheiten angefüllt sei. Er gesteht offenherzig, daß er lange im Dunkeln geblieben sei und nicht zum Verständniß habe kommen können. Man wird es daher seinen Zeitgenossen nicht übel nehmen, daß sie überrascht waren, als er schon nach acht Monaten als begeisterter Deuter des neuen Evangeliums und als dessen rednerischer Verkünder auftrat. Er erklärte, er sei in den wenigen Monaten zu der Ueberzeugung gelangt, die Organisation des menschlichen Geistes sei durch Kant entdeckt, der Inhalt und Umfang des menschlichen Erkennens durch ihn angegeben, die Hauptaufgabe aller Philosophie nicht allein in einer bis dahin unerhörten Klarheit aufgestellt, sondern auch gelöset worden. Er verkündete zugleich die Wunder, welche die Philosophie, wenn

sie nur erst verbreitet sei, in der Welt bewirken werde. Diese Verbreitung mußte dann der Götterbote seines Schwiegervaters, der in allen Künsten der Klugheit Meister war, und in die Kabinete der Gelehrten, wie in die Salons der Residenzen und in die Putzzimmer der Damen allerlei glatte Botschaften zu bringen pflegte, zu Gunsten des Schwiegersohns übernehmen. Die Bestimmung des Merkurs forderte durchaus, daß, wer darin von Philosophie reden wolle, wenn auch nicht geziert, wie Jacobi, doch zierlich und verständlich schreibe; dies versuchte Reinhold zu thun und erreichte den gewünschten Zweck, daß bald in ganz Deutschland von Kants Philosophie geredet ward, wie von dem neuesten Roman.

Reinhold kleidete seine Erläuterungen der Kantischen Philosophie in die dilettantische Form von Briefen, von denen die ersten zwei, denen sechs andere folgten, im Auguststücke des Merkurs von 1786 erschienen. Reinholds Sohn hat im Leben seines Vaters Absicht und Inhalt der Briefe angegeben, wir setzen daher dessen Worte unter den Text, um diese wichtige Erscheinung in unserer Literatur auf die vortheilhafteste Weise zu charakterisiren.[18]) Diese Briefe wurden hernach um 1790, als Reinhold schon seit 1787 mit ganz unglaublichem Beifall und unter einem fast noch größern Zulauf, als ihn ehemals Darjes gehabt hatte, als Professor der Philosophie in Jena lehrte unter dem Titel: Briefe über die Kantische Philosophie, als ein besonderes Buch

---

18) K. Leonhard Reinholds Leben S. 43. In dem ersten Briefe wird das Erforderniß einer Untersuchung des Gebiets der menschlichen Erkenntnisse aus dem damaligen Zustande der Philosophie nachgewiesen. In dem zweiten wird das Resultat der Kantschen Kritik in Hinsicht von der Ueberzeugung von Gottes Sein mitgetheilt. Es wird gezeigt, daß die Fragen: „enthält die Vernunft apodictische Beweise für dieses Sein" und „kann es einen Glauben an dasselbe geben, der keiner Vernunftgründe bedürfte?" beide von der Kritik verneinend beantwortet werden. Denn die Unmöglichkeit jener wird in ihr aus dem Wesen der theoretischen Vernunft bewiesen; dagegen aus dem Wesen der praktischen Vernunft die Nothwendigkeit und Allgemeingültigkeit eines Glaubens an Gott dargethan. Was dann weiter folgt, ist eine Ausführung dieser Sätze, die der Leser am a. O. nachlesen muß, hernach heißt es S. 44 weiter: Die übrigen Briefe, die vom ersten Quartal des Jahres 1787 bis zum dritten einander folgten, legen das Resultat der Vernunftkritik über den

herausgegeben. Der weimarische Minister hatte recht gut gerechnet, als er Reinhold nach Jena berief. Er machte gleich bei seinem Auftreten im August 1787 großes Aufsehen, in den folgenden Jahren begeisterte er durch Vortrag und Schriften ganz Deutschland für die neue Philosophie, für Jena und für sich in solchem Grade, daß man lächerlicherweise diese Philosophie, die der Schule angehörte, ins Leben und in die ganze Literatur brachte.

Reinhold gab, während er als Orakel der neuen Philosophie in Jena Aufsehen erregte, und sich als den einzigen Dolmetscher der dunkeln Schriften Kants geltend machte, um 1789 in Prag seine Theorie des Vorstellungsvermögens heraus; er ließ 1790 seine im Merkur gedruckten Briefe erscheinen und schrieb die Beiträge zur Berichtigung bisheriger Mißverständnisse der Philosophie. Im ersten Bande dieser Beiträge war die Schrift enthalten, welche nächst den Briefen am mehrsten zur allgemeinen Verbreitung des Kantschen Systems beigetragen hat, und deshalb auch 1791 bei Mauke in Jena als ein eignes Buch erschien. Dies Buch führt den Titel: Ueber das Fundament des philosophischen Wissens von C. L. Reinhold, nebst einigen Erläuterungen über die Theorie des Vorstellungsvermögens. Kant vollendete indessen, ermuntert durch dasselbe Publikum, welches ihm bis dahin ungünstig gewesen war, den Plan der Reform der ganzen philosophischen Wissenschaft durch eine ganze

---

Zusammenhang zwischen Religion und Moral dar. Es wird in ihnen der Gedanke ausgeführt, daß die Religion durch Hinwegräumung der scheinbaren demonstrativen Beweise für Gottes Sein nichts Geringeres gewinne, als einen einzigen unerschütterlichen allgemeinen Erkenntnißgrund, der auf dem Wege der Vernunfterforschung die Vereinigung zwischen der Sittlichkeit und Gottesverehrung vollende, welche durch den Stifter des Christenthums auf dem Wege einer dem Gefühle klaren, unmittelbar das Herz in Anspruch nehmenden Darstellung eingeleitet worden sei u. s. w. u. s. w. Reinhold schließt seine Erörterung mit der durchgeführten Behauptung, daß die in der Geschichte aufgetretenen Vorstellungsarten von der Natur der Seele durch den jedesmaligen Grad der Einsicht in die Natur des Erkenntnißvermögens bestimmt worden sind, und weiset nach, wie jene Vorstellungsarten bei den Griechen durch das Mißverständniß des Unterschieds zwischen Denken und Empfinden modificirt waren.

Reihe unter sich eng zusammenhängender Arbeiten. Er hatte nämlich die Kritik der reinen Vernunft als Propädeutik zu der Art Metaphysik, die er übrig lassen wollte, vorausgeschickt, ihr sollte die Metaphysik des spekulativen und praktischen Gebrauchs der reinen Vernunft folgen, oder mit andern Worten, er wollte eine Metaphysik der Natur und der Sitten aufstellen, und zwischen beiden sollte seine Lehre vom Schönen und Erhabenen und von der Empfindung desselben, oder die Kritik der Urtheilskraft vermitteln. Ehe er mit dem System seiner Ethik hervor trat, gab er 1786 die Grundlegung zur Metaphysik der Sitten heraus. In diesem nur acht Bogen starken Büchlein stellte er zum ersten Mal sein neues Prinzip der Moral auf, oder handelte von dem hernach von Klinger und von Nicolai auf gleiche Weise ganz unverständig verspotteten, im gewöhnlichen Leben und im Katechismus freilich nicht zu gebrauchenden kategorischen Imperativ. Es erschienen dann zahllose Streitschriften und Spottschriften, welche beweisen, daß ganz Deutschland rege geworden war, und daß Berufene und Unberufene, Fähige und Unfähige für eine Sache in den Kampf zogen, die nur wenige beurtheilen können, wenn gleich das Resultat alle angeht. Kant trat indessen mit seinem ganzen System hervor. In demselben Jahre, mit der Grundlegung zur Metaphysik der Sitten erschienen die metaphysischen Anfangsgründe der Naturwissenschaft, später erst die Kritik der praktischen Vernunft. Erst im Jahre 1790 gab er die Kritik der Urtheilskraft heraus, welche, weil damals die Kantsche Philosophie schon auf allen Universitäten herrschend war, den bedeutendsten Einfluß auf unsere schöne Literatur hatte, weil die Häupter derselben, Göthe und Schiller, jeder auf seine Weise, den neuen Lehren über das Schöne huldigten und Kants Grundsätzen folgten, ohne Kantianer zu sein. Auch die vorzüglichsten Theologen unter den sogenannten Rationalisten begrüßten mit Freuden eine Philosophie, welche den Menschen selbstständig machte und den Glauben an Gott und Unsterblichkeit nicht mehr allein auf Theorie der Offenbarung gründete.

B. Theologie.

Seit der Erscheinung der dritten Ausgabe der Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts hat die Reaction, welche in Kirche und Staat das Alte mit Hülfe der gaukelnden Deklamatoren, der Obrigkeit, der Weiber und Jesuiten wiederherzustellen sucht, solchen Einfluß gehabt, daß der Verfasser dieses Werks den Artikel gänzlich würde weggelassen haben, wenn dies nicht unmöglich wäre, weil er, auch auf die Gefahr hin, nicht verstanden zu werden, Alles so genau geordnet und durchdacht hat, daß das Eine ohne das Andere nicht mit dem Nutzen, den er sich früher von dem Werke versprach, gelesen werden kann. Er sieht die ganze Nation eifrig, alles Alte in anderer Form zu erneuern, so daß er das, was er vom 20sten bis zum 77sten Jahr erlebt hat, für einen Irrthum halten würde, wenn er nicht mitten unter allen Renegaten, Heuchlern und Zeloten seine Ueberzeugung so fest, seine Seele so ruhig, seine Liebe so stark, sein Gefühl der Gegenwart Gottes in ihm, wenn er den Blick auf ihre Wirkungen außer ihm richtet, so beseligend fände, daß er seiner Ueberzeugung, nach welcher die Gottheit immer nur momentan und im Geiste gegenwärtig ist, fest vertrauen zu dürfen glaubte. Er berichtet daher ganz ruhig, was er, ursprünglich Gottesgelehrter, ungerührt durch das Geschwätz der sogenannten Aufklärer oder Rationalisten und durch das modische Eifern der Zionswächter und Hoftheologen über den Gang der religiösen Bildung seit 1770, seit dem Anfange dieses Jahrhunderts schon gedacht hat und noch denkt. Daß dies zu einer Katheder- und Systemtheologie nicht taugt, wußte er schon 1811, als er eine Stelle als Professor der Kirchengeschichte zu Heidelberg ausschlug.

Er geht von dem Satze aus, daß in der Zeit, als die deutsche Philosophie und Bildung in ihrem Wesen erneuert ward, auch die Theologie der Protestanten ganz verändert wurde. Sogar die katholische Kirchenlehre, welche ihrem Wesen nach unveränderlich ist, spürte wenigstens in Rücksicht ihrer Form und Behandlung den Einfluß der Wolfschen und später der Kantschen Philosophie.

Der protestantischen Theologie, wie sie Luther und Calvin predigten, ward von jeher von ihren Gegnern der Vorwurf ge-

macht, daß sie von der veränderlichen Lehre der Professoren der verschiedenen Universitäten abhänge; man hatte daher auch versucht, sie durch positive Schranken von der fortschreitenden Entwickelung des Geistes und seiner Bildung ganz unabhängig zu machen. In der reformirten Kirche war in Holland durch die Dortrechter Synode, in England durch die Artikel der Anglikanischen Kirche eine Art politischen Glaubenszwangs eingerichtet, wie in Deutschland unter den Lutheranern durch die symbolischen Bücher; allein es trennten sich in England schon im sechzehnten Jahrhundert die freier Denkenden von den eigentlichen Anglikanern, und in Deutschland half man sich durch die Ausflucht, daß man die symbolischen Bücher nur in so fern als Norm anerkenne, als sie mit der nach eines jeden bester Einsicht zu deutenden Schrift übereinstimmten. Nichts desto weniger ward, als sich in den deutschen Schulen der Philosophie ein neuer Scholasticismus gebildet hatte, die aristotelische Philosophie bei Lutheranern und Reformirten schon im siebenzehnten Jahrhundert auf die Dogmatik angewendet, statt, daß Luther, als Feind der Spitzfindigkeiten der Schule, die Bibel allein zur Norm nahm und Calvin in seinen Institutionen dem Spinoza weit näher kommt als dem Aristoteles.

Leibnitz verbarg seine wahre Meinung, die wir nicht in der Théodicée, sondern in einer nur den denkenden und gründlichen mathematischen Gelehrten verständlichen Abhandlung (De ipsa natura seu de vi insita actionibusque creaturarum, pro dynamicis suis confirmandis illustrandisque Acta Erudit. ann. 1698) finden, und suchte zu zeigen, daß die, welche seiner Lehre huldigten, leicht jede Art christlichen Volksglaubens in Philosophie verwandeln können. Ob er dies mit Bewußtsein that, oder ob der geistreiche Mann sich selbst von dem überzeugt hatte, was er mit so vielem Talent darzustellen wußte, mag unentschieden bleiben, seine Theologie, welche in unsern Tagen in Mainz zum Druck befördert und dem Verfasser dieser Geschichte von einem sehr eifrigen Jesuiten geschenkt ward, beweiset wenigstens, daß er den Versuch der Vereinigung der Religionen durch die Philosophie sehr weit trieb. Lessing hat gezeigt, wie geistreich Leibnitz die Ewigkeit der Höllenstrafen vertheidigte, der auch die Brodverwandlungslehre mathematisch demonstriren lehrte. Die Dreieinig-

keitslehre ist bekanntlich nicht blos von ihm, sondern in allen Zeiten und von allen denkenden Männern als der Gipfel menschlicher Einsicht in die Deutung des göttlichen Wesens betrachtet worden. Lessing hat, ehe er mit dem hamburger Hauptpastor in Streit gerieth, seinen Spott über die Rationalisten seiner Zeit auf Sätze gegründet, welche Leibnitz denen entgegengesetzt hatte, die von der Kirchenlehre seiner Zeit abwichen. Wolf, der aus dem, was Leibnitz gelegentlich vorgetragen hatte, ein Schulsystem machte, hielt sich von der Theologie der Frommen, die er nach den Erfahrungen, welche er gemacht hatte, unmöglich lieben konnte, ziemlich fern; seine vornehmsten Schüler dagegen suchten sein System und seine Methode auf Dogmatik anzuwenden, was Sattler in Ingolstadt sogar in Bezug auf katholische Theologie zu thun wagte.

Was Wolf nicht gewagt hatte, that, wie wir vorher gezeigt haben, S. J. Baumgarten und eine bedeutende Zahl deutscher theologischer Professoren, unter denen Ribov, Carpzov, Canz die bedeutendsten sind; sie behandelten alle theologischen Fächer in mathematischer oder Wolfscher Manier. Die Predigten der Geistlichen sogar wurden zu trocknen Abhandlungen, sie waren voll Definitionen, Distinctionen, Demonstrationen; doch fiel diese Verwandlung der Theologie in Wolfsche Demonstrationen glücklicher Weise in eine Zeit, wo das Volk endlich in der Literatur eine Stimme erhielt und die Universitäten nicht mehr Gesetze geben, sondern sich nach den Forderungen des großen Publikums richten mußten. Dies fühlten schon Mosheim und Jerusalem.

Jerusalem und Mosheim suchten durch Nachahmung englischer Theologen eine Religion der eleganten Welt, statt der Lehre der dürren Compendien und der Wolfschen Demonstration zu begründen; die Universitäten blieben aber dem alten System getreu, bis Semler im pietistischen Halle, ohne es zu wollen oder zu wissen, die Grundlagen der bestehenden Theologie auf dieselbe Weise prüfte und morsch fand, wie Kant die der bestehenden Philosophie. Um seine Wirksamkeit recht zu würdigen, dürfen wir nur noch einen Blick auf den Zustand der theologischen Lehranstalten Deutschlands werfen, ehe wir zu Semler übergehen.

In Wittenberg, Rostock, Tübingen, Altdorf, Erfurt ward

die Dogmatik des siebenzehnten Jahrhunderts entweder scholastisch oder Wolfisch gelehrt. In Gießen war C. F. Bahrdt und dessen einem deutschen Gemüth unerträgliche Frivolität und Verhöhnung alles Gemüthlichen eine vorübergehende Erscheinung, und Carpzov in Helmstädt billigte nicht einmal die elegante Theologie eines Mosheim und Jerusalem, die man in Braunschweig in hohen Ehren hielt. F. Sailer in Erlangen huldigte etwas mehr als Carpzov in Helmstädt dem herrschenden Geschmack. Er suchte Popularität, und weil bei ihm nur vom Volksglauben die Rede war, wo das Festhalten am Ueberlieferten immer der sicherste Weg ist, um die Resultate der Philosophie der Masse nützlich zu machen, wandelte er auf besserem Wege als Carpzov. In Leipzig war Crusius zugleich Theolog und Philosoph und wußte mit großem Scharfsinn Glauben und Aberglauben als Resultate seines Grübelns aufzustellen wie das jetzt nach hundert Jahren überall, besonders im Athen an der Spree und im Sande der Mark wieder der Fall ist. Neben ihm verbreitete in Leipzig damals schon sein College Ernesti ein neues Licht über das neue Testament, wie gleichzeitig mit ihm Michaelis in Göttingen über das alte.

J. A. Ernesti war Wolfianer, war aber nicht eigentlicher wissenschaftlicher Lehrer einer consequenten Theologie; er war dagegen als Kenner der griechischen und lateinischen Sprache und als vortrefflicher Erklärer der Alten ausgezeichnet. Er war es, der vorsichtig und behutsam in Leipzig eine Schule biblischer Theologen gründete. Er suchte durch eine nach der Art, wie er die Alten kritisch zu erklären pflegte, eingerichtete Deutung der Schriften des neuen Testaments das Licht des achtzehnten Jahrhunderts über die erstarrte Theologie zu verbreiten, ohne der bestehenden Dogmatik Eintrag zu thun oder seine orthodox-lutherischen Sachsen zu ärgern. Er deutete furchtsam an, daß man die Schrift erklären müsse wie jedes andere Buch. Leugnen läßt sich jedoch nicht, daß seine Erklärung der Bibel dadurch oft nüchtern ward, was ihm freilich auch beim Homer nicht selten begegnet ist. Selbst die Nüchternheit war aber der Aufklärung Deutschlands und der Bildung von Schullehrern, die mit unbefangenen Augen das Alterthum betrachten, und von Gottesgelehrten, die verständlich lehren und predigen wollten, vortheilhaft, weil es die Wissenschaft dem

gewöhnlichen Leben, welches in Deutschland höchst nüchtern war, näher brachte.

Man blieb jedoch in Leipzig noch ganz dem Alten getreu, während Semler schon vor 1770 eine Schule in Halle gebildet hatte, welche die Kritik der auf guten Glauben als ächt angenommenen Schriften der ersten Kirchenlehrer und die Erklärung der unter dem Namen der Evangelisten und Apostel in Umlauf gebrachten Erzählungen und Briefe ganz anders behandelte, als Ernesti in Leipzig und J. D. Michaelis in Göttingen.

Semler ward später den Freunden des Neuen und den Anhängern des Alten unverdient verhaßt. Die Altgläubigen hatten ihn zuerst als Neuerer verwünscht und verflucht; als er hernach für den alten Glauben zu eifern begann, hatte sich schon der Geist der Zeit so sehr verändert, daß er auch vom neuen Geschlecht verkannt und sein übertriebener Eifer für Rechtgläubigkeit von Bahrdt und Andern zum Vorwande genommen ward, um ihn einen fanatischen Träumer zu schelten. Er wollte nämlich endlich Schranken setzen, über welche hinaus das Forschen und Prüfen der Quellen der Kirchenlehrer und der Kirchenlehre selbst nicht dürfte fortgesetzt werden. Seine Gegner hatten indessen ohne Zweifel beide Mal Unrecht; denn als man über seine vorgeblich frevelhafte und zweifelsüchtige Kritik klagte, war er selbst immer besorgt, er möchte etwas Sündliches befördern, und später mußte es nothwendig den alten Mann ärgern, daß Bahrdt und seines Gleichen und auch sogar der wolfenbüttler Fragmentist mit Christus und mit den Aposteln, wie mit vorsätzlichen Betrügern, umgingen. Semler selbst hatte fast alle einzelnen Lehren des alten dogmatischen Systems in einzelnen Abhandlungen, welche freilich nur für Gelehrte lesbar sind, da selbst der Styl seiner Lebensbeschreibung wahrhaft fürchterlich ist, gewissenhaft kritisch geprüft, viele nicht haltbar gefunden und dies laut verkündigt. Seine Kritik wirkte um so mehr, als die angesehensten Gelehrten, auch die der katholischen Kirche, seinen Fleiß, seinen Ernst und seine Verdienste um die Quellen der christlichen Lehre dankbar anerkannten. Er hatte außerdem durch die Kritik des Texts der neutestamentlichen Schriften, welche hernach Griesbach, in seine Spuren tretend, zur Vollendung brachte, so wie durch die kritische Beleuchtung der für die ältesten Denk-

schriften der christlichen Kirche geltenden Reste der ersten oder apostolischen Väter gezeigt, wie mißlich es um die vorgeblich neben der Bibel als göttliche Eingebung zu betrachtende kirchliche Ueberlieferung und um die älteste Geschichte der Christengemeinde stehe. Dies mußte, von ihm ausgesprochen, um so mehr Eindruck machen, als er eine in der ältesten Kirche fortdauernde außerordentliche Wirkung des göttlichen Geistes und eine Eingebung der Lehre der apostolischen Väter nicht läugnete.

Er half sich durch die ganz bescheiden vorgetragene Lehre, daß selbst Gott und seine Heiligen ihre Lehre dem menschlischen Bedürfniß des Augenblicks angepaßt hätten, was er Accomodation nannte. Man dürfe daher, meinte er, das, was für einen gewissen Augenblick bestimmt gewesen sei, wenn der Augenblick vorüber wäre, anders verstehen. Dadurch ward dann selbst der gläubigen Forschung ein weites Feld eröffnet, denn Semler wendete den Grundsatz auch auf die Bibel selbst an. Er erklärt daher ohne Bedenken das A. T. für ein jüdisches Religionsbuch, welches nicht aus dem christlichen N. T. erklärt und nicht als christliches Religionsbuch gebraucht werden dürfe. Semler bahnte auf diese Weise durch seine unermeßliche Gelehrsamkeit den sogenannten Rationalisten, zu denen er nicht gehörte, einen Weg, der sie hernach weiter führte. Er bewies unwidersprechlich, obgleich man sich jetzt wieder untersteht, das Gegentheil zu behaupten, daß weder in den ersten Zeiten des Christenthums noch späterhin jemals eine feste und gleichförmige Form, sei es nun in Rücksicht der Lehre oder der Kirchenzucht, bestanden habe. Er fügte eine Beschränkung hinzu, die jeder unpartheiische Kenner der Geschichte der christlichen Kirche billigen wird: Bei aller anscheinenden Verschiedenheit, sagt er, und jeder, der das Wesen des Christenthums kennt, wird ihm beistimmen, blieb das Wesen des Christenthums immer dasselbe, denn es kam dabei gar nicht auf eine Uebereinstimmung der Dogmen, sondern auf ein christliches Leben an.

Wir würden Halle und nicht Jena und Göttingen als die Universität nennen, wo man, um das Christenthum gegen die Angriffe von Bahrdt, Reimarus und Lessing zu sichern, noch einen Schritt weiter ging, als Semler gegangen war, wenn nicht Eberhard, dessen wir weiter unten gedenken wollen, und der dort

ohne Rückhalt einen reinen Deismus für Christenthum ausgab, erst 1778 nach Halle gekommen wäre. Auch der Schüler des Frankfurter Baumgarten, der Professor der Frankfurter Universität, J. G. Töllner, macht den ganz blinden Glauben unhaltbar und suchte die Kirchenlehre mit den Fortschritten der Philosophie in Uebereinstimmung zu bringen. Er wagte sich aber kaum so weit als Ernesti, geschweige daß er Semler erreicht hätte. Töllner hatte übrigens eine ganz eigne Manier, das Fortschreiten des religiösen Unterrichts mit der Zeit zu fördern; er war auf eine Methode gekommen, die protestantische Lehre und ihre Quellen zu behandeln, wodurch er erreichte, was weder Semler noch J. D. Michaelis, noch Ernesti durch ihre Methode zu erreichen im Stande waren. Er faßte die Sache philosophisch von der einen, theologisch von der andern Seite und konnte daher philosophisch bestreiten, was er theologisch gelten ließ. Um dies zu rechtfertigen, behauptete er, worin er unstreitig Recht hatte, die Theologie lasse sich weder mit Wolf mathematisch demonstriren, noch wie Crusius wollte, scholastisch ergrübeln, sie beruhe blos auf historischen Zeugnissen und es komme Alles darauf an, daß wirklich historischer Beweis göttlicher Zeugnisse da sei. Er nahm dabei die göttliche Eingebung der Schrift in einem weit strengeren Sinn als Ernesti oder Semler. Eben deßwegen stellte er eine strenge exegetische und philosophische Prüfung aller der Lehren an, welche der gewöhnliche Lehrbegriff aus der Schrift ableitet und bewies hernach von vielen derselben, daß sie in der Schrift gar nicht zu finden wären.

Töllner suchte einen sonderbaren Gedanken geltend zu machen, um zugleich den Forderungen der Zeit und der noch immer herrschenden Strenge des Glaubens an symbolische Bücher genügen zu können. Der Sinn der hl. Schrift, lehrte er, sei zusammengesetzt aus dem Sinn der Verfasser, welche mangelhaft seien und der philosophischen Kritik unterworfen werden können, und dem Sinne des hl. Geistes, der in jeder Rücksicht vollkommen, klar, richtig, gewiß und lebendig sein muß. Beide können oft verschieden sein, widersprechen können sie sich einander nicht, obgleich der Sinn des hl. Geistes auch sogar dem Verfasser des Buchs, zu dem er mitwirkte, dunkel geblieben sein kann. Wir dürfen aber in die Sache selbst nicht weiter eingehen, brechen daher ab.

Was die Universität Göttingen angeht, so war J. D. Michaelis in der Bibeldeutung ziemlich freisinnig, in der Dogmatik ganz und durchaus rechtgläubig. Michaelis erlangte außerdem seinen Ruhm in ganz Europa nicht auf theologischem Wege, sondern besonders unter deutschen Studenten durch einen sehr profanen Kathedervortrag. Wer gehört hat, wie er in seinem Vortrage alle möglichen Dinge, Wissenschaften und Anecdoten in die Erklärung der Schrift mischte, wer seine Einleitungen ins alte und neue Testament und sein Mosaisches Recht liest, wird auf seine Religionslehre nicht viel Bedeutung legen, doch müssen wir ihn in einem Punkt als fortschreitenden Exegeten hervorheben. Ein Mann, der, wie Michaelis, die obengenannten Bücher geschrieben hatte, konnte unmöglich, wie man in unsern Tagen hie und da wieder anfängt, die Schlange vor dem Sündenfalle auf der Spitze des Schwanzes gehen, oder Elias im feurigen Wagen in den Himmel fahren lassen.

Mosheim war durch Predigten und Kirchenhistorie neben Michaelis als Theolog in ganz Europa berühmt; er war aber ein sehr vorsichtiger Gelehrter und Schriftsteller, der in lateinischer Sprache schrieb. Der Gedanke einer Reform war so weit von ihm als von dem grundgelehrten Walch, der gelehrte Kirchenhistorie trieb. Als Plank an ihre Stelle kam, eröffnete er seine Laufbahn mit einem Werke, welches die Urheber der sogenannten symbolischen Bücher der Protestanten in ihrer ganzen Blöße darstellte. In seiner Geschichte der Entstehung des protestantischen kirchlichen Lehrbegriffs bewies Plank handgreiflich, daß die Concordienformeln der Protestanten ihnen durch eben so unerlaubte Mittel aufgedrungen worden, als die Concilienschlüsse der älteren Kirche durch die byzantinischen Kaiser zum Gesetz gemacht waren, und daß in beiden Fällen herrschsüchtige Pfaffen, Minister und Fürsten ein schlechtes Spiel spielten. Spittler, der hernach einige Zeit neben Plank stand, der aber bald die theologische Laufbahn verließ, begann damit, daß er aus den Urkunden der ältern Kirche geistreich und gelehrt bewies, daß es noch weit mißlicher um die älteste Kirchenlehre und Kirchengeschichte aussehe, als Semler zu sagen für gut gefunden habe.

Man wird sich übrigens nicht wundern, daß die neue Theo-

logie nicht von Göttingen ausging, das war schon der hannöverschen immer die platte aber sichere Mittelstraße haltenden Politik entgegen, das gab ferner des höchst orthodoxen Königs Georg III. Göttingen sorgsam bewachende Aufmerksamkeit nicht zu, das hätte auch der neben Heyne in Hannover begünstigte und in Göttingen herrschende Reichspublicist Pütter nie zugelassen. Pütter war bekanntlich, wie man in seinem Leben lesen kann, auf seinen einzigen Weg zur wahren Glückseligkeit und auf seine christliche Religion in ihrem wahren Zusammenhange fast stolzer und von ihrem mächtigen Einfluß überzeugter, als vom Nutzen irgend eines seiner zahlreichen juristischen Gutachten.

J. D. Michaelis war, was damals niemand auffiel, in der Exegese ein ganz anderer Mann als in der Dogmatik. In der Dogmatik blieb er überall im Wesentlichen ganz beim Alten stehen; während sein College Heilmann schon des klassischen Lateins wegen, in welchem er seine Dogmatik schrieb, noch mehr aber, weil er Wolffscher Philosoph war und diese Philosophie auf die Dogmatik anwandte, das crasse Dunkel des neuen Scholasticismus wenigstens etwas erhellen mußte. Zachariä umging die kirchliche Dogmatik, die er von allen Seiten erschüttert sah, gänzlich, und kam von ihr auf die Bibel zurück. Er schrieb zu der Zeit, als von Wolfenbüttel aus die furchtbaren Angriffe auf das Christenthum und auf die Urkunden gemacht wurden, in denen es enthalten ist, als Bahrdt von Teller in Schutz genommen ward, als König Friedrich II. dem von den Orthodoxen verfolgten Eberhard erst eine Pfarre und dann eine Professur in Halle gab, also zu einer Zeit, wo jedermann die alte Form der Lehre für unhaltbar hielt, eine biblische Theologie in fünf Bänden. Zachariä benutzte in seinem Werke die Bibelerklärung derer, welche damals, um das Wesentliche der Schrift zu retten, das Unwesentliche bei Seite zu setzen suchten. Er erwähnte daher mancher dogmatischen Spitzfindigkeit, von der er in der Bibel nichts fand, gar nicht; nahm sich aber auch sorgfältig in Acht, den Altgläubigen zu mißfallen.

Die Universitäten Deutschlands änderten erst dann ihre theologische Lehrweise ganz entschieden, als sich in Jena einige Zeit

hindurch die tonangebenden Theologen und Philosophen und in Weimar die Häupter der Prosaisten und Dichter der Nation zusammen vereinigten und neue Wege bahnten. Jena und Weimar wurden auf eine kurze Zeit die eigentliche Metropole Deutschlands und erhielten die Bedeutung für unsere Nation, welche London und Paris für die Englische und Französische haben, sie hatten einen Ruf, den seit 1806 keine einzelne deutsche Stadt hat erlangen können. Die neue Religionswissenschaft ward von dort aus verbreitet (denn auch Herder war ja der alten und geschmacklosen Lehre abgeneigt), die in Königsberg erfundene Philosophie ward ebenfalls von dort aus zehn Jahre später nicht allein allgemein verkündigt, sondern gerade in Weimar und Jena auf eine ausgezeichnete Weise gebraucht, um unserer ganzen Literatur einen von allen Nationen Europas bewunderten geistigen Gehalt und Schwung zu geben. Fast alle diejenigen, welche die Religionswissenschaft der Protestanten damals dem Bedürfniß der fortgeschrittenen Cultur angemessen entwickelten, waren junge Männer aus Semlers Schule, und ihr Bemühen, ein neues System aus den alten Materialien mit Ausscheidung der ganz unbrauchbaren zu errichten, war um so verdienstlicher, als die Franzosen, der Fragmentist, ein C. F. Bahrdt und viele Mitarbeiter der A. D. B., schon damals die Ton angebenden Klassen auf den Gedanken gebracht hatten, daß weder der alte Bau noch die Materialien desselben für unsere Zeit mehr einen Werth hätten. Der Jenaische Theolog Danov stand in seiner Zeit ziemlich allein.

Danov nämlich, obgleich es damals noch als eine große Sünde angesehen wurde, sich auch nur ein Haar breit von den symbolischen Büchern zu entfernen, folgte Heilmanns Grundsätzen und demonstrirte, wie dieser in lateinischer Sprache die Vernunftmäßigkeit der alten Dogmatik ungefähr auf dieselbe Weise, wie der Abt Jerusalem in zierlich gebauten deutschen Perioden dasselbe that. Er ging jedoch einen bedeutenden Schritt weiter, als Heilmann in Göttingen zu thun wagte. Er beleuchtete nicht allein die Dogmen nach seiner Art philosophisch, sondern er scheute sich auch nicht, viele Lehren des symbolischen Lehrbegriffs, die Heilmann nicht antastete, zu bestreiten. Der neue Weg, den hernach die folgende Generation von Lehrern betrat, um ein Chri-

stenthum zu verkündigen, welches von allen Zusätzen der späteren Zeiten ganz gereinigt sei, war philosophisch, kritisch und exegetisch schon gebahnt, ehe Herder von einer andern Seite her Aufklärung verbreitete; davon kann erst weiter unten die Rede sein.

In Jena trat Griesbach ganz in seines Lehrers Semler Spuren und verfuhr noch vorsichtiger als dieser, erlitt deßhalb auch keine Verketzerung, wie sie Semler erfahren hatte. Er bereitete damals ganz im Stillen alle die Veränderungen vor, welche später im Lehrbegriffe vorgenommen wurden. Eichhorn in Göttingen und Paulus in Jena machten den Grundsatz geltend, daß man bei den jüdischen und christlichen Schriften, wie bei den Werken des classischen Alterthums Kritik, Sprachgebrauch, Accommodation und Sitten des Orients berücksichtigen und den Vorurtheilen von wörtlicher Eingebung der Schrift ganz entsagen müsse. Griesbach[22]) ging einen Weg, der dem von Semler betretenen entgegengesetzt war; er begann behutsam und endigte dreist, Semler begann dreist und stand hernach plötzlich still. Griesbachs erste Bücher waren nur den Gelehrtesten brauchbar; er überließ es Andern, die überraschenden Resultate seiner kritischen Forschungen in populärer Form und in einem anziehenden Gewande vorzulegen, bis er endlich selbst das ganze Resultat dieser Forschungen philosophisch zusammenfaßte und Alles das, was er für Wesen des Christenthums hielt, in einen kurzen Abriß vereinigte. Griesbach hatte also nicht blos wie Semler, vom Hasse des Aberglaubens und des Betrugs beseelt, überall nur das Falsche gesucht, um zu beweisen, daß es falsch sei, ohne etwas Anderes an die Stelle des erwiesen Falschen zu setzen, sondern er suchte ein Christenthum, welches den Forderungen der Vernunft eben so angemessen sei, als den ächten Quellen der christlichen Lehre und ihrer Geschichte. Semler kam daher dahin, daß er zur Zeit seines Streits mit Bahrdt und mit dem Verfasser und

---

22) Die Theologie, so wichtig sie für die Geschichte auch ist, gehört nicht hierher. Wer daher das Nähere über Griesbach wissen will, den verweisen wir auf die vortreffliche Charakteristik seiner Leistungen, welche Paulus in den Heidelberger Jahrbüchern für 1812 im Intelligenzblatt Nr. VII. gegeben hat.

Herausgeber der Wolfenbüttler Fragmente ausdrücklich erklärte: „Er habe das Ansehen der symbolischen Bücher der evangelischen Kirche niemals erschüttern, sondern nur die theologische Gelehrsamkeit verbessern wollen.“ Er behauptete denselben Satz, den auch manche verständige Eiferer für die veralteten Symbole in unsern Tagen zu behaupten pflegen: Daß die sogenannten symbolischen Bücher und Concordienformeln zur äußern gesellschaftlichen Religion, zur Erhaltung der Einheit und der Ordnung in der Kirche nothwendig, daß sie das äußere Vehikel seien, welches dazu diene, den großen Haufen doch zu einer bestimmten Religion anzuhalten, bei den Fähigeren aber die innere, freie, lebendige, moralische Religion zu entwickeln.

Die Theologen in Jena, wie hernach Eichhorn und Plank in Göttingen, verfuhren anders. Sie glaubten weiter gehen zu dürfen als Semler und Griesbach und gaben sich vielleicht hie und da der Bewegung einer aufgeregten Zeit mehr hin, als den Lehrern einer positiven Staatsreligion zu rathen ist, welche gewissermaßen besoldete, an eine Instruktion gebundene Beamten sind. Als daher Griesbach aus dem Dunkel seiner Gelehrsamkeit hervortreten und endlich das Resultat seiner ohne alle Polemik fortgesetzten Prüfung angeben wollte, ließ er die wissenschaftliche Dogmatik unangetastet und suchte nur festzusetzen, was dem Volke vorgetragen werden dürfe. Er wollte nicht, wie Semler, durch einen frommen Betrug, den man einst, um die Einführung des Christenthums zu erleichtern, Oekonomie des Glaubens nannte, das Volk in dem Wuste des alten Irrthums lassen, damit es nicht jeden Glauben verschmähe, sondern er wollte an die Stelle der alten Katechismus-Dogmatik eine populäre Glaubenslehre setzen, die er aufs vorsichtigste faßte. Zu einer solchen Arbeit entschloß sich übrigens Griesbach erst dann, als das, was jetzt Rationalismus geschimpft wird, in populären Schriften über die Gränzen hinausgetrieben ward, innerhalb deren man bleiben muß, wenn nicht die Staatsreligion oder der positive Glaube der unwissenden Menge und mit ihr die Sittlichkeit gänzlich zusammenstürzen soll. Griesbach wandte sich in seinem Buche an die Theologen als an künftige Seelsorger, nicht als an Gelehrte oder Philosophen. Er schrieb nämlich um 1786 die Anleitung zum Studium der

populären Dogmatik für künftige Religionslehrer. In diesem Buche lehrte Griesbach, auf welche Weise man beim Volksunterricht nicht blos, sondern auch beim Unterricht künftiger Volkslehrer, ohne das Volk zu betrügen und ohne, wie jetzo geschieht, zu Sophismen seine Zuflucht zu nehmen, die das Volk bald verachten lernt, Religion ohne Dogmatik lehren könne. Dies Buch scheint uns für unsere rückwärts schreitenden Zeitgenossen auch aus dem Grunde vor andern historisch wichtig, weil Griesbachs nur zu rasch vorwärts schreitende Zeitgenossen dasselbe mit so vielem Beifall begrüßten. Es wurden von dieser Anleitung in drei Jahren drei Auflagen gemacht. Was er bezweckte, drückt Griesbach durch den Satz aus, daß diese Art Dogmatik, welche bestimmt sei den praktischen Einfluß theoretischer Religionswahrheiten zu entwickeln, mit der rein populären ganz nahe verwandt sei. Sowohl Griesbach als Eichhorn und Plank und später auch Paulus, konnten übrigens nur auf den äußern, gelehrten und historischen Theil der Religionslehre einwirken, des Wesens derselben bemächtigte sich bald die neue Philosophie. Aus Kants Philosophie entsprang nämlich bald eine andere, welche man lange beschuldigt hat, daß ihre Lehre, daß Alles Eins sei, alle Religion in Dunst und Spielerei mit Sätzen und Begriffen verwandele, und die Natur zum Gott und Gott zur Natur mache. Schelling ward nämlich, wie jetzt an der Tagesordnung ist, des Pantheismus beschuldigt, wie Fichte des Atheismus.

§. 2.

Basedow und die Philanthropiums zu Dessau, Marschlinz, Heidesheim. C. F. Bahrdt und seine Bibelübersetzung. J. A. Eberhard und seine Apologie des Sokrates.

Wir haben im vorigen Bande der Rolle erwähnt, welche Basedow als Verkündiger einer neuen Zeit, deren Geist von ihm ausgehen solle, übernommen hatte. Er war schon am Ende der vorigen Periode von der Philosophie und der Theologie, wo er es mit Leuten zu thun hatte, die ihm weit überlegen waren, zur Reformation des Unterrichts und der Erziehung übergegangen, deren Bedürfniß Jederman fühlte. Ihm waren Rousseau, la Cha=

lotais und Fielding in seinem Tom Jones vorausgegangen, und schon Montaigne hatte im sechzehnten Jahrhundert den Weg angedeutet, den Basedow bahnen wollte; auch hatte er es dabei mit Leuten zu thun, denen er gewachsen war. Er wendete sich vorerst an das große, damals sentimentale, Publikum und an Väter und Mütter. Basedow war zum Umstürzen, zum Stürmen, zum Lärmen, zur Aufregung und zur Erweckung eines halb rohen, halb sentimentalen Volks der passendste Mann; es ist aber unbegreiflich, wie man glauben konnte daß ein Mann wie er, im Stande sein werde, eine neue moralische Erziehung zu begründen. Lieset man von seinem täglichen Leben, von seiner Streitsucht, seiner steten Trunkenheit, seinem Betragen gegen seine sentimentale Frau; hört man seine besten Freunde über das Aussehen seiner Person und seines Aufzugs, so wird man glauben, eher einen englischen Polizeibericht über einen der betrunkenen Irländer zu lesen, die jeden Morgen in London vor den Friedensrichter geführt werden, als die Schilderung des berühmten Gründers der neuen Erziehung. Wenn man indessen an Rousseaus Lebenswandel, verglichen mit seinen Schriften, an Mirabeaus, Marats, Dantons und Anderer schauderhafte Laufbahn denkt, so überzeugt man sich, daß keine radicale Reform durch moralische Werkzeuge ausgeführt werden kann, weil dazu entweder frevelhafte Unternehmungen, wie Dantons Thaten waren, oder unbegränzte Kühnheit, wie sie Basedow besaß, erfordert werden.

Basedow fand, als er öffentlich auftrat, den Schulunterricht (wie man unter andern aus dem, was Semler und Nikolai in ihren Lebensbeschreibungen über den Unterricht am Pädagogium zu Halle, der bedeutendsten Anstalt für Bildung der Jugendlehrer Deutschlands, berichten, lernen kann) in demselben Zustande, worin Mirabeau um 1789 die französische Monarchie fand, und die häusliche Erziehung war noch elender. Die schon im zweiten Bande erwähnte, höchst sonderbare Pränumerationsforderung Basedows für sein Elementarwerk, welches alle Vortheile einer Revolution bringen, alle Wissenschaften in eine Nuß drängen und alles mögliche Wissen praktisch, jedem Kinde zugänglich machen sollte, fand einen ganz unerhörten Fortgang. Er hatte schon im Mai 1764 fünfzehntausend Thaler beisammen, zu welcher Summe 1771

die Kaiserin von Rußland tausend Thaler, und viele andere Fürsten und reiche Privatleute ebenfalls bedeutende Beiträge gegeben hatten. Das sogenannte Elementarbuch, welches dem Elementarwerk vorausging, ward daher mit demselben Jubel aufgenommen, dessen sich alle ephemeren, für den Augenblick berechneten Erscheinungen zu erfreuen haben, wenn Buchhändler oder Verfasser die Kunst verstehen, einen rechten Lärm zu machen. Es mußte innerhalb drei Jahren, d. h. bis zum Jahre 1773, drei Mal neu gedruckt werden, und der derbe Schlözer in Göttingen begann vergeblich darüber einen Kampf auf Tod und Leben mit dem bis zum wirklichen Boxen streitfähigen Basedow.

Schlözer enthüllte, freilich nach seiner Art zuweilen etwas derb, in seiner Vorrede zu dem aus dem Französischen ins Deutsche übersetzten Buche von la Chalotais über den Kinderunterricht die ganze Scharlatanerie eines Basedow und Wolke, und empfahl dagegen die von la Chalotais befolgte Methode; der gelehrteste und verdienteste Schulmann Deutschlands erhob sich ebenfalls gegen das windige Treiben; beides war vergeblich. Der Rector Schlegel in Heilbronn widmete nämlich mit der Aufopferung der ersten Verkündiger des Christenthums alle seine Zeit und seine Arbeit der Bildung und Erziehung der Jugend; er leistete ganz im Stillen, im kleinen Kreise Alles das, was Basedow prahlend und schreiend versprach und nie erfüllte; er suchte wie Schlözer den Deutschen zu beweisen, daß von Basedows Bilderbuch nimmermehr wahre und tüchtige Jugendbildung zu erwarten sei; er predigte tauben Ohren. Die Zeit und ihr Bedürfniß trieben zu Basedow hin und diese sind mächtiger als alle Gründe.

Um sich den Enthusiasmus zu erklären, den Basedows Marktschreierei erregte, muß man an den elenden Zustand denken, in welchen die von Melanchthon und seinen Schülern eingerichteten lateinischen Schulen des sechszehnten Jahrhunderts gesunken waren, und die Qual kennen, welche die Schüler erdulden mußten, um Latein zu lernen, ohne mit den römischen Schriftstellern bekannt zu werden. Griechisch lernte nicht leicht ein Jurist, und die Theologen blos, um das neue Testament zu lesen. Basedow beantwortete Schlözers Bemerkungen im Tone eines betrunkenen Matrosen, und doch hielt man ihn für fähig, eine Bildungsan=

stalt für die gesammte Menschheit in Deutschland einzurichten. Die dänische Regierung und der freundliche und menschliche Fürst von Dessau, der die Anstalt gern in seiner Hauptstadt haben wollte, thaten mehr für Basedow, als in jener an Besoldungen sehr kargen Zeit für die ersten Gelehrten Deutschlands geschah. Er durfte nämlich seinen dänischen Gehalt von 800 Thalern beibehalten und erhielt, als er nach Dessau kam, noch 1100 Thaler Pension vom Fürsten.

Seit dem Augenblicke, da das Elementarbuch in alle Familien gekommen war, und Anstalten getroffen wurden, ein sogenanntes Philantropium in Dessau zu gründen, war in Deutschland Basedow und seine Erziehung das, was in unsern Tagen Banken, Eisenbahnen, Monumente und chemische und mikroscopische Entdeckungen geworden sind. Man erwartete das Heil der Menschheit damals eben so sicher von empfindsamer Erziehung als jetzt von materiellen Fortschritten. Das Sonderbarste war, daß man Rousseau's Idylle des Lebens in die Schulen, seine Freiheit von allen conventionellen Banden und Rücksichten in die Familien bringen wollte, während das Staatsleben auf dem ganzen Continent in den schweren Fesseln einer willkürlichen Polizei lag, und in den Gerichten die Tortur als Mittel, die Wahrheit zu erforschen, und der Stock als Correctionswerkzeug an der Tagesordnung waren. Die religiösen Grundsätze der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts lehrten, die Sinnlichkeit der Jugend, als Folge der Sünde der ersten Aeltern, mit Stock und harter Zucht und Entbehrung zu tödten; Basedow und Rousseau geboten, der Natur mehr zu vertrauen als der Zucht und nichts in die Seele zu pflanzen, was nicht in den nächsten Jahren Frucht bringe, nichts zu lehren, als was dem Kinde unmittelbar einleuchte.

Wenn wir den Revolutionsschwindel der Jahre 1845—50 betrachten, so wird uns der Erziehungslärm der Jahre 1770 bis 1800 weniger auffallen. Unhaltbare politische Zustände veranlaßten den Lärm in unsern Tagen, Unvereinbarkeit des Lebens neuerer Zeit mit der alten Erziehung machten Basedow um 1772 wie Robert Blum um 1848 zu Gesetzgebern Deutschlands. Nur aus dem allgemeinen Gefühl der Nothwendigkeit, veraltete Zustände auf revolutionäre Weise zu verändern, läßt sich erklären, daß sich Männer, wie Lavater und Iselin, der Sache Basedows

und seiner Schimären so angelegentlich annahmen. Iselin stand in der Schweiz und im südlichen Deutschland als praktischer Staatsmann in den Fächern der Staatswissenschaft in Ansehen, wie Lavater im religiösen Fach; es arbeiteten an Iselins Ephemeriden der Menschheit Männer, wie J. G. Schlosser, die von luftigem Projectmachen sehr entfernt waren, auch diese nahmen sich des Philanthropiums an.

Was zunächst Lavater angeht, so war er, den man des Jesuitismus anklagte, bei dieser Gelegenheit für die Fortschritte der Bildung und des Unterrichts auf eine so eifrige und so rühmliche Weise thätig, daß er sogar dabei seine religiösen Vorurtheile ganz bei Seite setzte. Er führte nämlich denselben Doctor Bahrdt, den der Pastor Götze in Hamburg in gedruckten Schriften als einen Feind des Christenthums verfolgte, als Director des ersten, nach Basedows Manier eingerichteten Philanthropiums feierlich ein. Graf Ulysses von Salis zu Marschlinz in Graubündten war theils eingenommen von Basedows schwärmerischen Illusionen, theils glaubte er aus einem Philanthropium eine Geldspeculation machen zu können; er wollte daher, noch ehe das Philanthropium in Dessau eingerichtet war, eins in Marschlinz errichten und bot Basedow die Leitung desselben an. Basedow lehnte den Antrag für sich selbst ab, empfahl aber an seiner Stelle den saubern Doctor C. F. Bahrdt, dessen man damals in Gießen entledigt zu werden suchte. Dieser machte den nöthigen Lärm und errichtete mit großem Aufsehen und lärmender Feierlichkeit das erste deutsche Philanthropium, als dessen Director ihn Lavater einführte.

Das erste vom Grafen Salis auf Marschlinz gestiftete, von Bahrdt eingerichtete Philanthropium hatte eine kurze und traurige Existenz und verschwand spurlos; das zweite von Bahrdt auf dem gräflich leiningenschen Schlosse zu Heidesheim in der Pfalz eingerichtete endigte schimpflich, als Bahrdt wie ein Gauner davon floh, und selbst Basedows eigene Anstalt endigte nach kurzem Leuchten und Knallen wie ein Meteor, doch ließ es bedeutende Spuren hinter sich und erleuchtete die Folgezeit. Die Wirkungen waren nur mittelbar, aber sie waren darum nicht weniger bedeutend und umfassend. Das ganze Schulwesen mußte an einem

Orte früher, am andern später, an einigen sogar erst in unserm Jahrhundert gänzlich verändert werden, und es entstand unter uns eine ganz eigene Art von Literatur. Die lange schlummernden Behörden erwachten und sobald Männer des neuen Geschlechts Sitz in den Consistorien erhielten, denen leider die Aufsicht der Schulen vertraut war, entstanden deutsche Schulen, wo Realien gelehrt und Bürger gebildet wurden, wie sie das Leben unserer Zeit fordert. Das weibliche Geschlecht, dessen Bildung man vorher ganz vernachläßigt hatte, ward aus dem Mägdestand, zu dem es verdammt gewesen war, erlöset.

Basedows Philanthropium in Dessau sollte Reiche für viel Geld zu Menschen bilden, Aermere für wenig Geld unter dem Namen Famulanten zu Schullehrern erziehen, es hatte indessen anfangs Niemand Zutrauen zu Basedows Marktschreiereien. Er eröffnete jedoch mit dem ihm eignen Selbstvertrauen am 27. Dez. 1774 auch ohne Zöglinge sein Philanthropium. Im folgenden Jahr hatten sich gleichwohl neun Pensionisten und sechs Famulanten eingefunden, obgleich Basedow selbst nichts für die Anstalt that, sondern im Bette liegend am Elementarwerk und an andern Büchern schreibselig arbeitete. Es verhielt sich mit dieser Revolution der Erziehung leider, wie mit der französischen Revolution; der edelste Enthusiasmus der würdigsten Menschenfreunde und die Bewegung einer nie so heiter und so jung auf Besseres hoffenden Zeit ward von elenden Schreiern mißbraucht!! Basedow wagte damals, während er praktisch durchaus nichts leistete, was nicht jeder einigermaßen unterrichtete Dorfschulmeister auch hätte leisten können, der europäischen Menschheit mit seiner Ungnade zu drohen, wenn sie nicht Geld schaffe. Er erließ nämlich aus seinem Bette ein gedrucktes Schreiben, worin er drohte, daß er, wenn nicht bis Ostern 1776 zehntausend Ducaten für das Philanthropium eingingen, seine Hand von der Menschheit abziehen, und eine Anstalt, worauf er einen Theil seiner Zeit und einige tausend Thaler gewendet habe, aufgeben wolle.

Für die Charakteristik des ganz jungen geistigen Lebens in Deutschland, leider aber auch für die überspannte Richtung, die Basedow dem schönen und durchaus nationalen Enthusiasmus aus Eitelkeit und eigner Ueberspannung zu geben suchte, ist das von

Basedow Nov. 1774 erlassene Programm, dessen Titel wir unten beifügen.[23]) Wie vorher Lavater Bahrdts neue Anstalt in Marschlinz, ohne Rücksicht auf dessen Glaubensirrthümer, blos aus Eifer für Menschenwohl und für Beförderung einer bessern Bildung durch seine thätige Theilnahme an der Einweihung gefördert hatte, so unterstützte jetzt, durch gleiche Gründe bewogen, Iselin die werdende Anstalt Basedows in Dessau. Er schlug zwar den Antrag aus, neben Basedow Curator zu werden; aber er bewog in Verbindung mit Lavater zwei edle und ausgezeichnete Männer, sich für Basedows Rodomontaden aufzuopfern. Simon und Schweighäuser, zwei gelehrte, klassisch gebildete, wahrhaft begeisterte Männer, schlossen sich, von Lavater und Iselin ermuntert, an die beiden Empiriker und Schwätzer Basedow und Wolke an, und errichteten einen förmlichen Schul- und Erziehungsbund oder Orden, wie man es nennen will, um auf diese Weise eine Art Propaganda ihres Schuleifers und ihrer Schulsysteme zu stiften.

Der Schulbund ward förmlich als eine Art geistlicher Ritterorden oder Mönchsorden durch eine Regel gebunden, und ein sogenanntes philanthropisches Archiv als Programm der neuen Stiftung herausgegeben. Schon der Titel dieses Archivs verkündete der gesammten Menschheit, daß ihr Heil von Dessau kommen werde. Das erste Heft dieses Archivs enthält die Ordensregel dieser neuen Verbindung.[24]) Die beiden aus den Alten

---

23) Dieser Titel zeigt den sonderbaren Inhalt hinreichend an: Das in Dessau errichtete Philanthropium, eine Schule der Menschenfreundschaft und guter Kenntnisse für Lernende und junge Lehrer, Arme und Reiche. Ein Fideicommiß des Publikums zur Vervollkommnung des Erziehungswesens aller Orten nach dem Plane des Elementarwerks. Den Erforschern und Thätern des Guten unter Fürsten, menschenfreundlichen Gesellschaften und Privatpersonen empfohlen von J. B. Basedow. Leipzig 1774. 96 S.

24) Der Titel lautet: Philanthropisches Archiv, mitgetheilt von verbrüderten Jugendfreunden an Vormünder der Menschheit, besonders welche eine Schulverbesserung wünschen und beginnen; auch an Väter, die ihre Kinder ins Dessauische Philanthropin senden wollen. Was den Schulbund von Basedow, Wolke, Simon, Schweighäuser angeht, so machen die 4 im ersten Heft bekannt: 1) Sie widmeten sich sämmtlich dem Schulleben und wollten in ihrem ganzen Leben sich mit nichts anderem beschäftigen, als mit dem, was zur Verbesserung des Schulwesens dienen kann. 2) Die Unverheiratheten

und durch diese gebildeten Männer gaben indessen der jungen Anstalt eine wissenschaftliche Bedeutung, und als der höchst unpraktische und noch dazu sehr gemeine und unmoralische Basedow, seine Unfähigkeit, eine ökonomische Verwaltung zu leiten, einsah, schien das Philanthropium zu Dessau auch die ökonomische Verlegenheit zu überwinden, worin es durch Basedow gebracht war. Der nur zu sehr (wenigstens später als Haupt eines Pensionats in Hamburg) in Dingen des Haushalts bewanderte, durchaus praktische und rechnende Feldprediger Campe übernahm die Leitung, er ward an Basedows Stelle Mitcurator. Der freundliche und humane Fürst von Dessau versprach nicht blos Geld, sondern auch ein Gebäude, und Alles nahm einen guten Gang, bis Basedows Gemeinheit und Herrschsucht die Männer, die ihm ausgeholfen hatten, verscheuchte.

Campe und Salzmann begannen fast zu gleicher Zeit ihre der Volksbildung eben so vortheilhafte, als der ächten Wissenschaftlichkeit und der wahren Poesie verderbliche Laufbahn als Erzieher und als Schriftsteller. Sie und ihre Nachfolger und Nachahmer überschwemmten Deutschland mit einer albernen Kinderliteratur, und suchten ganz kleine Kinder dadurch zu bilden, daß sie Erwachsene zu Kindern machten. Sie eiferten mit Glück gegen die jesuitische und pietistische Erziehung, weil sie, gleich den Jesuiten, Kinder und Aeltern in ihr Interesse zu ziehen verstanden. Sie machten freilich der Pedanterei und zum Theil auch der Verwöhnung der Kinder ein Ende, wir schreiben aber doch ihrer Erziehung die Naseweisheit eines allwissenden und eben darum unwissenden und anmaßenden neuen Geschlechts der von ihnen oberflächlich gebildeten Jünglinge zu.

---

wollen nur solche Weiber nehmen, die das Werk mit fördern helfen. 3) Ihre Kinder werden von der Geburt an philanthropisch behandelt und zu dem Zwecke der Väter erzogen. 4) Außer der Erfüllung menschlicher und bürgerlicher Pflichten soll eines jeden tägliche Arbeit sein: a) Unterricht und Regierung der Jugend. b) Verbesserung alter oder Verfertigung neuer Schulbücher. c) Correspondenz oder Reisen oder Berathschlagung oder ihn selbst vervollkommnender Fleiß zum Besten des Schulwesens. Endlich machen sie sich verbindlich 5) Einer dem Andern Brudertreue und Bruderhülfe zu leisten, während sie am Institut arbeiten, und das Bruderbündniß so viel als möglich zu erweitern.

Die glänzende Periode des Philanthropiums zu Dessau begann übrigens mit einer von jenen marktschreierisch eingerichteten Prunkfeierlichkeiten, wie wir jetzt deren in jedem Monat ein Paar aufführen und in den Zeitungen ausposaunen sehen. Wir meinen die öffentliche Prüfung, welche am 13ten, 14ten und 15ten Mai 1776 von Basedow veranstaltet ward. Zu dieser Prüfung entbot Basedow in seinem prahlerischen Styl alle Kosmopoliten Deutschlands, er beschrieb sie im zweiten Stück des Archis und der gelehrte Rector Stroth zu Quedlinburg widmete ihr eine eigene Schrift. Der Lärm, aber besonders der rege Eifer eines Simon und Schweighäuser, brachten die Anstalt empor, und sogar aus Frankreich kamen Zöglinge; doch sah Basedow selbst ein, daß er zum Curator nicht tauge. Er zog sich im Dez. 1776 von der Leitung zurück, behielt aber den Religionsunterricht, den er mit Beredsamkeit und Salbung ertheilte, er gebrauchte dabei oft sein eigenes Beispiel als abschreckende Warnung, wenn er in roher Trunkenheit grobe Exzesse begangen hatte. Leider! hatte er sich außerdem noch allerlei unbestimmte Geschäfte vorbehalten, und verursachte hernach Campe, der die Leitung an seiner Stelle übernommen hatte, so vielen Verdruß, daß dieser endlich ihn und seine Anstalt seinem Schicksal überließ.

Campe begann als Curator in Verbindung mit Basedow statt des Philanthropischen Archivs die Pädagogischen Unterhaltungen, die auf eine gemüthliche in kleinere Städte vertheilte Nation, wie die Unsrige, sehr wohlthätig gewirkt haben, wenn gleich freilich der Großstädter und der Weltmann über die Sentimentalität und die Idylle des Pfarr- und Amthauses oft lächeln mag. Das Familienleben und die Erziehung ward idealisirt und zur Freude der Mütter Ernst und Strenge ganz von der Jugend und wo möglich aus dem Leben entfernt. Das Philanthropium in Dessau blühte anfangs unter Campe's Leitung ganz frisch empor, es hatte im Sommer 1777 fünfzig Zöglinge, der Fürst von Dessau wies ihm den Dietrich'schen Palast an, Basedow erhielt die viertausend Thaler wieder, die er hergegeben hatte, auch waren noch sechstausend Thaler in der Reservekasse, als der zänkische Basedow einen Streit nach dem andern erregte. Der wohlwollende Fürst suchte dem Streit dadurch abzuhelfen,

daß er Basedow dahin brachte, wieder an der Curatel Theil zu nehmen, was anfangs in Friede zu Stande kam; es zeigte sich aber bald, daß mit dem Trunkenbolde nicht auszukommen sei.

Der Sturz des Philanthropiums, der von dem Augenblicke an unvermeidlich ward, als Basedow wieder das Curatorium übernahm, ward für die deutsche Erziehung, was die Verwirrung der Sprachen beim Thurmbau zu Babel für die erste Cultur von Asien gewesen sein soll. Die Lehrer von Dessau zerstreuten sich in alle Gegenden von Deutschland, es wendete jeder von ihnen Basedows Ideen nach seiner Art an. Sie errichteten Institute und machten zu einem Gewerbe, was vorher nur ein Amt gewesen war.

Campe schied schon im September 1777 von der Anstalt in Dessau; die beiden einzigen gelehrten, wissenschaftlichen und durchaus tüchtigen Theilnehmer an dem Treiben in Dessau, Simon und Schweighäuser, gingen nach Straßburg; Wolke ward Hauptperson im Philanthropium, denn Basedow trat um Ostern 1778 noch einmal und dieses Mal für immer ab. Salzmann übernahm Basedows Antheil am Religionsunterricht. Unter den vielen Erziehungsanstalten, welche hernach gleich Fabriken errichtet wurden, waren die Campesche bei Hamburg und Salzmanns Institut auf dem Schlosse von Schnepfenthal bei Gotha die berühmtesten. Sie hatten Gedeihen, weil sie weniger colossal angelegt, und besser den Forderungen der Väter und Mütter angepaßt wurden, als das Philanthropium in Dessau. Das Letztere dauerte noch fünf Jahre kränkelnd fort. Es hatte aber seinen Zweck erreicht, denn an allen Ecken und Enden von Deutschland ward nach der von Basedow und Campe und Salzmann empfohlenen Weise gelehrt, und schon zehn Jahre nach der Errichtung des Philanthropiums (1784—1788) führte man in der untersten Klasse einer am äußersten Ende Deutschlands gelegenen gelehrten Schule, am Strande des Nordmeers Basedows System ein. Das Lateinische ward aus einer lateinischen Uebersetzung von Campes Robinson aus Schützes Elementarwerk, aus Gedikes Lesebuch erlernt, zum Glück für den Verfasser dieser Geschichte fügte jedoch hernach ein verständiger Rector den Cornelius Nepos wieder hinzu.

Obgleich man eingestehen muß, daß bei der übereilten Einführung der neuen Methode und der neuen Bücher die gelehrte

und gründliche Bildung der höheren Klassen der Gesellschaft und des eigentlichen Gelehrtenstandes nur in den Gegenden und Orten bedeutend gewann, wo die Realien ganz versäumt, oder die Lehrer ganz schlecht waren, so war doch der Gewinn des Bürgers und Bauers, also der Klassen, welche bei Revolutionen gewöhnlich die Betrogenen sind, bei dieser Revolution sehr bedeutend. Basedow und die speculirenden Unternehmer der Pensionsanstalten dachten freilich hauptsächlich an die Leute, welche bezahlen konnten, und waren mit den Mitteln, der arbeitenden Klasse emporzuhelfen, wenig bekannt. Sie kannten die eigentlichen Bedürfnisse des Volks und die Ursachen seiner Rohheit schon aus dem Grunde wenig, weil sie weder Beamte gewesen waren, noch Staatswissenschaften getrieben hatten; wir müssen daher, wenn vom eigentlichen Volke die Rede ist, zwei andere Männer nennen, welche einen Platz neben Pestalozzi verdienen. Diese sind der Oberbeamte des edeln und für das Wohl seines Landes unablässig bemühten, wahrer Aufopferung fähigen Markgrafen Karl Friedrich von Baden, der nachherige Frankfurter Stadtsyndikus J. G. Schlosser, und der Erbherr der Herrschaft Rekahn und Domherr von Halberstadt, von Rochow. Der Erste, obgleich er Platoniker war, erklärte sich gegen alle utopischen Träumereien der Phantasten, stellte aber selbst ein Muster auf, wie man, ohne zu revolutioniren, dem Volke helfen könne. Er schrieb nämlich im Geiste eines Türgot und jener Oekonomisten, deren System sein edler Landesherr gleich dem Großherzog Leopold von Toscana zuerst von allen Regenten praktisch anzuwenden suchte, seine Sittenlehre für das Landvolk (um 1771), woraus Campe, der bekanntlich keine eigenen Ideen hatte, hernach das Wesentliche seiner Sittenlehre für Kinder entlehnte. Schlossers Buch gehört zu den vortrefflichsten Volksbüchern unserer Nation und verdient einen Platz neben dem ersten Theile von Pestalozzis Lienhard und Gertrud; Rochows Verdienste sind anderer Art. Er schuf als Gutsherr die ersten Musterschulen für Landschullehrer, ließ die Lehrer der Schulen seiner Herrschaft in Dessau bilden, und schrieb auch selbst eine Anweisung zur Bildung des Landmanns.

Schlossers Katechismus beschränkt sich auf die Sittenlehre; in von Rochows Versuch eines Schulbuchs für Kinder

der Landleute, oder zum Gebrauch für Dorfschulen wird von allen den Kenntnissen gehandelt, welche dem Landmanne in seiner Sphäre nützlich sein können. Das Büchlein soll sowohl dem reichen Bauer als dem armen und auch sogar dem Taglöhner den Weg zum Wohlstande zeigen. Die Kinder erhalten hier Anweisung, wie man auf die beste Weise das Feld düngt, die Pferde füttert, das Wirthschaftsgeräthe in Ordnung hält u. s. w. Die Schullehrer auf Rekahn wurden übrigens ausgezeichnet gut besoldet und der Herr von Rochow war neben dem Fürsten von Dessau der Einzige, der von der Gelegenheit Gebrauch machte, Schullehrer im Philanthropium bilden zu lassen; denn von den sechs Famulanten des Instituts unterhielt der Herr von Rochow zwei und der Fürst von Dessau vier. Rochows Schulbuch machte viel Glück, es erschien schon im Jahre 1776 eine ganz umgearbeitete Auflage mit Kupfern; zu gleicher Zeit schrieb von Rochow den Kinderfreund, ein Lesebuch zum Gebrauch für Landschulen, den er auf eigne Kosten drucken ließ, um ihn hernach sehr wohlfeil in die Hände des Landvolks zu bringen.

Durch die Veränderung der Erziehung und des Unterrichts und durch das Erwachen des Bedürfnisses einer von den Schlacken des Mittelalters völlig gereinigten Religion ward, wie das bei jeder Revolution ist, einer Anzahl Menschen das Feld geöffnet, welche Philanthropie und Zeitgeist für ihre schmutzigen Zwecke benutzten. Unter diesen Menschen verdient schon des Aufsehens wegen, welches er zu erregen verstand, C. F. Bahrdt, einen der ersten Plätze. Er benutzte sowohl das erwachende Streben nach Befreiung vom Religionszwang der ersten Hälfte des Jahrhunderts, als den Wunsch seiner Zeitgenossen, die Jugend von der sclavischen Zucht und dem pedantischen Unterricht gänzlich zu befreien, für schmutzige Spekulation und niedrige Gaunerei. Aus dieses Theologen unverschämt geschriebener Selbstbiographie, oder aus den zwei Bänden, welche Pott über ihn und seinen Wandel geschrieben hat, verglichen mit den, in zwei verschiedenen Bänden des Schlichtegrollschen Nekrologs, dem Publikum mitgetheilten Nachrichten wird man durch Thatsachen lernen können, daß die deutsche Nation im Augenblick ihres Erwachens von gewissenlosen

Schriftstellern irre geleitet ward, wie 1848 von eitlen. Bahrdt machte nämlich einige Zeit hindurch großes Aufsehen, weil er trotz seiner allgemein bekannten Immoralität den Ton zu treffen wußte, der für ein schwärmendes Publikum paßte. Sein Vagabundenleben brachte ihn außerdem mit allen denen in Verbindung, die in Sinnlichkeit verloren, eine strenge Religion zu vernichten wünschten. Wo er sich befand, in Erfurt, in Gießen, in Graubünden, am Rhein, in Halle, gründete er eine Schule der Leichtfertigkeit.

Er ward Professor der Philosophie zu Erfurt, als dort F. J. Riedel, vorher Genosse der Gemeinheit eines Klotz als Schriftsteller und durch wüstes Leben, den Ton angab. Schon hier in Erfurt spekulirte Bahrdt auf den Zeitgeist, der, weil die Vertheidiger der Orthodoxie abgeschmackte Dinge vorbrachten, ihre Gegner begünstigte. Bahrdt verstand die Kunst, sich das Ansehen einer Gelehrsamkeit zu geben, die er nicht besaß, und wählte den Weg der Heterodoxie, weil sie Mode war, Geld einbrachte und von den gegen die Obscuranten und Heuchler erbitterten geistreichen und edlen Männern in Schutz genommen wurde. Er blieb indessen in der Dogmatik und Moral, die er in Erfurt herausgab, noch so sehr innerhalb der Schranken der Schicklichkeit, daß auch der gute Semler ihn nur für einen Gegner der alten Finsterniß, nicht für einen Wolf in Schafskleidern ansah und ihn zu einer theologischen Professur in Gießen empfahl. Dort ward die Aufklärung und Anwendung des freien Denkens auf Schrifterklärung und Glaubenslehre für seine Schriftstellerei einträglich, weil er unter den Theologen noch ziemlich vereinzelt dastand, des deutschen Ausdrucks mächtig war, und aus der alten Schule noch eine bedeutende Masse positiven Wissens mitbrachte, das den spätern Rationalisten oft mangelte. Er kannte die Bedürfnisse der mächtigen Partei, welche damals um jeden Preis Befreiung vom drückenden Joch pedantischer Rechtgläubigkeit erlangen wollte, er war im Stande, leicht, populär, moralisch und allenfalls auch empfindsam zu schreiben, wie es die Umstände oder der herrschende Geschmack forderte. Er fand daher Absatz für seine Schriften und drückt sich selbst darüber wie ein Kaufmann aus, da er uns seinen Verdienst dabei nach Gulden und Kreuzer vorrechnet.

Er begann mit Predigten, schrieb dann eine Homiletik, einen kritischen Apparat zum A. T. in lateinischer Sprache, als der Varianten sammelnde Kennicott und J. D. Michaelis Kritik des A. T. in die Mode brachten. Er schrieb ferner einen Entwurf der Kirchengeschichte des N. T., Vorschläge zur Aufklärung und Berichtigung des Lehrbegriffs unserer Kirche, Bemerkungen über Michaelis Bibelübersetzung. Mit der fortschreitenden Zeit ward er in diesen Büchern immer dreister gegen die Kirchenlehre, zu deren Verkündigung er doch eigentlich als Professor und Prediger berufen war. Er widerlegte nicht sowohl Irrthümer und suchte Wahrheit zu finden, als er dem, was seiner Gemeinheit nicht gefiel, Hohn sprach. Er tastete endlich mit frevelnder Hand und prosaischem Sinn auch die ehrwürdige Urkunde des Christenthums und dessen erhabene Poesie an. Dabei spekulirte er, als er eine neue Uebersetzung des N. T. ankündigte, ganz richtig auf die berechneten Fortschritte einer durch Romane und durch populäre Schriften verbreiteten Aufklärung, auf den raschen Fortgang der Veränderung der deutschen Sprache und des Styls im achten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts.

Diese neue Uebersetzung, oder vielmehr dieses von C. F. Bahrdt travestirte neue Testament wurde in jener Zeit, wo Alles neu werden sollte, innerhalb neun Jahren, d. h. bis zum Jahre 1783, in drei Auflagen und zwar besonders in Norddeutschland verbreitet, obgleich in unsern Tagen schon der Titel, der damals anlockte, davon abschrecken würde. Dieser Titel, welcher Leser anlocken sollte, ist von den elendesten Machwerken der Bücherfabrikanten jener Zeit entlehnt. Er lautet: das Neue Testament, oder die neusten Belehrungen Gottes durch Jesum und seine Apostel, ein Titel, der in der ersten Ausgabe durch den Zusatz in Erzählungen und Briefen noch abenteuerlicher wurde. In dieser Uebersetzung wird man, wo man sie auch immer aufschlagen mag, die gottlose Leichtfertigkeit wahrnehmen, mit welcher Bahrdt, wir wollen nicht sagen, die Religion, sondern auch sogar das Alterthum und die orientalischen Geschichten desselben behandelt hat. Jeder Hauch des Orients, jede Färbung der Nationalität ist verschwunden, jede religiöse

Empfindurg wird durch die kalt verständige und zuweilen auch unverständige Prosa erstickt.

Bahrdt nahm sich keine Zeit, den Ausdruck abzuwägen; er lösete in den Stellen, wo ein Dialog eingeführt wird, diesen als altfränkisch klingend auf, und vertilgte alle durch Ueberlieferung, Gebrauch, Glauben mit dunkeln Gefühlen verbundenen, durch eine mysteriöse, aber doch auch oft wahrhaft religiöse Bedeutung dem Gemüth theuer gewordenen Ausdrücke Luthers. Dahin gehören Himmelreich, Reich Gottes, Seligkeit, Seligmachen, Erlöser, Weg des Heils, Heiliger Geist, Name Jesu u. s. w. Es war damals übrigens noch nicht dahin gekommen, daß man die im kirchlichen Lehrbegriffe hergebrachten und durch den kirchlichen Gebrauch geheiligten Ausdrücke hätte entbehren wollen; es erhob sich daher ein furchtbarer Sturm gegen Bahrdt, der ihn um so mehr aus der Nähe bedrohte, als der darmstädtische Minister C. F. von Moser auf eine ganz sonderbare Weise eine Art von politischem Liberalismus mit religiösem Pietismus verband. Bahrdt wäre auch sicher schon vor seiner Abreise nach Marschlinz von allen Freunden religiöser Aufklärung aufgegeben worden, wenn nicht die unverständigen Vertheidiger des Veralteten ihm durch ihr unvernünftiges Toben unter den edeln Freunden verständiger Religionsansicht Vertheidiger und Schützer verschafft hätten. Wie wenig übrigens das damalige deutsche Publikum, welches unser an Schimpfworten wie Pantheist, Carbonari, Jacobiner, Communist, Chartist, Radicaler, reiches Zeitalter wahrscheinlich das junge nennen würde, Anstoß daran nahm, daß man sich gegen gesunden Verstand und reinen Geschmack versündigte, wenn man sich nur das Ansehn gab, im modernen Geschmack zu schreiben, wird man aus einigen unten beigefügten Stellen der Bahrdtschen, in drei Auflagen verbreiteten Uebersetzung sehen können.[25])

---

25) Math. V. Vs. 4. lautete in der ersten Auflage: Wohl denen, welche die süße Melancholie der Tugend den süßen Freuden des Lasters vorziehen; in der vor uns liegenden dritten Auflage (Berlin 1783) lautet der Vers: Wohl denen, welchen diese Erde wenig Freuden gewährt, sie werden reichlich dafür getröstet werden. Die bei Luther unvergleichliche Stelle Math. 5. 7. u. 20. Vs. 19. lautet: Und indem kommt ein gewisser jüdischer

In Marschlinz spielte hernach Bahrdt den kleinen Basedow, jedoch mit dem Unterschiede, daß in ihm auch nicht ein Funke von Basedows wahrhaftiger, wenn auch oft unverständiger und lächerlicher Begeisterung für die Sache der Menschheit war. Bei Bahrdt war alles erkünstelt, gemein und auf die gemeinsten Zwecke berechnet. Nichtsdestoweniger ward er vom Grafen von Leiningen als Generalsuperintendent nach Dürkheim berufen, um auch dort im Schlosse zu Heidesheim die Comödie der Errichtung eines dritten ephemeren deutschen Philanthropiums aufzuführen (1776).

Wir erwähnen der Schicksale und der Schriften dieses Mannes hier blos, um an ihm zu zeigen, wie groß das Bedürfniß jener Zeit war, dem Geistesdruck endlich zu entgehen und freier zu athmen. Dies würde noch deutlicher einleuchten, wenn wir näher in seine Schicksale eingehen, ihn durch seine Gaunereien in Heidesheim und durch seinen ganz verworfenen Wandel und seine ganz offenbaren Betrügereien mit der deutschen Union in Halle verfolgen dürften. Man würde dann sehen, daß er, wohin er auch kam, als Mann von Talent gepriesen und als Märtyrer seines Eifers für religiöse Aufklärung betrachtet ward. Dies geht auch besonders daraus hervor, daß ihm ein Mann, wie Teller war, in Preußen Schutz verschaffte. Zürnten doch die Freunde der Aufklärung auch sogar einem Manne wie Semler, weil er, im Grunde nur gegen Bahrdts Persönlichkeit protestirend, gegen freie Meinungsäußerung zu protestiren schien.

Uebrigens hatte Doctor Bahrdt seine Rolle in Heidesheim ausgespielt, hatte Bankerott gemacht und war als ein Aben-

---

Gottesgelehrter .... aber Jesus gab ihm Folgendes zur Antwort (Du bist in falscher Erwartung) Ein Fuchs hat seine Grube und ein Vogel sein Nest, aber ich, so wie Du mich siehst, bin ein armer Mensch, habe nicht so viel Eigenthum, als erfordert wird, mein Haupt darauf zu legen. Die Stelle Marc. II. Vs. 28. Also ist des Menschen Sohn ein Herr auch des Sabbaths, wird in der ersten Ausgabe übersetzt: Folglich müssen die Pflichten des äußerlichen Gottesdienstes den Pflichten des Menschen allemal untergeordnet bleiben. In der dritten Ausgabe finden wir jedoch: Der Sabbath ist um des Menschen willen da, nicht der Mensch des Sabbaths willen. Folglich gehet der Mensch und dessen Bedürfnisse dem Sabbath vor.

teurer in England gewesen, als zugleich ein lutherischer Pfaffe in Hamburg Wehe über ihn rief und der Reichshofrath ihn ächtete. Kaiser Joseph II. hatte sich übereilt, als er Bahrdt mit Verletzung der Rechte des Reichs und der Evangelischen durch den Reichshofrath verfolgen ließ, dies verschaffte ihm den Schutz von Personen, die sich sonst seiner nie würden angenommen haben. Die Freunde der Aufklärung glaubten, daß zwei ganz beschränkte Zeloten, ein protestantischer und ein katholischer, in Bahrdts Person den Gebrauch der Vernunft in Glaubenssachen verfolgen wollten; das schaffte ihm die Hülfe der Verständigen. Was den Hamburger Pastor Göze angeht, der damals durch die Art und Weise, wie er den lutherischen Lehrbegriff verstand und vertheidigte, die herrschende Religion der Predigten und Katechismen bei allen Verständigen verhaßt oder lächerlich machte, so hatte er früher gegen die erste Ausgabe von Bahrdts Uebersetzung des N. T. eine Schrift herausgegeben. Sie hatte den Titel: Augenscheinlicher Beweis, daß des Dr. Bahrdt Uebersetzung des N. T. nichts anders als wahre Gotteslästerung ist; durch diese liebreiche Schrift ward Bahrdts Suspension und nachfolgende Entfernung aus Gießen veranlaßt. Die Gründe, die er dort gegen Bahrdt geltend gemacht hatte, waren nicht besser als die, welche hernach der Weihbischof von Worms, der lange ruhig zugesehen hatte, ohne sich zu regen, anführte, um ihn aus Heidesheim zu treiben. Der persönlich beleidigte und durch einen Pfälzer, den Bahrdt beleidigt hatte, aufgeregte Weihbischof erklärte nämlich, daß Bahrdt außer dem Gesetze sei, weil er eine Lehre verkündige, welche mit den Lehrsätzen keiner der drei im Reiche gesetzlich bestehenden Confessionen übereinstimme. Diese Beschuldigung, welche der Weihbischof als Büchercommissarius des Kaisers in Frankfurt a. M. vorbrachte, machte der Reichsfiskal, den er anrief, beim Reichshofrath geltend, und dieser wagte ohne Vorladung, ohne förmlichen Prozeß, ohne den Landesherrn des Beklagten, ohne das Corpus Evangelicorum zu fragen, einen bis dahin ganz unerhörten Schritt.

Der Reichshofrath erklärte ohne alle weitere Prozedur Bahrdt des Zweifels an der Dreieinigkeitslehre u. s. w. schuldig, entsetzte ihn (was doch nur sein Landsherr zu thun befugt war) seiner

Aemter und legte ihm auf, seine Irrthümer zu widerrufen oder das Reich zu räumen. Sein Reichsgraf nahm ihn zwar in Schutz, er war aber ein kleiner Herr, der noch dazu gern den Fürstentitel haben wollte, das machte den Reichshofrath dreist genug, ein Mandat an ihn zu erlassen, worin Bahrdts Entlassung befohlen wurde.

Dadurch ward die Sache Bahrdts eine Angelegenheit des Reichs und der freien Meinungsäußerung der Protestanten und Bahrdt wandte sich in dieser Sache an die zwei angesehensten Vertheidiger freier und unbefangener Bibelforschung, an den Probst Teller in Berlin und an den Theologen Semler in Halle; der Erste bewirkte dann, daß man sich in Berlin seiner annahm. Er ward mit Geld unterstützt und durfte in Halle Vorlesungen halten; nur keine theologischen. Semler eiferte heftig gegen Bahrdts Zulassung zum Lehrer in Halle. Er galt seitdem als Obscurant; obgleich ihn vorher derselbe Göze, der Bahrdt verfolgte,[26]) als Erzketzer, Verfälscher der Lehre und Vergifter der Jugend ausgeschrieen hatte. Man hätte dies Mal Semler wohl entschuldigen sollen, daß er einen Mann, dessen Gegenwart überall wie eine sittliche Pest betrachtet ward, nicht gern auf einer Universität dulden wollte, wo Klotz schon seit der Mitte des Jahrhunderts eine Schule furchtbarer Unsittlichkeit gegründet hatte, die auch sogar, wie das auf Universitäten zu sein pflegt, nach seinem Tode nicht ausging. Semler konnte und wollte freilich diesen Grund nicht anführen, er verlor daher die ganze Gunst der öffentlichen Meinung, weil es schien, als wenn er sich an Göze, an den Weihbischof von Worms, an den Reichsfiscal und an den Reichshofrath anschließen wolle.

Bahrdt hatte nämlich ein Glaubensbekenntniß aufgesetzt, welches Teller (1779) drucken ließ. Dieses mißbilligte Semler nicht blos heftig, sondern er klagte den Verfasser desselben als einen Feind

26) Wie ärmlich die Gründe waren, welche Göze gegen Bahrdt vorbrachte und welchen armseligen Fetischismus er als Lutherthum vertheidigte, wird man aus einem einzigen Beispiel sehen. Er wirft Bahrdt vor, er habe durch die Art, wie er die bekannte Stelle: „Ich bin bei euch alle Tage u. s. w." übersetze: Eine tröstliche Beweisstelle für die Allgegenwart der menschlichen Natur Christi den Gläubigen rauben wollen.

des Glaubens an. Das war ebenso übereilt als überflüssig, weil jeder Verständige einsah, daß ein Mensch wie Bahrdt nie irgend etwas anderes geglaubt habe und glauben werde, als was seinen rohen und sinnlichen Genüssen dienen könne. Es war also ganz lächerlich, auf irgend etwas, das von ihm kam, die geringste Bedeutung zu legen, und doch that dies Semler. Er griff in Schlözers Zeitschrift, welche nicht sowohl von Theologen, als von Beamten, von Staatsleuten und von allen denen, die mit der Staatspolizei zu thun hatten, gelesen ward, Bahrdts Person so heftig an, daß selbst Schlözer dafür hielt, er müsse auch Bahrdts Gegenerklärung aufnehmen, um das Recht freier Rede nicht der Reichspolizei unterwerfen zu lassen.[27]) Auch die Behörden zu Berlin nahmen sich wie Schlözer nicht sowohl der unwürdigen Person Bahrdts an, als seiner Sache, soweit sie die Sache des theuersten Rechts jedes Staatsbürgers war. Es schien nämlich den Berlinern dabei auf die unbeschränkte Freiheit anzukommen, die christlichen Religionsbücher nach besten Einsichten zu deuten.

Semler bebte damals vor dem Radicalismus in Religionssachen, dessen er Bahrdt anklagte, um so mehr zurück, als er, wie einige beschränkte Zeloten unserer Tage, von der Zeitphilosophie Gefahr für das Wesen des Christenthums fürchtete. Eitele Furcht! Dies Wesen ist, wie der Stifter des Christenthums gesagt hat, auf dem Felsen unseres eigenen innern Wesens gegründet, den die Pforten der Hölle nimmer erschüttern. Wer Gott im Geiste geschaut hat, wird Religion mit eiteln Grillen eingebildeter Theologen nie verwechseln. Semler bebte vor Voltaires und der Encyklopädisten Witz, vor Lessings mächtiger Skepsis, vor des Wolfenbüttler Fragmentisten furchtbarer Kühnheit und ganz besonders vor dem Gedanken, daß Bahrdt von seiner Seite den Deismus in Halle fördern werde, den der Verfasser der Apologie des Sokrates als Professor der Philosophie und der natürlichen Theologie damals dort lehrte.

---

27) Semler ließ in Schlözers Briefwechsel No. XXIX. S. 233 einen Artikel gegen Bahrdt einrücken, Schlözer nahm daher auch Heft XXXII. S. 82 Bahrdts Antwort auf Semlers Widerlegung seines Glaubensbekenntnisses auf.

J. A. Eberhard, der Verfasser der erwähnten Apologie des Socrates, war protestantischer Theolog, hatte aber, seitdem die Apologie 1772 gedruckt war, von den damals noch in den Consistorien herrschenden Rechtgläubigen keine ordentliche Beförderung erhalten können, sondern hatte sich mit ein Paar elenden Pfarreien behelfen müssen, bis sich derselbe Teller, der auch Bahrdt durchhalf, seiner annahm. Er bewog den Minister Zedlitz, ihm durch Friedrich II. eine Stelle in Charlottenburg zu verschaffen, wo er um 1776 durch seine allgemeine Theorie des Denkens und Empfindens den von der Berliner Akademie ausgesetzten Preis gewann. In dieser Schrift entwickelte er sein, wenn man will philosophisches System und ward deßhalb, eigentlich gegen seinen Wunsch, um 1778 zum Professor der Philosophie zu Halle ernannt. In Halle war die Richtung und die große Mehrzahl der Studirenden theologisch, Eberhard wandte also sein System auf Theologie an. Er ward hernach einer der ärgsten Vielschreiber, was bekanntlich für einen Philosophen ein schlechter Ruhm ist, stand aber, weil man es mit der Schärfe der Dialektik und der Tiefe der Gedanken nicht so genau nahm, als Mensch und als Gelehrter im besten Rufe. Er begann zur Verbreitung seiner deistischen Lehre ein eignes Journal, und erschütterte durch die in denselben Grundsätzen geschriebene Apologie des Sokrates, wovon schnell hintereinander drei vermehrte und verbesserte Auflagen gemacht wurden, die Altgläubigkeit der heranwachsenden, nach Basedows und Rousseaus Manier erzogenen Jugend in ihren Grundlagen. Er wirkte nicht sowohl wissenschaftlich auf Denker und Forscher, als rednerisch auf das große Publikum, mehr in die Breite als in die Tiefe.

Eberhard war ein ruhiger, vielseitig gebildeter, gemäßigter Mann, er paßte ganz für den damaligen Zustand der Literatur und machte auch dort Eindruck, wo man den sittenlosen Bahrdt verachtete und von seiner glatten, leichten, oft im Romanstyl vorgetragenen Moral nichts hören wollte. Eberhard richtete sich in seinem Hauptwerke eigentlich absichtlich gegen die alte Dogmatik und bewies oder wollte wenigstens von allen ihren Hauptlehren beweisen, daß sie durchaus unhaltbar seien; er machte sich aber die Sache auf ähnliche Weise leicht, wie die französischen

Akademiker, wenn gleich mit dem Unterschiede, daß er ernst und würdig und diese spaßhaft redeten. Eberhard behauptete, und es war fast Niemand, der ihm gründlich widersprach, als Lessing, den man gleichwohl als einen Ungläubigen verschrie, daß weder die Lehre von der Prädestination, noch die von der Genugthuung Christi, noch die von den Gnadenwirkungen und Höllenstrafen, noch eine Anzahl anderer in der Schrift ihren Grund hätten, und daß sie außerdem der Vernunft widersprächen und der Sittlichkeit nachtheilig seien. Diese Art Glauben und diese Art Philosophie beförderte Nicolai in Berlin nicht blos als Schriftsteller und Verleger, sondern er führte in seiner A. D. B. auch eine ganze Armee rüstiger und kecker Verfechter derselben aufs Schlachtfeld.

§. 3.

Nicolai und die allgemeine deutsche Bibliothek. Wieland, die Brüder Jacobi und der deutsche Merkur.

Die Kritik war in Deutschland im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts und in der ganzen ersten Hälfte desselben in so elenden Händen, daß man fast glauben sollte, Gottsched sei noch einer der besseren Kritiker gewesen, und wie verfuhr nicht dieser und die Creaturen, die unter seinen Fahnen dienten!! Als Gottscheds kritisches Ansehn durch den gar zu groben Mißbrauch, den er und die Seinigen von ihren Journalen machten, untergegangen war, trieb Klotz das gemeine kritische Spiel von Halle aus, wie es Gottsched in Leipzig getrieben hatte. Auch Klotz, wie Gottsched, benutzte die Kritik nur für niedrige, persönliche Zwecke. Er posaunte seine Clienten und Creaturen aus und suchte jeden guten Kopf, jeden Gelehrten, der die niedrige und gemeine Cameraderei verachtete, auf seine Art zu verhöhnen und herabzusetzen; die guten Deutschen ließen sich aber bis auf unsere Tage, wo endlich alle kritischen Tribunale ihr Ansehn verloren haben, immer durch gelehrte Anmaßung leiten und in ihrem Urtheile bestimmen. Die Literatur war der Reihe nach von Gottsched, von Klotz und dem elenden Riedel, von der allgemeinen deutschen Bibliothek und von der allgemeinen jenaischen Literaturzeitung abhängig, wir müssen deßhalb den Gang der Kritik hier noch einmal berühren.

Klotz und Riedel waren Leute ohne Grundsätze und ohne Sitten, sie hatten aber Talent, und Klotz war Meister eines leichten und fließenden lateinischen Styls, was in jenen Zeiten noch viel galt; auch hatte er einen Anhang unter liederlichen Studenten und unter denen, welche gern sahen, daß den halleschen Pietisten ein Extrem der Leichtfertigkeit entgegengesetzt ward. Den Studenten gefiel das wüste Leben, welches Klotz führte, der burschikose Ton, worin er vom Katheder redete, die Renomisterei seines Schriftstellerns und seines kritischen Unfugs. Beide, Klotz und Riedel, herrschten durch eine ganze Anzahl fliegender Blätter, die ihnen zu Gebot standen, und Klotz galt für einen großen Kenner des Alterthums und der Kunst, bis ihm Lessing und Herder mit einer Heftigkeit entgegentraten, die sein elendes Publikum bestürzt machte. Sie beraubten den elenden Menschen des ganzen Nimbus, den er zu der Zeit um sich zu verbreiten gewußt hatte, als die Dämmerung der deutschen Bildung noch nicht zum vollen Lichte geworden war. Da Klotz auch mit Nicolai und der allgemeinen deutschen Bibliothek in Kampf war, so mußte ihm Riedels Hilfe besonders schätzbar sein. Diesen berief der Kurfürst von Mainz, welcher der Universität Erfurt neuen Glanz geben wollte, nach Erfurt, wo auch Wieland, der die Biberacher Kanzlei bis dahin geleitet hatte, eine Zeit lang lehrte. Auch diesen Letztern wollte Klotz durch Riedel an sich ziehen; aber der praktische Schwabe war ein besserer Diplomat als beide. Er hielt sie allerdings, so lange er ihrer Posaunen bedurfte, bei guter Laune, ließ sich aber auf keinen Bund zur Kritik ein, sondern suchte sich selbst sobald als möglich ein Organ zu verschaffen, weil bei der Mehrzahl der Leser immer der Recht hat, der am letzten, am lautesten, am flachsten redet.

Riedel arbeitete, bis auch er mit Klotz zerfiel, an dessen Bibliothek der schönen Wissenschaften und gab zugleich selbst eine philosophische Bibliothek heraus, worin unter seiner Leitung auf seine Weise rezensirt ward. Dabei blieb aber Riedel nicht stehen, er arbeitete auch noch an der Leipziger neuen Bibliothek und an andern Blättern, ließ auch daneben Pasquillen, Satyren, Schmähschriften ausgehen, wodurch er sich in Ansehen setzte, weil man ihn fürchtete. Der weltkluge Wieland wußte, wie schlecht Riedel war, er wußte aber auch, wie man in Deutschland Ruhm

macht und zerstört. Er fürchtete Riedel, er gab ihm daher, wie wir aus seinem Briefwechsel sehen, viel freundliche Worte, aber er ließ sich klüglich nicht mit ihm ein. Sie paßten auch nicht zusammen; Wieland war ein geregelter, rechtlicher Mann, Riedel ein Wüstling.

Klotz hatte schon lange durch lateinische und deutsche Kritiken weit und breit über alle Magister geherrscht, er hatte seine deutschen Rezensionen in den halleschen gelehrten Zeitungen niedergelegt, er gründete endlich 1767 noch dazu seine deutsche Bibliothek der schönen Wissenschaften, besonders für die Zweige der Literatur, deren er in seinem lateinischen Journal (Acta litteraria) nicht erwähnen konnte. Es zeigte sich aber an ihm, wie leicht der leere Dunst eines erkünstelten Ruhms zerstreut wird, wenn sich Männer erheben, die dem Coloß, der die Welt in Erstaunen und Furcht gesetzt, die thönernen Beine aufdecken, worauf seine ungeheuere Masse ruhte. Als zugleich Lessing und Herder heftig und unerwartet über Klotz herfielen, war jedermann erstaunt, daß sich Leute gefunden hatten, die ihm nicht blos an Geist und Kenntnissen, das war leicht, sondern sogar an Heftigkeit und Derbheit überlegen waren, und seinen Grobheiten noch stärkere entgegensetzten. Auch Nikolai im zweiten Stück der allgemeinen deutschen Bibliothek und im achten Bande derselben that was er konnte, um Klotz in seiner Blöße darzustellen. Klotz starb daher gerade zu rechter Zeit (1771), als er alles Ansehen verloren hatte. Nikolai und seine Bibliothek erbten die Herrschaft über die deutsche Literatur und übten sie, wie in unserer Zeit die Unternehmer politischer Blätter sie in der Politik geübt haben.

Nikolai, der seine allgemeine deutsche Bibliothek fast allein leitete und machte, ward bald so keck, daß sich endlich auch gegen ihn viele Stimmen erhoben, und daß man der unumschränkten Gewalt ein Ende zu machen suchte, die er als derber und eigenmächtiger Repräsentant des auf Wolfs Philosophie trotzenden, flachen und reellen, aber gesunden Menschenverstandes sich anmaßte. Er glaubte über Philosophie, Theologie und sogar über Poesie, wovon er gar keine Ahnung hatte, wie über die Rezensenten seiner Bibliothek herrschen zu können. Nicht bloß die von ihm verfolgten Schwärmer, Mystiker, Orthodoxen und Windma=

cher erhoben sich gegen ihn, nicht bloß Hamann, Herder und Kant waren über ihn erbittert, sondern sogar Jakobi, der damals zwischen dem alten System und der berliner nach französischer Art reflektirenden Weisheit einen mittlern Weg bahnen wollte. Auch Wieland trug dazu bei, der Einseitigkeit des neuen Tribunals entgegen zu wirken. Nikolai verfuhr mit der Dreistigkeit und Ueberzeugung von seiner Unfehlbarkeit, welche Empirikern, Autodidakten, und Halbwissern, die bloß den Staats- und Hausgebrauch der Wissenschaft im Auge haben, ebenso, wie den steifen Systematikern eigen zu sein pflegt. Da er nicht glauben konnte, daß irgend ein Ding außer seinem Gesichtskreise liegen könne, so strich er nicht bloß in den ihm eingeschickten Rezensionen das, was ihm nicht gefiel, weg, sondern änderte darin nach Belieben und schickte sogar den Rezensenten eine Art Vorschrift, wie die Kritik ausfallen solle. Er selbst erzählt das ganz unbefangen und klagt, wie viel Mühe und Arbeit ihm diese Obercensur gemacht habe, wofür ihm niemand dankte. Weil er sich einbildete, daß er das Publikum und den Zeitgeist zu leiten von Gott und der Natur berufen sei, ward er auch heftig erboßt, wenn irgend eine Erscheinung, wofür ihm der Sinn fehlte, besonders eine tiefere Philosophie oder eine höhere Poesie sich ohne sein Zuthun geltend machte. Er versäumte dann nie, dieselbe Art von Satyre, die ihm im Sebaldus Nothanker gelungen war, weil er dies Buch im Geiste der Zeit verfasset und sich zum Organ derselben gemacht hatte, in einen platten Roman zu bringen. In diesen elenden Romanen wagte er dann gegen den Geist der Zeit jedes Genie und jeden kühnen Schritt desselben, jede Abweichung von Sulzers Regel zu verspotten. Wenn man dies bedenkt, wird man begreifen, warum Göthe und Schiller es der Mühe werth halten konnten, den industriösen Buchhändler in den Xenien so ungezogen, oder wie Schlegel und Consorten es nannten, mit göttlicher Grobheit nieder zu schimpfen. Es schien ihnen für Deutschland nöthig, die Mittelmäßigkeit, die bei uns stets thront, von ihrem Thron zu stoßen. Aehnliche Versuche sind den Dämagogen unserer Zeit theuer zu stehen gekommen. Die ästhetische Beurtheilung von Nikolais Romanen wird man hier nicht suchen, denn in dieser Beziehung verweisen wir nicht bloß hier, sondern überall im Folgenden auf Gervinus Geschichte

der deutschen poetischen Literatur, wir haben es bloß mit der nachzuweisenden Richtung und Wirkung der Bücher auf das äußere Leben zu thun.

Der erste Versuch, den Nikolai mit einem satyrischen Roman machte, war im Sinne der neuen Zeit gegen die alte; er machte, zu Gunsten der damals noch kleinen Anzahl der Freunde von Friedrichs Grundsätzen unter den Bürgern Berlins, das System Friedrich Wilhelms und die damals in Berlin der Zahl nach sehr ansehnlichen Vertheidiger desselben lächerlich. Die eigentliche Macht der Zeloten war zwar gebrochen, aber die Amtskleidung, das Poltern auf den Kanzeln, das Seufzen und Achselzucken machte sie noch allmächtig im Volke, darum trifft Nikolais im gewöhnlichen und breiten Ton gehaltene Satyre auch vorzüglich diese Nebensachen. Als Buchhändler gab er seinem Leben und Meinungen des Magister Sebaldus Nothanker dadurch einen Reiz, daß er den Roman durch Chodowiecki, der damals durch seine Küpferchen großes Aufsehen machte, mit Kupfern versehen ließ, auf denen man an der Geberde, am Hut, an der Manier, mit welcher er abgenommen ward, an der Art, den Mantel zu tragen, alle bekannte hyperorthodoxe berliner Pfarrer leicht erkannte. Das Buch hat freilich einen sehr geringen ästhetischen Werth und macht, wie schon die angeführten Kupfer beweisen, mehr einige an bestimmten Orten mächtige Geistliche und ihre orthodoxen Verkehrtheiten, als diese selbst, lächerlich, sonst würde es jetzt wieder zu gebrauchen sein, wenn auch Styl, Sprache und Ton sich verändert haben. Das Buch ist indessen für den Forscher deutscher Sitten, für die deutschen Lebensverhältnisse und die Literatur des achten Jahrzehents des vorigen Jahrhunderts auch darum bedeutender als Nikolais andere Romane, weil Alles, was sich darauf bezieht, ganz innerhalb Nikolais prosaischem Gesichtskreise lag. Zu verwundern ist nur, daß vom Sebaldus noch im Jahre 1799, als sich Alles geändert hatte, eine vierte Auflage gemacht werden konnte.

Die Gemeinheit des Verfassers wird man auch daran erkennen, daß er schon in der zweiten Auflage, gleich den schlechten Autoren, die sich auf gute Rezensionen berufen oder sich Uebersetzer auftreiben (die erste Frage, die ein Deutscher thut, ist immer,

ist das Buch übersetzt?), darauf pocht, daß sein Roman ins Dänische, Holländische, Französische, übersetzt sei. In dieser zweiten Auflage (von 1774) erklärt er auch ausdrücklich, daß er nicht habe einen Roman dichten, sondern nur belehren wollen; daß er nicht Begebenheiten erzählen, sondern gegen Fanatismus, Aberglauben und Heuchelei eifern wolle. Mein Zweck ist, sagt er, die orthodoxen und heuchlerischen Geistlichen der protestantischen Kirche dem Gelächter und der Verachtung blos zu stellen und ans Licht zu bringen, daß sie stets ihre eigene schlechte Sache zur Sache des Standes und der Religion, oder vielmehr des allmächtigen Gottes selber machen; zu zeigen, wie sie, über einreissende Irrthümer, über Unglauben und Gotteslästerung schreiend, doch nur von ihrer eigenen Unwissenheit, Gleißnerei, Verfolgungssucht und von der in den Mantel der Frömmigkeit gehüllten Bosheit ihres eigenen Herzens reden. Unglücklicherweise, fügt Nikolai hinzu, bedenken diese vorgeblichen Wächter Zions nicht, daß sie durch ihr jämmerliches Geschrei nur allzudeutlich zu erkennen geben, daß sie selbst zu der im Sebaldus gebrandmarkten und wollte Gott! weniger ausgebreiteten Familie der Stauziusse gehören, und sich selbst verdammen, indem sie ihrem Ankläger das Urtheil zu sprechen meinen.

Sich selbst, seine Manier und sein Urtheil in Sachen des Geschmacks und der Dichtung charakterisirt übrigens Nikolai dadurch schon, daß er ein so plumpes Buch, wie er es selbst in den aus ihm angeführten Worten schildert, in der Form der Fortsetzung eines leichten und leichtfertigen Scherzes einführt. Thümmels Wilhelmine soll nämlich durch diesen derben Sebaldus fortgesetzt werden, weil ja der Magister als Gemahl der Wilhelmine uns als alter Bekannter vorgeführt wird.[28]) Nikolais Orthodoxen und seine Pfarrer, sein Präsident des Consistoriums, seine Stauzius und Truffelius sind zu sehr Carricaturen, als daß wir aus ihren Reden und Thaten irgend einen Zug ihres Zeitalters ableiten möchten. Historisch wichtig und für Nikolais Persönlichkeit

---

28) Darüber hat Hamann in einem an Nicolai selbst gerichteten Briefe ganz vortreffliche Bemerkungen gemacht. Er faßt das Pfropfen des Sebaldus auf Thümmels Wilhelmine noch von einer andern Seite als wir hier.

bezeichnend ist dagegen besonders das zweite Buch des ersten Theils, wo uns Nikolai die ganze Literatur seiner Zeit, worüber er schon im ersten Buche nach seiner Manier geurtheilt hatte, mit der ihm eignen Keckheit vorführt. Aus der Art, wie er alles buchhändlerisch und von Außen betrachtet, wird man erkennen, wie übel es mit unserer Literatur aussehen mußte, so lange ein solcher Mann ohne ächte Philosophie oder Poesie unbedingt über sie regierte.

Er gibt der von Voltaire gefertigten deutschen Geschichte vor allen gelehrten deutschen Arbeiten den Vorzug, weil der Franzose wie jeder andere Fabrikant dem Publikum nur dasjenige vortrage, was es wissen wolle. Auf dieselbe Weise zieht er auch Wolfs Logik in deutscher Sprache, wo Denken gelehrt wird, wie Landmessen, der ganzen Philosophie des von Kant gepriesenen und empfohlenen Crusius vor, der freilich kein Ideal war. In diesem Abschnitt, sowie im Anfange des folgenden in einem Gespräche über Buchhandel kommen übrigens ganz vortreffliche Bemerkungen über deutsche Gelehrsamkeit, über unsere Gelehrten, wie man sie noch immer findet, und über das schiefe Verhältniß der deutschen Literatur zum Leben vor, die auch in unsern Tagen noch brauchbar sind.

Die Schilderung der beiden Jacobi und ihres Wesens und Treibens ist eins der besten Stücke im ganzen Sebaldus Nothanker; denn das Vornehme, das Süßliche, das Galante und sich selbst und die lieben Verwandten und Bekannten Vergötternde wird zwar sehr hervorgehoben, aber doch das Gutmüthige, das Unschuldige der so ganz harmlos eiteln Selbstbewunderung dabei nicht vergessen. So heftig die Jacobis und ihre Freunde durch diese Schilderung gereizt wurden, so war sie doch weniger hämisch als das Verfahren gegen die orthodoxen berliner Geistlichen, deren Personen man nicht bloß in Nikolais Beschreibung, sondern auch auf den beigefügten Kupfertafeln erkennt. Der Dogmatik und Ascetik dieser Herrn setzt Nikolai des Herrn von Rochow Grundsätze und wahres Verdienst um Wohlstand und Sittlichkeit des Volks entgegen. Diesen führt er indessen namentlich an und preiset sein Verdienst. Wieland war damals noch eben so erbittert als Nikolai über den Obscurantismus protestantischer Theologen und

über die Süßlichkeit gewisser Liederdichter und Sänger Platonischer Liebe in Petrarcas und Klopstocks Manier, er lobte daher in seinem Merkur (II. S. 231.) den Sebaldus im Vorbeigehen, und wäre darüber bald mit den Brüdern Jacobi zerfallen, deren Hülfe er doch bei seiner neusten Speculation benutzt hatte.

Wieland hatte sich nämlich mit F. H. Jacobi vereinigt und hatte sich mit dessen Hülfe um 1773 ein Organ für belletristische Literatur geschaffen, wie Nicolai an der allgem. deutschen Bibliothek eins für das gelehrte Fach hatte. Wieland verschmähte keine Art von Handelsklugheit, um seinen literarischen Produkten ein großes Publikum zu verschaffen, so weit diese nur immer mit seinem sonst ganz rechtlichen Charakter zu vereinigen war. Aus Politik schrieb daher auch Wieland, als er noch in der Kanzlei seiner Vaterstadt der Erlösung harrte, an Riedel in dem albernen und übertriebenen Ton überschwänglicher Freundschaft, den er schon damals nicht billigte, er hütete sich aber wohl, mit Klotz in den Bund zu treten, und schloß sich an Jacobi an, dessen aristokratische Freundschaft ihm besser diente. Wieland erreichte seinen Zweck; eine unten angeführte Stelle aus seinem Briefe wird zeigen, welchen Ton die Herrn damals unter einander und hie und da in der Gesellschaft eingeführt hatten.[29]) Derselbe Ton herrscht auch in der ganzen Correspondenz zwischen Wieland und Jacobi. Riedel posaunte übrigens Wieland nicht blos auf seine Weise als den einzigen wahrhaft großen Mann seiner Zeit aus, sondern er bewog auch den Statthalter des Kurfürsten von Mainz (den Herrn von Breidbach) in Erfurt, ihn aus Biberach zu erlösen und der neuen damals in Erfurt begründeten Bildungsanstalt, die mit der bestehehenden Universität nur lose zusammenhing, einzuverleiben. Dieser ephemeren Anstalt müssen wir hier gedenken, weil sie zu

---

29) Er schreibt ihm: Ich liebe Sie mehr, als ich jemals einen vom Weibe Gebornen geliebt habe, denn niemals habe ich noch den gefunden, dessen Seelengesicht dem Meinigen so ähnlich gesehen hätte, als das Ihrige. — Hudibras und Tristram sind Ihre Leibbücher — und Sie haben eine Dunciade fertig liegen — Sie haben den Trappen geschossen (Anspielung auf Riedels elendes Pasquill der Trappenschütz), der mir trotz aller Nicolais und Sosias in der Christenheit gefallen hat, ehe ich wußte, wer der Autor war u. s. w.

den merkwürdigen Wirkungen und Erscheinungen jener nach geistiger Bildung und nach Freiheit jeder Art stärker als nach materiellen Fortschritten strebenden Zeit gehört.

Man hoffte nämlich durch die Berufung einer Anzahl junger, dem Zeitgeist huldigender Männer dem alten Erfurt einen jungen Glanz zu geben, und Riedel, der den Statthalter ganz unbedingt leitete, rieth ihm an, durch Wielands Namen, der damals sehr berühmt war, Studirende herbeizuziehen. Von Breidbach wollte sogar einmal Riedel und Wieland an die Spitze der ganzen Anstalt stellen. Außer Riedel und Wieland berief man Meusel, zwei Schmid, Schorch und C. F. Bahrdt. Weder zu Riedels noch auch zu Bahrdts und ihres Mäcenas wüstem Leben paßte ein ernster, gesetzter Mann wie Wieland, der gleichwohl als akademischer Lehrer das Seinige leistete. Er lehrte mit Beifall und fleißiger als irgend einer der andern, auch zog er ein Paar hundert Studenten dahin, fand aber bald, daß er auf keiner deutschen Universität an seinem Platze sei, am wenigsten in Erfurt, wie es damals war, und unter den lockeren Leuten, die man dort versammelt hatte. Er nahm die ihm angebotene Stelle eines Erziehers des nachherigen regierenden Herzogs von Weimar gern an und zog nach Weimar. Hier machte er (1772), wie er uns selbst gesteht, sogleich den Entwurf, seiner Familie völlige äußere Unabhängigkeit durch literarischen Erwerb zu sichern, und leider! ward seine ganze Schriftstellerei diesem Plane angepaßt. Seine überzarte und schwärmerische Freundin, die Frau de la Roche, brachte ihn mit F. H. Jacobi in Verbindung, und sie correspondirten zusammen, wie Orestes und Pylades würden correspondirt haben, wenn sie Bücher geschrieben hätten.

Der Briefwechsel, den Jacobi und Wieland und ihre zartfühlende Freundin damals führten, ist jetzt gedruckt zu lesen,[30]) und zeigt wie die vielen andern gedruckten Briefe berühmter Gelehrten, wie heilsam es war, daß die sogenannten Kraftgenies, denen sich zuerst sogar Göthe anschloß, sich dem Gewinsel und Gepinsel der Petrarchisten derb widersetzten. Der fade und süßliche Ton, der in

---

30) Friedrich Heinrich Jacobis auserlesener Briefwechsel. In zwei Bänden, Leipzig bei Gerhard Fleischer 1825. kl. 8.

den Briefen herrscht, ward nämlich in allen nur einigermaßen gebildeten Familien angestimmt, die Jugend ward hineingezwängt; dies mußte Heuchelei hervorrufen, wie es der frühere pietistische und übermäßig strenge religiöse Ton gethan hatte. Wir sehen gleichwohl aus dieser Correspondenz, daß die beiden Herrn, trotz aller Zartheit, dennoch das belletristische Journal, wodurch sie ihre Arbeiten erst als Proben ins Publikum bringen wollten, ganz diplomatisch berechnet hatten. Wieland sollte den Namen hergeben, weil er im großen Publikum beliebt war, F. H. Jakobi, der mit aller Welt in Berührung stand, sollte nicht allein Mitarbeiter werben, sondern er erbot sich auch, aus seinem eigenen Beutel diesen Mitarbeitern das Honorar zu erhöhen, wenn anfangs der Ertrag des Journals nicht ausreichen sollte. Wielands dem deutschen Merkur als Aushängeschild dienender Name sollte F. H. Jakobis Arbeiten, aber zugleich auch die seines Bruders, Johann Georg, durch ganz Deutschland verbreiten. F. H. Jakobis halbfranzösische Bildung wollte dabei sonderbarer Weise das Muster eines deutschen Merkurs und des Tons, der darin herrschen sollte, von Paris entlehnen.

Jakobi schreibt, wenn auch nicht wörtlich, doch dem Sinne seiner Rede nach: Er denke, man müsse, wie man neben andern Pariser Moden, um die Deutschen zu den Franzosen emporzuheben, den Pariser Almanach des Muses durch einen deutschen Musenalmanach unter die vornehme deutsche Welt verpflanzt habe, so ihr auch in einem deutschen Merkur den Mercure de France schenken. Dies sind Wielands eigne Worte im Vorbericht zum ersten Stücke des Merkurs, und Jakobi hatte in der Stelle eines Briefs an Wieland, die wir unten anführen,[31]) ausdrücklich ausgesprochen, das Journal müsse, wie der französische Merkur, nur für die Toiletten der Damen und für parfümirte Herrn mit gelben Hand-

31) Er theilt (Briefe I. S. 67) Wieland am 10. Aug. 1772 mit, daß er gern an seinem Projekt, eine Buchhandlung zu errichten, Antheil nehmen wolle und seinen Bruder und Gleim dazu ziehen, denn der stehe mit der halben Welt in Verbindung; dann fügt er hinzu: Das Journal, wovon ich Ihnen von Koblenz schrieb, müßte ein Ding sein, wie der Mercure de France. Wir müßten es so schreiben, daß es nicht für Gelehrte allein, sondern auch für Damen, Edelleute u. d. m. interessant würde.

schuhen eingerichtet sein. J. G. Jakobi sollte petrarchisch singen, Wieland der schönen Welt unreine und F. H. Jakobi gekünstelte Prosa darbringen. J. G. Jakobi, Klamer-Schmidt und eine Anzahl Anderer, deren Mäcenas und Anacreon Gleim war, paßten zu Sängern bei der Toilette vortrefflich; Wieland war aber zu klug, um diese Platoniker und Petrarchisten sehr zu begünstigen. J. G. Jakobi entsprach ganz dem Bilde, welches Nikolai im Sebaldus von ihm entworfen hat. Er war von Halberstadt bis nach und in Freiburg im Breisgau bei allen zarten Damen, bei allen süßen Herrn und in allen Kreisen, wo man Tableaux vorstellt, Spruchwörter aufführt, Romane und Gedichte am Theetische vorlieset, ganz außerordentlich beliebt. Gleim hatte ihm ein Canonicat in Halberstadt verschafft, und er tändelte und winselte in vielen Bänden von Gedichten viele Jahre lang fort, denn er ist erst 1813 in Freiburg gestorben. Die Beurtheilung dieser Gedichte, die erst in unserm Jahrhunderte in vielen Bänden gesammelt und neu aufgelegt wurden, also gewiß viele Bewunderer gefunden haben, gehört nicht in dieses Werk. Es mag genug sein, zu sagen, daß sie ganz im Ton und in der Manier der ekelhaft süßlichen und empfindsamen Correspondenz mit Wieland geschrieben sind. Wieland mußte daher auch am besten wissen, ob Nikolai das Bild Jakobi's und der großen Familie der von Hohenauf Deutschlands im Sebaldus richtig getroffen habe. In den gedruckten Briefen F. H. Jakobis an Wieland herrscht derselbe ganz unnatürliche Ton, wodurch der Briefwechsel Klopstocks mit seinen Freunden und Freundinnen dem durch Erziehung an Faselei nicht gewöhnten Leser, der nur wahre Gefühle kennt und erkünstelte verachtet, unleidlich gemacht wird. Für diesen Kreis arbeitete F. H. Jakobi ausschließend, er vergeudete daher eine philosophische Kraft, welche auch sogar Fichte ehrend anerkennt,[32])

32) Fichte, der sonst mit Jakobi in Streit war, gibt ihm ein sehr vortheilhaftes Zeugniß in: Friedrich Nikolais Leben und sonderbare Meinungen von Johann Gottlieb Fichte. Herausgegeben von A. W. Schlegel. Tübingen Cotta. 1801. S. 40—41. Wir führen die Stelle an, weil wir weder über Jakobi noch über Philosophie absprechen, sondern nur unsere Meinung aussprechen wollen.

an ein Publikum, welches, seiner ganzen Lebensweise nach, aller Einfalt feindlich gesinnt und von Natur jeder ernsten Philosophie, welche kühn neue Bahnen bricht, ganz unfähig ist. Eine ächte Philosophie, eine Erhebung über das gewöhnliche Leben und seine faden Alltagsgenüsse kann aus den Salons und dem modischen Weibergeschwätz niemals hervorgehen. F. H. Jakobi, so sehr er in seiner Zeit auch berühmt und angesehen war, hat daher auch kein Werk hinterlassen, welches seinem Verfasser einen bedeutenden Platz unter den Philosophen oder Dichtern der Nation sicherte. Wenn man fragt, wodurch er in seiner Zeit sich auszeichnete, so muß man, so hart das scheint, antworten, durch einen eleganten philosophischen Dilettantismus und durch einen künstlerisch gebildeten Styl, den er wie Büffon zur Hauptsache macht. Er hatte darin insoweit Recht, als es viele Menschen gibt, die sich an der bloßen und leeren Form ergötzen können. An diesem Styl nimmt man überall wahr, was man an einem eigentlichen Kunstwerke nie merken darf, mit welchem unermüdlichen Fleiße er bis zur Lächerlichkeit sich in den sogenannten akademischen Styl der Franzosen hineingearbeitet hat. Außer dem Styl war Jakobi's Hauptfach ein Ding, das halb Dichtung, halb Philosophie war, jedoch für Philosopie galt; die Halbheit und folglich die Anmaßung und Eingebildetheit seines Treibens erklärt sich aber leicht aus seiner Bildung und Umgebung.

F. H. Jakobi war ursprünglich halb Kaufmann, halb Gelehrter, halb durch deutsche Lektüre, halb durch einen französischen Gelehrten und durch Genfer Bekanntschaft gebildet; er war zufällig sehr reich geworden, war gutmüthig, auf Pempelfort gastfrei, freundlich, auch wohl freigebig; ganz unbeschreiblich für sich eingenommen, aber in keinem einzigen Dinge eigenthümlich. Seine Schwestern, alle seine Bekannten, seine Clienten, seine Freunde vergötterten ihn, sie betrachteten ihn als ein wunderbares Wesen, und er orakelte mit einer imponirenden Majestät im Verkehr des Lebens, wie in seinen Büchern; alle Natur war ihm daher fremd geworden, Kunst ward bei ihm zur Natur. Wieland, der in seinem ganzen Wesen und im Hause durchaus natürlich, einfach und liebenswürdig war, gebrauchte und behandelte seinen Freund Jakobi gerade so, wie er sein gemischtes und verschraubtes Publikum

zu behandeln pflegte. Die Freundschaft blieb nur in den Zeiten ganz warm, als Jakobi noch nicht mit Hamann, mit den Stolbergs, mit der Gallizin u. s. w. Freundschaften des Mysticismus geknüpft hatte. Doch war ihm selbst der Mysticismus so wenig natürlich, daß er ihn später leicht wieder abstreifte.

Der Gedanke, einen deutschen Merkur als Nachahmung des französischen zu stiften, kam übrigens den beiden Freunden erst, als in Norddeutschland (1772) Gotter und Boje mit ihrer Nachahmung des Pariser Musenalmanachs Glück machten. Jakobi und Wieland faßten den Gedanken fast zu gleicher Zeit ganz unabhängig von einander. Wieland sowohl als Jakobi hatte die Absicht, seine Schriften zuerst durch diese Monatsschrift zur Kenntniß des Publikums zu bringen, um sie hernach verbessert mit Sicherheit herausgeben zu könnnen. Jakobi's Bruder schien anfangs für das Publikum des Merkurs ein passender Sänger; Wieland, der das Einträgliche dabei scharf im Auge hatte, fand aber bald, daß sein Publikum ein ganz anderes sei, als das der zarten und süßen Sänger an der Weser und Elbe, deren Arbeiten er selbst in geringerem Werth hielt. Dies sagt er selbst gleich im ersten Stück des Merkurs, wo er den Versen J. G. Jakobi's einen Platz eingeräumt hatte, in einer Nachschrift, die dem zarten Dichter unmöglich gefallen konnte.[33]) Auch den matten Aufsatz in Prosa, Charmides und Theone, oder über die sittliche Grazie, der durch mehre Stücke hindurchläuft, nahm er sehr kalt auf, so daß die beiden Brüder seine billigende Anzeige des Sebaldus, wo J. G. Jakobi als Herr von Säugling erscheint und Nikolais Witz über ihn mit Beifall erwähnt wird, im Julius-Stücke des Jahrs 1773 bei der Gelegenheit nothwendig als förmliche Mißbilligung ihrer vornehmen Zärtlichkeit ansehen mußten. Beide ge-

---

33) Die Gedichte Jakobis füllen gleich die ersten Blätter des Merkurs, Wieland setzt aber Seite 31 einen Epilog hinzu, der mit folgenden Worten beginnt: Ich wünsche eben nicht, daß die Leser diese poetischen Kleinigkeiten, (die man für nichts mehr gibt, als was sie sind) zum Maßstabe dessen, was sie in diesem Fache vom Merkur zu erwarten haben, nehmen mögen. Ich hoffe nicht nur, sondern kann es auch zuversichtlich versprechen, daß von Zeit zu Zeit Stücke von weit beträchtlicherem Werth geliefert werden sollen.

riethen in große Wuth. Friedrich Heinrich drohte mit einem Bruche, und zeigte bei der Gelegenheit die Schwäche der Art Philosophie, auf welche er stolz war. Er betrachtete es als persönliche Beleidigung, daß Wieland nur überhaupt Nicolai in irgend einem Stücke zu loben wagte, er scheute sich sogar nicht, ihm dies mit ausdrücklichen Worten zu schreiben.[34]) Friedrich Heinrich fand es indessen vortheilhaft für den Ruhm, den er so ängstlich suchte, bei Wieland zu beharren und dieser war froh, daß er der schwachen Prosa und den matten Versen J. G. Jacobis in seinem Journal keinen Platz mehr geben durfte. Mit der Götterbötin Iris, welche J. G. Jacobi dem Götterboten Mercur entgegensetzte, wollte es nämlich nicht recht fort.

Auch zwischen Wieland und Nicolai entstand gleich darauf eine Spannung, als der Letztere zu anmaßend ward, und in seiner derben und platten Manier, seiner eignen Religion, oder dem Dinge, welches er Deismus nannte, zu Gefallen, die bestehende Volksreligion und die in ihr enthaltene Philosophie der Urzeit und des Orients mit einer ähnlichen platten Satyre verfolgte, wie die war, deren er sich im Sebaldus gegen die herrschsüchtigen und dummen Heuchler bedient hatte. In dem Streit, der über Nicolais neuen, durchaus platten und elenden Roman, der auch sogar diesen so wohlfeilen Titel nicht einmal verdient, zwischen Nicolai und Wieland entstand, deckten die beiden Herrn dem deutschen Publikum ihre eigenen Blößen völlig auf. Sie waren schon früher im Jahre 1775 in Streit gerathen, als Wieland seine Unzufriedenheit über die Art, wie seine Bücher in der A. D. B.

---

34) Die sehr lange Expostulation beginnt (Briefe I. S. 125) mit den Worten: „Das uneingeschränkte Lob, welches die A. D. B. zweimal im Mercur erhält, ist mir ebenfalls im höchsten Grade anstößig gewesen. Sie selbst, mein lieber Wieland, gestehen, es werde in diesem Journal von Georg und seinen Werken in einem impertinenten Ton gesprochen; aber das ist viel zu wenig gesagt. Alle Achtung, die man dem Genie schuldig ist, wird darin launisch unter die Füße getreten. Wie abscheulich ist nicht der ehrwürdige Gleim behandelt! Und den Herausgeber nennt Wieland öffentlich einen Mann von Verdienst." Wie armselig! Wenn Leute, welche Philosophen sein wollten, so redeten, was sollten dann Juristen thun, die über Presse und Polizei aristokratisch herrschten?

rezensirt würden, laut zu erkennen gab. Nicolai unterstand sich, in den vier Bänden von Johann Bunkels Leben Bemerkungen und Meinungen, seine eignen bürgerlichen und für seinen eignen Hausgebrauch vielleicht passenden, ganz unverdauten Vorstellungen von Religion, untermischt mit den abgeschmacktesten Geschichten und Erzählungen, den Lehren der christlichen Dogmatik mit frecher Keckheit entgegen zu setzen und einen Berliner Bürgersmann seiner Art zum Ideal zu machen. Diese Gelegenheit ergriff Wieland, um ihn endlich aufmerksam zu machen, daß nicht alle Welt urtheile, wie man vielleicht in der Mark und in Pommern zu urtheilen pflege. Bei der genauen Untersuchung über Natur und Tendenz dieses elenden Romans im Juli-, August- und Oktober-Stück des deutschen Mercurs von 1778 fiel Wieland bei der Verdammung des Buchs und gelegentlich des Verfassers, der sich darin keck und aufgebläht den Lesern aufdrängt, allerdings gegen seine Gewohnheit in einem unschicklichen Ton. Er enthüllte indessen doch den deutschen Gelehrten, wer der Mann sei, der die Literatur damals leitete. Vergleicht man die gedruckten Erklärungen der beiden poetischen und industriellen Häupter der einen Seite der deutschen Literatur, dann sieht man erst recht ein, wie glücklich Deutschland war, daß die in Göttingen vereinigten Barden, Göthe, Herder, Lessing, jeder für sich eine andere Seite derselben bildeten. Beide erscheinen auf verschiedene Weise gemein, denn Nicolai will auch die religiösen Gefühle des Menschen und die Spekulation einer contemplativen Zeit unter die gemeine, auf Essen, Trinken und sinnliche Belustigung eines ganz gewöhnlichen Berliners abzielende Klugheit herabwürdigen, und der in Gedichten so leichtfertige Wieland spielt als Vertheidiger des von Nicolai besudelten Lehrbegriffes eine erbärmliche Rolle.[35])

---

35) Es ist hier ganz allein vom deutschen Leben und von der Verbesserung des Tons unserer Geselligkeit in Gesellschaften und im häuslichen Kreise die Rede, so wie von der Entfernung gar zu kleinlicher deutscher Küche- und Keller-Betriebsamkeit. Man muß zu dieser Absicht der Zergliederung des Romans in den drei angeführten Stücken von Wielands Mercur lesen und mit Nicolais ausführlichen Antworten vergleichen. Nicolai beantwortete Wielands scharfe Kritik der Bunkeliade zuerst im Anhange zum 15. bis 36. Bande der A. D. B., auf 2 Bogen, und replicirte hernach, als Wieland ihm im Mer-

Wieland und Jacobi brachten indessen ihren Mercur glücklich in die Welt, und der Erste wußte ihn, trotz der vielen Lückenbüßer, die er aufnehmen mußte, durch alle Künste eines geübten Buchhändlers ins Publikum zu bringen und, was mehr war, ihn zu erhalten. J. G. Jacobi war mit seiner Iris nicht so glücklich, obgleich sein Bruder, Friedrich Heinrich, ihn Anfangs mit einem Artikel unterstützte, der vielleicht zu seinen besten Arbeiten gehört; auch sogar Göthe ward bewogen, sich zum Ton der Theetische der Göttinnen des zarten Dichters und seines Olymps herab zu lassen. Auch Göthe vertraute das Produkt seiner Muße der Bötin dieser Göttinnen, der zarten Iris, an. F. H. Jacobi gab Anfangs Allwills Briefe in seines Bruders Journal, er ließ aber weislich die Fortsetzung durch Wielands Mercur verbreiten, weil die Iris keine Leser fand. Göthe, der jedes Tons und jeder Manier Meister werden wollte, schrieb für die Iris, ihrem Publikum sich anschmiegend, ein Drama. Dieses Drama in Jacobi's Art gab er hernach verbessert unter dem Titel: Erwin und Elmire, ein Schauspiel mit Gesang, 1776 in Berlin heraus.

In demselben Jahre, in welchem Göthe sein Stück aus dem kleinen Kreise der Leser der Iris ins große Publikum brachte,

---

cur erwiedert hatte, im 1. Stück des 37. Bandes der A. D. B. noch einmal auf 2½ Bogen. Diese beiden Schriftchen sind dann hernach zusammen gedruckt (72 S. 8.) Berlin und Stettin 1779 als Flugschrift ausgegeben. Beide werfen sich Ausposaunen und Geltendmachen ihrer Schriften durch gemeine Kniffe und Geldprellerei des Publikums vor, und Keiner weiß dem Andern genügend darauf zu antworten. Nicolais Gemeinheit liegt in seiner ganzen Manier; Wieland ist gröber. Als Probe mag dienen, daß es heißt: „Dieser Bunkel sei das schaalste, platteste, impertinenteste Buch, das aus dem Gehirne eines nonconformistischen, stoisch-christliche Moral schwatzenden und Bachanalia lebenden mißgeschaffenen Dritteldings von Deismus, Pietisterei und Epikureismus hervorgegangen." Dieser Bunkel, heißt es ferner, sei ein christlicher Deist und seine sogenannten, ganze Alphabete von gedruckter Maculatur füllenden Bemerkungen und Meinungen, ein wässerichtes, kahles, sophistisches Gewäsche gegen gewisse ihm verhaßte Artikel des christlichen Lehrbegriffs, wovon nicht ein einziger Einwurf gegen die Orthodoxen nicht schon, wer weiß wie oft, von seines Gleichen vorgebracht worden.

erschien auch F. H. Jacobi's poetisch-philosophisches Produkt, dessen Anfang er in der Iris unter dem Titel Allwills Briefe bekannt gemacht hatte, in verschiedenen Stücken des Mercur vollständig. Er hat nach seiner Art hernach immer so viel daran corrigirt und frisirt, daß die Ausgabe in seinen Werken der ersten gar nicht mehr ähnlich sieht. Diese ihrer Zeit sehr berühmten sentimental-ästhetischen, philosophisch genannten Briefe findet man in ihrer ganz und durchaus veränderten Gestalt im ersten Theile der neusten Ausgabe von Jacobis Werken. Wir können dem Büchlein keinen besondern Einfluß auf die Zeit, wovon hier ganz allein nur die Rede sein kann, zuschreiben, bemerken daher nur beiläufig, daß uns immer noch der Brief, welcher eine Parallele des Schicksals des unglücklichen Ludwigs XVI. mit dem des Oedip auf Kolonos, wie es Sophokles beschreibt, der vorzüglichste scheint. Auch Jacobis zweiter philosophirender Roman, Woldemar, erschien zuerst fragmentarisch in Wielands Mercur. Auch dieser Roman fand sein Publikum und ward nach und nach ganz umgestaltet, gab aber doch Schlegel Stoff zu einer sehr ausführlichen Kritik, die jetzt, wie der Roman selbst, längst vergessen ist. Man findet darin die ganze Jacobische Familienumständlichkeit, die Leute quälen sich über nichts, sie grübeln zum Zeitvertreib, machen jedes Gefühl und jede Aeußerung wichtig, vergöttern immer einander. Jacobi und Wieland trennten sich indessen bald nach der Errichtung des Mercurs, worin beide, wie die Frau Georges Sand zu Louis Philipps Zeit in den Revüen, ihre Arbeiten dem Publikum erst stückweise vorlegten, ehe sie unter besondern Titeln erschienen. Um dieselbe Zeit erhob sich eine andere Generation von Dichtern und Schriftstellern, die Jacobi näher standen als Wieland.

§. 4.

Göttinger Barden. Idylle. Empfindsamkeit, Zärtlichkeit mitten im deutschen Leben. Werther, Siegwart, Campe, Salzmann, Pestalozzi, Romanfabriken.

Es bildete sich in diesem Zeitraum nach und nach eine ganz neue Aesthetik, und auch sogar auf den Universitäten und gelehrten Schulen nahm man nach und nach Rücksicht auf die Forde-

rungen, welche von den in Basedows Geist handelnden Reformatoren des Unterrichts geltend gemacht wurden, an welche sich zwei der berühmtesten deutschen gelehrten Philologen, Simon und Schweighäuser, angeschlossen hatten und deren Sache später auch Schütz in Jena tapfer verfocht und eifrig beförderte. Das Studium der alten Sprachen ward nach und nach mehr auf den Inhalt der alten Schriftsteller, als auf Grammatik und Wortkritik gerichtet, und nicht sowohl die Kunst des Lateinschreibens eingeübt, als vielmehr die Muttersprache dadurch vervollkommt, daß man die Formen der alten Sprachen in der Muttersprache wiederzugeben und zugleich diese zu bilden und tiefer in den Geist der Alten einzudringen suchte. Dadurch ward freilich oft der Sprache Gewalt angethan und das Ohr des Ungelehrten beleidigt; aber der Gelehrte lernte doch, daß er bei Wieland, der oft mit den Alten umging, wie ehemals die Franzosen zu thun pflegten, nur den Schatten des Alterthums und oft auch nicht einmal diesen kennen lerne.

Kritik und Aesthetik waren bis zu dem Zeitpunkt, von dem wir reden, von Nicolai, von Ramler, von Sulzer mit sehr großer Anmaßung geübt worden, und Ramler hatte die Dichtungen seiner Freunde, welche oft reine Ergüsse augenblicklicher glücklicher Begeisterung waren, corrigirt, wie ein Schulmeister die Exercitien seiner Schüler zu corrigiren pflegt. Ramler legte Batteux zum Grunde, Sulzer ging von Wolfs Lehre aus, wie sie der Frankfurter Baumgarten auf schöne Künste und Wissenschaften angewendet hatte, bis Lessing sich der redenden, Winkelmann der bildenden Künste annahm. Diese beiden Gelehrten machten eine Theorie geltend, die dem Genie und den Fortschritten der Poesie und der Künste günstiger war, als die dürren Regeln der französischen Academie und die Demonstrationen der Wolf'schen Philosophie. Sowohl Lessing als Winkelmann nahmen ihre Theorien unmittelbar aus der einzigen Quelle des ächten und einfachen Geschmacks für die Völker germanischen Stamms, aus den mit ihnen ganz gleich organisirten Griechen. Lessing studirte die alten Klassiker und den Shakespeare zu seinem Zweck, Winkelmann betrachtete die Reste der alten Kunst und verglich sie mit den Schriftstellern. Beide, und zwar Winkelmann zuerst, weil

sich ja Heyne nur auf dessen Schultern stellte, später aber auch Lessing, wirkten auf den Unterricht in den höhern Schulen und den Universitäten in ähnlicher Weise, wie Basedow, Wolke und die Bewunderer Rousseaus, durch Lehre und Schriften und selbst durch ihre Marktschreiereien und ihren Unsinn auf den niedern Unterricht und die häusliche Erziehung gewirkt hatten.

Was Dessau nach Basedows Plan für Erziehung und für den Unterricht in den realen Fächern, soweit sie jedem gebildeten Mann nothwendig sind, hatte werden sollen, wurde Göttingen durch Heyne, durch die Gesellschaft, die sich um Boje sammelte, und durch seinen Musenalmanach für deutsche Poesie und für die Gymnasien. Heyne bildete nämlich in seinem Seminarium die Lehrer der höhern Schulen im Geiste des neueren Lebens. Das Studentenwesen sogar nahm dort einige Zeit hindurch eine günstigere Gestalt an. Es ward zwar damals, wie immer, in Göttingen nur Prosa und praktische Tüchtigkeit ausschließend getrieben, doch ward zugleich zwischen dem Alten und Neuen eine breite Mittelstraße gesucht, dies brachte die Universität zum Gipfel des Ruhms. Göttingen konnte diesen Ruhm hernach nicht behaupten, weil einige Zeit hindurch Poesie und Philosophie ganz ausschließend Nationalangelegenheit wurden. Michaelis zuerst, dann Pütter und Heyne waren Orakel der hannöverischen gnädigen Herrn; sie nahmen, wie diese, aus Staatsklugheit Antheil an den geistigen Bewegungen Deutschlands, aber Begeisterung war ihnen eben so fremd, lächerlich oder verhaßt, wie diesen, sie kannten nur die gewöhnliche Universitätspolitik. Als die neu erwachte Nation schwärmte, als sie im Taumel der Freude über die endlich errungene Geistesfreiheit berauscht schien, als Poesie, Philosophie, Sentimentalität, enthusiastisches Schwärmen an der Tagesordnung waren, ward die prosaisch-praktische Geschäftsklugheit der hannöverischen Herrn irre und Heynes Accomodationssystem reichte nicht mehr aus.

Heyne gehörte besonders dadurch zu den Reformatoren des deutschen Lebens, der Bildung und des Unterrichts, daß er Winkelmanns geniale Kunstbetrachtung dem Bedürfniß der hannöverischen und sächsischen nach Rom reisenden oder die Kunst beschützenden Herren anpaßte, und diese, wie die ganze gelehrte und vor-

nehme Welt, in seinen archäologischen Vorlesungen für die höhere Conversation bildete. Seine Erklärung der Alten diente ebenfalls dem gewöhnlichen Leben ganz gut. Er begleitete die Alten mit erklärenden, oft an Minellius erinnernden, Anmerkungen, zeigte mit dem Finger auf die einzelnen Schönheiten, wie er sie verstand, ward dabei zwar oft trivial, das war aber für die Menge, die gern am Kreuzweg verweilt, gerade recht nützlich und passend. Auf diese Weise entließ er aus seiner Schule ganze Schaaren von Jugendlehrern, welche dann, als ihnen die Leitung der gelehrten Schulen oder Gymnasien Deutschlands vertraut ward, das Licht des achtzehnten Jahrhunderts in die Finsterniß des siebenzehnten trugen. Daß diese Lehrer sehr oft auch das Alterthum verflachten, veranlaßte hernach den Streit, den Wolf sowohl als Voß mit Heyne führten. Auch dies diente zum Heile deutscher Bildung; denn wie sehr man auch bedauern muß, daß der Streit mit Heyne so heftig und persönlich geführt ward, so leuchtete doch ein, daß der Kampf selbst der Bildung unserer Nation und den classischen Studien sehr vortheilhaft war. Von Voß ward freilich keine Schule gegründet, auch trotz seiner Heftigkeit keine bessere Mythologie gelehrt, als von Heyne, auch kümmerte sich die Nation mit Recht weniger um Homers Geographie, wie sie Voß herausbrachte, als um seine Ilias und Odyssee; aber diese wurden dafür auch durch Voß zu deutschen Gedichten und werden hoffentlich neben Luthers Bibel beständig in den Händen der deutschen Jugend bleiben. F. A. Wolf arbeitete von Halle aus der von Heynes Schülern verbreiteten Seichtigkeit und Flachheit dadurch entgegen, daß er durch Tiefe und Gründlichkeit, durch strenge grammatische und kritische Prüfung den Ernst und die Kraft in das Studium der Alten zurückführte, welches spielend geworden war. Neben Heyne lehrten übrigens auch andere Männer in Göttingen im Geiste ihrer reformatorischen Zeit. Spittler und Plank zeigten, was eigentliche Geschichte sei, und wie sich der Vortrag derselben von Geographie, Ethnographie, Chronologie und Genealogie, womit sich Gatterer vorzugsweise beschäftigte, oder von Staatswissenschaft, Statistik, Politik und Erforschung der Urgeschichten, worauf Schlözer sich beschränkte, unterscheiden müsse, um das Fortschreiten der aufstrebenden Generation zu fördern.

Als Eichhorn nach Göttingen kam, wagte sich dieser sogar in der Erklärung der Schrift einen Schritt weiter als Michaelis. Er erklärte die Schriften des A. T. als Reste der asiatischen Urzeit und nicht als eine christliche Religionsoffenbarung oder als geistliche Gesetzgebung.

Die jungen Männer, welche zu gleicher Zeit seit 1772 von Göttingen aus versuchten, unsere Nation vom steifen und pedantischen Wissen zu wahrer innerer Bildung, welche statt der herrschenden Servilität, Hof- und Lohndienerei Freiheitsgefühl, Selbstgefühl und Nationalgefühl der neuen Generation einpflanzen wollten, erklärten Klopstock für ihren Propheten. Sie wollten von Brodstudium und von gelehrter Eitelkeit zur Poesie, zur Begeisterung für Liebe und Freundschaft, für Natur, von Dogmatik zur Religion fortschreiten und ihre Nation zu sich erheben. Sie waren jung und neu im Leben, kannten damals noch keine Philosophie, die ihrem Denken und Fühlen hätte Schärfe und Kraft geben können, sie schwärmten daher. Sie erkannten Gleims poetische Schule auch als die ihrige, sie übertrieben ihren Abscheu vor Wieland, der ihnen doch den Weg bahnte und das Interesse der Menge für die neue Literatur weckte. Sie hatten große Abneigung vor Nikolai und waren gleichwohl mit Ramler befreundet; Alles das erklärt sich aus ihrer Jugend und ihrem dichterischen Enthusiasmus. Sie vergötterten daher sich und ihren Klopstock und bildeten eine Art heiligen Bundes, den sie unter dem Namen des Hainbundes in ihren Gedichten feierten.

Die jungen Männer einzeln anzuführen, welche damals in Göttingen das gewöhnliche Studentenleben deutscher Universitäten in ein jugendlich poetisches verwandeln wollten, scheint uns unnöthig; wir nennen nur Hölty, Voß, die beiden Stolberg, zwei Miller, Leisewitz und Boje. Der Letztere, obgleich älter an Jahren, schloß sich freundlich an sie an. Kästner, der stets Gegner seiner Collegen und ihre Geißel gewesen war, unterstützte mit seinem damals unter Mathematikern und Freunden der Dichtkunst gleich berühmten Namen die ersten Versuche dieser unserer Nationaldichter. Mit Kästners Hülfe führte Boje in dem von ihm unternommenen Musenalmanach eine ganz neue Generation von Dichtern ins Publikum. Die Geschichte der ersten Musenalma-

nache, der Göttinger Dichter und aller derer, die in ihren Ton einstimmten (was sogar Anfangs Göthe that, der ihnen Allen unendlich überlegen war), ist für die Geschichte unserer Sprache und Literatur eben so wichtig, als für Franzosen die sogenannte französiche Akademie und die Geschichte der Pariser und Londoner Salons und der in ihnen und durch sie herrschenden Damen. Die mittlern Klassen der Nation, die damals noch reinen und moralischen bürgerlichen Kreise, erhielten eine Bildung, die nicht genial und überschwänglich, aber dafür den Verhältnissen des Lebens ganz angepaßt war, in welchem die Göttinger Dichter und auch ihr Claudius geboren waren; diesem Leben huldigten damals auch die Stolbergs. Die Hofleute, wie von Thümmel und Wieland, und die Genies späterer Jahre, stimmten für die höheren und verdorbenen Kreise höfischer Müßiggänger freilich einen schlüpfrigeren Ton an.

Zu den Verbündeten in Göttingen, den keuschen und reinen Dichtern, welche den empfindsamen Dichter der Messiade als Lehrer, Führer und Haupt erkannten, gehörte Bürger im eigentlichen Sinne nicht, obgleich er damals, schon im Amte, von ihnen als Dichter freundlich begrüßt ward. Er hatte das Unglück gehabt, in Halle von Klotz beschützt und der Schaar seiner Clienten einverleibt zu werden; er ward also zu dem schmählichen Wandel, den Klotz mit seinen jüngern Freunden führte, gewissermaßen getrieben. Dadurch ward die Nation um den einzigen Mann betrogen, der, wie die Proben, die er geliefert hat, beweisen, einzig und allein unter Allen im Stande gewesen wäre, das eigentlich sogenannte Volk für die bürgerliche Dichtkunst zu gewinnen. Nur Göthe allein war es vergönnt, zugleich den Reinen und Unreinen anzugehören, weil ein göttlich Genie jeden Ton trifft. Er konnte auch später zugleich eine Iphigenia dichten, konnte den Werther schreiben, und doch für kleine sächsische Höfe Wahlverwandtschaft und Kunstromane dem Tone ihrer Gesellschaften anpassen. Er ward Allen Alles, die einzelnen göttinger Dichter waren jeder nur für gewisse Gegenden, Stände, Stämme, Kreise und Sitten passend, und auch das war für uns Deutsche unendlich viel.

Ueber die einzelnen Dichter des Bardenvereins, über ihre Leistungen und über Vieles, was mit ihrer Wirksamkeit zusam-

menhängt, können wir uns kurz fassen, weil zwei neuere Bücher darüber bessere Auskunft geben, als hier der Raum erlauben würde.[36]) Diese Bücher enthalten zugleich die ästhetische Würdigung der Produkte selbst; wir können nur einige Punkte andeuten, welche mehr das Aeußere betreffen, und nur einzelner Männer Beziehung auf Leben und Bildung der Nation, die ihnen unendlich viel verdankt, anführen. Unter den Männern, welche in Göttingen als Schöpfer eines neuen Lebens und einer neuen Poesie vereinigt waren, waren auch die beiden Grafen Stolberg. Diese haben aber nie nationalen Einfluß oder Namen gehabt, obgleich man ihre Gedichte, wie die von hundert Andern viel und mit Vergnügen gelesen hat; sie gingen theils schon etwas über den bürgerlichen Kreis hinaus, theils stimmten sie später einen ganz andern Ton an, als ihre alten, nicht auf orientalische Weise, sondern nach deutscher Art frommen Freunde. J. Martin Miller in Ulm würden wir als Dichter gar nicht erwähnen, wenn er nicht durch die Zeitumstände vermittelst eines Romans auf die bürgerlichen Kreise seiner Zeitgenossen und ihren Ton einen stärkern Einfluß erlangt hätte, als irgend einer seiner dichterischen Freunde. Wir werden unten zeigen, daß sein mittelmäßiges Produkt auf ein geniales, von den Zeitgenossen ganz verkanntes Werk von Göthe gepfropft, die Stimmung der zarten Seelen, die schon durch die Klopstockschen Petrarchisten entnervt waren, vollends weichlich machte, weil Miller die Götheſche geniale Dichtung durch seine weinerliche Prosa dem Bildungsgrad der empfindsamen Töchter unserer Pfarrer, Amtleute, Apotheker und der Krämer ersten Rangs anpaßte.

Hölty und Voß waren beide, nur auf verschiedene Weise, Sänger des ländlichen und bürgerlichen Lebens der mittlern Stände und Klassen des nördlichen Deutschlands, welche damals noch mit einfachen und zuweilen gar ärmlichen Verhältnissen (wie Voß selbst im Anfange seines Hausstandes), reges und zartes Gefühl und feinere Bildung verbanden. Hölty hatte weit mehr als Voß von

---

36) Wir meinen R. E. Prutz. Der göttinger Dichterbund, zur Geschichte der deutschen Literatur. Leipzig. Otto Wigand. 1841. 406 S. 8. und den letzten Band von Gervinus Geschichte der deutschen Nationalpoesie.

jenem uralten scandinavischen und germanischen melancholischen Element in sich, welches auch Macpherson seinen Schotten im Ossian zuschreibt. Voß suchte und fand in den alten Griechen und Römern nur das Heitere und das Klare, daher seine Abneigung gegen den Orient und sein heiterer Blick ins Leben. Hölty und sein scandinavisches Schwermuthsgefühl war dem orientalisch-christlichen, uns andern Norddeutschen, auch wenn uns die Dogmatik mißfällt, so werthen Gefühl von Nichtigkeit und Vergänglichkeit unseres Thuns und Treibens, viel näher als Voß, der mit seiner bürgerlichen Idylle Rousseau näher stand. Er paßte seine Lieder und seine Idyllen ganz dem Kreise an, in dem er lebte und blieb der Einfalt auch als er später reich genug war, um vornehm zu leben, getreu, weil er in seinem und seiner Freunde Leben seine Idylle verwirklicht sah. Jeder von uns, der in diesen Kreis trat und lebte, verstand ihn daher vollkommen, Andere nannten das Bürgerprosa. Voß war daher von einem Theile des Volks, besonders von dem, der, als späterhin Kreuz- und Quersprünge und Seiltanzen für Genialität galten, weder romantisch noch humoristisch wurde, verehrt und vergöttert, während er von den Genialen im Volke verachtet ward. Man erkannte weder von der einen, noch von der andern Seite, daß er, weil ihm die eigentliche Philosophie, d. h. alles Streben, das innere Wesen der Dinge zu ergründen, fremd war und blieb, weder über die mittlern Höhen der Poesie sich erheben, noch den poetischen, symbolischen und philosophischen Geist des Christenthums würdigen könne, daß er aber darum nicht weniger in seiner Sphäre groß sei; freilich hätte er auch darin bleiben sollen.

Was man übrigens auch immer von Voß Dichterfähigkeit halten mag, seine Wirkung auf unsere Nation, die jeder von uns im vorigen Jahrhunderte bemerkt, wenn auch nicht, wie der Verfasser dieser Geschichte, an sich erfahren hat, bleibt darum doch dieselbe, und nur von dieser haben wir hier zu reden, wo die Aesthetik nicht in Betracht kommt. Mag man nämlich Voß als Dichter loben, oder, wie Viele gethan haben, hart schelten; mag man, wie in unserer Jugend allgemein geschah, seine Auffassung und Schilderung des Lebens in Gedichten und Idyllen als die wahre und ächte anerkennen, oder, wie die neuern Philosophen,

Romantiker, die Eiferer für das alte Zion und die Genies gethan haben, sie als prosaisch und bäurisch verachten; das historische Resultat derselben bleibt als Thatsache unläugbar. Er stellte das Leben der mittleren Stände, welche auf ein geringes Einkommen beschränkt, vielen Genüssen entsagen mußten, poetisch dar und söhnte durch seine Darstellung den Mittelstand mit der Wirklichkeit aus, wie Campe und Salzmann der Jugend das Lernen versüßten. Das Leben ward leichter und heiterer durch die der Prosa desselben näher gebrachte Poesie, dadurch ward einer höhern Art von Dichtung der Weg eher gebahnt, als versperrt. Ein Irrthum war es, daß Voß, mit einem eben so ausschließenden Trotz, als seine Gegner gegen ihn übten, nicht zugeben wollte, daß für ein bewegteres und vielseitigeres Leben als das, welches er Gelegenheit gehabt hatte, kennen zu lernen, eine ganz andere Art von Dichtung gehöre, als die seinige; er kämpfte daher oft mit Windmühlen.

Die Gedichte, denen Voß seinen ersten Ruhm verdankte, und auch sogar später seine Luise, hatten nur einen bedingten Werth; dagegen erwarb er sich durch seine Uebersetzung der beiden großen Heldengedichte Homers um die deutsche Sprache und um die Dichtkunst unserer Nation unsterbliches Verdienst auf einem Felde, wo nach ihm alle Andern nur eine Nachlese mehr halten konnten. Voß Uebersetzung Homers wirkte in Beziehung auf Sprache, Verskunst und Denkungsart seiner Nation auf ähnliche Weise, wie Luther durch seine Bibelübersetzung gewirkt hatte, weil sein Sinn dem Homerischen ebenso verwandt war, als Luthers Geist dem der Propheten und Apostel.

Seit der Zeit, daß Voß die Aufgabe gelöst hatte, Homers Vers, Sprache und Sinn, wenn auch vielleicht hie und da nicht ohne starken Zwang und einigen Schein von Fremdartigkeit, genau im Deutschen wieder zu geben, konnten die Gelehrten der saft- und kraftlosen Erklärungen entbehren. Sie durften nur Wolfs Text und Voß Uebersetzung zusammenhalten und ihre Grammatik gut gelernt haben, um den Geist homerischer Dichtung unmittelbar zu erfassen. Die Jugend, wenn sie dichterischen Sinn hatte, ward schon allein wegen der der wörtlich genauen Nachbildung nothwendig anklebenden Härte zum Studium des Griechi-

schen gespornt; sie ward getrieben, Sprache und Sprache, Urform und Nachbildung zu vergleichen. Unsere großen Dichter, besonders Göthe und Schiller, wurden gerade durch das, was Voß geleistet hatte, zum Studium des Griechischen, und Göthe besonders (denn Schiller blieb in Bezug auf Sylbenmessung und Sylbenwägung im Vertrauen auf den Reim stets ungemein nachläßig) sah ein, wie wichtig das Mechanische des Versbaues und des Sylbenmaaßes auch dem größten Dichter sein müsse.

Das Verdienst der Einführung der Alten in den Kreis des deutschen Lebens theilten die Stolberge mit Voß, obgleich sie eine Art der Uebertragung ins Deutsche vorzogen, welche zwischen der Manier, die Wieland gewählt hatte und zwischen Voßens strenger Genauigkeit die Mitte hielt. Sie wählten die Tragiker, sie suchten aber weder, wie Voß, eine neue Sprache zu schaffen, noch die Versmaße bis aufs Kleinste nachzuahmen, noch ihr Original blos für die Kenner nachzubilden.

Auch Claudius gehört dem Kreise der gemüthlichen Dichter des Göttinger Bardenbundes an. Er lebte einige Zeit mit Voß in Wandsbeck zusammen und zog, wie dieser, den demüthigen bürgerlichen und häuslichen Kreis dem Schlaraffenleben der großen Welt vor. Er wird wahrscheinlich durch einzelne Lieder, vielleicht als gemüthlicher religiöser Schwärmer der Nation länger werth bleiben, als Voß, weil der Letzte mehr im Geiste seiner Zeit, Claudius mehr im Geiste der im Volke fortlebenden Art von Religiosität dichtete. Wenn man an Claudius Rheinweinlied, an sein Wie ist die Welt so stille und Anderes denkt, so wird man einräumen, daß der christlich religiöse Charakter und die Natürlichkeit, die sich in ihm aussprach, auch von denen unter uns, die einer andern Art Philosophie huldigen, als Claudius, Anerkennung verdient. Seine Manier muß unter Kindern und im Volke stets auf jede Weise gefördert werden. Uebrigens ist sein Feld ein sehr beschränktes. Claudius erschöpfte sich bald und bildete sich ein, daß er witzig sei, wenn er gezwungen und manierirt war. Seine Witze konnten in einem Wochenblatte, wie der Wandsbecker Bote, eine Zeit lang allerdings einer gewissen Klasse von Lesern gefallen, einen bleibenden Einfluß konnten sie nicht haben.

Claudius hat um so weniger mit der schnellen Entwickelung der Bildung unseres Volks, von der hier allein die Rede ist, zu thun, als er schon 1775 jedem Fortschreiten den Krieg erklärte und aufhörte, klar und verständlich zu schreiben, weßhalb er denn auch mit Hamann innige Freundschaft schloß. Er sank, seitdem er St. Martins Buch in die Hände bekommen und übersetzt hatte, [37]) in die ganz abgeschmackte Mystik der sogenannten Martinisten, welche von der Art ist, daß sie dem gesunden Verstande, der heitern und unschuldigen Lebensfreude und jeder Belehrung von Außen allen Zugang versperrt.

Claudius und Hölty standen sonst der Art Gefühlsamkeit am nächsten, welche sich in den letzten siebenziger Jahren wie ein Nervenfieber über Deutschland verbreitete, und welche einer von den Göttinger Barden, J. Martin Miller aus Ulm, mächtig förderte. Wir betrachten übrigens den mittelmäßigen Roman, wodurch dies geschah, als eine Wirkung der herrschenden Empfindsamkeit, nicht aber als eine Ursache derselben. Millers Roman, von dem wir weiter unten reden werden, würde indessen auch in jener empfindsamen Zeit unter zarten Jünglingen und besonders beim weiblichen Geschlecht nicht eine so erstaunliche Wirkung gehabt haben, als er in unserer Jugendzeit selbst am Strande des Nordmeers hatte, wenn ihm nicht ein Meisterwerk von Göthe vorausgegangen wäre. Millers Siegwart war eine Art Uebersetzung des Werther in die Sprache, die Gefühle, die Sitten des Publikums der zarten Petrarchisten und Klopstockianer, eine Prosa nach der Art der Poesie des Werther. Auf diese letztere müssen wir daher den Blick zuerst richten.

Göthe hatte seine Laufbahn seit 1772 gleichzeitig mit den Göttinger Barden, aber unabhängig von jeder Partei, sogleich glänzend eröffnet. Jedermann war überrascht, daß ein Einziger unter allen den unzähligen Dichtern jener Zeit, gleich wenige Jahre nach seinem ersten Auftreten fast ohne Widerspruch als der größte Geist der Nation und als ihre Hoffnung von allen verschiedenen Parteien in allen Gegenden von Deutschland, wenn

---

37) Louis Claude de St. Martin des erreurs et de la vérité. Lyon 1775 und 1784 ward von Claudius 1782 deutsch herausgegeben.

gleich auf verschiedene Weise anerkannt ward. Seine Geschichte und die seiner einzelnen Arbeiten dürfen wir nach den unzähligen Büchern, die unter uns und im Auslande in den letzten Jahren darüber geschrieben sind, als bekannt voraussetzen, eine bloße Andeutung ist daher hinreichend. Seine kleineren Gedichte und Schriften, seine persönliche Bekanntschaft mit den ausgezeichnetsten Männern des jungen Deutschlands, zu denen auch Schlosser, Herder, Basedow, Möser und Moser und der von ihm freundlich empfohlene Jung-Stilling und Lavater gehörten, hatten ihm schon einen Namen verschafft, als sein Götz von Berlichingen, den er auf eigne Kosten hatte drucken lassen, plötzlich ganz Deutschland in Bewegung brachte.

Götz von Berlichingen ward, wie man aus Voß' Briefen sehen kann, von den Göttinger Barden als ein Licht in tiefer Finsterniß, als Anfang einer ganz neuen Periode deutscher dramatischer Dichtkunst freudig begrüßt. Die jungen Freunde der Natur, der homerischen Einfalt und der griechischen Heldenkraft hofften wahrscheinlich, daß der Mann, welcher den Götz gedichtet habe, mit ihnen gegen die Berliner Kritik und Aesthetik und gegen Wielands Gallo-Gräcismus kämpfen werde. Die Idyllendichter freuten sich, daß Göthe statt der Zierlichkeit und Leichtfertigkeit höfischer Rede und Verse Wahrheit und Derbheit des Lebens auf die Bühne gebracht habe. Göthe hatte damals schon seine Gedanken über Wielands Manier, mit den Griechen umzugehen, in dem witzigen, aber freilich etwas burschikosen Pasquill, Götter, Helden und Wieland, welches sein Freund Lenz wider seinen Willen ins Publikum brachte, etwas gar derb ausgesprochen. Er nahm in diesem Aufsatz von der Alceste Wielands Gelegenheit, den Mißbrauch, den Wieland auch in dieser seiner Oper mit dem von ihm stets travestirten Alterthume trieb, lächerlich zu machen. Die Wirkung des Götz von Berlichingen und des Spotts über die Kraftlosigkeit der Nachahmer der Franzosen zeigte sich sogleich. Es erhoben sich mitten unter der erstarrenden Pedanterie der deutschen Gelehrten, eine Anzahl junger Männer, welche gegen alles Sentimentale Opposition machten, und durch den Kampf auf Leben und Tod, den sie mit der Berliner Kritik, mit Ramlers Regel, mit Gleims und Klopstocks Dichterschule, mit

Wielands Leichtfertigkeit und mit deutscher Pedanterie begannen, auch sogar durch ihre Uebertreibung der deutschen Bildung und ihrer Vielseitigkeit unserer Literatur sehr nützlich wurden.

Die aristokratischen Magistrate unserer sogenannten freien Reichsstädte, die steifen Höfe, die pedantischen Universitäten, die despotischen Beamten und die im Dunkeln, im Style des siebenzehnten Jahrhunderts decretirenden Kanzleien der Juristen erschracken nicht wenig, als ihrer Polizei und Gravität zum Trotz sich eine ultraliberale Generation von Schriftstellern zu erheben drohte, die alle Regel und alle Ordnung und Zucht als altmodisch verschmähte. Diese Generation pflegt man mit dem Namen der Kraftgenies zu bezeichnen. Unter den Leuten, die man zu diesen Genies zählt, versuchten sich Lenz, der schon damas Anlage zum Wahnsinn zeigte, und Klinger, der später in vortrefflichen, nur von Wenigen verstandenen Romanen die Fülle seiner Erfahrungen in höhern Kreisen und seiner Lebensweisheit niederlegte, besonders im dramatischen Fach; andere auf andere Weise. Für Genialität ist aber in den Engen des deutschen kleinstädtischen Lebens (vielleicht zum Glück unserer Nation) zu wenig Spielraum, als daß wir ausführlich darüber reden möchten.

Auch Göthe ward anfangs zu den Kraftgenies gerechnet, er nahm aber an ihrem Treiben nur in so fern Antheil, als er jede Erscheinung oder Bewegung der Zeit für seine poetischen Zwecke benutzte. Auch das Aufsehen, welches Beaumarchais, seine Reise nach Spanien und das Abenteuer, welches er dort bestand, in ganz Europa erregte, ward von dem jugendlichen Dichter benutzt, um einer neuen Gattung von Drama ein äußeres Interesse zu geben. Beaumarchais hatte in Paris Glück gemacht, er glänzte in den Gesellschaften durch Geist und Witz, ein Bankier gab ihm Antheil am Geschäft und er ward Franklins Freund, weil die französische Regierung, so lange sie sich noch nicht für Amerika erklärt hatte, den Nordamerikanern die Subsidien durch ihn zukommen ließ. Später ward er durch seine Lustspiele, seine Prozeßschriften, welche förmliche Satyren waren und durch seine Schicksale ein Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit. Er hatte durch das Fragment einer Reise nach Spanien, welches F. H. Jakobi im zweiten Stück des siebenten Bandes von Wie=

lands deutschem Merkur deutsch bearbeitet bekannt machte, allgemeine Aufmerksamkeit auch im gebildeten deutschen Publikum, wie vorher im französischen erregt. Diese Aufmerksamkeit glaubte Göthe für ein Drama benutzen zu müssen, und das mit Recht, da ein Drama nur dann Eindruck machen kann, wenn der Dichter eine herrschende Stimmung des Publikums zu benutzen versteht. Auf diese Weise entstand das Schauspiel Clavigo.

Göthe nahm den Stoff aus Beaumarchais, er bearbeitete aber diesen Stoff ganz regelrecht und zeigte, daß er absichtlich im Götz von Berlichingen in Anlage und Ausdruck genial der Regel getrotzt habe. Das deutsche Publikum erstaunte nicht wenig, daß ein und derselbe Dichter so kurz hintereinander die Bewunderer Shakespeares und seiner Regellosigkeit befriedigen und wiederum den Freunden der französischen Bühne gefallen konnte. Man merkt freilich den historischen und französischen Ursprung des Clavigo an den langen Reden und an der Art und Weise, wie der eigentlichen Geschichte entgegen ein tragischer Ausgang des Stücks herbeigeführt wird; es sollte aber auch selbst nach der Absicht des Dichters, aus dem Stoffe kein tragisches Meisterwerk, sondern nur ein gutes Stück gemacht werden. Dasselbe würden wir von den zwei Stücken sagen, die er in J. G. Jakobis Manier schrieb: wahrscheinlich, um halb im Ernst halb im Scherz zu beweisen, daß sich aus jeder Richtung der Zeit und aus jeder Stimmung der Menschen etwas machen lasse, wenn ein wahrhaft großer Geist sich ihrer bedienen wolle.

Erwin und Elmire und Stella passen ganz für die Kreise, welche Nikolai im Sebaldus verspottet, für die Herrn von Hohenaufs, ihre gnädigen Frauen, ihre Pfarrer und Beamte, für alle jene zartfühlenden Seelen, welche die Liebeleien bewunderten, deren süßen Sänger auch Hölty in der bekannten petrarchischen Bettlerode verspottet.[38])

---

38) Diese bekannte Parodie auf das Lied, womit J. G. Jakobi den Teutschen Merkur eröffnete und welches also anfängt:

Wenn im leichten Hirtenkleide
Mein geliebtes Mädchen geht

steht im Wandsbecker Boten und beginnt:

Wenn im leichten Hutfilzsöckchen
Meine braune Trutschel geht.

Mit diesen Stücken oder wenigstens mit dem Geiste der Zeit, aus dem sie hervorgingen, hängt auch das zu seiner Zeit ganz mißverstandene Meisterwerk Göthes, der Triumph der deutschen Sprache, Werthers Leiden, zusammen, in welchem unsere hart und rauh gescholtene, sonst nur wegen ihrer Kraft berühmte Prosa sanft und mild wird, wie ein leiser Hauch. Diese Leiden des jungen Werthers erschienen 1774 und mußten schon im folgenden Jahre neu aufgelegt werden, es war aber gewiß nicht des Dichters Schuld, daß sich von diesem Augenblicke an die trübe, empfindsame, melancholische Stimmung gewisser deutscher Kreise so sehr vermehrte. Die Zeit war, wie Göthe selbst sehr treffend bemerkt hat, noch nicht fähig, ein ächtes Kunstwerk als solches rein aufzufassen. Man machte an einem Kunstwerk prosaisch moralische Anforderungen, wollte ein Gedicht angewendet wissen, wie man moralische Geschichten für das Volk und für Kinder anwendet und legte eine lächerliche Bedeutung auf den Helden des Romans und seine Geliebte, als wenn das Historische die geringste Bedeutung hatte.

Einige Veranlassung zum Mißverstand gab freilich Göthe dadurch, daß er, wie im Clavigo und sonst noch oft, ein zufälliges Ereigniß benutzte, um seiner Dichtung einen Platz an einem bestimmten Ort und in einer bestimmten Zeit zu schaffen, mit welchen beiden sie sonst so wenig gemein hatte, als des Menschen unsterblicher Geist mit seiner sterblichen Hülle, obgleich auch diese nach Außen hin sein Bild und sogar sein Organ ist. Der Selbstmord des jungen Jerusalem (Sohn des Abts), der in Wetzlar damals den Reichsprozeß studirte und in allen guten Häusern in der ganzen Wetterau und in Frankfurt bekannt war, hatte ein ungemein großes Aufsehen erregt, weil man (wahrscheinlich nicht einmal mit Recht) ihn der unglücklichen Liebe zu einer verheiratheten Frau zuschrieb. Hegels Freund, Hölderlin, kein leerer eitler Bursche (wie trotz dessen, was Lessing Gutes von ihm sagt, Jerusamlem war), sondern Dichter und Philosoph, ward bekanntlich am Ende des Jahrhunderts aus gleicher Ursache wahnsinnig.

Die Zeit war nicht geeignet, ein geniales Werk großartig aufzufassen, sie stellte ihm den Siegwart zur Seite und beide Bücher machten das kleinstädtische prosaische bürgerliche deutsche

Leben einige Zeit hindurch lächerlich und trübselig. In ihren Wirkungen glichen sich Werthers Leiden und der Siegwart; also nach Außen hin waren sie völlig gleich, im Wesen waren sie verschieden, wie Natur und Affectation verschieden sind. Im Werther erscheint die Liebe in ihren Wirkungen als mächtige Leidenschaft, die einen schwachen Geist faßt und ihn hin und her treibt. Diese Leidenschaft, die neben idealisirten, bürgerlichen Verhältnissen dargestellt wird, zeigt sich dadurch in allen Richtungen und Formen deutlicher und wird zu einem äußeren Ding, weil für die Darstellung die Briefform gewählt ist, welche das schwache Gemüth selbst unmittelbar erscheinen läßt, wenn es vom Sturme der übermächtigen Leidenschaft hin- und hergeweht wird. Gerade weil die Seele des Helden weder stark noch groß ist, noch auch als Muster aufgestellt werden soll, wird sie endlich völlig zersprengt.

Das Letztere ward gar nicht geahnet, man bewunderte nicht die unerreichbare Form, die Leichtigkeit der Sprache und die Gewalt der Leidenschaft, die man an einer schwachen Seele allein bemerkt, weil eine starke am Ende stets über die Leidenschaft siegt, sondern man machte vielmehr den Schwachen zum Helden und Märtyrer und fand in dem jungen Jerusalem alberner Weise den Götheschen Werther. Man machte aus der Lotte eine historische Person, wallfahrtete an Werthers Grab und trieb das Realisiren jeder Person und jedes Worts in dem Roman auf einen Grad, den nur der begreift, der jene Zeit erlebt hat oder in unserer Zeit ähnliche Schwindel unparteiisch als solche zu erkennen vermag. Der ansteckende Schwindel, der im Werther und Siegwart seine Nahrung fand, ist längst verflogen. An Siegwart denkt Niemand mehr, und wer ihn lieset, bemitleidet eine ganze Generation, die durch dergleichen Gewinsel bewegt ward. Viele unter uns sind aber leider durch die Wahlverwandtschaften und durch die Künstlerwanderungen aus Göthes späterer, adeligen Zeit auch gegen Werthers Leiden stumpf gemacht worden. Göthes erster Roman wird indessen gerade dadurch stets ein unübertreffliches Kunstwerk bleiben, daß eine an sich ganz nichtige Leidenschaft und ein unbedeutendes Wesen durch einen Dichter dichterische Bedeutung erhält, der damals noch nicht als kalter Künstler, wie man jetzt sagt, rein objektive Werke schuf, oder mit andern Worten, der

wahrer Liebe und Freundschaft noch nicht durch den Verkehr mit aller Welt und mit den Höfen abgestorben und in Egoismus gesunken war.

Wie weit man damals noch in Deutschland zurück war, wie viel unsere Nation später noch durch Göthe und Schiller, durch die neue Philosophie, durch die Schlegel, so lange sie noch in Jena revolutionär in der Literatur wirkten, gewonnen hat, sieht man aus der Aufnahme, welche das große Kunstwerk unter dem empfindelnden Geschlechte fand. Den Mangel an Begeisterung, die gänzliche Unfähigkeit, irgend eine dichterische Schöpfung rein geistig aufzufassen, welche jenes von Salzmannscher Erziehung und von Voß Idyllen mächtig bewegte Geschlecht bei Gelegenheit des Werther bewies, hat Göthe selbst am besten ausgesprochen. Wir verweilen daher ausdrücklich lange bei Werther und Siegwart, weil wir bei keiner andern Gelegenheit den innern Zustand der damaligen deutschen gebildeten Kreise leichter und zugleich anschaulicher vors Auge bringen können. Göthe sagt in seinem Leben an der Stelle, wo er von dem wahrhaft komischen Aufsehen redet, welches Werthers Leiden unter denen erregte, die gar keine künstlerische Idee zu fassen im Stande waren und von dem Mißverständniß, welches unter den deutschen Zeloten, den Rechtgläubigen in Hamburg und den Irrgläubigen in Berlin, durch das Buch, in Rücksicht auf den zu besorgenden moralischen Nachtheil veranlaßt ward: „Man kann von dem Publikum nicht verlangen, daß es ein geistiges Werk geistig aufnehmen solle. Eigentlich ward nur der Inhalt, der Stoff beachtet, was ich schon von meinen Freunden erfahren hatte, und daneben trat das alte Vorurtheil wieder ein, entspringend aus der Würde eines gedruckten Buchs, daß es nämlich einen didaktischen Zweck haben müsse. Die wahre Darstellung hat keinen. Sie billigt nicht, sondern entwickelt die Gesinnungen und Handlungen in ihrer Folge und dadurch beleuchtet und belehrt sie.“

Da man den Mißverstand des in seiner Art einzigen Götheschen Werks auf eine ganz verschiedene Weise in Schriften zu erkennen gab, so läßt sich der Zustand der deutschen Bildung jener Zeit und die geringe Fähigkeit der damaligen Machthaber der Literatur, ächte Poesie auch nur zu verstehen, an diesen Schriften

am besten anschaulich machen. Wir wollen indessen, der Kürze wegen, nur von drei Mißverständnissen und ihren Aeußerungen reden. Es erhoben sich nämlich die altlutherischen Rechtgläubigen dagegen, als gegen eine Sünde, die prosaisch bürgerlich rechtlichen Spießbürger und die Berliner trocknen Weisen, als gegen eine moralische Irrlehre. Diese beiden Klassen eiferten gegen das von ihnen nichtverstandene Kunstwerk; aber auch die Bewunderer desselben verstanden es nicht recht. Die zarten und weichen Seelen nämlich vergötterten den Werther und seinen Verfasser, weil sie ihn für einen der Ihrigen nahmen. Von den erwähnten Richtungen unseres Volks, welche bei der Gelegenheit laut wurden, haben sich zwei, die orthodoxe und die platt moralisch-praktische, immer erhalten, sie kommen jetzt, wo man das Alte unter neuen Formeln herstellt, an allen Ecken und Enden siegend wieder hervor, und die Zeloten rühmen sich, wie Chateaubriand, daß ihre Armseligkeit jetzt einen andern Styl und Geschmack allgemein gemacht habe. Die dritte Partei theilt sich jetzt, nachdem sie alle Veränderungen und alle Wechsel der Zeiten erfahren hat, in mancherlei Zweige, je nachdem in den verschiedenen Subjekten, die ihr angehören, die eine oder die andere Philosophie vorherrscht.

Alle Gläubigen des alten Systems, die Pastoren, die juristischen Theologen, wie Pütter, die Consistorien, die ehrenfesten, damals noch sehr zahlreichen reichsstädtischen Magistrate, erblickten in dergleichen neuer Poesie, wie die im Werther war, den Keim des Verderbens, in ihrer Verbreitung einen Sturm auf das Lutherthum, also auf die bestehenden Verfassungen. Zum unverständigen Organ dieser Conservativen hatte sich längst Pastor Melchior Göze in Hamburg aufgeworfen. Gözes Kreuzzug gegen Werthers Leiden brachte jedoch ans Licht, wie mächtig damals das jugendliche Streben und die edle Kraft der wenigen, aber eng verbundenen Freunde des in Deutschland dämmernden Lichts waren. Die ganze vereinigte Masse der obengenannten herrschenden Zeloten, Göze mit der Fahne der bedrängten Zions an ihrer Spitze, regten das Volk auf, das damals noch ganz blind war, jetzt mit trüben Augen sieht; es tobte. Der Städte und der Fürsten Polizei war den Männern des Lichts feindlich — und dennoch

blieb ihnen der Sieg. Wir verzagen daher auch nicht, wenn die Wächter Zions jetzt aufs neue schreien. Melchior Göze war kaum inne geworden, welche unbeschreibliche Wirkung der neue Roman, in welchem der Selbstmord des jungen Jerusalem nach seiner Meinung als Heldenthat gepriesen ward, auf den ihm ohnehin höchst verdächtigen Theil der Herrn und Damen mache, die lieber solche neumodische Bücher als seine Predigten, als Benjamin Schmolkes Gebetbuch oder als seines Freundes Ziegra schwarze Zeitungen lasen, als er im Zorne entbrannte. Er erließ also nach seiner Art, gleich wie vorher der Erzbischof von Paris gegen Rousseaus Emil, eine Art Hirtenbrief (mandement) gegen den Werther.

Der Titel der liebreichen Schrift, die der fromme Mann im heiligen Eifer herausgab, lautete: Kurze aber nothwendige Erinnerungen über die Leiden des jungen Werthers, über eine Rezension derselben und über gewisse nachher erfolgte Aufsätze (1775). Um in unsern Zeiten daran zu erinnern, wohin das fromme Toben der Zeloten führt, und wie lutherische blinde Orthodoxie mit Poesie und Literatur der Nation umgeht, wenn sie einmal Religion in mechanischen Dienst und in Gedächtnißwerk verwandelt hat, wollen wir aus dieser Schrift einige Sätze ausheben, und zwar die, mit denen der Pastor seine Invective schließt: „Da mitten in der evangelisch-lutherischen Kirche, ruft er aus, Apologien für den Selbstmord erscheinen und in öffentlichen Zeitungen angepriesen werden, so werden wir bald laudes Sodomiae, wenigstens neue Auflagen oder gar Uebersetzungen der Aloysa Sigaea sehen. Es wird für kein Verbrechen gehalten werden, Andere, welche uns im Wege stehen, aus der Welt zu schaffen. Die Giftmischerei wird so eingerichtet sein, daß die Bestrafung derselben unmöglich werden wird u. s. w." Damit man aber sehe, wie man schon damals sehr geschickt, wenngleich sehr grob, ohne Sophistik, wie jetzt sehr fein und mit philosophischer Terminologie, jede religiöse Aufklärung als politisches Vergehen darzustellen wußte, fügen wir hinzu, daß Göze, nachdem er auf diese Weise noch in einigen andern Sätzen Göthe als Volksverführer und Sitten- und Polizeiverderber gemalt hat, ihm endlich Semler zur Seite gibt. „Kurz, sagt

er weiter unten, wenn nach den Semler'schen Grundsätzen die heilige Schrift zu Grunde gerichtet, oder wenn sie nach den Bahrdt'schen modernisirt, das ist stinkend und lächerlich gemacht wird, was wird aus der Christenheit werden? Ein Sodom und Gomorra."

Damit man nicht glaube, daß dies ein ohnmächtiges Geschrei eines blinden Pfaffen gewesen sei, wollen wir zeigen, daß ihn die theologischen Juristen der Reichsstädte und Alles, was an der Spitze der Staatspolizei stand, wirklich für den Repräsentanten der lutherischen conservativen Partei hielt. Es arbeiteten nämlich gerade damals Männer wie Merk, Schlosser, Göthe (leider! auch Bahrdt) an den Frankfurter gelehrten Anzeigen, ohne auf ihre Arbeit daran gerade besonderen Fleiß zu wenden oder Bedeutung darauf zu legen. Einer von den Mitarbeitern hatte Gözes andächtige Betrachtungen auf eine ziemlich spöttische Art angezeigt, der Frankfurter Magistrat fand die Anzeige höchst ärgerlich und glaubte Einhalt thun zu müssen. Die Herren des Frankfurter Raths waren so voll Achtung für den Hamburger Zionswächter, daß sie nicht allein aus eigener Bewegung den Verleger der Anzeigen bestraften, sondern sich auch gegen jeden Versuch, ein junges Frankfurt emporzubringen, mit den Worten erklärten: „Daß in diesen Anzeigen ein höchst ärgerlicher, gegen alle dem Staat und der Religion schuldige Pflichten anstoßender, Religionseifer zu spüren sei." Dabei blieb aber ihre für das Lutherthum und seine Repräsentanten eifernde Staatspolizei nicht stehen: „Man wolle schärfere Maßregeln vorkehren; anbei würden aber alle theologische Sachen betreffende Recensionen gänzlich untersagt." Göze war so gerührt von der Harmonie zwischen seiner Theologie und der Frankfurter Polizei, daß er einen eigenen Danksagungsbrief an Bürgermeister und Rath der Stadt Frankfurt richtete, worin er diesen versicherte: „Es leuchte aus dieser Maßregel aller Welt in die Augen, daß noch der rechte Gott in dem Frankfurtur Zion sei." Uebrigens könnten wir aus unserer Zeit hunderte von ähnlichen Prozeduren anführen, wenn wir nicht glaubten, daß ein Theil unserer Leser mit den Geschichten hinreichend bekannt sei und ein anderer großes Aergerniß daran nehmen würde.

An der Spitze der andern, in der Poesie und Philosophie nach französischer und Berliner akademischen Weise prosaisch richtenden Deutschen, stand seit langer Zeit Nikolai eben so päpstlich, als Göze in Hamburg an der Spitze der Altlutheraner. Im Hannöverschen, in Brandenburg, in Sachsen, in allen Gegenden Deutschlands, wo Wieland als der Erste unter unsern Klassikern galt, war auch Nikolai und seine allgemeine deutsche Bibliothek Orakel des Geschmacks und der Kritik; allein bei Gelegenheit von Werthers Leiden täuschte sich doch auch Nikolai über seinen Einfluß auf sein beschränktes, aber nicht, wie Gözes Anhänger, ganz blindes Publikum. Nikolais Hirtenbrief gegen Werthers Leiden war eine Schrift, die er für eine Satyre hielt, die aber doch auch sogar seine Freunde für das erkannten, was sie war, für eine Masse von Plattheiten, unter dem Titel Freuden und Leiden des jungen Werther, 1775. Der Versuch, die Geschichte Werthers auf eine gemeine Weise durch einen lächerlichen und höchst platten Ausgang zu travestiren, war so mißlungen, daß der kluge Spekulant, um nicht sein eignes Publikum gegen sich zu haben, schon in der Selbstanzeige seiner Parodie eingestehen mußte, daß er zu weit gegangen sei. Wieland, obgleich ihn Göthe kurz vorher durch das oben angeführte Pasquill heftig beleidigt hatte, und er eigentlich Nikolai näher stand, als Göthe, unterschied doch den wahren Dichter von der großen Anzahl sentimentaler Romanschreiber auch bei dieser Gelegenheit. Man kann es daher Göthe wohl verzeihen, wenn er Nikolais im Interesse der Moral, wie er sagte, verfaßte Schrift etwas cynisch durch das Spottgedicht Nikolai auf Werthers Grabe beantwortete. Nikolai selbst sagt in der Ankündigung seiner Schrift in der A. D. B. ausdrücklich, sie enthalte keine Satyre auf Göthe, den er achte und als Meister anerkenne, sondern er habe nur die trübe und empfindsame Manier und die Art der Vertheidigung des Selbstmords lächerlich machen wollen. Gelegentlich gibt er freilich auch zu verstehen, daß ihn die Artikel der frankfurter Anzeigen geärgert hätten, worin sowohl über das berliner Laternenlicht, als über die Hamburger Dunkelheit gespottet war.

Als Repräsentanten der dritten Richtung der Zeit, der sentimentalen und der zärtlichen, oder der unzähligen Menschen, welche

Göthe zu verstehen glaubten, weil sein Styl so leicht war, ihn aber gleichwohl gänzlich mißverstanden, betrachten wir J. M. Miller in Ulm. Er gehörte wie Hahn und Leisewitz und Hölty zu den göttinger Barden, machte auch ganz artige Gedichte; wir würden aber weder dieser, noch anderer Arbeiten, noch selbst des Siegwarts erwähnen, wenn wir nicht nachweisen müßten, auf welche Weise das, was in Göttingen idyllischer Ton und Schilderung häuslicher Scenen gewesen war, als Schwärmerei nach Schwaben kam und durch den Siegwart in ganz Deutschland verbreitet ward. Man muß übrigens Siegwart, eine Klostergeschichte, welchen Roman Miller, der um 1775 von Göttingen nach Ulm zurückgekommen war, schon 1776 schrieb, von den spätern Romanen, die er fabrikmäßig auf den Kauf verfertigte, wohl unterscheiden. Zu diesen rechnen wir den Briefwechsel dreier akademischen Freunde, den Karl von Burgheim, die Emilie von Rosenau u. s. w. Der Siegwart verdankte allerdings das Glück, das er machte, und das Aufsehen, das er erregte, Werthers Leiden, doch würde man irren, wenn man ihn für eine Nachahmung dieser Dichtung ansehen wollte; er ging nur aus derselben Stimmung der Zeit mit dieser hervor, gehörte dabei aber mehr der göttinger elegischen Richtung an. Man konnte etwa sagen, der Siegwart sei elegische Idylle eines Dichters, der sich unter den göttinger Barden gebildet hatte.

Dieser Roman machte ein unbeschreibliches Aufsehen und selbst an den äußersten Enden Deutschlands, am Strande der Nordsee und an der Weser, also gerade in der größten Entfernung vom Schwabenlande, vernahmen wir in unserem Knabenalter das ausgelitten hast Du, ausgerungen u. s. w. Der Siegwart war allgemein verbreitet und paßte ganz zu der norddeutschen Idylle und zu der, durch Höltys und anderer Gedichie verbreiteten, schwermüthigen Stimmung. In Millers Gedichten, das heißt in seinen Idyllen, Elegien, Liedern, drückt sich dieselbe Richtung aus, welche wir im Siegwart wahrnehmen, und gerade die in diesen herrschende Stimmung der Zeit machte ja Millers Persönlichkeit einem Voß und andern Göttinger Freunden,, die von Melancholie und Schwärmerei nicht hören wollten, denen ein Kloster verhaßter war, als ein Gefängniß, so ungemein theuer und werth. Uebrigens

kann man, weil sich der Siegwart doch von den übrigen, von Miller fabrikmäßig gefertigten Romanen durch wesentliche Vorzüge unterscheidet, die deutschen Jünglinge und Frauen wegen ihrer Bewunderung desselben einigermaßen entschuldigen.

Miller hatte ja die Alten mit jenem edeln, nur reiner Menschenbildung nachstrebenden, von Gelehrtendünkel und von Handwerksgeist gleich entferntem Eifer gelesen, der das Leben des göttinger Bundes so vortheilhaft vom Treiben der Studenten unterschied; er hatte sich mit den alten schwäbischen Dichtern bekannt gemacht, dies gab ihm große Vorzüge vor andern Romanschreibern. Nur wenige Schriftsteller unter denen, die damals für das große Publikum schrieben, waren der reinen und edlern Umgangssprache mächtig, denn Nicolais Ton und Sprache war ganz platt und gemein, Wieland schrieb nie reines Deutsch, und beide waren lästig breit, Miller schrieb dagegen seinen Siegwart in gutem, fließenden, leichten Deutsch, anfangs nur in zwei Bändchen, erst als der Roman Leser gefunden hatte, zog er ihn ins Breite. Die Scenen des Romans sind durchaus idyllisch ausgemalt und Miller hat dabei die Lokalitäten seines Schwabenlandes benutzt, wie seine sassischen Freunde in ihren poetischen Idyllen die niedersächsischen nutzten. Miller verlor auch seinen durch den Siegwart erworbenen Ruhm gar bald, als er seinen Roman gleich einem gelehrten Commentar, den ein Philolog herausgibt, hernach unverständig vermehrte.

Miller selbst schildert uns die Quelle, aus welcher ihm und allen seinen Zeitgenossen die empfindelnde Richtung, die girrende Taubenliebe, die keine Leidenschaft, sondern ein Faseln ist, der weinerliche und melancholische Ton floß. Diese Quelle sind die Gedichte des damals über den Homer erhobenen oder neben ihn gestellten Klopstock, es sind die Gedichte der zahlreichen Liebessänger in Petrarchas Manier, die sich um Klopstock sammelten. Diese unterhielten sich über die gewöhnlichsten Dinge des gemeinen Lebens in dem Ton, in welchem im Siegwart von einem Bauernburschen geredet wird, der in ein Mädchen verliebt ist: „Wohl dem Jüngling, heißt es, dessen Seele sich allein durch das Band der Liebe fesseln läßt! Er und seine Freundin werden einst mit Semida und Cidli, mit Petrarcha und Laura,

mit Klopstock und seiner Meta unter Lebensbäumen wandeln und sich ihre Liebe in der Unterwelt erzählen." Aus dieser Stelle kann man zugleich auf den in dem Buche herrschenden Ton und auf den Ton der Leute schließen, von denen es so begierig gelesen ward. Die einzelnen dargestellten Scenen, so wie die ins Lächerliche getriebene Vergötterung Klopstocks sind ganz aus dem damaligen Leben entlehnt, wie wir aus den zahlreichen, jetzt gedruckten, Briefen jener Zeit sehen.

Die Prosa des Siegwart ist von Göthes Prose im Werther unterschieden, wie der Styl in Geßners Idyllen von dem in Rousseaus Heloise, denn ohne gerade poetische Prosa zu sein, gleicht er doch Versen ohne bestimmtes Metrum. Dabei ist Alles trübe und melancholisch, man hört nur von Kirchhof, Tod, Thränen. Das Alter ist dort ohne Reife, die Jugend hat keinen der Charaktere der Jugend; die Sinnlichkeit ist ihrer Natur ganz entgegen nicht auf Genießen, sondern auf Anschauen gerichtet. Läugnen kann man jedoch nicht, daß auch dies in vielen Gegenden wohlthätig wirkte, daß die moralische Bildung des Volks durch den vielgelesenen Roman gefördert, Sinn für Poesie geweckt und statt herrschender Rohheit Gefühle der Menschlichkeit verbreitet wurden. Im ganzen Buche wird Religiosität und Sittlichkeit gefördert und statt der alten Dogmatik und der Katechismuslehre, die bloß für das Gedächtniß waren, ein lebendiges Gefühl der Gegenwart der Gottheit im Gemüth und in der Natur untergeschoben. Weil wir den Siegwart als eine Art Erbauungsbuch betrachten und zugleich den ersten Theil besonders als eins der vorzüglichsten unter den vielen, damals für Kinder und für die reifere Jugend geschriebenen Bücher ansehen, so haben wir ihn der neuen Erziehungsliteratur vorausgeschickt, deren wir jetzt noch gedenken wollen.

Auch in den Schriften zum Unterricht oder zur Unterhaltung von Kindern, mit denen Deutschland seit Basedows Zeit überschwemmt ward, wird man mehr oder weniger von der Lebensansicht und Moral finden, welche im Siegwart gelehrt oder befolgt wird. Man erkennt darin überall den gutmüthigen Charakter der Nation; aber auch Kleinstädterei, Pedanterei und Neigung zum Predigen, statt zum Handeln. Einer der ersten Schriftsteller für Kinder und über Erziehung war Weisse, wir übergehen aber

seinen Kinderfreund, weil er sich nur auf Kindererziehung und auf das Verhältniß zu diesen beschränkte; da hingegen Campe das ganze Leben und dessen Verhältnisse in seinen Kreis zog. Campe verstand eben so gut als Kotzebue sich auf den Standpunkt der Leute zu stellen, die man Publikum nennt, das heißt, der sogenannten Aufgeklärten, der durch Romanenlesen und oberflächlichen Unterricht Gebildeten. Er war Prophet der Klasse von Lesern, welche zwar von einem Lichtenberg, Voß, Herder, Lessing, Göthe, so unendlich verschieden sonst dieser Männer Ansichten waren, verspottet oder doch verschmäht wurden, die sich aber hernach in großen Massen um Kotzebue drängten.

Campe hat freilich nichts Eignes oder Eigenthümliches ans Licht gebracht; allein er hat die allerverschiedensten Dinge unter der Masse des Volks verbreitet und dem Geschmack und Begriff der eigentlichen Bürgerklasse, die vom gelehrten Unterricht ausgeschlossen war, angepaßt. Am nützlichsten ist unstreitig unserer Nation seine Kinderbibliothek geworden, besonders nachdem er in späterer Zeit die Zahl der darin aufgenommenen Stücke bedeutend vermindert hatte, so daß jetzt nur die vorzüglichsten Proben der moralischen und erheiternden neuen Literatur der Deutschen, welche Kindern und jedem aus dem Volke verständlich und lesbar sind, darin vereinigt gefunden werden. Durch den Gebrauch dieser Sammlung beim Unterricht und im Leben wurden Sprache und Geschmack gereinigt, die Jugend gewann von Kindesbeinen an die vorzüglichsten Volksschriftsteller, die ihr vorher nur im gelehrten Unterricht bekannt wurden, gewissermaßen neben den Spielen der Kindheit fürs ganze Leben lieb. Campe's Sittenlehre für Kinder war ein völliger Mißgriff und hing mit der Manier der neuern Erzieher, den jugendlichen Geist immer nur auf die unmittelbar brauchbaren Kenntnisse hinzuleiten, zusammen. Diesen Mißgriff muß man damit entschuldigen, daß man vom Extrem des Mittelalters plötzlich zum Extrem des Modernen übergehen wollte oder mußte. Es bestand nämlich jene Sittenlehre für Kinder, die man an die Stelle der alten dogmatischen Katechismen setzen wollte, in einer falschen Anwendung von Schlossers Katechismus für das Landvolk auf den Kinderunterricht überhaupt. Campe und alle Weisen seiner und unserer Zeit, welche jedes

freie und ideelle Leben hassen oder lächerlich machen und den jugendlichen Geist durch Gedächtnißwerk oder auch durch Hinweisung auf äußere Vortheile unauflöslich an das Materielle binden, haben zugleich Recht und Unrecht, wenn sie das Kind und das Volk auf gleiche Weise unterrichten wollen. Sie haben Recht, in so fern Leben, Lebensweisheit, Fähigkeit des Begreifens höherer Dinge bei beiden eine gleiche Methode erfordert; sie haben Unrecht, weil die Menschenklassen, die in civilisirten Staaten Volk genannt werden, stillstehend, derjenige Theil der Jugend aber, der nicht zu diesen Klassen gehört, fortschreitend gedacht werden muß, und deßhalb am Anfange der Reise des Lebens Vieles einsammeln soll, was er erst in der Mitte derselben gebrauchen lernt. Campes Robinson, der jüngere, erinnert schon durch diesen Titel an die Geschichte des Alexander Selkirk, welche Daniel Defoe, der als politischer Schriftsteller und als Verfasser vielgelesener Romane seiner Zeit (1665—1731) in England sehr berühmt war, für seinen Robinson Crusoe benutzte, hinter welchem Campes Arbeit weit zurückbleibt. Campe war nicht einmal der Erste, welcher Defoes Arbeit für den Zweck benutzen wollte, den er wie Basedow und Rousseau im Auge hatte, nämlich den Menschen, der für das Leben und für die konventionellen Verhältnisse unserer Zeit bestimmt ist, wie den Naturmenschen zu erziehen. Schon Rousseau hatte in seinem Emil die Geschichte des ältern Robinson als dasjenige Buch angepriesen, wodurch man dem Zöglinge am besten anschaulich machen könne, welche Kenntnisse eigentlich allein nützlich und nöthig seien und wie man sie erwerben solle. Campe hätte bei seiner educatorischen Bearbeitung des alten Robinson nur manche Auswüchse oder Geschmacklosigkeiten und Unwahrscheinlichkeiten weglassen, die alte Geschichte durch seinen leichten, der Conversation der Gebildeten angepaßten Styl und durch eine reine und richtige Sprache, deren er durchaus mächtig war, in den Familienkreisen zum unterhaltenden Lesebuch machen sollen, dadurch würde er den nach der neuen Methode Erziehenden und Erzogenen viel genützt haben, er ging aber weiter. Was er hinzufügte, war albern und machte albern. Campes Robinson ward mit Recht, weil man kein passenderes in gutem Deutsch geschriebenes Buch hatte, ein allgemeines Lesebuch für Kinder. Diese

Geschichte und das von Campe hineingeschobene Edukationsgeschwätz erstickte die Poesie des Jugendlebens in demselben Jahrzehnt (1775—1785), als der Siegwart poetisch religiöse Träumerei und melancholisches Schwärmen in die Mode brachte.

Sobald Campes Robinson in den Händen aller Kinder der gebildeten Stände war, traten die biblischen Geschichten zurück. Es ward dadurch in den Familien neben der praktischen Prosa unserer kleinen Verhältnisse auch noch eine theoretische herrschend. Es erwuchs ein neues Geschlecht nur aufs Handgreifliche, Häusliche, unmittelbar im äußern Leben Nützliche bedacht, voll kindlicher Naseweisheit. Luthers Bibelübersetzung, die im festen Glauben und im Tone des sechszehnten Jahrhunderts erzählten Geschichten des Orients und die alterthümlichen Poesien regten, wenn sie auch den Verstand nicht schärften, mochte man sie nun verstehen oder nicht, doch die Phantasie an. Die Bibel gab wenigstens religiösen Schwung, die langweilige Moralpredigt des neuen Lesebuchs drückte die Seele nieder und drängte die zum Lernen trägen Knaben in Rousseaus Schule, wo der eigentliche Mensch nicht durch Fortschreiten und im Fortschreiten entsteht, sondern als Naturmensch vollkommen geboren wird. Von Campes Entdeckung von Amerika und von den castrirten und durchwässerten Reisebeschreibungen, die das Leben nicht so unmittelbar angehen und auch nie so verbreitet waren, als die andern genannten Bücher, darf hier nicht geredet werden. Auch Salzmanns seiner Zeit allgemein verbreitete Kinderbücher erwähnen wir nur im Vorbeigehen. Salzmann hält sich weislich ganz innerhalb des engen häuslichen Kreises und handelt nur von den bürgerlichen Verhältnissen des ganz gewöhnlichen täglichen Lebens. Sein Elementarwerk, welches in unserer Jugend die klassische Lectüre eines neuen Geschlechts nützlicher aber langweiliger Menschen war, schildert den bürgerlichen Kreis einer behaglich lebenden deutschen Familie mit aller Gemüthlichkeit, welche im deutschen Nationalcharakter liegt, legt aber zugleich Bedeutung auf Kleinigkeiten, als sollten ausdrücklich Pedanten und armselige Kleinigkeitskrämer gebildet werden. Daß alle Kindereien in dem Buche mit großer Wichtigkeit behandelt werden, hat seinen Grund darin, daß ein Publikum, welches Klopstock und den vergötterten Siegwart bewunderte,

jede Gelegenheit ergriff, Gefühle zu zeigen oder zu affectiren, die man für Tugend gelten ließ, wie bei der vorigen Generation Dogmatik, Beten und Singen und in die Kirche gehen für Religion galt. Dadurch wurden die Kleinigkeiten des häuslichen Lebens auf dieselbe Weise durch ein Buch wichtig gemacht, wie vornehme Grillen und Launen durch Jacobis Woldemar. Uebrigens gewann auf der andern Seite durch dieses Buch und durch ähnliche, nach seinem Muster geschriebene, das deutsche Leben an Klarheit. Die Jugend ward dadurch von blindem und unpraktischem Gedächtnißwerk zu einer lebendigen und thätigen Erkenntniß gebracht, denn das Buch war einfach, klar, herzlich geschrieben. Die Reisen der Salzmannschen Zöglinge waren weniger verbreitet, sind aber wie das Elementarwerk zu betrachten und haben mit diesem einerlei Zweck.

Höher als alle die genannten deutschen Educationsschriftsteller und ihre Bücher steht ohne allen Streit der Schweizer Pestalozzi, und sein nicht sowohl für Kinder als für's Volk geschriebener Volksroman. Pestalozzi's Lienhard und Gertrud, ein Buch für das Volk, steht zwar in Rücksicht der Reinheit des Styls und der grammatischen Richtigkeit der Sprache den erwähnten deutschen Büchern weit nach; dagegen ist es durch den darin herrschenden Charakter ächter Religiosität und durch die Darstellung des durch natürliches aber veredeltes Gefühl geleiteten Lebens einer Gemeinde der unter den drückendsten Verhältnissen Gott und sein Gebot ehrenden Seelen unübertrefflich. Das Buch würde noch mehr Werth haben, wenn der Verfasser es in seiner ursprünglichen Gestalt gelassen hätte, wie es blos auf dreihundert und siebenzig Seiten zu Berlin bei Decker erschienen war. Bei dieser ersten Auflage half eine sehr geschickte Hand dem Verfasser in Rücksicht auf Ausdruck und Sprache nach; später half Jemand, der das Wesen und den eigentlichen Charakter dieses unsterblichen, aus warmem Herzen, inniger Theilnahme am Schicksale der ärmsten Volksklassen und voller Ueberzeugung hervorgegangenen Werkes veränderte. Man machte das Buch zu einer Vorrathskammer der allerverschiedensten Lehren und Belehrungen, wodurch ihm sein Hauptvorzug, rasche Handlung und kurze Moral, geraubt und die im ersten Theile völlig beendigte Geschichte ins Breite gezogen ward. Die erste Auflage nämlich, die blos

aus dem nachherigen ersten Theil besteht, enthält die einfache Geschichte einer armen Bauernfamilie des Kantons Bern aus jener Zeit, wo die Junker von Bern noch Gutsherrschaften im deutschen Sinne des Wortes und zugleich Schützer und Wohlthäter ihrer Bauern waren. Diese einfache Geschichte wird auf eine solche Weise erzählt, daß nach und nach das ganze Dorf und alle Verhältnisse einer Dorfgemeinde, ihr Schulze, ihr Wirth, ihr Pfarrer, ihr Gutsherr, die verschiedenen Gemeindeglieder redend und handelnd eingeführt werden. Der Verfasser war durch seine innige Bekanntschaft mit der Lage, der Denkart und den Verhältnissen des Landvolks in den Stand gesetzt, in einer ganz einfachen Geschichte das Leben desselben künstlerisch darzustellen. Er versteht, in den Handlungen und Charakteren der verschiedenen auftretenden Personen die verschiedensten Wirkungen, sowohl die der ganz von Gewinnsucht beherrschten Gemeinheit und der grob sinnlichen Rohheit, als des dem Menschen angebornen, oder von ihm durch religiösen Unterricht erworbenen, feineren sittlichen Gefühls handgreiflich und augenscheinlich zu machen. Da alle Bewohner des Dorfs auf die Bühne gebracht werden, so gibt dies Gelegenheit, alle verschiedenen Abstufungen und Schattirungen der rohen Charaktere der blos auf äußern Vortheil erpichten Glieder der Gemeinde und der rechtlichen und religiösen Gesinnungen Anderer vors Auge zu bringen, und zugleich die Folgen der beiden entgegengesetzten dem Landvolk eignen Handlungsweisen anschaulich zu machen. Es herrscht zwar auch in diesem Buche die Sentimentalität des Jahrzehnts, in dem es geschrieben ward; wir haben es deshalb mit den andern sentimentalen Unterhaltungsbüchern verbunden, idealisirt ist aber Nichts darin und nur die Hauptfigur allein ist etwas zu stark gezeichnet. Dies mußte schon des Zwecks wegen geschehen; die andern Personen sind alle Bildnisse aus einem Kreise, den Pestalozzi lange und genau beobachtet hatte. Sowohl der Pfarrer als der Gutsherr sind aus dem damaligen Berner Leben genommen. Der Berner wie der Genfer Pfarrer hatte eine ganz andere Rolle in der Gesellschaft, als der gewöhnliche deutsche Dorfpfarrer, und die Berner Aristokraten, so stolz sie sonst waren, mußten schon aus Politik gegen den Landmann gütig und herablassend sein, obgleich wir keineswegs läugnen, daß sie es auch

aus Menschlichkeit waren, da man sie ja im Lande mit heiliger Scheu verehrte. Fremde Hülfe gebrauchte übrigens Pestalozzi nur für Richtigkeit oder Zierlichkeit des Ausdrucks und der Sprache, denn den herzlichen Volkston hatte er ganz in seiner Gewalt; er konnte daher sowohl die tragische und rührende Seite des niedern Lebens, als die burleske für seinen Zweck benutzen. Diesem Zweck würde es übrigens nicht geschadet haben, wenn eine große Anzahl der vorkommenden Flüche und Schwüre weggeblieben wäre.

Neben den angeführten sentimentalen Romanen und den Educationsschriften, die zum Theil schon eine Frucht der Speculation waren, welche Schriftsteller und Buchhändler auf die veränderte Erziehung und Lebensansicht gründeten, müssen wir noch kurz der Romanfabrikanten erwähnen, die sich des neuen Geschmacks bedienten, um berühmt zu werden oder Geld zu verdienen. Sie wurden fortan eine Pest des deutschen Lebens, das sie verflachten, da sie der ernsten und durchgreifenden Bildung einer Nation, die keine tonangebende Hauptstadt hatte, dadurch ein unüberwindliches Hinderniß entgegensetzten, daß sie sentimentale Geschichten oder wilde Sprünge von Einem zum Andern für Genialität oder für Dichtung verkauften. Diese Fabrikanten machten Bücher, wie Weiber und Gimpel sie wünschten, statt diese zu nöthigen, wenn sie lesen wollten, sich zu den Verfassern der Bücher zu erheben. Es wurden dann erst von den Romanschreibern die Väter und Mütter verbildet, hernach von den Verehrern Rousseaus und Basedows die Kinder verzogen. Wir berühren die Klasse Romanfabrikanten für Lesegesellschaften nur kurz und erwähnen der Kraftgenies, Humoristen und Romantiker gar nicht, weil wir nicht Geschichte der deutschen Dichtung schreiben. Wir würden aus eigner langer Erfahrung über den Einfluß der Modebücher auf den Ton der Familien des deutschen Mittelstandes viel berichten können, wenn wir nicht vorzögen, nur das Bekannte und Anerkannte für unsern Zweck zu gebrauchen.

Unter denen, die wir Romanfabrikanten nennen, verdienen unstreitig der Ulmer Miller und Johann Gottwerth Miller in Itzehoe den ersten Platz. Die Romane des Ersten haben wir oben angeführt, wo wir nur auch noch den Carl Ferdiner unter

den, nach dem Siegwart als Fabrikaten verfertigten, ziemlich langweiligen Unterhaltungsbüchern hätten nennen sollen. Der Zweite hatte wenigstens das Verdienst, daß er die norddeutschen Romanleser und Leserinnen vom Seufzen und Weinen zum Lachen führte. Johann Gottwerth Miller zeigte in seinem Siegfried von Lindenberg eine Gattung von komischem Talent, welches dem schlechten Ton der Gegenden, aus denen er seinen ersten Helden nahm, ganz angepaßt war, er zeigte aber doch zugleich auch noch einige Menschenkenntniß, wenn diese gleich auf pommersche, holsteinische, mecklenburger Landjunker, Pfarrer u. s. w. beschränkt war. Das Einzige, was in Beziehung auf deutsche Bildung, Ton und Geschmack jener Zeit als historisch merkwürdig über den Siegfried von Lindenberg aus unserer eigenen unmittelbaren Erfahrung aufbewahrt zu werden verdient, ist, daß ein Buch voll so schlechter, oft ganz gemein ausgedrückter Witze im platten Ton verfaßt, so großes Aufsehen erregen konnte, als es seiner Zeit wirklich erregt hat. Auch im ersten Theile der Geschichte der Herrn von Waldheim, welche ihrer Zeit ebenfalls Epoche machte, ist noch einiger Witz von geringem Caliber, seit der Zeit sank aber Miller völlig zu einem ermüdenden und langweiligen Vielschreiber herab.

Bretzner, Iffland, Jünger, Großmann dürfen wir nicht ganz mit Stillschweigen übergehen, weil sie Stücke verfertigten und aufführen ließen, in denen der Ton der Erziehung ihrer Zeit, die Art Moral, die Campe und Salzmann lehrten, die weichherzige Tugend ohne Kraft und die falsche Gefühlsamkeit der faden Romane in Handlung gebracht und bei der Aufführung vermittelst des Auges und Ohrs den Seelen eingeprägt ward. Diese Verfertiger der sogenannten rührenden Schauspiele nach Diderots Rezept kannten ihr durch Romane gebildetes Publikum und die Mittel, dieses Publikum in Rührung zu bringen, wie sie die Taktik der Bühne kannten; sie waren desjenigen Witzes, der die gewöhnlichen Gesellschaften oder auch die der Kaffeehäuser erheitert, völlig mächtig; sie leisteten daher wenigstens Etwas, welches ihre Nachahmer und Nachfolger nicht einmal erreichen konnten. Uebrigens bahnte Iffland, dessen Mündel im Jahre 1784 und dessen Jäger 1785 sehr großes Aufsehen erregten, nur dem Meister

in dieser Gattung, dem Manne, dessen Name in ganz Europa und außer Europa, im letzten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts und in den ersten fünfzehn Jahren des neunzehnten in aller Theaterfreunde Mund war, dem Herrn von Kotzebue, den Weg. Was man daher auch von diesem als Mensch und als Schriftsteller halten mag, als historische Erscheinung ist er wichtiger als hunderte von edlen Männern und wahrhaft großen Geistern, die nur von wenigen, die sie verstanden haben, im Stillen bewundert werden.

Kotzebues Wirksamkeit, seine mehrsten Schriften und sein Einfluß als Dramatiker auf das deutsche Publikum fällt über die Grenze hinaus, die wir der hier zu behandelnden Periode gesetzt haben; wir können daher nur der ersten Anfänge seiner Schriftstellerei erwähnen, welche noch in diesen Zeitraum fallen. Er begann um 1785 als sentimentaler Romanschreiber und glänzte gleich bei seinem ersten Auftreten durch dieselben Talente und Eigenschaften die ihn späterhin trotz der sich gegen seine Arbeiten sträubenden Aesthetik, trotz der ihn stets heftig tadelnden Kritik zum Lieblingsschriftsteller der Romanleser und Theaterfreunde gemacht haben. Die Leiden der Ortenbergischen Familie, war der Roman, mit dem er seine Laufbahn begann. Schon in diesem zeigt er dieselbe Gabe der Erfindung von Scenen und Verwickelungen und Rührungen, dieselbe Gefühlsamkeit, dieselbe nicht sehr erbauliche Moral, dieselbe Sorglosigkeit in Beziehung auf Sprache und Gedanken, welche die in den folgenden dreißig Jahren von ihm gefertigten Dramen und Geschichten aller Art zum Gegenstande der Bewunderung der großen Mehrheit des Publikums und zum Gegenstande des Hohns, Spotts und bittern Tadels einer geringen Minderzahl machten. Diese Minderzahl ward freilich zu ihrer Zeit nicht gehört, sie hat aber doch am Ende Recht behalten.

Salzmann schloß sich auch an die Romanfabrikanten seiner Zeit an, er schrieb den Carl von Carlsberg, oder über das menschliche Elend. Dies platte Fabrikat verkündigt seine Tendenz schon auf dem Tittelblatte. Weil noch so Vieles damals in Deutschland mangelhaft war, was die Zeit verbessert hat, so sollte man denken, das Buch könnte nützlich sein, um die

geselligen Zustände jener Zeit kennen zu lernen; aber auch dazu taugt es nicht. In den langen sechs Theilen werden so viele Armseligkeiten oder zufällige und locale unbedeutende Mängel als menschliches Elend aufgezählt, daß man sich schämen müßte, einen ernstlichen Gebrauch davon zu machen.

§. 5.

Lessing und Herder. Verständiges und Poetisches Christenthum. Lavater und Lichtenberg. Schwärmerei und Satyre.

Wir haben in den vorhergehenden Paragraphen die nach und nach in Deutschland erfolgte Besetzung der Lehrstühle der Universitäten mit freisinnigen und frei denkenden Lehrern der Staatsreligion, die gänzliche Veränderung der Erziehung in den höheren und mittleren Ständen und die Entstehung eines vom gelehrten Unterricht völlig geschiedenen bürgerlichen berichtet; wir gehen jetzt zu den Streitigkeiten über, die dadurch veranlaßt und zu den Nationalwerken, welche während dieses Streites geschrieben wurden. Es mußte schon aus dem Grunde unter den Protestanten Deutschlands eine völlige Veränderung der Literatur mit der Veränderung der hölzernen Dogmatik des siebenzehnten Jahrhunderts, die man jetzt wieder einführen will, verbunden sein, weil die Letztere mit einer besseren Erklärung der Poesie und der Geschichte des Orients, wie sie in den Quellen der christlichen Religionsgeschichte enthalten ist, verschwinden mußte. Wir müssen daher des Kampfes der Urheber der neuen Schrifterklärung und der darauf gegründeten Religionslehre hier erwähnen, weil er das neue Leben und die Bewegung erzeugte, welche aus vielen Ursachen der gegenwärtigen Generation so verhaßt sind, daß sie Unglauben und Rebellion nicht anders verhindern zu können glaubt, als wenn sie jede geistige Bewegung, wenn sie keinen materiellen Nutzen hat, völlig erstickt.

Man kann die Verbesserer des protestantischen Lehrbegriffs und der sich auf diesen beziehenden Literatur zur leichtern Uebersicht der Streitigkeiten darüber in drei Parteien theilen. Die Eine wollte alle Religion auf dürre Sittenlehre ohne alle Anregung der Phantasie und geistiger Empfindung zurückbringen; die Zweite

quälte sich zu beweisen, daß das Christenthum reiner Deismus und Verstandsreligion sei, und drehte an den Worten der Schrift gleich den Dogmatikern des Mittelalters, die ihren Scholasticismus als Schriftlehre erweisen wollten. Die dritte Partei wollte durch eine kritische und philosophische Sichtung der Glaubenslehren etwas herausbringen, das sie Urchristenthum nannte, so problematisch es auch ist, ob es je ein solches gegeben hat. Den letztern Weg hatte Semler betreten, Griesbach, Eichhorn, Paulus, Plank, Spittler folgten Semlers Spuren, wenngleich in ganz verschiedenen und hie und da sogar entgegengesetzten Richtungen. Für den reinen Deismus kämpfte Eberhardt seit er in Halle lehrte, und seine Apologie des Sokrates, worin seine Ansicht des Christenthums und seiner Lehren ausgesprochen war, befand sich in den Händen aller Gebildeten. Trocknes und mitunter plattes und langweiliges Moralisiren setzten Campe, Salzmann, Nikolai und alle damaligen aufs Praktische allein bedachten Reformatoren der Erziehung an die Stelle der alten Dogmatik. Wie ungenügend diese dem neuen Geschlechte schien, zugleich aber, wie wenig die alte Dogmatik, die alte Methode ferner ausreichen konnte, sieht man am besten daraus, daß auch sogar der gottlose Bahrdt für seine die Poesie des N. T. profanirende Prosa und für eine Moralpredigt, der sein ganzer Wandel widersprach, ein zahlreiches Publikum fand. Bahrdts schnell hintereinander in drei Auflagen verbreitetes N. T. haben wir oben erwähnt, was seine Moral für den Bürgerstand angeht, so gilt sie selbst unter denen, die den Verfasser verabscheuten, für das beste Buch, das aus seiner Fabrik hervorgegangen sei.

Ein einziger Mann unter den Reformatoren der deutschen Literatur und neben Göthe ohne allen Streit der Größte unter ihnen, wenn er gleich nicht wie Göthe im eigentlichen Sinn für das große Publikum schrieb, Gotthold Ephraim Lessing, der sich nach den im vorigen Bande erwähnten Arbeiten auch der religiösen Bildung unseres Volks annehmen wollte, trat mit Entschiedenheit allen drei angeführten Arten von Aufklärerei entgegen. Sonderbar genug ist es und charakteristisch für die Blindheit der Zeloten aller Zeiten, daß er wegen seiner verständigen Lehren ärger angefeindet wurde als die kühnsten Neuerer wegen ihrer

frevelnden Kühnheit. Er fand es eben so thöricht, daß die Häupter der drei angeführten Schulen des Rationalismus, wie man jetzt sagt, der christlichen Religion eine ganz andere, von ihnen herausgekünstelte unterschieben wollten, als daß die stumpfen, dogmatischen Gedächtnißmänner keinen Fortschritt, kein Licht, keine Accommodation der Lehre an ein Bedürfniß der Zeit zulassen wollten, wie doch selbst die alte Kirche bis auf das tridentinische Concilium gethan hatte. Er wollte sich in die Mitte stellen und hatte das Schicksal, welches diejenigen zu haben pflegen, die sich als Ruhestifter in Schlägereien mischen und zwischen die Kämpfer treten. Wenn man ihm nicht in den Weg getreten wäre, so hätte er die Theologie, wovon Niemand mehr hören wollte, wieder anziehend gemacht, denn er hatte schon durch seinen Berengarius von Tours gezeigt, daß er die seltene Kunst besitze, theologische Materien so zu behandeln, daß Jedermann Antheil daran nehme, als wenn es Gegenstände der allgemeinen Literatur seien.

Lessing hatte Spinozas und Leibnitz Schriften und auch den Aristoteles zu gut studirt, um nicht für die Scholastiker und für die Consequenz des von ihnen geschaffenen dogmatischen Systems große Achtung zu haben. Er sah sehr gut ein, wie gut man die Lehre von der Dreieinigkeit und andere ähnliche philosophisch gebrauchen könne, und wie unhaltbar alles das sei, was die Neuerer an die Stelle des alten consequenten Systems setzen wollten. Lessing nahm sich daher auch anfangs der alten philosophischen Dogmatik gegen die deistische Flachheit geistreich an, später machte er die blinden Zeloten durch derbe Winke aufmerksam, wie leicht es sei, ihren Uebermuth zu demüthigen. Beides that er zuerst als Dolmetscher Anderer, wobei er sich das Ansehen gab, als wenn er nur die Pflicht eines Bibliothekars erfülle. Es schien, als wenn er nur die ihm anvertrauten Schätze von Handschriften der ganzen Nation mittheilen wolle; aber er benutzte eigentlich nur diese Gelegenheit, um der Flachheit der sogenannten Deisten zu steuern und zugleich um bei der Behandlung eine trockne philosophische Materie zu beleben, und die Kraft und den Adel unserer Sprache, die er neu schaffen half, und seine unübertreffliche Kunst, sich derselben zu bedienen, ans Licht zu bringen.

Die Sache der Rechtgläubigen vertheidigte Lessing, als er Leibnitzens, unter den Handschriften der Wolfenbüttler Bibliothek gefundenen Entwurf einer Vorrede zu einer Schrift zur Vertheidigung der Ewigkeit der Höllenstrafen, auf zwei Seiten drucken ließ. Er benutzte auch diese Gelegenheit, um seine Meinung über den Lärm der Neuerer vorzutragen. Den in den Beiträgen zur Literatur aus der Wolfenbüttler Bibliothek abgedruckten wenigen Blättern von Leibnitz fügte nämlich Lessing eine kurze, also nicht in der langweiligen Methode der Popularphilosophen geschriebene Abhandlung bei. In derselben bewies er einleuchtend, daß die dogmatische Lehre der Scholastiker über die nothwendigen Folgen der Sünde consequenter und philosophischer sei, als die damals allgemein gepriesene Theorie, welche Eberhardt in seiner Apologie des Sokrates aufgestellt hatte. In eben den Beiträgen ließ er zu Gunsten der scholastischen Lehre eine andere Schrift abdrucken, welcher ebenfalls ein Aufsatz von wenigen Blättern von Leibnitz zum Text diente. In dieser Schrift war von der Dreieinigkeit die Rede, und, ohne daß es gleichwohl darin ausgesprochen wurde, richtete sich Lessing darin gegen eine andere Klasse von Neuerern, gegen die Semler, die Jünger der Berliner Schule, besonders aber gegen die damals noch herrschende Wolfsche Schule. Alle diese Leute und unter ihnen auch der in jener Zeit als Muster philosophischer Theologen und zierlicher deutschen Schriftsteller geltende Abt Jerusalem in Braunschweig wollten aus dem alten Glauben eine Vernunftreligion machen, und Einiges in dem bewunderungswürdig consequenten und in allen seinen Theilen innig verbundenen System aufgeben, um hernach alles Uebrige nach Wolfscher Art mathematisch demonstriren zu können. Gegen ein solches Verfahren der Leute, die nach Wolfs und Baumgartens Manier den geistreichen Leibnitz in dicken Quartanten für die Schule und ihr System theologisch ausmünzten, waren beide Schriften gerichtet.

In diesen beiden ganz kleinen Schriften (auf die Masse kommt es bei dergleichen nicht an) zeigte Lessing klar und populär, daß Leibnitz viel verständiger verfahren sei, als alle die neuen Vernunfttheologen, die sich gleichwohl christliche Theologen nannten. Leibnitz habe, möge er nun an alle die Dogmen des Systems

geglaubt haben oder nicht, denn darauf komme hiebei gar nichts an, weil das eine ihn persönlich angehende Sache sei, nur Möglichkeit und Consequenz des ganzen alten Systems nachzuweisen gesucht; es sei ihm aber nicht in den Sinn gekommen, den wahren Glauben durch seine Demonstration in den Seelen entzünden zu wollen, weil ja der wahre Glaube dem von ihm vertheidigten System zufolge blos eine Wirkung des heiligen Geistes sein könne, dem es auch Leibnitz überlassen habe, ihn in den Seelen zu erzeugen. Dies drückt er in der ihm eignen witzigen Manier in der zweiten Schrift §. XI. mit folgenden Worten aus: „Genug, sagt er, Leibnitz fuhr fort, darüber zu denken, wie er in seiner Jugend war gelehrt worden. Nämlich, daß es zweierlei Gründe für die Wahrheit unserer Religion gebe, menschliche und göttliche, wie es die Compendien ausdrücken; das ist, wie er es gegen einen Franzosen ausdrückte, der unsere theologischen Compendien ohne Zweifel nicht viel gelesen hatte, erklärbare und unerklärbare, deren erstere, die erklärbaren oder die menschlichen, auf alle Weise unter der Ueberzeugung bleiben, welche Ueberzeugung oder deren Complement einzig und allein durch die andern, oder die unerklärbaren, bewirkt wird."

Dieser Unterscheidung fügt Lessing eine eben so feine als bittere Ironie gegen die zu seiner Zeit ungemein zahlreichen unberufenen und seichten theologischen Vernünftler und Erklärer göttlicher Geheimnisse hinzu: „Diese seine altväterische Meinung, fährt er fort, müssen die Leute Leibnitz verzeihen. Denn, wie konnte er voraussehen, daß sie nun bald am längsten wahr gewesen sein würde, und daß Männer aufstehen würden, die ohne sich viel bei jener Streitfrage aufzuhalten, sogleich Hand ans Werk legen und alle erklärbaren, aber bisher unzulänglichen Gründe zu einer Bündigkeit und Stärke erheben würden, wovon er gar keinen Begriff hatte?" Lessing war überhaupt, so wenig als Göthe und Jacobi (der Letztere freilich aus ganz andern Gründen als die beiden Ersten), den damaligen Schöpfern einer sogenannten moralischen, d. h. durchaus prosaischen Religion gewogen. Lessing war den platten Moralisten oder, wie man sie jetzt schimpft, Rationalisten, die eine neue, aller Poesie, aller Symbolik, jedes Anthropomorphismus beraubte Volks- und Staatsreligion

(denn davon ist immer nur die Rede, das andere ist Sache des Kämmerleins) machen wollten, viel abgeneigter, als den Zeloten für das Alte, die er nur bedauerte. Die Letztern waren selbst schuld, daß er sich gegen sie richtete, weil sie sich herausnahmen, mit einem großen und denkenden Mann umzugehen wie mit ihren Beichtkindern. Göze, Ziegra und die andern Mitarbeiter an den der Hamburger Zeitung beigefügten gelehrten Nachrichten, die man, der Qualität des Papiers und des Inhalts wegen, nur die schwarzen Zeitungen zu nennen pflegte, machten es ihm endlich zu arg. Er ward, wie in unserer Zeit gar mancher Freund des Friedens und der Mäßigung durch religiöse und politische Zeloten genöthigt wird, das alte System wüthend anzugreifen, durch die Vertheidiger der politischen Religion genöthigt, in Verbindung mit seinem Freunde, dem edeln und gelehrten Reimarus, gegen die lutherischen Inquisitoren ins Feld zu ziehen.

In unserm Jahrhundert ist nämlich der Verfasser der Wolfenbüttler Fragmente allgemein bekannt geworden, dessen Name im vorigen Geheimniß geblieben war, obgleich aus einem jetzt gedruckten Briefe Hamanns hervorgeht, daß dieser ihn schon im Nov. 1778 kannte und an Herder schrieb, Reimarus sei Verfasser der sogenannten Wolfenbüttler Fragmente, zu denen er sich freilich nie bekannt hat. Reimarus mußte sich in Hamburg ein fanatisches Lutherthum gefallen lassen, mußte die Gedächtnißreligion, den mechanischen Gottesdienst, die Unduldsamkeit und Herrschsucht der Pastoren ertragen, sein Unwille über sie machte ihn endlich auch sogar gegen das Christenthum ungerecht; er schrieb daher ganz im Stillen ein gelehrtes Buch gegen dasselbe. Als Arzt, als Naturforscher, als gelehrter Kenner und Forscher der Alten, der Ursprache des A. u. N. T. mächtig, durch Philosophie ausgezeichnet, war Reimarus im Stillen furchtbarer Feind der unvernünftigen Zeloten und ihrer hölzernen Dogmatik. Er war dabei aber als ein vortrefflicher, christlicher Mann anerkannt und wollte nicht in der öffentlichen Meinung zum Bahrdt werden, legte also seine gelehrten Versuche gegen die Urkunden des Christenthums blos insgeheim schriftlich nieder. Er, der Alles kannte, was je für und gegen das Christenthum geschrieben war, arbeitete im Stillen eine Schrift aus, die, als Lessing plötzlich Stücke da-

von ins Publikum warf, alle Theologen in Verlegenheit brachte, weil sich in der ganzen ungeheuern apologetischen Rüstkammer keine Waffen dagegen vorfanden, so lange man noch keine neue geschmiedet hatte. In den sogenannten Fragmenten, deren Verfasser im vorigen Jahrhundert auf dieselbe Weise unbekannt blieb, als der Verfasser von Junius Briefen bis auf den heutigen Tag, ward gründlich und gelehrt gegen die Wahrheit und gegen die Reinheit der Moral des Christenthums gestritten. Der Kampf ward mit Waffen geführt, welche Reimarus aus denselben Arsenalen holte, aus denen diejenigen entlehnt waren, mit welchen die unzähligen Apologeten seit Origines für das Christenthum gekämpft hatten.

Ein Abschnitt dieser Fragmente lag auf der Wolfenbüttler Bibliothek, auch waren davon insgeheim Abschriften, die, wie das zu sein pflegt, durch Einschiebsel häßlich entstellt wurden, in Umlauf; Lessing kam daher auf den Einfall, Stücke derselben in seinen Beiträgen zur Literatur aus der wolfenbüttler Bibliothek drucken zu lassen. Seine Absicht war, die in der ganzen deutschen Literatur herrschende Bewegung und das geistige Fortschreiten der Nation, welches er fast in allen Zweigen der Wissenschaft, Kunst und Poesie anregte und mächtig förderte, auch in der Theologie neu zu wecken. Er störte dadurch plötzlich auf eine höchst unangenehme Weise den Schlummer der auf ihren apologetischen Lorbeeren sanft ruhenden Theologen, die ihm das ungemein übel nahmen, obgleich er, als er das erste Fragment drucken ließ, betheuerte, er wolle durch die Bekanntmachung desselben zwar Wissenschaft, Streben und Forschen fördern, im Uebrigen sei er aber weit entfernt, mit dem Verfasser des Fragments übereinzustimmen. Die Handschrift, aus welcher er das Fragment nahm, war nicht für das Volk bestimmt, dem der Inhalt nur schädlich sein konnte, auch ließ Lessing das erste, vorsichtig ausgewählte Fragment in den nur einigen wenigen Klassen von Gelehrten bekannten Beiträgen u. s. w. abdrucken. Göze und andere armselige Zeloten waren diejenigen, welche den Prozeß darüber vors Volk brachten, wodurch sie freilich Lessing nöthigten, eine Sache des deutschen Volks und seiner Literatur daraus zu machen und die Zeloten zu zermalmen. Es ward also, auf ähnliche Weise, wie zur Zeit der Reformation aus Luthers Streit mit Eck und Emser, aus dem

Streit zwischen Lessing und Göze ein Kampf des Lichts mit der Finsterniß.

Wie ihn einmal die blinden Eifrer heftig angegriffen und für eine fremde Arbeit verantwortlich gemacht hatten, vertheidigte freilich Lessing die Sache der Freiheit des Denkens und Forschens bitter und heftig. Lessing ließ, wie Luther, seitdem er den Kampf mit den Orthodoxen begonnen hatte, zermalmende fliegende Blätter ausgehen, die so ganz in Luthers Manier und mit der ganzen Kraft seines Styls und seiner Sprache geschrieben sind, daß wir ihnen nothwendig einen Platz in der Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts geben müssen. Der Streit ist vergessen, Lessings fliegende Blätter aber werden hoffentlich so lange von unserer Nation gelesen werden, als kräftige deutsche Sprache und deutscher, kräftiger Geist unter uns geachtet sein werden, und wer sollte nicht wünschen, daß dies ewig so sein möge? Im ersten Fragment (im dritten Beitrage 1774) war nur von Duldung die Rede, hernach folgten die Fragmente von Verschreiung der Vernunft auf den Kanzeln, von der Unmöglichkeit einer Offenbarung, welche von allen Menschen auf eine genügende Art geglaubt werden kann. In diesem letzten Fragment geht freilich Lessings Ungenannter, für dessen Kühnheit man ihn verantwortlich machte, mit den Aposteln, besonders mit Paulus, schon recht übel um; jedermann mußte aber doch sehen, daß gerade hier Lessing, der ja seinen Spinoza sehr werth hielt, nicht mit Reimarus einstimmig sein könne. Nachher ward das Fragment gegen den wunderbaren Durchzug der Kinder Israel durch das rothe Meer und etwas später der Beweis, daß das alte Testament nicht geschrieben worden sei, um eine Religion zu offenbaren, in den Beiträgen gedruckt.

Schon wegen Herausgabe dieser Stücke ward Lessing von allen Seiten her angefeindet, und doch betrafen sie eigentlich nicht die christliche Religion. Als aber im 4. Beitrag (1777) das Fragment erschien, welches diese geradezu und ohne Schonung angriff, gerieth darüber Alles in Aufruhr. Zwar waren die alten Herrn auf Spott und Hohn gefaßt, es erbitterte sie aber, daß sie auf gewaltige gründliche Angriffe doch nicht bloß mit Schimpfen antworten durften. Der Angriff, der in dem erwähnten Fragment über die Auferstehungsgeschichte Christi auf die evan=

gelische Geschichte gemacht wurde, war zwar bitter und ungerecht; allein das ärgerte die armen Theologen, die Jahr aus Jahr ein in Büchern, auf den Kanzeln und Kathedern dasselbe Lied abzuleiern gewohnt waren, weniger, als daß ihre Weisheit und Gelehrsamkeit gegen Reimarus nicht ausreichte. Dadurch wurden sie schier in Verzweiflung gebracht. Dies Fragment ist unstreitig das Bedeutendste von dem, was bis dahin je gegen die Geschichten des N. T. vorgebracht war; denn der Verfasser streitet nicht mit den stumpfen Waffen der englischen und französischen Deisten, nicht mit dem Hohn und Spott der Pariser Akademiker und Encyklopädisten, sondern er erscheint in der vollen Rüstung eines gelehrten deutschen Exegeten und ausgerüstet mit der Bildung gründlicher deutscher Gelehrsamkeit. Das fühlten die armen Theologen Deutschlands, vom ehrwürdigen, aber unsäglich schwerfälligen Semler und vom eleganten Abt Jerusalem an bis zum Zionswächter Melchior Göze und seinem Mitstreiter in Gott, dem Subconrector Behn in Lübeck.

Die Geschichte des endlosen und heftigen Federkriegs, der über dies Fragment geführt ward, gehört in diese Geschichte der geistigen Wiedergeburt Deutschlands zwar nicht, sie bleibt der Kirchengeschichte überlassen; wir wollen indessen doch hier so viel davon erwähnen als nöthig ist, um den Anlaß der Schriftchen zu bezeichnen, welche Lessing in der Sache schrieb. Diese Flugschriften Lessings bezeichnen ihn als den größten Redner in der besten Gattung Beredsamkeit, in derjenigen, welche ohne Deklamation und Wortschwall nur mit siegender Dialektik und gedrängten Gründen streitet. Die Streitschriften Lessings gegen den Hamburger Pastor sind unstreitig das Vollendetste, was unsere Sprache in der Art leisten kann; sie versetzten der alten Dogmatik den Todesstoß, ohne daß darum Lessing, gleich seinem damals ungenannten Freunde, die Rücksichten verletzt hätte, die jeder gebildete und denkende Mann für die christliche Religion und für ihre Geschichte haben wird und haben muß. In dieser Beziehung erinnern wir daran, daß Lessing schon vorher jedem von ihm bekannt gemachten Fragment Anmerkungen beigefügt hatte, woraus nicht allein hervorging, daß er durchaus nicht der Meinung des Ungenannten sei, sondern worin auch das Beste von dem enthalten war,

was zur Widerlegung des Fragmentisten vorgebracht werden konnte. Dieses Alles fruchtete aber nichts, das machte Lessing endlich ernstlich böse.

Von allen Seiten angegriffen und verschmäht und von der Orthodoxie auch sogar durch die von ihr aufgehetzte Staatspolizei verfolgt, gab Lessing erst zuletzt ein Fragment heraus, welches Reimarus wohl nur schrieb, um die verstockten Zeloten durch einen übertriebenen Scherz zu ärgern und zur Verzweiflung zu bringen. Lessing nach seiner Ansicht der Staatsreligion stimmte mit demselben im Ganzen gewiß eben so wenig überein als Pastor Göze in Hamburg. Dies Fragment bildet ein eignes Buch unter dem Titel: Von dem Zweck Jesu und seiner Jünger, noch ein Fragment des Wolfenbüttler Ungenannten (1778. 276 S. 8). Diese Schrift ist im Grunde viel leichter zu widerlegen als das Fragment gegen die Auferstehungsgeschichte, weil es Beschuldigungen und Anklagen vorbringt, da hingegen das andere Fragment nur Thatsachen bestreitet. Wer anders als ein Ungenannter würde wagen, dem Stifter der reinsten aller Volksreligionen, dem Prediger der Lehre einer allgemeinen Menschenliebe, welche der Sittlichkeit unter allen vorgeblichen Offenbarungen Gottes am nützlichsten geworden ist, dem Propheten, der von jeder weltlichen Leidenschaft und Begierde rein war, oder auch seinen ersten Schülern, die selbst arm, nur den Armen predigten, offenbare Gaunerei und Betrügerei vorzuwerfen? Man wird indessen aus dem Folgenden sehen, daß Lessing erst dann die Theologen durch den Druck dieses Stücks ärgerte, als sie ihn aufs schändlichste geschmäht und verfolgt hatten. Die wüthenden und blinden Anhänger des Alten wollten von keiner Philosophie hören, keinen Rath annehmen, keinen Satz aufgeben, sie sagten von ihrer hölzernen Dogmatik, was der Jesuitengeneral von seinem Orden sagte (sit, ut est, aut non sit). Sie erfuhren, was früher oder später alle blinden und tollen Verfechter des Veralteten werden erfahren müssen, und was auch die Zeloten unserer Zeit erfahren werden, daß sich früh oder spät eine himmelstürmende Partei erhebt, und daß sich die Gemäßigten dieser anschließen, um nicht genöthigt zu sein, sich gleich den zahlreichen Augendienern und Heuchlern, zu allem alten Wuste zu bekennen, sobald er neu aufgestutzt wird.

Was den mit großer Erbitterung geführten Streit der gesammten polemischen Theologen Deutschlands mit Lessing angeht, so erwähnen wir Lessings Schriften gegen die Obskuranten und Zänker nur als Meisterwerke des Styls und der Sprache. Wir haben es nur mit dem Verhältnisse derselben zum Geiste der Zeit, zum Zustande der Bildung des achten Jahrzehnts und zum Fortschreiten aller Zweige der Literatur zu thun; wir können daher alle Schriften, sowohl großer als kleiner Theologen übergehen, die nicht mit einer der meisterhaften Flugschriften Lessings in Verbindung stehen. Unter den Ersten, welche gegen Lessing in den Kampf zogen, war der Direktor Schumann in Hannover. Dieser berief sich in seiner Streitschrift gegen das letzte Fragment auf einen Beweis, der zu Origines Zeiten recht gut sein mochte, den er aber einfältiger Weise für unsere Zeiten aus Origines entlehnte. Diesen Beweis nennt Lessing in seiner Abfertigung von Schumanns Gewäsch den Beweis des Geistes und der Kraft. Lessing behandelte in seiner Antwort (Ueber den Beweis des Geistes und der Kraft 1777) diesen von dem Kirchenvater entlehnten Beweis mit Recht sehr spöttisch. Er sagt nämlich unter andern: Wenn man auch zugebe, daß die Nachrichten von erfüllten Weissagungen und geschehenen Wundern, worauf sich Origines und Schumann mit ihm berufen, so zuverlässig seien, als historische Wahrheiten nur immer sein könnten, so könnten doch zufällige Geschichtswahrheiten nie ein Beweis nothwendiger Vernunftwahrheiten sein. Schumann ließ es, wie sich von Leuten dieser Art von selbst versteht, an einer Erwiderung auf Lessings Schrift nicht fehlen; dies veranlaßte Lessing zur Abfassung des vortrefflichen Dialogs über Christenthum, als reine Lehre ewiger Liebe, den er das Testament Johannes betitelte. In diesem führt er sich und Schumann redend ein, und erzählt, daß der sterbende Johannes seinen Jüngern erklärt habe, es bestehe die freudige Botschaft, die Christus den Menschen vom Himmel gebracht (Evangelium), nur in der Verkündigung des Geheimnisses der Liebe, welche die Bekenner des Christenthums unter sich und also auch mit Gott innig verbinde. Auf andere Weise sagt Lessing dies weiter unten, wenn er behauptet, die einzig wahrhaft christliche Predigt sei die, daß es unendlich viel schwerer

sei, ein ganzes langes Leben hindurch christliche Liebe gegen Freund und Feind zu üben, als Dogmatik zu lernen und das Gelernte blind zu glauben. Um dramatisch anschaulich zu machen, auf welche Weise Zeloten gegen diese Lehre der Liebe Worte und Sprüche der Bibel für ihr Publikum zu Gunsten ihrer Unduldsamkeit zu gebrauchen pflegen, läßt Lessing seinen Gegner am Ende mit dem bekannten Spruch antworten: Wer nicht für mich ist, der ist wider mich, darauf erwiedert er dann bitter: Ja, allerdings. Das bringt mich zum Stillschweigen. — O! Sie allein sind ein wahrer Christ. — Und belesen in der Schrift wie der Teufel.

Daß Lessing keineswegs revolutioniren, sondern daß er nur verbessern und dem entstellten und mißbrauchten, von allen Parteien verkannten, wahrhaftigen Christenthum nicht bloß gegen Heuchler und Zeloten, sondern auch gegen überkluge Rationalisten und frevelnde Spötter wieder zu seinem damals ziemlich verlornen Ansehn bei denkenden Menschen helfen wollte, bewies er mitten in diesem Streite mit den Theologen. Er schrieb nämlich jetzt in Beziehung auf die Geschichten des N. T. den zweiten Theil seiner Schrift von der Erziehung des Menschengeschlechts. Beide Theile zusammen enthalten die protestantische Ansicht der Wirkung und Erscheinung Gottes in den Begebenheiten der Weltgeschichte, wie Bossuets Predigt (discours) über Universalgeschichte die papistische. Er hatte in dem ersten Theile bewiesen, daß das A. T. nicht die letzten Offenbarungen Gottes enthalte, sondern nur eine Vorschule sei, womit die Erziehung des Menschengeschlechts begonnen habe. Es enthalte also nach seiner Meinung das N. T. die den verschiedenen Zuständen der Menschheit bis auf Christum angepaßten Lehren und Geschichten. Dies wird im zweiten Theile seiner Erziehung des Menschengeschlechts auf die Zeiten nach Christo angewendet. Er führt im zweiten Theile seiner Schrift durch, auf welche Weise Gott, als der Glanz seiner den Juden bildlich verkündeten Lehre durch die eitle Weisheit der jüdischen Dogmatiker und Ceremonialisten beinahe erstickt und menschlisch geworden war, durch Christum diese seine göttliche Lehre in ihrem alten Lichte wiederum unter den Menschen leuchten ließ.

Wir wollen, um die Art, wie Lessing die Bibel betrachtet näher zu bezeichnen, eine Stelle des zweiten Theils der Schrift über die Erziehung des Menschengeschlechts hier einrücken: „Jedes Elementarbuch, sagt er, ist nur für ein gewisses Alter. Das ihm entwachsene Kind länger, als die Meinung gewesen, dabei verweilen zu lassen, ist schädlich. — — Das gibt dem Kinde einen kleinlichen, schiefen, spitzfindigen Verstand: das macht es abergläubisch, geheimnißreich, voll Verachtung gegen alles Faßliche und Leichte. Die nämliche Weise, wie die Rabbinen ihre Bücher behandelten! Der nämliche Charakter, den sie dem Geiste ihres Volks dadurch ertheilten! Ein besserer Pädagog muß kommen und dem Kinde das erschöpfte Elementarbuch aus den Händen reißen. — — Christus kam." Dieser Text wird hernach von Lessing in seiner meisterhaften Weise in einer Sprache durchgeführt, die ein Deutscher nicht oft genug lesen (manu diurna nocturnaque versare) kann, wenn er lernen will, was seine Muttersprache vermag; aber dafür hatten die Zeloten keinen Sinn; sie tobten fort. Das tolle Treiben der mit dem Gedächtniß und dem Munde und der Feder frommen Katechismusgelehrten weckte den Unwillen Lessings über ihren Unverstand und über das Mißverstehen seiner Erklärungen und rief jene furchtbaren Flugschriften hervor, welche dann freilich gleich Blitzen das alte von seinen Wächtern durch Schimpfen, Schelten, Verfluchen schlecht bewahrte Zion vollends in Flammen setzten.

Die erste Invective erging gegen den Wolfenbüttler Superintendenten Reß, den Lessing spöttisch seinen Nachbar nennt, und dessen gegen den Angriff des Ungenannten auf die Auferstehungsgeschichte gerichtete Vertheidigungsschrift er schon auf dem Titelblatte seiner Gegenschrift verächtlich abfertigt. Statt nämlich diese seine Gegenschrift eine Replik zu nennen, betitelt er sie Duplik, als wenn er und die Apostel der angegriffene Theil wären. Die Heftigkeit dieser Schrift gegen einen alten einfältigen Mann würde den ruhigen Leser befremden und vielleicht beleidigen müssen, wenn nicht eine Stelle der Schrift, welche wir ausheben wollen, deutlich zeigte, daß Lessing fühlte, was tausende von Deutschen gefühlt haben, aber Keiner so lebendig als Lessing. Er empfand nämlich schmerzlich, daß die deutsche Verfassung jede freie Aeuſ-

serung der Meinung in allen bürgerlichen Angelegenheiten unmöglich mache; er glaubte daher, daß jeder Deutsche desto heftiger die Freiheit des Denkens und Schreibens in religiösen und wissenschaftlichen Dingen behaupten und den Gegner derselben als den Feind der Menschheit befehden müsse. Außerdem aber fühlte Lessing, was jeder denkende Mann mit ihm fühlt, daß des Menschen Wesen nicht, wie der alte Superintendent meinte, im Wissen oder im Glauben des Erlernten, sondern im Streben und Ringen nach Erkenntniß, folglich nicht im Haben und Festhalten der Weisheit, sondern im Suchen derselben und im Forschen bestehe. Dies spricht Lessing in dieser Schrift ganz vortrefflich aus, wenn er sagt: Wenn Gott in seiner Rechten alle Wahrheit, in seiner Linken den immer regen Trieb nach Wahrheit, obschon mit dem Zusatze, mich immer und ewig zu irren, verschlossen hielte und spräche zu mir, wähle! Ich fiele mit Demuth in seine Linke und spräche: Vater gib! Die reine Wahrheit ist ja nur für dich allein! — Der Hauptkampf war indessen mit Göze in Hamburg, und die gegen diesen geschriebenen Flugschriften verdienen den ersten Platz unter den Meisterwerken dieser Gattung. Zu diesen rechnen wir Luthers heftige Streitschriften (nur sind diese zu sehr voll eigentlicher Grobheit, Gemeinheit und hie und da pöbelhaften Schmutzes); zu diesen zählen wir Demosthenes Reden gegen Philippus, und Ciceros Reden gegen Catilina, besonders aber, weil sie näher mit Lessings Manier verwandt sind, Junius Briefe und Rousseaus Brief an den Erzbischof von Paris, Christophe von Beaumont.

Durch Lessings unsterbliche Schriftchen gegen ihn hat auch Göze unverdienterweise die Unsterblichkeit erlangt. Er hatte nämlich in den berüchtigten schwarzen Zeitungen oder Hamburger freiwilligen Beiträgen zu den Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrsamkeit (Nr. 55 bis 63 des Jahrs 1778) nicht sowohl den Fragmentisten angegriffen, als Lessing wegen der Art, wie er diesen zu widerlegen suchte, furchtbar und gleich einem Großinquisitor geschmäht. Welchen Ton er dabei annahm, wird man aus seinen eigenen Worten lernen. „Er habe, sagt er, Lessings beigefügte, dem Fragmentisten entgegengesetzte Antithesen mit viel größerer Betrübniß gelesen, als die Fragmente des gegen unsere allerheiligste

Religion so feindlich gesinnten, so grob, so frech lästernden Verfassers." Nicht zufrieden, diese Angriffe durch die Zeitungen, in allen Schenken und Dörfern zu verbreiten, sammelte Göze diese Stücke und ließ sie als lutherischer Pabst oder Bischof, gleich einem förmlichen Hirtenbriefe bei allen, damals noch sehr zahlreichen Steif- und Starrgläubigen, d. h. bei dem ihm gleichgesinnten Publikum, als Rundschreiben verbreiten unter dem lächerlichen Titel: Etwas Vorläufiges gegen des Herrn Hofrath Lessing mittelbare und unmittelbare Angriffe auf unsere allerheiligste Religion und auf den einigen Lehrgrund derselben die heilige Schrift von Johann Melchior Göze 1778. Den hingeworfenen Fehdehandschuh mußte denn freilich Lessing nothwendig aufheben. Er that dies in einer Parabel und in einem Absagebrief, welche beide eben so schneidend als kurz sind.

Lessings antigözische Parabel ist lebendig, witzig, treffend, aber ruhig und gemäßigt. Der Absagebrief ist wie im Sturme mit furchtbarer Heftigkeit, mit fortreißendem Strome der Rede geschrieben, doch ohne daß ein Schimpf- oder Schmähwort gebraucht wird. Wie furchtbar Lessing den Großinquisitor mit der Rede schüttelt, wird man aus einer einzigen unten angeführten Stelle hinreichend erkennen.39) Nach diesem ersten Schriftwechsel hofften freilich Lessings Freunde, daß dieser schweigen werde; das konnte er aber nicht, weil nicht bloß Göze, sondern auch dessen elende Schildknappen, wie der Subrektor Behn in Lübeck, an einem Lessing zu Rittern werden wollten. Die Volksreligion litt bei diesem Streit um so mehr, als Lessing den Verfechtern derselben stets überlegen blieb und die Lachenden immer auf seiner Seite hatte.

---

39) Nicht daß ich jede hämische Anspielung, jeden, wenn Gott will giftigen Biß, jeden komischen Ausbruch Ihres tragischen Mitleids, jeden knirschenden Seufzer, der es beseufzt, nur ein Seufzer zu sein; jede pflichtschuldige Pastoralverhetzung der weltlichen Obrigkeit, womit Sie gegen mich von nun an Ihre Beiträge spicken und würzen werden, aufmutzen, oder, wenn ich auch könnte, verwehren wollte. So unbillig bin ich nicht, daß ich von einem Vogel in der Welt eine einzige andere Feder verlangen sollte, als er hat. Auch haben dieserlei Pharmaka ihren Kredit längst verloren.

Von Göze immer aufs neue gereizt, schrieb Lessing eilf Mal hintereinander einen kurzen Hirtenbrief des gesunden Verstandes, der Philosophie und des guten Geschmacks gegen die Hirtenbriefe des einfältigen Zionswächters, der seinen und seiner blinden Gemeinde Köhlerglauben einem denkenden Manne zumuthete. Jedes dieser auf wenigen Blättern gedruckten Manifeste Lessings hatte den Titel Antigöze, nur ward eins von dem andern durch eine Nummer unterschieden, jedes aber vernichtete durch Heftigkeit der Rede und Gewalt der Gründe den an die symbolischen Bücher eines Osiander und Consorten mehr als am Evangelium klebenden Pastor und sein fanatisches Geschrei über den Unglauben des großen Gründers der neuen deutschen Literatur, des Schöpfers der neuen Sprache. In diesen Manifesten ward der Katechismusglaube und die Lehre der donnernden, an Redensarten voll Salbung reichen, an Gründen für einen philosophischen Kopf armen Zeloten ganz anders erschüttert, als durch den höhnenden Spott der in der That Ungläubigen und Undeutschen hätte geschehen können. Der Inhalt dieser Manifeste ward hernach freilich von einer nach bürgerlicher und religiöser Freiheit strebenden Generation, welche wußte, was es heißen wolle, unter der Gewalt der Pfaffen zu stehen (was unsere Zeit nicht zu wissen scheint), ganz anders verstanden, als Lessing wollte, der das Christenthum schon als Philosoph zu achten verstand. Wie groß Lessing als Redner war, wie meisterhaft er Sprache und Styl zu gebrauchen verstand, und wie diese in diesem Streite, wie einst in Huttens und Luthers Streit mit den Papisten, unendlich viel gewannen, scheint uns vorzüglich aus der in der Note beigefügten Stelle aus dem Anfange des fünften Antigöze hervorzugehen.[40])

---

40) O glückliche Zeiten, da die Geistlichkeit noch Alles in Allem war — für uns dachte und für uns aß! Wie gern brächte euch der Herr Hauptpastor im Triumph wieder zurück! Wie gern möchte er, daß sich Deutschlands Regenten zu dieser heilsamen Absicht mit ihm vereinigten! Er predigt ihnen süß und sauer und stellt ihnen Himmel und Hölle vor! Nun, wenn sie nicht hören wollen, — so mögen sie fühlen. Witz und Landessprache sind die Mistbeete, in welchen der Same der Rebellion so gern und so geschwind wuchert. Heute ein Dichter, morgen ein Königsmörder. Clement, Ravaillac sind nicht in den Beichtstühlen, sind auf dem Parnasse gebildet. Doch auf

Die Zahl der Schriften in der Sache des Fragmentisten vermehrte sich indessen, wie das in Deutschland zu sein pflegt, bis ins Unglaubliche, so daß man mit den Titeln ganze Seiten füllen könnte; die Sache des veralteten, unter uns jetzt wieder aufgefrischten Glaubens verlor aber dabei durch ihre Verfechter mehr als durch den Fragmentisten, denn die mehrsten der Schriften waren schlecht und alle langweilig. Lessings Ansicht der Religion war im Nathan, dem Meisterstücke seiner dramatischen Poesie, der alten und unduldsamen Lehre von Einheit eines Wort- oder Symbolglaubens so reizend gegenüber gestellt, daß sie bald diese finstere und der Civilisation des achtzehnten Jahrhunderts durchaus nicht angemessene Lehre des siebenzehnten gänzlich aus dem deutschen Leben verdrängte. Was übrigens Lessings eigne Ansicht der Religion angeht, so muß man in Beziehung auf den Gang der Vorsehung in der deutschen Bildungsgeschichte zur Zeit der ersten Blüthe unserer Literatur ja nicht übersehen, wie wunderbar es sich fügte, daß gleich von Anfang an neben Lessings Verständigkeit und ihr gegenüber, stets unmerklich mit ihr kämpfend, Herder's Ueberschwänglichkeit dastand und Lessing Schritt für Schritt folgte.

Lessing ward ausschließend vom Verstande beherrscht; er gesteht daher auch selbst ein, daß der hohe Geist schöpferischer Dichtkraft zu großen Dichterarbeiten, zur hoher Tragödie, zum Epos oder der höheren lyrischen Poesie ihm von der Natur nicht gegeben sei. Wir setzen aber hinzu, er hatte dagegen die eben so seltene Gabe erhalten, mit Bestimmtheit angeben zu können, wo der hohe dichterische Geist sei und wo er nicht sei, und warum er nicht da sei, wo ihn die Menge zu finden glaubt. Zu gleicher Zeit kannte Lessing selbst, innerhalb welcher Schranken sein Geist schöpferisch sei und schuf innerhalb dieser Meisterwerke. Derselbe Fall war mit der jüdischen und christlichen Religion, welche freilich Herder ganz anders faßte als Lessing; doch er-

---

diesem Gemeinorte des Herrn Hauptpastor lasse ich mich wohl ein ander Mal wieder treffen. Jetzt will ich nur, wenn es noch nicht klar genug ist, vollends klar machen, daß Herr Pastor Göze schlechterdings nicht gestattet, was er zu gestatten scheint, und daß das eben die Klauen sind, die der Tiger nur in das hölzerne Gitter schlagen zu können sich so ärgert.

kannte auch dieser ihren Werth als Weg zum Wissen, als positives Gesetz einer gewissen Art des innern Lebens in seinem Kampfe mit dem äußern. Schon im zweiten Theile der Erziehung des Menschengeschlechts hatte er gelehrt, wie man die geoffenbarten Wahrheiten des christlichen Glaubens, die der Vernunft schwer eingehen, als da sind, Dreieinigkeit, Erbsünde, Gnadenwahl und andere, als bildliche Formen ansehen könne, vermöge deren man gewisse tiefe und gründliche Speculationen über die Natur des Menschen und der Gottheit populär und erreichbar machen könne. Im Nathan geht er noch einen Schritt weiter.

Lessing's Nathan behauptet noch immer neben Göthe's und Schiller's Meisterwerken in unserer dramatischen Literatur den nächsten Platz; er ist das vorzüglichste Dichterwerk Lessings, hat auch auf die ganze Nation den entschiedensten Einfluß gehabt; wir dürfen ihn daher in dieser Geschichte des deutschen Lebens und der deutschen Bildung nicht wie andere dichterische Produkte ganz übergehen. Nachdem einmal in diesem überall mit lautem Jubel begrüßten Meisterwerke der deutschen Bühne eine Ansicht des Verhältnisses der Religion zur wahrhaft edeln Bildung und zum bürgerlichen Leben nicht blos schulmäßig gelehrt, sondern durch den Zauber der Dichtkunst und Sprache den Seelen ganz eigentlich eingeprägt war, mußte aus allen deutschen Provinzen, außer etwa Köln, Trier, Münsterland, Paderborn und Baiern, wohin nie ein Strahl der neuen Literatur drang, die alte unduldsame Lehre weichen. Die Wirkung der neuen Literatur, die von Lessing ausging und deren Geist sich im Nathan ausspricht, war so stark, daß selbst König Friedrich Wilhelm II., Wöllner und Consorten durch Gewalt und Gesetz die Stimmung der Zeit nicht ändern oder blinden Glauben zurückführen konnten, weshalb Ihresgleichen in unsern Tagen die Sache klüger angefangen haben. Es gelang erst, als man Lessing und sein Werk durch eine erkünstelte Literatur verdrängt und in den zahlreichen von Geistlichen regierten Duodezstaaten, in den Reichsstädten, in Schwabenland die Quellen der Wahrheit und des Lichts verstopft, die Schleußen eines Stroms der Sophisterei und Phantasterei geöffnet, freie Lehrer geschreckt, eitle Lehrer und Schriftsteller mit Geld und Orden gewonnen hatte.

Nathan ward ausdrücklich abgekürzt und für die Bühne eingerichtet, um das neue Leben auch durch die Augen in die Seele zu bringen, so daß durch Versbau, Styl, Sprache und Darstellung auf der Bühne das Gehässige eines Lebens, wo Einer den Andern nach seinem Glauben, nicht nach seinem Wandel richtet, wo Pfaffen und Heuchler den freien Mann drücken, recht eindringlich gemacht ward. Es wird im Nathan durch die Handlung selbst die alte mechanische Religionsübung im Contrast mit Liebe, wahrer und ächter Religiosität des Herzens in den Erscheinungen des gewöhnlichen Lebens vor Augen und Sinne gebracht. Es bedurfte daher freilich, weil auch Lessing mit den Rezensenten der theologischen Schriften in der A. D. B. und mit den Erziehern und Moralisten übereinzustimmen schien, eines Mannes wie Herder, um die Poesie der Religion zu erhalten und zwischen Lavaters Schwärmerei und Lessings Philosophie zu vermitteln. Wir haben aus dieser Ursache schon im zweiten Bande dieses Werks Lessing und Herder unmittelbar neben einander gestellt und zugleich Einen dem Andern entgegengesetzt. Wir haben schon nachgewiesen, welche Richtung Herder, der mit Hamann innig zusammenhing, genommen hatte, um seine poetischen Gedanken geltend zu machen. Schon ehe er seine Reise nach Frankreich machte, und mit Göthe bekannt ward, war er als Dichter, als Meister der hebräischen Sprache und Literatur, als Aesthetiker und Kritiker unter den Gründern einer neuen deutschen Sprache und Literatur, durch eine eigenthümliche und geniale, von der Lessing'schen in jeder Beziehung ganz verschiedenen Prosa, Haupt einer neuen theologischen und ästhetischen Schule geworden. Als er mit Göthe bekannt ward, schienen die beiden ganz verschiedenen Naturen anfangs vereinigt gegen die norddeutsche Schule und gegen Lessing eine stille Opposition machen zu wollen, und Herder schrieb, mit Göthe verbunden, die fliegenden Blätter für deutsche Art und Kunst. Seine Anstellung in Bückeburg gab ihm aber wieder eine andere Richtung.

Wir würden gern Herder nur sehr kurz berühren, weil unsere Ansicht seines Styls und seiner Philosophie und Theologie den mehrsten Lesern mißfallen wird, seine Wirksamkeit war aber zu bedeutend, als daß wir uns nicht darüber aussprechen müßten.

Herder wandte sich in Bückeburg als Geistlicher, und weil er seinen Blick auf Göttingen richtete, zur Theologie. Aber zu academischen gelehrten Studien war doch eigentlich sein poetischer, jede Kenntniß schnell aber auch flüchtig auffassender mehr dichterischer als philosophischer Geist nicht geeignet. Im strengen Sinn historische oder wissenschaftliche Studien eines eigentlich gelehrten Theologen konnte Herder schon darum nicht machen, weil er selbst zu der Zeit, als er an eine theologische Lehrstelle dachte, in ganz verschiedenen Fächern mit der ihm eigenen Entschiedenheit aus flüchtig gesammelten Kenntnissen gebieterisch über Zusammenhang und Wesen aller möglichen Dinge entschied. Seine Verehrer waren daher auch hernach Vergötterer Johann Paul Richters. In Rücksicht auf die Volksreligion, von welcher Seite wir ihn in Beziehung zu Lessing zunächst betrachten, war er zwar über die Neuerer seiner Zeit unwillig; allein er selbst gab doch auch seiner Seits auf eine ihm eigenthümliche Weise der alten Lehre eine ganz neue Gestalt.

Die Orthodoxen des alten Systems waren mit Herder im Anfange fast eben so unzufrieden, als mit Lessing; dies zeigte sich besonders, als ihn Heyne nach Göttingen bringen wollte. Man stieß sich nicht bloß daran, daß ihm die eigentliche theologische Gelehrsamkeit mangle, sondern man hielt ihn auch für der Ketzerei verdächtig. Nach Weimar berief ihn hernach zwar der Hof; aber da die Stadt wegen der Stelle, die er als Prediger erhielt, dem Herkommen gemäß zu seiner Berufung ihre Stimme geben mußte, äußerte sie ebenfalls Bedenklichkeiten über seine Rechtgläubigkeit. Sonderbar genug stritt Herder zu derselben Zeit auf eine nicht ganz anständige Weise mit dem bessern Theil der Berliner Rationalisten, besonders mit Spalding. Er fühlte hernach selbst, daß er gegen Spalding gesündigt habe und nahm seine heftigen Ausfälle öffentlich zurück. Herders Heftigkeit verleitete ihn oft, gegen Alle, welche auf der Erde bleiben und nicht, wie er, stets in den Lüften schweben wollten, in seiner poetischen Ueberspannung jede Rücksicht zu vergessen. Nichts ließ sich aber weniger vereinigen, als Michaelis profane Deutung der heiligen Bücher des A. T. und Herders orientalischer Schwung und seine Begeisterung für die älteste hebräische Poesie. Ebensowenig konnte Schlözers

kalte und trockne, gewissermaßen russische Art von Historie mit Herders Manier vereinigt werden, nach welcher im Fluge der Phantasie poetisch verbunden wird, was historisch himmelweit auseinander liegt. Mit diesen beiden Männern ging er daher auch übel um. Gegen Michaelis war er in der ältesten Urkunde des Menschengeschlechts höchst ungerecht. Dies war ihm um so mehr zu verargen, da er und Michaelis auf einem ganz verschiedenen Felde waren, also ganz gut jeder von ihnen seinen eignen Weg gehen und sie beide in ihrer Art ausgezeichnet sein und bleiben konnten. Schlözer pflegte mit seinen Gegnern sehr unsanft umzugehen, Herders Angriffe in den Frankfurter gelehrten Anzeigen setzten ihn gleichwohl in eine solche Wuth, daß er hernach nur noch steifer auf seinem Sinne blieb und die Prosa des Lebens noch eifriger predigte. Herders poetisches Gemüth verfolgte mit Recht die Göttinger Prosa, die nur Handgreifliches kennen und nur das unmittelbar Brauchbare dulden wollte, ihm war daher Meiners, was er auch uns zu sein schien, ein gelehrt gebildeter Bauer des Landes Hadeln. Es ging ihm mit den Göttinger Herrn gerade wie mit den Orthodoxen, die Letztern wollten nur von der Prosa ihrer Katechismen, die Ersten nur von der Prosa hören, die ihren eigenen Ansichten des Lebens entsprach, oder welche Meiners in seinen Compilationen vortrug. Herder wollte überall nur Poesie, nur Schöpfungen seiner eignen Phantasie, er befehdete daher ebensowohl die Berliner Schule als Lessing und die göttinger Jünglinge, sowohl die vornehme hannöverische als die rechtgläubige Prosa. Das beweiset auch seine älteste Urkunde des Menschengeschlechts.

Herders Gefühl empörte sich mit Recht gegen die Manier des grundgelehrten Michaelis. Er glaubte, dieser ersticke durch seine mit gemeinen Witzen und Anekdoten, mit Staatswissenschaft und Staatswirthschaft, mit Notizen über alle mögliche Dinge des äußern Lebens untermischte Deutung des A. T. auch noch den letzten Funken von Poesie und Jugendfeuer, der in den Seelen Göttinger Theologen übrig sein möchte. Er setzte daher die älteste Urkunde sowohl der Lehre der alten Orthodoxen als der neuen des Göttinger Orakels entgegen und machte aus den ersten Ka-

piteln des ersten Buchs Mosis eine uralte poetisch philosophische Urkunde oder Allegorie. Seine reiche Phantasie gab ihm auf diese Weise zu einer Zeit, wo jedermann die Bibel modernisirte, um den Volksglauben zu reformiren, ein Mittel, den Volksglauben zu vertheidigen und aufrecht zu halten, ohne zu heucheln oder zu sophistisiren. Er war nie Heuchler, politischer Theolog oder Schwärmer im Dienste herrschender Meinungen, er ward wirklich von seiner Phantasie beherrscht und riß daher Andere unwiderstehlich fort. Er fand daher auch für seine Religionspoesie, die er zur Religionsphilosophie erhob, einen sehr großen Anhang unter denen, welche den Fragmentisten für frivol, Bahrdt für einen Mann ohne Geschmack, die Rationalisten für unbedachtsam und oberflächlich, die Vertheidiger des alten Glaubens für matt und den Forderungen der Zeit und ihrem Bedürfniß entgegenstrebend hielten. Die älteste Urkunde des Menschengeschlechts erschien zu einer Zeit, als Herder schon in Verbindung mit Göthe und dessen Freunden an den Frankfurter gelehrten Anzeigen gearbeitet und mit ihm die Blätter für deutsche Art und Kunst herausgegeben hatte. In diese Zeit fiel auch seine nähere Verbindung mit vielen Schwärmern und Mystikern. Er selbst blieb in seiner Auffassung des Lebens ganz klar, er wollte nur dem Volksglauben durch eine eigne Art Poesie eine neue Stütze geben. Seine mystischen Verbindungen beschränken sich darauf, daß er damals seine lange unterbrochene Korrespondenz mit Hamann aufs neue begann; daß er durch diesen mit dem durch St. Martins Buch völlig zum Schwärmer gewordenen Claudius in nähere Verbindung gebracht ward; daß er mit Lavater korrespondirte; wie er sich vorher mit Göthe der wunderlichen Produkte Jung-Stillings angenommen hatte, bloß weil er, wie alle die andern begeisterten Gründer unserer Literatur, jede Originalität zu begünstigen suchte. Es waren jedoch weder die Orthodoxen, noch der verständige Göthe mit der poetischen Urkunde zufrieden.

Wie sich die altgläubige Prosa und die politische Religion, die man in Hannover und in London für Christenthum hielt, ausgab und andern aufzwingen wollte, zu Herders Manier verhielt, sieht man aus einem Briefe, den Heyne schrieb, als er Herdern gern nach Göttingen ziehen wollte, und die hannöverschen Herrn

deßhalb erst in London anfragen mußten. Herder hatte damals erst die älteste Urkunde u. s. w., dann auch die Erläuterungen zum N. T. aus einer neu eröffneten morgenländischen Quelle und nach diesen die Briefe zweier Brüder Jesu drucken lassen, um sich als Theolog zu beweisen; an diesen Büchern nahm man Anstoß. Es ist der Mühe werth, und für die Charakteristik jener Zeit der Gährung wichtig, von Heyne zu vernehmen, daß ein Mann wie Herder, der stets gegen die Lehre, die man jetzt Rationalismus nennt, sehr heftig eiferte, gleichwohl den Consistorialen jener Zeit hatte Anstoß geben können. Diesen waren nämlich die symbolischen Bücher gerade dasselbe für die Religion, was ihnen Justinians Gesetzbuch für ihre täglichen Geschäfte sein mußte. Heyne bedauert nämlich freilich in seinem Briefe an Herder ausdrücklich die Beschränktheit seiner hochgebietenden Herren in Hannover und in London, welche in Religionssachen durchaus nicht weiter sehen wollten, als ihr eigensinniger und beschränkter König, er thut dies aber, wie dies in seiner Art lag, mit einem bedenklichen Achselzucken in Rücksicht der Stelle in Göttingen.

Heyne bemerkt, wie es in Hannover und in London übel aufgenommen worden, daß Herder in den erwähnten Büchern sich gegen zwei Artikel der symbolischen Bücher versündigt habe. Er habe durch die Verwandlung der ersten Kapitel des ersten Buchs Mosis in eine Allegorie den Artikel von der Schöpfung verletzt, und habe gegen den Artikel von der Schrift dadurch gesündigt, daß er in dem Judas, welcher den Brief, der sich im N. T. finde, verfaßt habe, nicht den Apostel erkennen wolle. Was Göthe angeht, so stieß er sich an dem Poetisiren der Geschichte des A. T. aus andern und bessern Gründen und spottete fast eben so sehr über den etwas marktschreierischen Lärm, der über Herders neue Erfindung, die er in der ältesten Urkunde vorgebracht hatte, getrieben wurde, als über Bahrdts Evangelisten im modernen Gewand.[41])

---

41) Die Verse über Bahrdt, die dieser keineswegs übel nahm, sind bekannt; was Herder angeht, so wissen die Leser, daß es sich auf ihn bezieht, wenn im Puppenspiel erst der Doctor ruft:

Die Fortsetzung seiner Art poetischer Reform der biblischen Religion verschob dann Herder einige Zeit, versuchte sich in andern Fächern mit Glück und ward in einer ihm fast allein eigenthümlichen und zu verzeihenden Manier Schöpfer einer ganz neuen Art von Poesie, Philosophie und Geschichte. Als Dichter lieferte er damals eines der bedeutendsten Meisterwerke in unserer Sprache, die zwei Bände Nationallieder; als Philosoph bereitete er seiner nachherigen poetischen Philosophie dadurch den Weg, daß seine Beantwortung von zwei aufgegebenen Fragen ihm von der Münchner und von der Berliner prosaischen Academie den Preis erwarb. Was die beiden Bände Nationallieder angeht, so enthalten sie die beliebtesten und zugleich eigenthümlichsten Lieder der verschiedensten Zeiten, von ihm auf eine meisterhafte Weise in ihrem eignen Geiste in die deutsche Sprache übertragen. Er unternahm etwas Aehnliches mit dem Hohenliede Salomonis und bewies bei dieser Gelegenheit aufs Neue, daß ihm mehr an dem Ruhm eines ausgezeichneten Dichters als an dem eines ächten und frommen Lutheraners liege. Schon der Titel, den er, da er doch Prediger war, einem biblischen Buche gab, erinnerte peinlich an Bahrdt, und klang als wenn man profane Leser durch ein profanes Aushängeschild einladen wolle. Dieser Titel lautet: Lied der Liebe, oder die ältesten und schönsten Lieder des Morgenlandes. Das Buch ward in der neuen Gestalt mit Recht als Dichtung bewundert, es wird unter unsere klassischen Bücher gerechnet; als ein biblisches Buch nimmt es sich freilich in dieser Gestalt sonderbar aus. Herders Eigenthümlich-

Thut die Lichter aus,
Sind in einem honetten Haus.

Dann der Schattenspielmann:

Lichter weg! Mein Lämpchen nur
Nimmt sich sonst nicht aus.
Ins Dunkle da, Mesdames!

Dazu gehört, daß der Schattenspielmann die Schöpfungsgeschichte herleiert, wobei es heißt:

Ach wie sie is alles dunkel,
Finsternis is
War sie alle wüst und leer,
Hab' sie all' nicks auf dieser Erde gesehe u. s. w.

keit, sein orientalischer Schwung, seine glühende Phantasie und sein immer in Lüften und fremden Regionen verweilender Geist mußte daher auch nothwendig jedes Mal scheitern, wenn er sich an das N. T. wagte; dieses widerfuhr ihm auch sogar, als er die Offenbarung Johannis zu übersetzen unternahm, welche sich doch von allen andern Büchern des N. T. durch ihren ganz orientalischen Charakter unterscheidet.

Von dieser Uebersetzung, die den Titel hat, Maran Atha oder von der Zukunft des Herrn, war sehr wenig die Rede. Herder fuhr indessen fort, durch eine ganze Anzahl von Büchern seiner poetischen, Altes mit Neuem durch die Phantasie verbindenden Ansicht der jüdischen und christlichen Lehren und Geschichten Eingang zu verschaffen. Seine Art Christenthum fand besonders unter den höheren Ständen und bei denen Eingang, welche dem Alten zu entgehen wünschten, ohne dem Neuen zu huldigen, oder zu wenig tüchtige Verstandesbildung, zu wenig historische und gelehrte Kenntnisse hatten, um Lessing, Plank, Spittler, Griesbach und Andern folgen zu können. Herder schrieb in dieser Beziehung zunächst seine Briefe über das Studium der Theologie, welche um 1780 und 1781 erschienen. In diesen Büchern ward den jungen Theologen Anweisung gegeben, wie sie zu jener Ansicht ihrer Wissenschaft und ihres geistlichen Berufs gelangen könnten, welche sie nach Herders Meinung abhalten sollte, sich mit Semler als gelehrte Forscher oder mit Bahrdt, Campe und den neuern Erziehern als Prediger des im äußern Leben Brauchbaren anzusehen.

Herders Briefe kamen zur rechten Zeit, denn Semlers Anweisung für junge Theologen war von 1757, also veraltet, und Bahrdt und Campe schrieben die Ihrigen erst, als die in vier Theilen erschienenen Briefe Herders unglaubliches Aufsehen in Deutschland gemacht hatten, und zum zweitenmale aufgelegt wurden. Herder leitete auch hier mehr zum Fliegen an als zum ruhigen Gehen, er gab in den Briefen zugleich Regel und Muster, immer aber mehr Poesie als Dogmatik und Moral. Die Theologen sollen nach dem Rath, den er in diesen Briefen gibt, mehr den Geist und den Geschmack, als den Verstand und das Gedächtniß bilden; sie sollen, ohne sich auf Disputiren einzulassen,

die Glaubenslehre so behandeln, daß ihr Vortrag dem jedesmaligen Culturzustande und der ganzen Richtung ihrer Zeit genau angepaßt sei, und dies soll durch Poesie bewirkt werden. Blos in dieser Beziehung paßt auch Herders Styl in diesen Briefen, der sonst als Lehrstyl durchaus nicht zu empfehlen ist, so originell er sein mag, so sehr der Vortrag durch lebendige Phantasie belebt und durch die eingemischten übersetzten Stücke poetischer Bücher der Bibel unterhaltend gemacht wird.

Dieser Briefe erwähnen wir übrigens nicht wegen der Theologie, deren Geschichte wir nicht schreiben wollen, als weil sich Herder durch dieselben neue Verdienste um die allgemeine Bildung der Nation erwarb, indem er dazu beitrug, einen poetischen, über den äußern Nutzen hinausstrebenden, das Göttliche im Menschen anerkennenden Geist unter den Deutschen zu erhalten. Historiker, Statistiker, Philosophen, wie Meiners und Eberhard, Pädagogen und theologische Rationalisten drangen darauf, es sollte alle Erziehung ganz und durchaus prosaisch auf einen äußern Zweck und auf unmittelbare Brauchbarkeit gerichtet werden; dem strebte Herder entgegen. Wenn man Bahrdts und Campes gleich hernach erschienene Anweisungen mit den Briefen Herders vergleicht, erkennt man sogleich, wie wohlthätig es war, daß ein Dichter wie er, Poesie unter die Pfarrer warf. Bahrdt und Campe wollen beide den protestantischen Geistlichen zum Volke herunterbringen, nicht das Volk durch ihn heben. Nach ihrer Anweisung soll er in dem Sinn Volkslehrer sein, daß er, mit gemeinnützigen, naturhistorischen, physikalischen, ökonomischen Kenntnissen ausgestattet, für Küche und Keller, Garten und Feld stets fertiger, ökonomischer und zugleich für den Bauern ärztlicher Rathgeber sein könne.

Kurze Zeit nach diesen Briefen schrieb Herder das Buch über den Geist der Hebräischen Poesie, worin aufs neue Poesie und Religion auf die glänzendste Weise verbunden war. Er mißfiel freilich dadurch sehr oft den beiden Theilen, zwischen denen er sich vermittelnd einschob, den einseitig verständigen Neuerern und den unverständig am Alten klebenden Dogmatikern, hatte aber doch einen großen Anhang, bis ihn erst später Kants Philosophie um seinen Einfluß brachte. Theologisch ist eigentlich dieser Geist der hebräischen Poesie nicht, er weckte aber vielleicht

unter Theologen und Exegeten einen poetischen Sinn. Es war damit, wie mit Herders vorgeblich historischen Arbeiten, welche in den jüngern Schriftstellern und im Publikum historisch-philosophischen Sinn zu wecken schienen, im Grunde aber ganz vom historischen Boden ableiteten. Diese Art hebräischer Poetik vermehrte den Hang unserer leicht vom Leben und der Wirklichkeit auf dem Hyppogryphen der Phantasie ins Land der Schwärmer oder Romantiker fliegenden Nation, sich den Träumen des Orientalismus hinzugeben. Herders Geist der hebräischen Poesie lehrte Ueberspannung, er führte an die Grenze eines Gebiets, wo aller Verstand verstummt und die Schwärmerei regiert, dort nahmen Lavater und Jung-Stilling die Seelen im Empfang und führten sie in den Mond. Dies raubt indessen dem Buche, dessen Wirkung ja Herder nicht zu verantworten hatte, nichts von seinem innern Werthe, der von der Art, wie es Buchmacher und eingebildete Genies gebrauchten und anwendeten, keineswegs abhängig gemacht werden darf.

Gleich im ersten Theile des Geistes der hebräischen Poesie findet man eine vortreffliche Anleitung, wie man die Hirtensagen des ersten Buchs Mosis zu entwickeln hat, um zur Erkenntniß der Sitten, Denkart, Poesie irgend eines Urvolks auf sicherem Wege zu gelangen. Im zweiten Theile lieset man mit Vergnügen die Anweisung, welche ein Dichter wie Herder (denn für einen Philosophen, Theologen oder Historiker können wir ihn unmöglich erkennen) dort gibt, wie man hebräische Dichter lesen und behandeln, ihre Bilder und Dichtungen entwickeln kann und soll. Er entsagt glücklicherweise in diesem zweiten Theile der dichterisch dialogischen Form des Ersten, welche es allen denen, die nicht mit einer großen Kraft des Einbildungsvermögens begabt sind, oder, was einerlei ist, sich nicht einbilden, daß sie es seien, oft unmöglich macht, ihm auf seinem genialen Wege zu folgen. Wir andern sind gewohnt, in Büchern, welche in Prosa geschrieben sind, nicht Spiel der Phantasie, sondern Belehrung des Verstandes zu suchen.

Die **Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit** in vier Theilen, deren Uebersetzung ins Französische in unsern Tagen mit der Verbreitung des jenseit des Rheins

wunderlich genug französisch gestalteten deutschen Treibens in genialer Philosophie, Poesie und Politik unter den Franzosen verbunden war, behandeln die Geschichte und die philosophische Theologie nach der Manier, wie beide in Herders Phantasie verbunden waren. Wem aber Chateaubriands oder gar Victor Hugos und Alexander Dümas Schriften verständig und logisch, wem ihre Sprünge und der Aberwitz mancher Stellen schön, wem der wunderliche Pantheismus anderer Romantiker und ihr lächerliches Preisen des Mittelalters natürlich scheint, dem müssen Herders Ideen als Licht in der Finsterniß vorkommen. Die historische Kritik der Herderschen Ideen gehört hierher nicht, wir haben deshalb nur einen Fingerzeig zu geben über ihre Beziehung zu der damals herrschenden, humoristischen, romantischen, hypergenialen Manier, welche jetzt auch in Frankreich herrscht. Wir läugnen dabei keineswegs, daß Herders Ideen, abgesehen von der Geschichte, einem Bedürfnisse des großen Publikums entsprochen haben, denn es sind ja unzählige Geschichten in der Manier geschrieben worden.

Im ersten Buch schon entscheidet Herder orakelnd über Dinge, denen seit seiner Zeit Astronomen, Physiker, Geologen und Ethnographen gestützt auf Forschungen und auf neuere bessere Erfahrungen ein ganz anderes Ansehen gegeben haben, als er ihnen aus eilig und obenhin gelesenen Büchern, die ihm der Zufall oder eine Empfehlung des Fachgelehrten in die Hand gab, geben konnte. Seinen Zeitgenossen und allen mit den Fächern Unbekannten imponirt er durch die Bestimmtheit und Zuversichtlichkeit eines Sehers, mit der er sich in der Sprache orientalischer Propheten über die dunkelsten und schwierigsten Punkte, die sich zum Theil gar nicht ausmachen lassen, ausspricht. Im dritten und vierten Buche schaltet er gebietend auf dem Felde des Naturforschers in Dingen, denen dieser oft ein ganzes Leben widmet, ohne aufs Klare zu kommen, macht dabei den Naturphilosophen und geht endlich auf eine Art Theologie über, die er selbst schafft. Diese Art Theologie, welche daher neulich den von einem Pantheismus eigner Art träumenden französischen Romantikern sehr willkommen war, empfiehlt Herder durch orientalischen Schwung, wie Bossuet die crasse Rechtgläubigkeit durch rednerischen Schmuck. Bossuet findet es ganz vernünftig, daß die göttliche Vorsehung sich

um Hunderte von Völkern und Tausende von Millionen einzelner Menschen gar nicht oder nur gelegentlich bekümmert, er knüpft die Regierung des Weltalls an Glauben oder Unglauben der Juden, das gefällt Herder nicht. Er ist aber auch mit den wunderlichen Theorien Bonnets und anderer übertrieben frommen Theologen und Physikotheologen nicht zufrieden. Auf seinen kühnen Dichtergeist auch in den realen und exacten Wissenschaften vertrauend, sucht er nämlich in diesem dritten Buche, ohne Naturforscher oder Naturkenner zu sein, eine Fortbildung oder Stufenleiter der Geschöpfe festzusetzen. Dies wissenschaftlich durchzuführen, würde eine unbegränzte Kenntniß aller Naturreiche voraussetzen. Das stört aber Herder so wenig als seinen Uebersetzer Quinet, über dessen Dreistigkeit wir erstaunten, als er unter unsern Augen die Arbeit unternahm, ohne mehr Deutsch zu verstehen als Cousin, der die Franzosen von Schelling und Hegel unterhielt. Beide haben jedoch den Parisern ebensoviel Respect eingeflößt, als Herder den Deutschen; jedermann wollte mit ihnen fliegen und sah mit Verachtung auf uns Andere, die wir zu Fuße gingen. Leichter möchte sein, was er im vierten Buche unternimmt, des Menschen Vernunftfähigkeit aus seiner Organisation herzuleiten; aber Herder wagt sich auch hier über das historische Feld des Nachzuweisenden weit hinaus. Er lehrt, was als Thatsache gewiß genug ist, was aber doch kein Anatom oder Physiolog zu demonstriren, oder gar, wie Herder orakelnd zu behaupten wagen würde, daß aus des Menschen ä u ß e r e r B i l d u n g seine Anlage zur Humanität und Religion herzuleiten sei. Diesen Satz kann man übrigens in gewisser Beziehung gelten lassen; wenn er aber auch seine Hoffnung der Unsterblichkeit daher leitet, also aus dem Materiellen das Immaterielle hervorbringt, so geräth er aus der Naturphilosophie gleich Bonnet in die Theologie und faselt statt zu lehren. Erst im fünften Buche kommt er endlich auf einen Schluß aus dem Vorigen, worauf er eine neue theologische Ansicht der Geschichte auf eine ganz andere Manier als Bossuet gründen will. Er will nämlich aus dem Vorigen den Satz herleiten: „daß der Mensch ein Mittelglied zweier Welten sei.“

Schon zur Zeit der ersten Erscheinung der das damalige Publikum vor Entzücken ganz außer sich setzenden Ideen urtheilte

ein denkender Naturforscher über den Inhalt dieses ersten Theils kurz und dabei sehr treffend und gründlich: „Die Kühnheit, mit welcher Herder den Anatomen und Naturforschern vorschreibt, was und wie sie untersuchen sollen, nöthigt dem ruhigen Leser ein Lächeln ab." Der zweite Theil oder das sechste bis zehnte Buch stellt aus flüchtig gelesenen Reisebeschreibungen gesammelte Notizen mit ungemeiner Kühnheit und Phantasie, mit schwülstiger Rede als Orakelsprüche zusammen, und es wird mit der Geschichte umgegangen, wie im ersten Theile mit den Resultaten der Arbeiten der Naturforscher. In diesem Theile wird die älteste Urkunde des Menschengeschlechts mit vollem orientalischen Schimmer wiederum als Erklärung der ersten Kapitel des ersten Buchs Mosis und als uralte, nicht blos als Herdersche Idee aufgeführt. Es werden Wissenschaften, Künste, Regierung von einer Kette der Bildung oder einer Tradition der Urwelt dichterisch und gebietend abgeleitet, ohne daß die Existenz derselben irgendwo b e w i e s e n würde. Da Herders Publikum auch in Sachen des Verstandes nach Gründen nicht fragte oder sie langweilig fand, so ward es ihm leicht, nachdem einmal eine Kette der Traditionen fertig war, die Religion zur ältesten und heiligsten der vielen ererbten Traditionen zu machen. Wenn man hier genau zusieht, so erkennt man leicht, daß die arme Schaar der treugebliebenen Frommen und später Wöllner und die von ihm überall eingesetzten, den symbolischen Büchern getreuen Consistorien sich Herders nicht sehr freuen konnten. Sie mußten dafür halten, daß er neben den verständigen Ketzern Lessings und neben den Rationalisten eine Gemeinde von phantastischen Ketzern sammle. Wenn nämlich die Tradition wirklich Quelle der Religion war, so mußte man, wenn man nicht durch Herders Brille sah, durch die Geschichte unfehlbar zum Pantheismus des Uralterthums gelangen. Unter den ältesten Völkern in Indien, Persien, Aegypten, China, in Mysterien, Symbolen und Cultus ist überall Pantheismus, von Tradition, von Einheit und Persönlichkeit eines christlichen Gottes ist keine Spur.

Herder kannte sein Publikum, das sich einbildete, mit ihm zu fliegen, wenn es eigentlich tief unten stand, und mit weit aufstehendem Munde ihn oben fliegen sah, viel zu gut, um sich stö=

ren zu lassen, er fliegt daher kühnlich am symbolischen Pantheismus und an dem Feuerdienst, also am indischen und persischen Cultus vorbei auf dem Pegasus seiner Tradition unmittelbar zu Moses herüber. Dieser Uebergang hat einige Aehnlichkeit mit der poetischen Manier, wie Dante in seinem Gedicht, am Teufel herunter und doch zugleich heraufsteigend, sich durch einen Gnadenstoß Virgils über den Schwerpunkt der Erde und der Hölle hinaus ins Purgatorium bringt. Herder weiß sich des übrigen orientalischen Ballasts bei dieser Gelegenheit geschickt zu entladen und geht, nachdem er vorher Alles, was auf die geistige Natur des Menschen Bezug hat, von einer Urtradition hergeleitet, alle Traditionen, welche unstreitig historisch älter sind, als Mosis Bücher, auf eine solche Weise durch, daß er am Ende die andern los wird, und nur die Eine findet, die er finden will.

Er selbst hatte in einem andern Werke mit der ihm eignen Uebertreibung den Zend Avesta als Urkunde und Quelle der heiligsten Traditionen gepriesen, das Alles wird hier in den Schatten geschoben und Moses allen denen, die aus dem Dunkel Herders leuchtendem Schauspiele zusehen, mit einem Perlenschmuck der neuesten Wissenschaft bekleidet, vorgestellt. Es wird die ganze neuere Naturforschung unserer Zeit, so weit natürlich die sehr mangelhafte Erkenntniß derselben reicht, in die Mosaische Schöpfungsgeschichte gelegt, die für ihn dann in diesem Sinn eine Offenbarung ist. Wie dreist er dabei der Rechtgläubigkeit und dem Wortsinne zum Trotz zu verfahren wagt, zeigt er dadurch, daß er das „Es werde Licht" der mosaischen Urkunde zum Behuf der geologischen Offenbarung, die er in seinem Text findet, im Sinne der Parsen oder Feueranbeter deutet. Es wird nach ihm unter dem Worte Licht ein, Gott weiß, welches Elementarfeuer verstanden, welches die Natur der Dinge zum Entstehen gebracht und ausgebildet habe.

Diese Andeutungen reichen hin, die Stelle zu bezeichnen, welche Herder unter den großen Männern einnimmt, denen unsere Nation im achtzehnten Jahrhundert eine neue Bildung und ein neues Leben verdankte. Es wird leicht sein, aus den angeführten Zügen, die wir ausgemachte Thatsachen nennen würden, die Bedeutung, welche die vielen weit verbreiteten, mit Begeisterung ge-

schriebenen und von Begeisterten gelesenen Schriften Herders für seine Zeit hatten, zu bestimmen und die Art ihrer Wirkung anzugeben, ohne daß wir dabei länger verweilen. In der folgenden Periode erst werden wir angeben können, welche Stellung Herder erhielt, als Kants Philosophie sich verbreitete, und er, während Göthe und Schiller die neue Philosophie freudig begrüßten, ohne darum jedoch Kantianer zu werden, sich mächtig genug glaubte, dem Strom entgegen zu schwimmen. Seit der Zeit ward sein Verhältniß zur Literatur gänzlich verändert.

Wir glauben zunächst neben Herder Lavater erwähnen zu müssen, weil beide einander lobten und empfahlen. In der That hatte ihre Manier und Wirksamkeit einige Aehnlichkeit, doch hatten sie ganz verschiedene Menschenklassen im Auge und stimmten durch ihre Schriften ganz verschiedene Personen zur religiösen Begeisterung. Herders Publikum bestand aus der gebildeten Klasse, aus allen denjenigen, die den alten Glauben in der Gestalt, wie ihn die Göze und Ihresgleichen predigten, nicht mehr verdauen konnten, welche aber doch auch den Formen, die sie in der Jugend erlernt hatten, nicht entsagen wollten und Poesie für Religion nahmen. Lavater dagegen war das Orakel aller derer, welche die herrschende Empfindsamkeit der von Werther und Siegwart geschmolzenen Seelen entweder mit religiöser Schwärmerei verbinden wollten, wie Klopstocks Freunde, oder auch religiöse Schwärmerei an die Stelle der empfindelnden setzen, wie diejenigen, deren Apostel Jung=Stilling ward.

Lavaters erstes Auftreten ist schon in der vorigen Periode ausführlich erwähnt worden. Wir finden ihn daher in dieser Periode schon als einen der berühmtesten Männer der Zeit, der von verschiedenen Seiten her und durch ganz verschiedene Eigenschaften einen bedeutenden Einfluß auf seine Landsleute und auf ganz Deutschland übte. Lavater ward als Prediger und Dichter und Schriftsteller in der von Klopstocks Freunden bewunderten affektirt=geistreichen, sentimental=declamatorischen Manier berühmt. Er ward früh mit aller Welt befreundet und war eben so eitel, wenn auch nicht so hochmüthig, als sein Freund und Landsmann Zimmermann in Hannover, der sehr viel dazu beitrug, ihm unter seinen vielen vornehmen Freunden einen Namen zu verschaffen.

Zimmermann war Leibarzt in Hannover, mit seiner Geschicklichkeit als Arzt haben wir hier nichts zu thun; gewiß ist aber, daß er meisterhaft verstand, Alles, was ihm an eigentlicher medicinischer Wissenschaft abgehen mochte, durch Scharlatanismus zu ersetzen. Auf diese Weise hatte er sich auch in den schönen Wissenschaften und in der damals beliebten Popularphilosophie, worin jedermann pfuschen konnte, durch harte Prosa, mit Bombast untermischt, einen Ruhm erworben. Als er in der vornehmen Welt einen bedeutenden Ruf erlangt hatte, machte er es, wie Seinesgleichen es überall und zu allen Zeiten zu machen pflegen, er posaunte seinen Freund Lavater und dieser ihn aus, und beide waren bald überall berühmt und Orakel der Art Leute, welche gewohnt sind, gewissen Autoritäten blindlings zu folgen. Lavater redete nie anders als im Prophetentone, weil er gewohnt war, seine Einfälle als göttliche Eingebungen zu betrachten, und Zimmermanns Hochmuth ließ ihn nie an der Unfehlbarkeit seiner Aussprüche den geringsten Zweifel hegen.

Die innige Verbindung zwischen Zimmermann und Lavater brachte damals den Letztern als Erfinder einer neuen Wissenschaft in Ruf, welche in unsern Tagen der Craniologie und Phrenologie hat weichen müssen, sobald sich für diese ähnliche Phrasenmacher fanden als Lavater war. Diese Wissenschaft war keine andere als die Physiognomik, die von aller Welt von jeher und zu allen Zeiten zwar empirisch betrieben ward und noch betrieben wird, aber doch immer nur als vermuthende oder errathende Uebung, welche aber Lavater zum Range einer unfehlbaren, prophetischen Wissenschaft erheben wollte. Um eine solche an Magnetismus und Scharlatanismus nahe gränzende, den medicinischen Wissenschaften verwandte Wissenschaft emporzubringen, war Zimmermann am besten geeignet. Er war Arzt der vornehmen Welt und ward von allen Höfen consultirt, er war vieler Orden Ritter und vieler Akademien Mitglied; er konnte also durch den Wind, den er gemacht hatte, und wodurch er, wie Voltaire, Correspondent der Kaiserin Catharina geworden war, auch andere Luftschiffer emporheben. Lavater ward von allen jenen Großen, welche den Schein der Frömmigkeit um so mehr lieben, je weiter sie von der Sache selbst entfernt sind, als genialer Schwärmer

hochverehrt; er fand daher, als er ihnen auf dieselbe Weise wie Basedow für ihr Geld prächtige Bilder und eine neue Wissenschaft anbot, Unterstützung genug. Lavater wie Basedow forderte alle Welt auf, sich der von ihm erfundenen, für die Menschheit ganz unentbehrlichen Wissenschaft anzunehmen; beide machten ihre Wissenschaft und durch diese die Menschheit von dem von ihnen herauszugebenden Prachtwerke abhängig und Lavater fand für seine Physiognomik wie Basedow für sein Elementarwerk zahlreiche Subskribenten.

Was die Physiognomik angeht, so konnte die Welt der Salons dabei, wie bei Magnetismus, bei Craniologie, Phrenologie Tischrücken, Tischklopfen, die Scharlatanerie der Wunderthäter und Debitanten unerhörter Weisheit vom Begründeten und Reellen um so weniger unterscheiden, als sich gewöhnlich sehr geschickte und angesehene Modeschwätzer und Deklamatoren solcher Sachen annehmen. Beide, Zimmermann und Lavater, verstanden jeder auf seine Weise vortrefflich zu prahlen und zu pochen und ihrem Kupfer durch ganz dünne Vergoldung das Ansehen des ächten Goldes zu geben; sie gingen daher auch bei der Verbreitung einer Wissenschaft, die ihren Zwecken so gut entsprach, brüderlich Hand in Hand. Uebrigens verkündigte Lavater das physiognomische Evangelium zuerst seinen Züricher Pfarrkindern, und schien anfangs erschrocken, als es Zimmermann auf seinem deutschen Markte ausschrie, war aber hernach entzückt, als er sah, daß Alle, die sich um Zimmermanns Bühne sammelten, sich auch zum Propheten Lavater bekehrten. Der Pfarrer Lavater las nämlich seinen Zürichern in ihrer naturforschenden Gesellschaft einen Aufsatz vor, worin er in seiner alle Dinge übertreibenden Manier schwülstig, wie der Geschmack der Zeit und besonders der der Freunde Lavaters in Süd- und Norddeutschland war, von der Physiognomik handelte. Diesen ihm mitgetheilten Aufsatz ließ Zimmermann den sämmtlichen zahlreichen Bewunderern, welche der Züricher Prophet in Norddeutschland hatte, im Februar 1772 im hannöverschen Magazin mittheilen. Lavater drückte Anfangs einige Besorgniß aus, die frommen Seelen in Norddeutschland, welche die poetische Prosa seiner A u s s i c h t e n i n d i e E w i g k e i t bewunderten und ihn als Propheten verehrten, möchten an dem, was Zimmermann bekannt gemacht, als an einem Dinge profaner Natur Anstoß neh-

men, er merkte aber kaum, daß die Sache Effect machte, als er sich eines Bessern besann.

Lavater ließ, als er sah, daß sein Aufsatz in Deutschland Beifall finde, nicht bloß die von Zimmermann bekannt gemachte Vorlesung als ein eignes Buch drucken, sondern fügte auch noch einen zweiten Theil hinzu, worin er mit dem ganz fertigen summarischen Entwurf seiner ganzen Wissenschaft hervorkam. In diesem zweiten Theile seines Aufsatzes tritt er ganz entschieden als Seher auf, denn er erklärt: die alte allen Menschen bekannte Erfahrung, daß man aus den Zügen des Gesichts Eigenschaften des Geistes und Herzens errathen könne, sei nunmehr von ihm zu einer unfehlbaren Wissenschaft erhoben worden, vermöge deren man aus den Zügen und aus dem ganzen Aeußern jedes Menschen Charakter und Wesen desselben unfehlbar erkennen könne. Er verwandelt seine neue Erfindung in eine systematische Lehre, deren erster Theil das begreifen soll, was er empirische Physiognomik nennt. Dem zweiten Theil gibt er den Namen, theoretische oder transcendentale Physiognomik, welche die Ursachen und Gründe der Erscheinung nachweise, oder den unmittelbaren Zusammenhang zwischen dem innern Charakter und dem äußern Ausdruck erkläre. Lavaters Buch ward als Prospectus seines großen, mit Kupfern und aller möglichen typographischen Pracht auszustattenden Werks von ihm, von seinem Zimmermann und ihren zahlreichen Freunden überall unter den Reichen, unter den damals sehr zahlreichen Ueberspannten, unter den Damen verbreitet und die Subscription auf das große Werk hatte gleichen Fortgang mit der auf Basedows Elementarwerk. Nicht bloß in Deutschland, sondern auch in Dänemark, Frankreich, Schweden, in Rußland, schon um der Kaiserin willen, und sonst überall, wo Phantasie und ihre willkürlichen, jedes logische Gesetz verschmähenden Gebilde mehr galten, als mathematische Strenge und ruhige besonnene Prüfung, unterschrieb man eifrig und schickte dem Seher, in dessen Werk man als Kupfer oder Vignette gern unter den hohen, den edlen, den göttlichen Gesichtern glänzen wollte, Portraits oder Silhouetten nach Zürich oder pilgerte selbst dahin.

Ehe wir anführen, was ein großer Mathematiker und Physiker, der größte Satyriker der Deutschen, gegen die neue Wissen=

schaft vorgebracht hat, wollen wir ein glänzendes Zeugniß zu Gunsten der Erfindung Lavaters und seines Buchs anführen. Dies wird alle die über Lichtenbergs Spott trösten, denen eine gedruckte Rezension oder ein berühmter Name die höchste Autorität ist. Die geistreiche Frau Düdevant, gewöhnlich George Sand genannt, bekam nämlich neulich auf einer Reise zufällig Lavaters großes Werk in die Hand und schildert uns in ihrem vorzüglichsten Buch, den Briefen eines Reisenden, ihre Bewunderung auf eine meisterhafte Weise. Wenn man Lavater und seine Physiognomik gern gepriesen hört, so muß man lesen, wie überrascht und erstaunt die geniale Frau war, deren Urtheil um so unbefangener ist, als ihre religiösen Meinungen gerade das Gegentheil von den lavaterschen sind, und als sie von Lavater selbst nichts wußte. Man kann von ihr am besten lernen, wie geniale, von der Phantasie beherrschte Leute urtheilen, und sich daraus erklären, wie Lavaters vornehme Ausdrücke (z. B. theoretische oder transcendentale Physiognomik), seine Declamationen und Exclamationen, seine Kupfer und ihre Deutung auf seine Zeitgenossen einen so mächtigen Eindruck machen konnten, daß Lichtenberg und alle Verständigen der Mühe werth hielten, sich mit aller Gewalt dagegen zu erheben.

Von Lavaters angekündigtem Prachtwerke mit stolz bescheidenem Titel erschienen 1775 und 1776 die beiden ersten Bände und bis 1778 waren alle vier Bände ausgegeben. Der Titel lautet: Physiognomische Fragmente zur Beförderung der Menschenkenntniß und der Menschenliebe. Das Format ist das größte Quart, viele und vortreffliche Kupfer und Vignetten zieren das Werk, welches durch Papier und typographische Pracht Alles übertraf, was die deutsche Presse bis dahin geleistet hatte. So viel sich auch für und gegen Physiognomik sagen läßt, so ist doch klar, daß Lavater nicht der Mann war, der die Divination, welche man allenfalls dem geschickten Deuter der menschlichen Gesichtszüge, wie einst dem römischen Deuter der Eingeweide der Opferthiere, zutrauen möchte, zu einer Wissenschaft hätte erheben können, dazu fehlten ihm die zwei ersten Eigenschaften. Die erste Eigenschaft desjenigen, der eine Wissenschaft auf Erfahrungen gründen will, ist die Gabe bescheiden und ruhig

zu beobachten, damit hängt die zweite genau zusammen, daß er nämlich im Stande sei, einen streng logisch geordneten und in bestimmten und klaren Worten ausgesprochenen Vortrag über das Beobachtete und über den Zusammenhang desselben zu halten oder niederzuschreiben. Lavaters Manier ist aber die theologische derer, die im Namen Gottes zu uns zu reden sich unterstehen, oder die der philosophischen und überschwänglich genialen Schulen, welche seit Herders Zeit sich so hoch über Alles stellten, daß sie aus den Wolken herab Machtsprüche statt Gründe und vornehme Verachtung statt Widerlegung herabschleudern konnten. Dieses Tons, der auch Lavaters scheinbar christlich demüthige Schriften auszeichnet, bedienen sich sonderbarer Weise in der Politik die Absolutisten und ganz Servilen unter den blinden Verfechtern des Alten eben so dreist, als die wüthenden Demokraten aus Marats Schule; in der Theologie die blinden Papisten, die Schwärmer, wie Lavater und die Pietisten. Auch die dürren Moralisten wie Nicolai, oder die frechen Spötter aus Voltaires und Diderots Schule schimpfen und verachten statt zu wiederlegen. Alle diese Gattungen von Menschen verzweifeln gleich vorn herein an ihren Gründen, und weil sie nur durch Machtsprüche regieren wollen, so sind sie nur denen süß, welche diesen gehorchen, allen Andern sauer und bitter. Jeder, der nicht unbedingt ihnen nachspricht, wird sogleich für unfähig erklärt, über ihre Behauptungen zu urtheilen, weil diese viel zu hoch seien, als daß sein beschränkter Geist dahin reiche.

Weil diese Manier, den Gegner durch den Schwulst hochtrabender Rede todtzuschlagen, von der leider! auch Herder nicht ganz frei war, seit Lavaters Physiognomik, trotz alles Spotts, womit Lichtenberg die ganze Manier überschüttete, herrschend ward und noch heutigen Tages nicht abgenutzt ist, so wollen wir durch einige Stellen deutlich machen, auf welche Weise Lavater den Schwulst und den lächerlichen Ton einführte, dessen sich hernach alle Vernunfthasser bedienten und noch immer bedienen. Wir wählen nur eine Stelle ganz auf den Zufall, da durch alle vier Quartanten dieselbe Sprache und derselbe Ton herrscht. An dieser Stelle (1. Thl. S. 171) werden alle diejenigen aufgezählt, die der neuen, allen Menschen unentbehrlichen Wissenschaft unwürdig und unfähig sind und bleiben. Da heißt es dann: „Wer in

Bodmers Arche (die, wohl zu merken, damals schon längst auf dem Gebirge des neuen Geschmacks gescheitert war) keinen Ort findet, wo sein Fuß ruhen könne, in Klopstocks Aposteln nicht die edelste Menschheit, in seinem Eloah nicht den Erzengel, in seinem Christus bei Samma nicht den Gottmensch fühlt; wem Göthe nur witzig, Herder nur dunkel, Haller nur hart ist — und auf diese Weise wird noch einige Zeit hindurch fortgefahren, um am Ende zu sagen, daß alle solche Leute der Lavaterschen Wissenschaft unfähig seien.[42]) Die burleske Manier, wie Lavater im Orakelton über sein Werk und über dessen Kupfer und Vignetten einen Strom bombastischer Rede ausgoß, den seiner Zeit alle genialen Menschen, alle zartfühlenden Seelen entzückend schön fanden, hat bei Gelegenheit der unten angeführten Stelle aus der Einleitung, Lichtenberg durch einen Spott, den wir ebenfalls beifügen[43]), hervorgehoben.

---

42) Diese Stelle persiflirte hernach Lichtenberg in seiner Erklärung der Silhouette vom Sauschwanz, dessen Biegungen er, wie Lavater die Züge seiner Gesichter, mit Buchstaben bezeichnet hatte. Lichtenbergs Anfang lautet: Wenn du in diesem Schwanz nicht siehest, lieber Leser, den Teufel in Sauheit (obgleich hoher Schweinsdrang bei a ist), nicht erkennst den Schrecken Israels in e, nicht mit den Augen riechst, als hättest du die Nase darin, den niedern Schlamm, in dem es aufwuchs bei d, und nicht zu treten scheinst in den Abstoß der Natur und den Abscheu aller Zeiten und Völker, der sein Element war — so mache mein Buch zu, so bist du für die Physiognomik verloren. Dieses Schwein, sonst gebornes Ur-Genie, luderte Tage lang im Schlamm hin u. s. w.

43) Die Physiognomik, sagt Lavater in seinem Bombast, reißt Herzen zu Herzen, sie allein stiftet die dauerhaftesten Freundschaften. Auf keinem unumstößlicheren Grunde, keinem festeren Felsen kann die Freundschaft ruhen, als auf der Wölbung einer Stirn, dem Rücken einer Nase, dem Umriß eines Mundes, dem Blick eines Auges u. s. w. An einer andern Stelle endigt die Erscheinung zweier häßlichen Vaganten auf eine höchst burleske Weise den physiognomischen Traum, den er in lächerlicher poetischer Prosa geschildert hat. „Wonnevoll, vor einem Beete der herrlichsten Blumen u. s. w. In diesem süßen Gefühl stieg ich in meinen Gedanken zur lebendigen Thierschönheit und so fort zum Menschen empor. Ein herrlich Menschenbild war vor meiner Stirne, das mein Herz mit hoher Wonne empfing. — Ein Geräusch unterbrach mich. — Gott! Mit welchem Wehmuthsschrecken traf mich das Bild! Ich sah zwei Ideale von Landstreichern!!“ Diese Manier, angewendet auf Lavaters Deklamation über Silhouetten der Leute, die er ausposaunen wollte,

Die Großen der Erde schickten ihm indessen ihre Silhouetten und Bilder, um Ideale der Tugend zu werden, denn an Schönheit fehlte es bekanntlich vielen in der Geschichte, nicht gerade wegen ihrer Tugenden berühmten Personen, durchaus nicht. Man denke unter den Begünstigten der Monarchie an Orloff und die Herzogin von Dino (Talleyrand), unter den Begünstigten der Demokratie an die Theroigne de Mericourt; Lavater konnte daher Vorzüge und Tugenden genug austheilen, was auch nicht unterblieb. In Lavaters Buche fanden sich eine große Anzahl von Bildern lebender Personen aus allen Gegenden, die Reichen und Vornehmen wurden durch Lavaters Deutung ihrer Züge edel und gut. Alle, die man gewinnen wollte oder gewonnen hatte, erhielten ihren Antheil an Lavaters Ausrufungen. Ganz Deutschland war erfreut, zu erfahren, daß es so viele seelenvolle Gesichter, so viele edle Menschen in seinem Schooße ernähre, daß die vornehmen Leute, die ihr Bild geschickt hatten, Muster der Tugend, Genies, unschätzbare Männer und Frauen wären. Als solche wurden sie durch Lavaters Commentar über ihre Bilder aller Welt im Voraus bekannt.

Die neue Wissenschaft und Lavaters Manier, sie zu verbreiten und geltend zu machen, ward bald beherrschend wie die Sieg-

---

verspottet Lichtenberg sehr bitter in der Erklärung über den englischen Doggenschwanz. „Der du mit menschlichem warmen Herzen die ganze Natur umfängst, beginnt er, mit andächtigem Staunen dich in jedes ihrer Werke hinführst, lieber Leser, theurer Seelenfreund, betrachte diesen Hundeschwanz und bekenne, ob Alexander, wenn er einen Schwanz hätte tragen wollen, sich eines solchen hätte schämen dürfen. Durchaus nicht weichlich „hundselndes, nicht damenschöpfigtes zuckerndes," mausknapperndes winziges Wesen. Ueberall Mannheit, Drangdruck, hoher erhabener Bug und ruhiges bedächtiges, kraftherbergendes Hinstarren, gleichweit entfernt von unterthänigem Verkriechen zwischen den Beinen und hühnerhündischen, wildwitternder, ängstlicher, unschlüssiger Horizontalität. Stürbe der Mensch aus, wahrlich, der Scepter der Erde fiele an diese Schwänze. Wer fühlt nicht an hohe menschliche Idiotität angrenzende Hundheit in der Krümmung bei a. An Lage, wie nach der Erde, an Bedeutung, wie nach dem Himmel. Liebe, Herzenswonne, Natur, wenn du dereinst dein Meisterstück mit einem Schwanze zieren willst, so erhöre die Bitte deines bis zur Schwärmerei warmen Dieners und verleihe ihm einen, wie B u. s. w.

wartsche Gefühlsamkeit. Man konnte sogar im verständigen Niedersachsen die Anhänger der heißen Züricher Schule zu tausenden zählen; dies veranlaßte eine für unsere Literatur höchst merkwürdige Opposition. Die Opposition des geistreichsten und witzigsten unter den deutschen wissenschaftlichen Männern des achtzehnten Jahrhunderts gegen Zimmermanns Obscurantismus und Servilismus und gegen Lavaters Schwärmerei ist auch dadurch wichtig, daß die ächte Satyre bei der Gelegenheit in Deutschland einheimisch ward. Bis dahin verstand man nur schlechte Witze zu machen und grob zu schimpfen, wie denn auch Zimmermann Lichtenbergs Satyre blos mit elendem Schimpfen und Schmähen beantwortete. Lichtenberg war ein Geistesverwandter Hogarths, als dessen Erklärer er sich unter unsern ausgezeichnetsten Schriftstellern durch kleine aber witzige Arbeiten berühmt machte, während er zugleich als gründlicher Kenner und Lobredner Shakespeares viel dazu beitrug, die Deutschen auf die conventionelle Flachheit und Künstelei des französischen, von uns adoptirten Drama aufmerksam zu machen. Sein kaltes, weder strengen sittlichen Grundsätzen, noch einem tiefen religiösen Gefühl fortdauernd, wenn auch wohl von Zeit zu Zeit, gehorchendes Wesen machte ihn ganz geeignet, den Unsinn der Sentimentalität, der Schwärmerei und des Bombasts jener Zeit mit seinem scharfen und treffenden Witz auszubeizen.

Lichtenberg zeichnet sich vor allen deutschen Gelehrten, die mit ihm sowohl in mathematischen und physikalischen als in belletristischen Wissenschaften etwa können verglichen werden, ganz vorzüglich dadurch aus, daß er nie Mißbrauch von seinem Ruhme gemacht hat. Mit andern Worten, er hat nie, was doch selbst Göthe und Schiller, wie aus ihrem Briefwechsel hervorgeht, nicht unter ihrer Würde hielten, und was Herder, wie die Massen seiner Schriften beweiset, ganz in der Ordnung fand, auf das lesende Publikum buchhändlerisch speculirt. Er schrieb nicht viele und dicke Bücher, er affectirte nicht, je nachdem es die Zeit forderte, bald speculative Philosophie, bald Frömmigkeit und Vielwisserei und wunderliche Empfindsamkeit, wie die andern Verfertiger witziger Bücher und Romane; er gebehrdete sich daher auch nie wie die sogenannten Humoristen, als wäre er halbnärrisch

und redete nie, wie diese, eine unverständliche Sprache. Wir müssen seines Kampfs mit den zahlreichen Phantasten seiner Zeit hier um so mehr gedenken, als aus der Geschichte desselben, besonders aber aus seinen eignen Abhandlungen hervorgeht, bis zu welchem unglaublichen Grade das deutsche Publikum und seine Literatur von jeher ein Spielwerk von Scharlatans und Kameradschaften war, welche sich Einer den Andern loben, in Zeitungen und Journalen ausposaunen. — Zum Glücke pflegen sich aber dieselben Leute auch gelegentlich wieder zu befehden. Gegen die eitle Bande schreiender Schwärmer und Empfindler konnte auch sogar ein großer Geist wie Lichtenberg nicht durchdringen, sondern er mußte sich von einem hochmüthigen Apostel der Servilität, der weder eines gesunden und verständigen Gedankens, noch eines erträglichen Styls fähig war, vom elenden Zimmermann, im deutschen Museum einen Kalendermacher, Knirps und dergleichen schimpfen lassen. Der Zusammenhang der Lichtenberg'schen Satyre mit dem Lärm, den am Ende des siebenten Jahrzehnts des Jahrhunderts Physiognomiker, Magnetiseurs, Gaßner und Cagliostro in Deutschland machten, ist übrigens folgender:

Lichtenberg hatte im September 1777 die Herausgabe des durch Kupferchen und durch kleine witzige Aufsätze unter seiner Redaktion hernach sehr ausgezeichneten Göttinger Taschenkalenders übernommen, welche vorher sein Vorgänger in der Professur der Physik, Erxleben, gehabt hatte. Er eröffnete die neue Reihe dieser Taschenkalender mit einer sehr feinen satyrisch-philosophischen, aber alle Phrasen Lavaters und Zimmermanns völlig zermalmenden Abhandlung gegen die Physiognomik als Wissenschaft betrachtet, wie sie Lavater und Zimmermann den Deutschen aufhängen wollten. Er erklärt ausdrücklich in der Vorrede zum besondern Abdruck der Abhandlung, den er im Januar 1778 herausgab, es sei keineswegs seine Absicht, ein bekanntes weitläuftiges Werk zu widerlegen. Wer dieses thun wolle, müße es wenigstens nicht in Sedez bei einem Publikum unternehmen, bei welchem groß Quart so viel sei als Demonstration. Ich wollte nur, setzt er hinzu, einigen gefährlichen Folgerungen begegnen, die schon hie und da von Jünglingen und Matronen aus diesem Werke gezogen zu werden anfangen. Ich wollte hindern, daß man nicht

zur Beförderung von Menschenliebe physiognomisirte, wie man ehemals zur Beförderung der Liebe Gottes sengte und brennte. In der spätern Erwiederung Lichtenbergs auf Zimmermanns Grobheiten, welche dieser den, wie Lichtenberg sich ausdrückt, von ihm aus Berlin verschriebenen Gedanken Moses Mendelssohns vorausschickte, gibt er vortreffliche Aufschlüsse über deutsches literarisches Leben, wie es damals war und auch jetzt wieder zu werden scheint.

„Meine Leser," sagt er dort, „müssen schlechterdings keine Namen ansehen; die sind nichts. Man muß nicht, wie ein französischer Abbé und ein englischer Clerk darauf sehen, wer etwas sagt, sondern was er sagt. In Deutschland ist ja ohnedem bei dem eingerissenen Journal- und Zeitungs-Lesegeist der Ruhm eines schönen Schriftstellers das schnödeste Gut der Erde. Mit etwas Correspondenz, panegyrischen Prachtbriefen und einem schicklichen Wiederräuchern des Räucherers erwerben sich tausende eine Ehrenwache vor ihr Häuschen und den Namen eines schönen Geistes. Am Ende ist das blos Keller-Esels Glück. Auch die heißen Tausendfüße und haben eigentlich nur vierzehn. Das macht, der Eine kann nicht zählen, der andere sieht nicht ein, warum er zählen soll, und der Dritte mag des verhenkerten Füßelns wegen nicht zählen. Der Naturforscher, der indessen gezählt hat, sitzt still, ändert wohl gar den Sprachgebrauch nicht einmal und denkt im Herzen: Der Tausendfuß hat nur vierzehn Füße."

Soviel haben wir jetzt glücklicherweise gewonnen, daß man in unsern Zeiten keinen Begriff mehr davon hat, bis zu welchem Grade gutmüthige Deutsche, um nichts Schlimmeres zu sagen, im achtzehnten Jahrhundert ein Spiel der elenden Künste solcher Leute, wie Zimmermann waren. Solche Leute drängten sich an Friedrich und an Katharina, an alle Fürsten und Großen, sprachen und schrieben französisch, ließen ihre Silhouetten und Portraits von Lavater mit Bombast überschütten und waren als die Zierde ihres Landes geachtet. Lichtenberg hatte daher ein unsterblich Verdienst, als er dem Publikum die Augen darüber öffnete, wie schändlich man seine Vorurtheile und seine Einfalt mißbrauche. Bis zu welchem Grade man die dem Deutschen angeborne Bewunderung des Vornehmen mißbrauchte, wird man unter dem Text aus der Stelle eines Buches sehen, in welchem Marcard

seinen Protektor Zimmermann als Wunder der Welt preiset.[44]) Zimmerman erkannte wohl, daß er sich mit Lichtenberg auf einen Streit mit Gründen nicht einlassen dürfte, hatte aber erfahren, daß Moses Mendelsohn Einiges zu Gunsten der Physiognomik, jedoch weder für Lavater noch gegen Lichtenberg gesagt habe, er ließ sich, wie es Lichtenberg ausdrückt, diese Gründe aus Berlin kommen und im Märzhefte des deutschen Museums von 1778 abdrucken. Den dort (März, S. 185—195) abgedruckten vier Seiten aus Mendelsohns Aufsatze schickt der hochmüthige, hofdienende Berner zwei Seiten voll Grobheiten und Ungezogenheiten gegen Lichtenberg als Einleitung voraus, die so schlecht, so gemein und schülerhaft abgefaßt sind, daß, wer sie jetzt lieset, nicht begreift, wie ein Mann, der auch nur zwei Seiten so schreiben konnte, zu seiner Zeit so berühmt geworden war. Die Blätter Zimmermanns beantwortete Lichtenberg im Juli in einem ganz kurzen satyrischen Brief, der durch seinen meisterhaften Witz in Beziehung auf deutsches Vornehmthun, auf das Prahlen mit erschlichenem Ruhm, auf Titel, auf Orden, auf erschmeichelte Gunst des Orloffs und der Großen aller Art und auf Einfluß an Höfen eben so merkwürdig ist, als Lessings Antigöze in Beziehung auf protestantisches Pfaffenthum. Dieser Brief und die fliegenden Blätter Lessings gegen Göze sind das Heftigste, was die deutsche Sprache in der Gattung der gegen einzelne Personen gerichteten Beredsamkeit und bitterer Ironie (in der Rhetorik Invective genannt), die sich gleichwohl des eigentlichen Schimpfens enthält, hervorgebracht hat. Es sind zwei ganz verschiedene Arten von Styl und von schneidender Rede, welche Lichtenberg und Lessing gebrauchen, beide vollendet in ihrer Art. Unsere Sprache erhielt also fast zu gleicher Zeit, in ganz verschiedenem Style, Herders obengenannte

---

44) Zimmermanns Verhältnisse mit der Kaiserin Catharina II. und mit dem Herrn Weikard. Nebst einer Anzahl Originalbriefe der Kaiserin von H. M. Marcard, Leibmedicus in Oldenburg und erstem Arzt in Pyrmont. Bremen, bei Karl Seyffert. 1803. 396 S. 8. Ein servileres und auf eine ganz gemeine Ansicht menschlicher Verhältnisse schamloser pochendes Buch wird man schwerlich lesen können; allein man wird auch daraus sehen, welche Autorität für jene Zeiten Gunst der Großen und leerer Ruhm war. Hauptzeuge für Zimmermann ist nach dem Doktor — Orloff.

prosaische Schriften, Göthes Werther, Lessings eilf Antigöze, und Lichtenbergs polemische Satyren gegen Lavaters Manier und gegen Zimmermanns Person. Daß Lichtenberg so wenig als Lessing den Hang der Deutschen sich servil anzudrängen, oder sich gängeln und durch Namen täuschen zu lassen, ändern konnte, begreift Jeder, der der Menschen Natur kennt. Wir sehen in Deutschland, wie in Paris und London, noch alle Tage, wie man immer fortfährt, nach tönenden Phrasen, nach Journalen, Zeitungen, Orden, Titeln und Bekanntschaften den Werth des Menschen zu bestimmen, und wie man tobenden Zeloten blinden Glauben schenkt. Lessings und Lichtenbergs Schriften hatten das Schicksal aller wahren Weisheit. Haben doch auch die Schriften der Propheten und Apostel das Menschengeschlecht nicht auf dem Wege des Heils erhalten können!

Lichtenberg spricht in diesem Briefe von Moses Mendelssohns Abhandlung mit der größten Achtung und zermalmt bloß Zimmermann wegen der groben einleitenden Worte. Er sagt sehr witzig, die Abhandlung mit der Einleitung verbunden habe auf ihn einen Eindruck gemacht, den er früher in seinem Leben nur einmal empfunden, als man ihm nämlich einen Psalter in die Hand gegeben habe, dem die Geschichte des Till Eulenspiegel vorgebunden gewesen sei. Er fügt dann hinzu, daß ihn Mendelssohns Aufsatz gar nicht angehe, da er ja nicht die Physiognomik an sich, die jeder Mensch mehr oder weniger empirisch treibe und treiben müsse, habe bestreiten wollen, sondern nur des unwissenschaftlichen Lavaters vorgebliche Wissenschaft, oder vielmehr seine prophetisch sentimentalen Declamationen. Zimmermann hatte schon vorher Lavater so lange angetrieben, bis er im Aprilstück des Museums seine Sache ebenfalls vertheidigte, doch nicht in Zimmermanns Manier, sondern in der Seinigen, das heißt, nicht süß und nicht sauer, sondern aus beidem abwechselnd gemischt. Auch dem gerade in demselben Jahr (1778) gedruckten vierten Bande der Physiognomik fügte Lavater etwas gegen die Gegner der neuen Wissenschaft bei.

Diese Apologie Lavaters beruht, was Lichtenberg angeht, ebenfalls auf einem willkürlichen oder unwillkürlichen Mißverständnisse. Lichtenberg erinnert daher in seiner Antwort ganz pas-

send, daß sich Lavater drei Viertheile seines Aufsatzes habe ersparen können, wenn er nur daran gedacht hätte, daß man, wenn man die Widerlegung eines Gegners gar zu leicht finde, immer sich selbst fragen müsse, ob man nicht etwa in dem Irrthum befangen sei, daß, wer Einiges von dem angreife, was man behauptet habe, auch das Ganze bestreiten oder gar verwerfen wolle.

Lichtenberg erreichte durch seine Satyren in dieser Sache um so viel eher und so viel besser einen erwünschten Zweck, weil er sich, wie jeder verständige Mann ebenfalls thun würde, weniger als einen Gegner Lavaters bewies, als der eiteln Manier, wodurch sich der Züricher Prophet und der hochmüthige und eitle hannöversche Leibarzt damals in ganz Deutschland wichtig machten. Durch Abhandlungen und feinen Spott konnte man freilich auf das Publikum der Starkgläubigen, Servilen, Sentimentalen u. s. w. nicht einwirken, man mußte ihnen derb kommen. Nur völliger Sanscülottismus, nur frecher Unglauben, nicht vermittelnde Klugheit können Bahn brechen, wenn einmal Sophistik, Beamtengeist oder Aberglauben in einer Nation völlig die Oberhand gewonnen haben. Lichtenberg gebrauchte daher auch das Mittel einer derberen Satyre, um Manier, Ton und Sprache der Lavateraner lächerlich zu machen. Daraus muß man sich seine Silhouetten von Zöpfen, von Sau- und Hundsschwänzen, und den diesen beigefügten im travestirten Lavaterschen Bombast abgefaßten Commentar darüber erklären.

Wie wichtig dies für unsere zur Schwärmerei und Uebertreibung geneigte Nation, die keinen Mittelpunkt hat, der ein Maß oder ein Ziel in sich hätte, in jener geistig bewegten Zeit war, sehen wir aus der schnellen Verbreitung der neuen physiognomischen Schwärmerei. Diese blieb nicht bloß auf die Kreise beschränkt, wo man im Stande war, auf das große, prächtige Werk in Quart zu subscribiren, weil man darauf rechnete, auch für sich am Bombast des Commentars einen Antheil zu erhalten, sondern sie verbreitete sich auch in den kleinen Städten. Selbst in den kleinen sächsischen Herzogthümern, wo klassische Gelehrsamkeit und Interesse an der deutschen allgemeinen Bildung vorzugsweise gefunden werden, wo aber eben deßhalb auch viel Seichtes gelesen und geschrieben wird, grassirte das Lavatersche Fieber. In Wei-

mar besonders, wo bekanntlich selbst neben Göthe und Schiller erst Wieland, dann Musäus und sein Schüler Kotzebue als Klassiker galten, und ihre Arbeiten dem Geschmack der Bildung und Erfahrung des kleinen und kleinlichen Publikums, das sich groß wähnte, anpaßten, schien es ebenfalls nöthig sich dagegen zu erheben. Die Art, wie dies geschah, kann dem, der dem Gange der deutschen Bildung durch die kleinen Residenzen und ihre Höfe und deren Geschmack folgen will, Gelegenheit geben, den Witz derselben mit der großartigen und wahrhaft klassischen Satyre Lichtenbergs zu vergleichen. Der beliebteste Schriftsteller der Herzogthümer, Musäus, richtete sich nämlich ebenfalls gegen die Physiognomik und suchte diese Krankheit der Zeit scherzhaft, oder, wie man das nennt, humoristisch zu beschreiben. Musäus schrieb zu diesem Zwecke die physiognomischen Reisen. Dies Buch war, wie die andern Bücher dieses besonders von Kotzebue sehr werth gehaltenen Mannes, seiner Zeit sehr gesucht und sehr gelesen; es hatte aber zu wenig innern Gehalt oder äußere Bedeutung, als daß wir es hier, wo nur von Wirkungen nach Außen die Rede ist, anders als im Vorbeigehen erwähnen dürften.

Trotz aller Satyre erlangten jedoch Lavater und Zimmermann durch ihre Bemühungen um die Physiognomik ziemlich ihren Zweck. Sie wurden in ganz Deutschland und in andern Ländern so berühmt, daß jeder vornehme Reisende, der durch Hannover kam, nur nach Zimmermann fragte, wie uns Marcard berichtet, daß die Vornehmen, wie er mit den eignen französischen Worten eines solchen Vornehmen hinzu fügt, behaupteten, Zimmermann sei das einzige Merkwürdige in Hannover. Nach Zürich gingen gar ganze Pilgerzüge, wie nach Rom.

Seit dieser Zeit standen sich in Deutschland die Parteien viel schroffer gegenüber, als vorher, weil alle diejenigen, denen jede Neuerung, jedes Fortschreiten im Styl und in der Sprache wie im Denken und im Handeln verhaßt war, sich unter Lavaters Glaubenspanier stellten. Er selbst ging mit den Jesuiten Hand in Hand, da er sogar, wie wir aus Bronners Leben sehen, mit diesen über Bronner korrespondirte, als er sich aus seinem Kloster nach Zürich geflüchtet hatte, ohne Protestant zu werden. Die Jesuitenfeinde in Berlin schlossen sich daher auch seitdem enger

zusammen. Allerdings war damals Lavater gewissermaßen Sektenhaupt geworden, glaubte an Gaßners Wunder, wie an die des Evangeliums, empfahl Sailers Andachtsbücher, unterhielt mit Stark Verbindung und förderte Jung-Stillings wunderliche Schwärmerei. Jeder, der in unserer Zeit Lavaters Schriften, ohne Vorurtheil und ohne Schwärmer zu sein, lieset, zugleich aber sein Wirken und seine Geschichte kennt, wird begreifen, daß er als angesehener, tüchtiger, Freiheit liebender Bürger, als Mensch, als Seelsorger, und innerhalb eines kleinen Kreises als Liederdichter sehr geachtet sein konnte, jedermann wird aber unbegreiflich finden, wie man ihm dreißig Jahre lang einen angesehenen Platz unter Gelehrten und Schriftstellern anweisen durfte. Dies erklärt sich nur daraus, daß er gewissermaßen Sektenhaupt war, der blindlings von seinen Anhängern verehrt ward und unbedeutenden, sogar abgeschmackten Leuten, die sich seiner Sache annahmen, durch seinen Namen Bedeutung gab. Um anschaulich zu machen, wie beschränkte Menschen sich durch und an Lavater emporheben, wollen wir nur an die Person und an die Schriften Pfenningers erinnern. Wir würden hier dieses Mannes gewiß sonst nicht gedenken, wenn wir nicht an diesem Kollegen des Züricher Pfarrers recht klar machen könnten, wie weit man mitten unter der allgemeinen Aufklärung den Fanatismus trieb, auf welche Art man Lavater huldigte und welche Armseligkeiten man seinen Freunden nachsah.

Pfenninger war Lavaters Kollege, erst an der Waisenkirche, dann an Sct. Peter, und kämpfte für das von Lavater vertheidigte sinnliche Christenthum nach Art der Kapuziner. Er sprach, wie diese, wenn sie vom heil. Antonius predigen, nur von Glauben und Wundern, ohne auch nur durch ein Wort zu verrathen, daß er seine Art Christenthum kritisch, historisch, oder auch nur logisch geprüft oder bewiesen zu sehen wünsche. Er war dabei für Zürich ein bedeutender Mann, wie Lavater, doch auch dort mehr für einen engeren Kreis von näheren Freunden, als für die Stadt, mehr als eigentlicher Seelsorger, als wegen seiner Predigten. Nichts desto weniger machten seine elenden Schriften in jener Zeit des Kampfs des Lichts und der Finsterniß bedeutendes Aufsehen und Pfenninger ward neben Lavater und um Lavaters willen seiner Zeit an allen Enden Deutschlands genannt. Es war eine

sonderbare Art von Christenthum, welches diese Züricher und ihr zahlreicher Anhang in Deutschland der damals trotz aller ihrer Bemühungen hereinbrechenden Aufklärung entgegensetzten. Pfenninger und Lavater predigten nicht die hölzerne Katechismuslehre des verketzernden Hamburger Hauptpastors, sie legten auf manche Theile des herrschenden Systems keine Bedeutung und konnten daher, wie man ihnen auch vorwarf, einem Sattler und Sailer, die von strengen Papisten ebenfalls verketzert wurden, hie und da schwärmend die Hand reichen.

Sie predigten beide eine Weissagungsgabe der menschlichen Seele, eine fortdauernde Wunderkraft mitten in unserer nach bekannten ewigen und unwandelbaren Gesetzen geordneten Sinnenwelt, eine Fortdauer einer außerordentlichen Wirkung des heiligen Geistes und viele ähnliche Dinge, die sie eben so werth hielten und eben so eifrig verfochten, als irgend eine Wahrheit des Evangeliums. Die Berliner und Hallenser lehrten einen kalten Gegensatz gegen die heißen züricher Theorien, es war daher ewiger Streit zwischen beiden, und der mit den Seinen demüthige und zu Hause ungemein sanfte Pfenninger wüthete für seines Freundes Lehre wie ein Klopffechter. Der sonst liebenswürdige Mann schimpft, tobt, schmäht in seinen an Gründen durchaus armen Streitschriften gegen die Berliner, gegen Lessing, gegen jeden, der dem Verstande nur das geringste Recht in Religionssachen einräumen und sich nicht blind dem Gefühle überlassen will. Um zu zeigen, wie weit man das trieb, und um sich erklären zu können, warum nicht bloß Lichtenberg Lavater verspottete und Lessing ihn bemitleidete, sondern sogar Göthe mit ihm brach, der sonst dergleichen Streitigkeiten, wie jede ihn nicht unmittelbar berührende Angelegenheit der Mitmenschen, von oben her betrachtete und nie gegen Personen eiferte, wollen wir nur einige Beispiele anführen, wie Pfenninger Lavaters Sache führte. Er scheut sich nicht, in einer der Streitschriften gegen die Norddeutschen seinen, d. h. Lavaters Freunden, zuzurufen:

„Glaubt, wo ihr *nicht* sehet, hofft, wo ihr *nicht* glaubt, hofft *ohne* Grund, wo nicht *mit* Grund zu hoffen ist.“ In dem heftigen Streit, worin Pfenninger als seines Kollegen Schildknappe ins Feld zog, als dieser auf eine für Protestanten höchst

befremdende Weise Sailers Gebetbuch seinem vornehmen und zartfühlenden Anhange dringend empfohlen hatte (da es doch, so vortrefflich es auch sein mochte, immer ein streng katholisches Andachtsbuch blieb), geht er in der unverständigen Theilnahme an Lavaters Eifer so weit, daß er in den lächerlichen Ausruf ausbricht: „Ich wollte eine Million Jahre meiner Seligkeit daran setzen, daß keiner meiner Korrespondenten den Ankauf des braven Buchs bereuen wird.“ Man würde vielleicht ungerecht sein, wenn man den Glauben und ganz besonders das in allen praktischen, Vortheile bringenden, Dingen sonst so gesunde Urtheil der Schweizer, ihre Art Religiosität und vor allem ihren Geschmack in Literatur und Sprache, darnach beurtheilen wollte, daß ihnen Lavater und Pfenninger gute Schriftsteller und tüchtige Religionslehrer schienen. Die Thatsache ist indessen unläugbar, und sie wurden in eben dem Grade immer stärker bewundert und sogar vergöttert, je fader sie schrieen und gegen den Verstand eiferten, seufzten, in Ausrufungen ausbrachen oder je ungezogener Pfenninger schimpfte. Wie weit der Letzte seine Polemik gegen den gesunden Menschenverstand und gegen den unsterblichen Repräsentanten desselben, den großen Gründer unserer Literatur, trieb, kann man aus Pfenningers Sammlungen zu einem christlichen Magazin lernen. Wir dürfen in einer allgemeinen Geschichte die Armseligkeiten des Züricher Pfarrers nicht aufnehmen, wir wollen daher in den Noten nur ein Stück seiner gereimten Polemik beifügen. In den in den Noten mitgetheilten Knittelversen glaubt nämlich Pfenninger, und seine Schweizer mit ihm, daß er über Lessing und über den in der Erziehung des Menschengeschlechts von diesem geltend gemachten Gedanken gespottet habe, daß Gott in Rücksicht seiner Offenbarungen dasselbe Gesetz befolge, welches er in allen Erscheinungen der Außenwelt befolgt hat. Dies Gesetz ist, daß für endliche durch Raum und Zeit beschränkte Wesen jede ewige Ordnung nur innerhalb dieser Schranken gelte, daß also jede Offenbarung nur für eine bestimmte Zeit ertheilt werde.45)

---

45) Die schönen Verse Pfenningers gegen ein Meisterwerk, wie die Erziehungsgeschichte des Menschengeschlechts ist, lauten folgendermaßen:

Einen mächtigen Gehülfen erhielten die Schweizer Theologen an einem Mann, dessen Originalität nicht zu bezweifeln ist und dessen Vorstellung der göttlichen Weltregierung auch in unserer Zeit viele Anhänger hat. Ihm war jedoch die Art, wie Lavater Gott und seine Vorsehung handgreiflich machte, viel natürlicher als dem Schweizer Theologen. Jung-Stilling nämlich ward durch Göthe, Herder, Lavater, also von ganz verschiedenen Geistern zu einer Bedeutung unter unserer Nation gebracht, die mehr auf seinen sonderbaren Schicksalen und auf der in ihm personifizirten und später im idyllischen und sentimentalen Styl seiner Zeit vorgetragenen Denkart und Lebensweise einer gewissen Klasse unseres niedern Volks, als auf irgend einer ausgezeichneten Geisteseigenschaft beruhte. Die Menschenklasse, welche Jung-Stilling repräsentirt, ist besonders in Westphalen zu Hause. Sie ist aus der Bibel, die sie gerade so versteht, wie das Wort lautet, belehrt und gebildet, sie hat Theil an jenem Geiste der Betrachtung, der in Westphalen seit dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts fortlebt, und hat noch jetzt im Wupperthale ihre Metropole. Diese mußte nothwendig den Ansichten Lavaters ganz ausschließend huldigen. Solche Leute haben von der Gottheit und von der Vorsehung eine fixe, seit mehren Jahrhunderten überlieferte Idee, welche sowohl der Publicist und geübte Weltmann Pütter, als der Schneider und von der Welt entfernte Jung-Stilling in Westphalen mit der Muttermilch eingesogen hatten. Sie, wie die Juden, von denen sie im A. T. lasen, konnten nichts Befremdendes darin finden, daß der Gott der Christen eine Art menschlichen Körper habe, daß er fortdauernd körperlich und sinnlich die Men-

———

— — — wenn nun voll Zuversicht
Ein Schöngeist, als aus höherm Licht,
In numerirten Sätzen spricht:
„Dies war der Nutzen, den es hatt'
„Wenn Schwächre etwas heller sehen,
„(Und dies kann wahrlich bald geschehen),
„Mag Gotteswerk dann untergehen.
„Mags jeder, wie sein Decliniren
„Der Studiosus, fortspediren."
So spricht er trotz dem höhern Licht
Wahrhaftig, wie — — — ein Säugling spricht.

schen regiere, und gewissermaßen am Strick leite. Diese Ansicht ist poetischer als die der Gebildeten von ewigen unwandelbaren Gesetzen, von einer nur im Geiste gegenwärtigen, nur geistig wirkenden Gottheit; freilich führt diese Ansicht doch am Ende den Denkenden zu demselben Resultat wie die philosophische. Ein Mann, wie Jung-Stilling, der bei jedem Schritt und bei jeder Handlung nach dieser Ansicht verfuhr und wirklich, nicht affektirt, jede Geldhülfe, die ihm zu rechter Zeit kam, als ganz unmittelbar von Gott kommend ansah, war Dichtern wie Herder und Göthe eine merkwürdige Erscheinung. Diese Art, wie er das Leben auffaßte, wie er seine Schicksale erzählte, wie er die Wege der Vorsehung verstand, schien ihnen eine Idylle und eine Naturpoesie eigner Art, weil sie nicht gemacht ward, also nicht durch das Kunstgebilde der Form den Hörer gewann, sondern wie ein Gewächs aus einem ganz eigenthümlichen Boden entsproß.[46])

Dies bewog die Dichter, die Jung-Stilling persönlich kennen lernten, ihn zu vermögen, sein Leben zu schreiben, oder vielmehr das Beginnen zu unterstützen, seine Ansicht des Lebens dem Publikum mitzutheilen, so wenig er auch der Sprache der gebildeten Welt damals noch mächtig war. Sein Styl paßte zu der Art Geschichte, die er schrieb, sehr gut, und der erste Theil seines Lebens wird immer das Beste unter seinen vielen Büchern bleiben. Vier Theile eines solchen Lebens waren freilich zu viel; die beiden ersten 1778 und 1779 unter dem Titel: Jung-Stillings Leben und Wanderschaft, erschienenen Bände enthalten jedoch unstreitig eine anziehende, aus Wahrheit und Dichtung gemischte, fromm empfindsame Idylle ganz eigner Art. Ein Leser, der der gedrechselten Perioden und der erkünstelten Empfindungen

46) Welche eifrige Anhänger der gute Jung-Stilling unter Seinesgleichen noch jetzt in Westphalen haben muß, hat der Verfasser noch in diesem Jahre, also sehr lange nach der Erscheinung der dritten Auflage des Buchs erfahren. Ein Anhänger Stillings hat im Sayn und Altensteinschen Wochenblatt, wo sonst nur Anzeigen mercantiler Art enthalten sind, seiner Wuth über das achtzehnte Jahrhundert und dessen Verfasser Luft gemacht und ihm das Stück Löschblatt, worauf dies gedruckt war, auf der Post zugeschickt. Hätte er gewußt, wie oft der Verfasser dergleichen erhalten hat und wie sehr ihn dergleichen Kleinstädterei amüsirt, er hätte sich gewiß die Mühe nicht gegeben.

und Verwicklungen der zahlreichen Romane, der lächerlichen Sprünge der damaligen Kraftgenies und der nachherigen Romantiker, sowie der oft an das Taumeln der Betrunkenen erinnernden Verzerrungen der sogenannten Humoristen müde und überdrüssig ist, sieht sich durch Jung wenigstens in die Natur versetzt, wenn diese auch oft an unreinlichen und sumpfigen Stellen nicht gerade lieblich ist. Man wandert trotz des elenden Styls, der durchaus unedlen Sprache und der oft gemeinen Ansicht des edelsten Theils vom menschlichen Wesen und Streben nicht ungern an der Hand des originellen Mannes durch verschiedene Stände, Orte, Verhältnisse, mit denen man sonst, wenn man in Städten erwachsen und auf die gewöhnliche Weise gebildet ist, ganz unbekannt bleibt. Der Ton biederer Herzlichkeit, das Tröstende, welches der Verfasser in allen den sonderbaren Lagen seines Lebens findet, die Art, wie er Gott gebraucht, wenn er vom wandernden Schneidergesellen zum Freund des vortrefflichen Carl Friedrich von Baden nach und nach durch die Fügung der Umstände, oder, was einerlei ist, durch die Vorsehung hinaufgeführt wird, söhnen uns mit der unschuldigen Einbildung, die er von sich selbst hat, aus. Wir bewundern die Eitelkeit der Gotteskinder und die fromme in ihren Büchern herrschende Klugheit, welche sehr geschickt Gott und alle Menschen als bloßes Werkzeug zum Dienste einer ganz kleinen Person zu gebrauchen versteht.

Unstreitig ist übrigens, daß Stillings Leben und Wanderjahre, besonders jedoch nur die zwei ersten Theile, in jener bewegten Zeit Epoche machten und gewissermaßen einen ganz eignen Kreis von Lesern anzogen. Die Ansichten des Verfassers waren nämlich noch die des Volks ganzer Gegenden und Provinzen von Deutschland. Die Stifter der neuen Literatur waren diesen zu hoch oder diese Literatur selbst ihnen zu weltlich, die Vorstellung eines Gottes, der jeden einzelnen Menschen am Seil führt, war sehr bequem; Jung-Stilling erhielt daher in Deutschland, wie Pfenninger in der Schweiz, bald weit mehr Gewicht, als beider Kenntnisse, ihre Fähigkeiten und die Form, die sie ihren Schriften geben konnten, verdienten. Darauf gründete denn freilich Jung-Stilling, der nach der Bekanntmachung seiner Jugendgeschichte zünftiger Gelehrter oder Universitätsprofessor geworden war,

eine Buchmacherei, mit der wir hier nichts zu thun haben. Alle seine, seitdem als Fabrikate gefertigten mystischen Romane gehören nicht der allgemeinen Literatur, sondern einer ganz besondern Gattung an, welche für die Leute besonders bestimmt ist, denen das gewöhnliche Tageslicht an den Augen wehe thut, die sich deshalb gern in ein Helldunkel oder gar ganz ins Dunkle stellen. Wir schweigen daher vom Florentin von Fahlendorn, vom Leben Theodors von der Linden, von Theobald oder die Schwärmer. Nur über das letztere Buch müssen wir für den, der die Mystik jener Zeit und ganz besonders die Rosenkreuzerei, welche den König Friedrich Wilhelm II. in ihren Netzen hielt, kennen und verfolgen will, bemerken, daß er dort sehr brauchbare Notizen findet. Man lernt nämlich aus diesem Roman eine bedeutende Anzahl der Geheimnißkrämer und Mystiker kennen, welche in jenen Zeiten in den Rheinlanden ihr Wesen trieben, und lernt von dem leichtgläubigen Jung-Stilling, wie man ganz ernsthaft und als wenn man Dokumente vor sich hätte, die Geschichte dieser Mystik, die leider nur zu viel von Gaunerei in sich und an sich hatte, von Moses, Zoroaster und der ägyptischen Priesterschaft, vermöge der Tempelherrn des Mittelalters zu Christian von Rosenkreuz herabführte.

§. 6.

Geschichte.

Die deutschen Universitäten, wenn man etwa Leipzig während einer kurzen Zeit ausnimmt, waren ihrem Charakter als gelehrte Anstalten aus den Zeiten des spätern Mittelalters treu geblieben und ihre Lehrer hatten mit ziemlicher Verachtung auf die Revolution der Literatur, die unter ihren Augen vorging, herabgeblickt und ihr gelehrtes Gewerbe für Geld fortgetrieben, wie vorher. Selbst als hernach die Universitätspolitik vorschrieb, einzulenken, und als man sich das Ansehn gab, in Göttingen und in Jena neben den Brodfächern auch Volksliteratur begünstigen zu wollen, beklagten sich die Glieder des Hainbundes in Göttingen und später Schiller in seiner Correspondenz bitterlich, daß auf deutschen Universitäten für wahre Humanitätsbildung keine Stätte

bereitet sei. Vortheilhaft war es übrigens für die Bildung unserer Nation, so weit diese von den eigentlich nur für die sogenannten Brodwissenschaften bestimmten Staatsanstalten ausging, daß die hannöversche und die weimarsche Regierung auf ihren Universitäten ein ganz verschiedenes oder gar entgegengesetztes System befolgten. Dies hatte die Folge, daß im neunten Jahrzehnt des Jahrhunderts Göttingen Sitz der reellen und materiellen, Jena der idealen und ästhetischen Wissenschaft wurde.

Göttingen war seit seiner Errichtung ganz besonders für diejenigen Fächer eingerichtet, die man in Hannover und London nützlich und reell, oder wie man jetzt vornehm sagt, materiell brauchbar fand. Wer Haller als Ausnahme anführen wollte, würde vergessen, daß er nicht als Belletrist, sondern als Anatom und Physiolog nach Göttingen kam, und wäre dies auch nicht, so gehörte er ja der Gottschedschen und Bodmerschen Periode an und reichte wenig über sie hinaus. Was man aus Göttingen machen wollte, sehen wir aus einem Originaldocument in Büschings Selbstbiographie, wo die sämmtlichen Männer, die der vergötterte Herr von Münchhausen dort versammelt hatte, aufgezählt werden. Zu der Masse ganz nach alter Weise grundgelehrter, den Hofmanieren der alten Zeit mit Respect huldigenden und die adelige Jugend zu denselben in steifen Gesellschaften dressirenden conservativen Gelehrten, gehörte nothwendig eine ungeheure Menge von Büchern; auch dafür wurde gesorgt. Münchhausens Orakel waren Michaelis und Pütter, bis später Heyne den Ersteren verdrängte. Die Namen dieser beiden, als eigentliche Gelehrte, der Letzte auch als Jurist, höchst achtbaren und ausgezeichneten Männer, bezeichnen schon allein hinreichend die Art von Bildung und von Literatur, die sie fördern konnten; auch haben sie es uns überdem in ihren Lebensbeschreibungen ausdrücklich gesagt.

Pütter blieb auch nach Münchhausens Tode Orakel der hannöverschen Regierung und Georgs III., der sich persönlich um Göttingen bekümmerte und an Pütter einen Mann fand, der eben so starkgläubig und bibelfest war, als er selbst. Michaelis mußte Heyne nachstehen, der freiere Ansichten hatte, und mit großer Vorsicht einiges neue Licht in die Büchergelehrsamkeit

deutscher Hörsäle zu bringen suchte. Zur Beförderung historischer und staatswissenschaftlicher Studien, wovon hier die Rede ist, konnten sich Heyne und Pütter leicht vereinigen, denn Pütter selbst galt ja in unserm Vaterlande, wo man nur documentarische, juristische Geschichte, welche blos das Aeußere anging, kannte, für einen tüchtigen Historiker. Das war er allerdings, so weit man zur Geschichte einer Seele und einer lebendigen Auffassung des Lebens und der Menschen nicht bedarf. Er kannte die Gesetze, die Verfassung, die unselige Justiz unseres Vaterlandes besser als irgend ein anderer. Pütter wußte jede noch so kleine Thatsache der sogenannten Reichsgeschichte und kannte alle ihre Quellen, vom dicksten Folianten bis zu der für irgend einen Reichsritter auf einem Reichsdorfe über einen Punkt der Gerichtsbarkeit oder über Benutzung eines Waldes oder einer Weide geschriebenen Deduction. Er war mit dem Labyrinthe der deutschen Rechts- und Gerichtsverwaltung so vertraut, daß man sogar von Wien aus, wo er doch für einen Gegner kaiserlicher Justiz galt, sich von ihm den Faden der Ariadne erbat und ihm eine Reichshofrathstelle anbot. Um die Art Geschichte, die Pütter verstand, lehrte und trieb, buhlte jedermann und ehrte den, der sie trieb, eine andere konnte bei der bestehenden Einrichtung des Reichs und der einzelnen Regierungen, beim Mangel jeder Art von Oeffentlichkeit unmöglich aufkommen.

Pütter ward von allen deutschen Fürsten, Reichsgrafen und Baronen, von Staaten und Städten mehr geehrt und gesucht, als irgend einer der größten Geister, (Göthe, der Minister, war allein ausgenommen) je gesucht worden ist, und die beiden nicht ganz dünnen Bände seiner Autobiographie sind besonders bestimmt, dies documentarisch nachzuweisen. Pütters Reichsgeschichte war daher auch das Ideal des einzigen Publikums für Geschichte, welches es damals in Deutschland gab. Dies war der Theil des Adels, der nicht blos französische Bücher las, und die Juristen. Um Pütters historisch-juristische Weisheit, die gegen jede andere durch den Küraß der Gelehrsamkeit fest machte, einzusammeln, vereinigte sich in seinem Hörsaale in jedem Halbjahre regelmäßig Deutschlands adelige und juristische Aristokratie. Man lese nur in seiner Selbstbiographie das genaue Namensverzeichniß,

in welchem alle die, welche auf englischen Universitäten besondere Kleidung tragen, nach Stand und Würden gebührend ausgezeichnet sind, wie sie auch für die Gebühr damals in den Göttinger Auditorien einen besondern Platz hatten. Da waren, wie Pütter jubelnd über die von ihm verbreitete Nationalintelligenz uns meldet, Fürsten und Reichsgrafen und ihre adeligen Begleiter und ihre hochansehnlichen Hofmeister, da waren Barone, Reichsritter, Patrizier unserer und Schweizer Städte; die Andern werden nur gezählt und nicht genannt (numerus et sine nomine vulgus). Also Alle, die an Geschichte Theil nahmen und nicht zu denen gehörten, von denen Pütter mit Homer urtheilte, daß sie seien:

Nie im Kampfe Gerechnete oder im Rathe,

wollten entweder ihr eignes Glück, oder das Glück derer, in deren Dienste sie vornehm und reich wurden, auf Feudalrechte des Mittelalters gründen, oder aus dem sogenannten deutschen Rechte und der Geschichte machen, was sich zu ihrem Vortheil daraus machen ließ. Da die historischen Wissenschaften in Göttingen ganz feudalistisch getrieben wurden und man dort nach unserer eigenen Erfahrung an Werktagen unter Büchern und Deductionen und Noblesse, am Sonntage in seidenen Strümpfen auf Visiten war, so flüchteten sich Alle, die etwas freier zu athmen suchten, zur Philosophie, die in Göttingen nicht gefunden ward, oder vom positiven Recht zum Vernunftrecht. Dies zog dann die Plebejer und jeden, der freier athmen wollte, erst zu Darjes nach Frankfurt a. d. Oder, dann nach Jena, als dort seit 1787 eine Art philosophischer Offenbarung hinter einander von Reinhold, Fichte und Schelling mit solcher Zuversicht verkündigt ward, daß wir Alle in der That glaubten, alle Räthsel menschlicher und göttlicher Dinge würden in Jena gelöset.

Neben Pütter stand sein Landsmann und Sinnesverwandter Achenwall, ebenfalls Professor der Rechte, welcher Geschichte und Staatswissenschaften vereinigte und in der ersteren nicht sowohl eine bildende und philosophische Wissenschaft, als vielmehr eine nützliche und brauchbare erkannte. Er lehrte für dieselben Leute, die sich um Pütter sammelten, die Kenntniß des Bestehenden und Geltenden, seine Erfindung der Statistik sollte den Kreis der reellen Kenntnisse, nicht den der Ideen erweitern, dem Gedächtnisse

eingeprägt werden, nicht lehren, wie man im Leben über das Leben urtheilen solle. Seine Weisheit ward, wie die der andern Göttinger Professoren, hauptsächlich Compendien vertraut. Büsching war nur eine vorrübergehende Erscheinung in Göttingen, auch schrieb er seine Erdbeschreibung und seine übrigen historischen und geographischen Schriften zwar mit dem lobenswerthen Fleiße und der Genauigkeit der vorigen Zeit, aber auch ganz im Style und Geschmack derselben, so daß hier von ihm die Rede nicht sein kann. Gatterers Verdienste um die Fortschritte der deutschen allgemeinen Bildung beschränken sich auf seine geographischen Bemühungen, alle seine anderen Schriften, deren gelehrtes Verdienst zu würdigen hier nicht der Ort ist, gehören der erste Hälfte des Jahrhunderts an und ihrer Art, Geschichte zu betrachten und zu behandeln. Geographie behandelte Gatterer mit Sinn und Geschmack und erleichterte nicht blos das Studium derselben, sondern paßte es dem Bedürfnisse des Lebens und sogar den von den Urhebern der neuern Erziehung gepredigten Grundsätzen vortrefflich an. Sein Verdienst von dieser Seite, auch in Rücksicht der von ihm seinen Zuhörern mitgetheilten Karten, die nicht eigentlich in den Buchhandel gekommen sind, ist nie gebührend anerkannt worden.

Schlözer war Michaelis und Achenwalls Schüler, von seinem Geschmack und seiner classischen Bildung läßt sich daher wenig sagen; doch machte er in Deutschland Ausnahme und Aufsehen, weil er Statistik, Staatsrecht und Staatswissenschaft, wenn auch oft wunderlich und burschikos, doch nicht nach dem Schlendrian trieb, denn er war der russischen Autokratie geneigter, als der Deutschland beherrschenden Aristokratie. Auch die Manier, wie er im Gegensatz gegen Herder, den er schrecklich mitnahm, Universalgeschichte trieb, war in ihrer Art genial, wobei er freilich in seinem prosaischen Trotz eben so weit ging, als Herder im poetischen. Sein Hauptverdienst um die Fortschritte Deutschlands zu einem freieren, von Servilität entfernten Leben erwarb er sich, wie wir unten anführen werden, durch sein Journal, welches ein Schrecken aller kleinen Despoten, Obscuranten und decretirenden Beamten ward. Als Forscher war er allerdings groß und nützlich; aber von den Urgeschichten des Nordens, denen er einen

Quartband widmete, von seinen Arbeiten in Schweden und Rußland, von russischen, schwedischen, lithauischen, türkischen Geschichten, die er gelehrt behandelte, kann hier nicht die Rede sein, wo nur von bildender Literatur und von Wirkungen aufs Volk, nicht auf die Gelehrten, gehandelt wird. Alle diese Geschichten, wodurch sich Schlözer eines Platzes in den sogenannten kaiserlichen oder königlichen Akademien, vielleicht auch eines Ordenbandes würdig machte, waren im Styl und im Geschmack der Mascov und Gebauer geschrieben, die ihm zunächst vorangingen, und deren andere Verdienste so groß sind, daß sie des Lobes der Philosophie und des Geschmacks leicht entbehren können.

Schlözer war schon 1764 Göttingischer Titularprofessor geworden; er hatte sich aber hernach in Petersburg aufgehalten und ward erst 1769 Lehrer an der Göttinger Universität. Da er Achenwall nicht beeinträchtigen wollte, und seine Vorträge über Geschichte von Nord- und von Südeuropa nur eigentlichen Gelehrten anziehend sein konnten, so suchte er eine ganz neue Universitätswissenschaft, die Universalgeschichte, zu schaffen. Es kam also Schlözer früher auf den Gedanken einer derben Philosophie der Geschichte der Menschheit, als Herder den einer luftigen ausführte. Er hielt nämlich Vorträge über das, was er, nach seiner Art das Universum zu betrachten, Universalhistorie nannte, schrieb auch ein Büchlein darüber, in welchem geistreiche Einfälle und sinnreiche Andeutungen mit den crassesten und derbsten Machtsprüchen abwechseln. Die Schlözer'schen Vorlesungen und das Büchlein, welches er 1772 und 1775 unter dem Titel: Vorstellung der Universalhistorie, und in der dritten Ausgabe (1. Theil 1785. 2. Theil 1789) unter dem Titel: Weltgeschichte nach ihren Haupttheilen im Auszuge und Zusammenhange, herausgab, fielen in die Zeit, als Herder durch seine Ideen viel Aufsehen machte. Beide Männer und ihre Geschichten konnten recht gut neben einander der Nation nützen; ein Streit zwischen ihnen schien unmöglich, weil der eine die Geschichte von den Wolken herab, der andere von der Höhe des jetzt zwar grünen, damals aber noch kahlen Haimbergs aus betrachtete. Sie geriethen gleichwohl in furchtbaren Zwist, weil beide durchaus keinen Widerspruch vertragen konnten.

Beide Männer waren offenbar zu lebhaft, zu sehr von sich und von dem ihnen von ihren Anhängern gespendeten übermäßigen Rauchwerk eingenommen, um mit Ruhe und völliger Unparteilichkeit die ganz verschiedenen Systeme und Ansichten der Naturforscher und Historiker über die Erde und ihre Bewohner, oder den relativen Werth der verschiedenen Religionen, Nationalitäten, Literaturen, zu würdigen und ein Gemälde aller Zeiten und Völker zu entwerfen, welches auch diejenigen befriedigen könne, die auf eine andere Weise als die beiden Universalhistoriker gebildet wären. Herder hatte weder Naturstudien gemacht, noch Astronomie, Geognosie und ihre Hülfswissenschaften lange und gründlich studirt; gereifte, solide und verdaute historische Gelehrsamkeit besaß er ebenfalls nicht; er schrieb daher seine Weltgeschichte, wie er ein episches Gedicht würde geschrieben haben. Im Sturme seiner Bewegung achtet er weder auf das logische Gesetz der Verbindung der einzelnen Behauptungen, noch ist er stark an Gedächtniß oder an Kritik; Schlözer dagegen ist als Universalhistoriker so leidenschaftlich und heftig, als er stets im Leben war. Er ist ganz im Aeußern verloren, nur die Erscheinung, nur sinnliche Größe, keine intellectuelle oder contemplative Eigenschaften erkennt er an. Phantasie, Gefühl, wahre Seelengröße und Alles was damit zusammenhängt, läßt er kaum als wesentliche Eigenschaften des Menschen gelten. Man ist versucht, zu lachen, wenn er, wie wir ihn (1795—1796) zuweilen auch auf dem Katheder thun hörten, mit drolliger Heftigkeit die Rechte und Vortheile des äußern Lebens, oder wie es jetzt heißt, die materiellen Interessen, die keiner Vertheidiger bedürfen, oder wenigstens keinen Professor begeistern sollten, weil es ihnen ja selbst unter den Wilden nicht an Vertheidigern mangelt, gegen Beeinträchtigung von Seiten der Poesie und Philosophie vertheidigte. Die Welt des Griechenthums steht ihm daher gegen die neuere weit zurück, die geistige Größe der Griechen mit allen poetischen Eigenschaften ihrer Helden verschwindet aus seinen Augen vor der unzählbaren Menge der Mongolen und Tartaren, und Miltiades wird ihm zum Dorfschulzen, verglichen mit den rohen Hordenführern und mit einem Attila und Tamerlan, die an der Spitze von Hunderttausenden fechten. Die in den kleinen Staaten der Griechen zusammengedrängte, co=

lossale, moralische Größe menschlicher Freiheitsäußerung bemerkt Schlözer nicht, weil sein Auge nur beim Anschauen der physischen Ausdehnung der großen asiatischen Despotien zu verweilen gewohnt ist. Es läßt sich jedoch nicht läugnen, daß Schlözer, wenn er auch in seiner dreisten Manier zu weit ging, doch eigentlich den Weg bahnte, der allein zu derjenigen Art Geschichte führen konnte, deren unsere Zeit bedarf. Er wendete nämlich die Grundsätze eines Voltaire und Bolingbroke auf unsere gelehrte Geschichte an; aber er verband mit ihrer Kritik das, was beiden mangelte, gelehrte Forschung, gründliche Kenntniß des Einzelnen und aller Hülfswissenschaften der Geschichte. Er entzog zuerst die alte Geschichte der tyrannischen Herrschaft der Theologen, weil er, zum gründlichen Sprachkenner und Exegeten von Michaelis gebildet, die jüdische Geschichte wie andere Geschichten behandeln lehrte.

Schlözer war freilich nicht ganz unbefangen, das bewies er durch seine Polemik während der holländischen Unruhen und durch seine Streitschrift für Ludwig Ernst von Braunschweig, wie durch seine Heftigkeit zu Gunsten König Georgs III. und der englischen Aristokratie gegen die Nordamerikaner; allein sein Rechtsgefühl machte ihn doch sonst überall zum Vertheidiger der natürlichen Rechte und des gesunden Verstandes gegen Feudalrecht, veraltetes Urkundenrecht und hergebrachte irrige aber doch allgemein herrschende Meinungen. Schlözers sogenanntes Zeitungscollegium und seine Vorlesungen über Politik, welche freilich später eine etwas stark conservative Richtung nahmen, waren, besonders weil sie in Göttingen, wie es damals war, gehalten wurden, einzig in ihrer Art, da Schlözer jede Rechtsverletzung und jede Tyrannei erfuhr und mit der ihm eignen Heftigkeit verfolgte. Was die Zeitungen nicht schreiben, was selbst sein Journal nicht aufnehmen durfte, verkündigte er einem zahlreichen Kreise von Zuhörern, der freilich seit der Zeit der Revolution verschwand. Wir erkennen besonders in der Art Wirksamkeit, welche Schlözer neben einem Pütter, Meiners und Ihresgleichen in Göttingen hatte, den Geist seiner Zeit; das vereinigte Streben aller Klassen und Stände und Konfessionen, Freiheit des Geistes und der bürgerlichen Bewegung zu erringen, die Bande des Mittelalters, der Feudalität und des siebenzehnten Jahrhunderts zu zerbrechen. Dies ist um so merkwür-

diger bei Schlözer, als er gerade in den ersten fünfzehn Jahren seines Lehramts unglaublichen Zulauf hatte und mit der ihm eignen Freimüthigkeit, Derbheit und Heftigkeit vor Leuten redete, die in unsern Zeiten mit Abscheu vor ihm zurückbeben würden, wenn er, was schwerlich der Fall sein möchte, überhaupt in dem Ton öffentlich reden dürfte.

Spittler, der besonders in den Jahren 1780—1795 in Göttingen glänzte und dessen ohne alle Deklamation oder Sophistik ungemein leichten und glänzenden mündlichen Vortrag der Verfasser dieser Geschichte um so mehr bewundert hat, je mehr Spittler in seiner Manier einzig dastand, begann seine Laufbahn als gelehrter Forscher und endigte sie als Minister des ärgsten Despoten Deutschlands; nur die Mitte seiner Laufbahn gehört daher hierher. Forschungen über Kirchengeschichte und canonisches Recht empfahlen Spittler zuerst als Gelehrten, als furchtbaren Feind aller der Betrügereien, Lügen und Fälschungen, wodurch herrschsüchtige Pfaffen im Mittelalter die Menschheit unter ihre Gewalt gebracht hatten, und zugleich als Kirchenhistoriker; er wandte sich aber bald zur politischen Geschichte. Seine erste gelehrte Dissertation bewies den Gelehrten, für welche sie allein bestimmt war, die völlige Nichtigkeit des päpstlichen Kirchenrechts und des byzantinischen Kirchenglaubens; schon sein Handbuch der Kirchengeschichte war aber wie seine spätern Werke für den gebildeten Theil des Publikums bestimmt, welches damals im Geistlichen und Weltlichen seine alten gesetzlichen Rechte wieder zu erkämpfen strebte. Das Handbuch der Kirchengeschichte verkündigte nämlich ganz kurz und populär das Resultat seiner Forschungen über das, was Schlözer Hildebrandismus des Mittelalters zu nennen pflegte. Mit andern Worten, Spittler bekämpft nicht etwa den Papismus allein, sondern den Pfaffengeist überhaupt, also auch den Fanatismus der protestantischen Geistlichen, welche ihre Gemeinden nöthigen wollen, an symbolische Bücher statt an biblische zu glauben. Die sämmtlichen Künste und Erdichtungen der Hierarchen aller Art zeigte Spittler dem großen Publikum faßlich und geschmackvoll in ihrer ganzen Blöße.

In der politischen Geschichte begann Spittler mit seiner Zeit und ihren Bedürfnissen fortschreitend gerade dort, wo Schlözer

aufgehört hatte. Schlözer wollte im Allgemeinen von einem unbedingten Freiheitsbedürfniß der menschlichen Natur nichts wissen, sondern wollte nur physische Behaglichkeit und materiellen Wohlstand gefördert wissen. Er konnte daher nach seiner Art, die Dinge zu betrachten, wobei es ganz allein auf gute Verwaltung, auf Ordnung, Polizei und Justiz ankam, gleichviel wer sie einrichtete und aufrecht hielt, mit gutem Gewissen Peter den Großen, Ludwig Ernst von Braunschweig und Lord North's Ministerium preisen, und Franklin, die holländischen Patrioten und Lafayette furchtbar schelten; das konnte Spittler nicht. Schlözer schenkte den vielen Millionen Chinesen, den zahlreichen Horden der Mongolen, Türken und Tataren, der rohen Gewalt der Russen, Litthauer, Cumanen mehr freundliche Sorge und Aufmerksamkeit, als den unruhigen, aller Polizei sich entziehenden Griechen und den nach seiner Meinung schändlich rebellirenden Nordamerikanern, die er beide verachtete oder gar haßte. Spittler führte dagegen durch seine ganze Geschichte auf das Bedürfniß freier und konstitutioneller Verfassungen. Seine Particulargeschichten deutscher Fürstenthümer zeigten dabei Spittler von seiner doppelten Seite, als Mann des Volks, der im Sinne Josephs und Friedrichs und vieler andern edlen Fürsten seiner Zeit dem Volke Bedeutung im Staate geben wollte; auf der andern als feinen Diplomaten und Hofmann, als welchen ihn schon in Göttingen die äußern Formen seiner Erscheinung bezeichneten, d. h. er zeigte sich als einen Mann, der schon das Ministerwerden im Auge hatte. Um der Geschichte dabei nichts zu vergeben, führte er sie überall nur bis zu dem Punkte, wo er hätte sagen müssen, was er nicht sagen wollte, oder auch Falsches berichten, und keins von beiden wollte er thun. Wir können daher seine Geschichte unbedingt als eine im Geiste der nach Freiheit strebenden europäischen Menschheit geschriebene betrachten, weil er zu der Zeit, als er aufhörte, ein freier Mann zu sein, auch die Schriftstellerei aufgab.

Sowohl seine würtembergische als seine braunschweig=lüneburgische Geschichte sind nur bis zu dem Zeitpunkte fortgeführt, den er erlebt hatte, wo also ein Mann wie er Geschichte hätte schreiben können, welche unmittelbar im Leben brauchbar ist, weil

für diese der Geschichtschreiber zu gleicher Zeit Urkunde, Quelle und Berichterstatter sein kann, denn er schreibt, was er gesehen hat. Was dagegen Spittler schrieb, das schrieb er im Geiste seiner Zeit. Er zeigt faktisch wie die Bürger der deutschen Reichsländer es anzufangen haben, um sich ihrer Vorfahren würdig zu machen und nach deren Beispiel für die unveräußerlichen Rechte der Staatsbürger gegen die fürstlichen und aristokratischen Anmaßungen der Obrigkeit standhaft zu kämpfen, und sowohl den militärisch-juristischen Eingriffen der Fürsten und ihrer Beamten, als der Oligarchie einer privilegirten Art von Ständen Schranken zu setzen. Spittler zeigt, mit welcher Festigkeit und Ausdauer auch sogar noch im sechzehnten und siebenzehnten Jahrhundert die deutschen Bürger ihre Rechte vertheidigten, deren sie hernach, nach Ludwigs und der preußischen Könige Vorgang, im achtzehnten militärisch beraubt wurden, als ihre servilen Seelen um Hofgunst buhlten und sie selbst, egoistisch jeder um äußern und um Privatgewinn besorgt, der gemeinen Sache vergaßen.

Bei der Abfassung des Handbuchs der europäischen Geschichte befolgt Spittler denselben Plan und auch dieselbe von Napoleon empfohlene Klugheit, die jüngste Zeit nicht zu berühren (d'eviter la proximité des temps), dies zu thun überließ er seinem Fortsetzer Sartorius. Er deutet überall vorzugsweise den Fortschritt und die Rückschritte des Strebens nach politischer Freiheit mit sicherem Takt an und bemerkt, in welchen Ländern man bei der Verwaltung ganz allein an die Regierenden und Verwaltenden und wo man an das ganze Volk dachte. Diesen Ansichten folgt er selbst in dem Journale, das er mit einem Manne wie Meiners, den man einen Feind aller Freiheit und Humanität nennen würde, wenn er nicht als bloßer Büchermacher gar zu verächtlich wäre, unternommen hatte. Jedes Blatt von Spittlers Handbuche beweiset den richtigen Blick und die augenblickliche Auffassung des wesentlichen Punkts, worauf es in den einzelnen Perioden ankommt, woran es gerade dem Gelehrtesten oft am mehrsten mangelt. Man erkennt mit Staunen wie ein großer Kopf mit angebornem Takt in den Quellen und Akten auch nur blätternd mit geübtem Blick in einem Augenblicke das findet, was der bloße Gelehrte bei Jahre lang fortgesetztem Studium oft vergeblich sucht. Man begreift

daher auch nicht, wie Sartorius es wagen konnte, als Spittler das Handbuch und die Geschichte aufgab, sich in einem und demselben Text so nahe an ihn zu drängen.

Wo Spittler geendigt hatte, hätte Dohm anfangen sollen, was er zum Theil auch gethan hat. Die Bahn war gebrochen, Spittler hatte durch sein Handbuch das Wesen aller Historie enthüllt. Er hatte durch seinen Ton, seinen Takt, seine edle Sprache, durch Kürze und Bündigkeit des Styls gezeigt, daß es mit dem gelehrten Wühlen in Quellen und Urkunden nicht gethan sei; er hatte die Geschichte unter uns aus dem Dunkel der Quartanten und Folianten ins Licht des Lebens gerufen. Dohm fand seinen Weg gebahnt. Unglücklicher Weise zog sich dieser damals ganz ins praktische Leben. Ein Biedermann wie Dohm, erfüllt vom Geiste der schönsten Zeit Deutschlands, voll Liebe zur Freiheit und zum Vaterlande, mit Staatsgeschäften ebenso bekannt als mit Büchern, hätte, wenn er sich früher damit beschäftigt hätte, den Denkwürdigkeiten über die Geschichte seiner Zeit, die fast isolirt in unserer Literatur dastehen, noch eine ganz andere Bedeutung geben können, als sie haben und behalten werden. Wir erwähnen hier dieser Denkwürdigkeiten oder vielmehr seiner Staatsgeschichte von Preußen, Oesterreich, Deutschland und Rußland, bis auf Friedrich II. Tod, welche freilich erst in unserm Jahrhundert erschienen ist, weil das Werk seines Geistes und seines Inhalts wegen der Periode angehört, die wir hier behandeln. Die Geschichte, die er erzählt, ist nicht aus Büchern, sondern aus unmittelbarer Erfahrung geschöpft, sie geht mit der Belehrung über Politik und Staatswissenschaft Hand in Hand und wird diesen keineswegs nach der Art der Doctrinärs untergeordnet. Die Erzählung ist natürlich, wie der Styl, ohne alle Sophistik, da das Werk für den Forscher und gebildeten Geschäftsmann bestimmt ist, welche sich nicht gleich dem Haufen der Leser durch Rhetorik täuschen lassen. Dohm faßt natürlich die Dinge nur von dem Standpunkte aus, auf dem er als freisinniger deutscher Staats- und Geschäftsmann stand, affektirt keine Genialität oder Philosophie; gerade dies gibt aber seinem Buche unter den hunderten von gemachten und in einer auf eine oder andere Art erkünstelten Manier geschriebenen Büchern, an denen wir keinen Mangel ha-

ben, einen ausgezeichneten Werth. Dohms Buch ist bekanntlich das Einzige der Art, welches ein deutscher Staatsmann über öffentliche Angelegenheiten einfach und klar ohne andere Rücksichten als die eines Biedermannes geschrieben hat. Dohm zeigt sich zwar mit Recht als Bewunderer Friedrichs II.; aber von alberner Vergötterung, von blinder Billigung Alles dessen, was Friedrich II. that und dachte, wird man keine Spur bei ihm finden. Dies geht schon daraus hervor, daß Dohm seiner Zeit stets unter denen glänzte, welche ihren Zeitgenossen und den Nachkommen in jener Periode Freiheit des Geistes und eine freiere bürgerliche Verfassung zu erkämpfen suchten.

Dohms Lebensgang und die stattswissenschaftlichen und historischen Schriften, die er bekannt machte, ehe er in preußische Dienste trat, zeigen ihn uns als den einzigen Mann, der die Tüchtigkeit der alten Bildung und die Fähigkeit eines brauchbaren Geschäftsmanns mit dem eifrigen Streben verband, das erstorbene, in Pedanterei, Gelehrsamkeit, Schlendrian erstarrte deutsche Leben durchaus zu reformiren. Er ergriff als junger Mann Basedows Gedanken, die Erziehung der Jugend dem Bedürfniß der Zeit anzupassen, mit großem Eifer; er war sogar eine Zeit lang bei Basedow in Dessau, bis er erkannte, daß Leute wie Basedow und Wolke weder andere als utopische Plane aushecken könnten, noch auch, wenn sie andere Plane faßten, im Stande sein würden, sie auszuführen. Unmittelbar hernach griff er zu F. H. Jacobi's großem Verdruß das von diesem und von der Mode damals überall begünstigte sogenannte physiokratische System der Staatswissenschaftslehre mit siegenden Gründen an, weil er als Verkündiger der Lehre von einem neuen Leben und einer neuen Geschichte darin eine Stütze des alten fand. An der Anstalt in Kassel, welche der Landgraf oder eigentlich der Herr von Schlieffen in Gegensatz gegen die Universitäten des Mittelalters, deren Hauptsache die sogenannten Brodfächer waren, gründen wollte, war er eine vorübergehende Erscheinung. Die Zwitteranstalt in Kassel zerfiel bald, oder, wie wir schon an einem andern Orte bemerkt haben, sie hatte aus Mangel an Schülern so wenig Bestand, als die medizinische und philosophische Fakultät, welche der Fürst Primas zu Frankfurt am Main gründete, welche mit

der philosophisch juristischen in Wetzlar und der theologischen in Aschaffenburg eine Universität bilden sollte. An dieser, so lange sie bestand, war der Verfasser dieser Geschichte zwei Jahre lang angestellt.

In dem Jahre (1779), als einem der ausgezeichnetsten Männer Deutschlands, dem edeln und freiheitliebenden Georg Forster, an dem sogenannten Carolinum in Kassel eine Zuflucht gegeben ward, ging Dohm von dort nach Berlin und trat seine diplomatische Laufbahn an, während der Schweizer Johannes Müller das historische Fach in Kassel mit ungeheuren Ansprüchen und Anmaßungen übernahm. Dieser, immer nach Anderem strebend als nach dem, wozu ihn die Natur bestimmt hatte, ward bald darauf nach Mainz gerufen, um dem Kurfürsten mit seiner Feder zu dienen; er wandte sich also vom Lehren zum Schreiben und traf in Mainz mit Sömmering und Forster, der zuerst von Kassel nach Wilna war gerufen gewesen, wieder zusammen. Müller, obgleich er als der Geschichtschreiber der Freistaaten vergöttert ward, war in Mainz wie später in Wien als Höfling durch die Gunst der Fürsten, Pfaffen und des hohen Adels beglückt, so lange er die Hierarchie und Feudalaristokratie, wie später den Bonapartismus vertheidigte; während Forster unglücklich lebte und elend starb, weil er den schönen Traum von Freiheit und Menschenrechten geträumt hatte und die dürre Realität zu spät erkannte.

Müller brachte damals eine ganz neue und eigne Art von Historiographie in Deutschland empor, die hernach jedermann als das Höchste pries. Er schrieb ein Werk, das zwar nur Wenige verstanden und das nur stellenweise genossen werden konnte, in welchem auch die ungeheure Gelehrsamkeit und die Masse von Citaten mehrentheils ganz überflüssig verschwendet ward; das Werk ist aber gleichwohl als vollendetes Meisterwerk allgemein anerkannt worden. Müllers mühselige Arbeit galt überall, als wenn es ein Meisterwerk einer freien Seele wäre; es ward am Ende des vorigen Jahrhunderts, wie in dem unsrigen, bis zum Lächerlichen gerade in seinen Mängeln nachgeahmt; wir können uns aber kurz darüber fassen, weil eine Kritik desselben zu spät käme und nicht hieher gehört. Eine Bemerkung mag dienen, um anzudeuten, daß Woltmann in seiner Schrift über Müller ungerecht ist, und daß König Ludwig von Baiern Recht hat, wenn er Müller durch ein

auf dessen Grabe lastendes Kunstdenkmal ehrt. Die Deutschen nämlich belohnten ja schon im vorigen Jahrhundert, nach ihrer Art, Müller mit Ruhm, mit Ehren, mit Orden, mit Geld für ein Werk, worin sehr künstlich die Schweizer, welche keine Deutsche sein wollen, den alten Griechen gleichgestellt werden. Derselbe Mann, der das Lob der Freiheit und ihre Helden, einen Tell, einen Arnold von Winkelried, und wie sie weiter heißen, ausposaunte, war unbeschadet seines Eifers für Freiheit, wie er sie verstand, Höfling der Hierarchen von Mainz, war als Protestant Apologet Pius VI., Schützling der Habsburger in Wien, als sie die Freiheit verfolgten, Diener der militärischen Monarchie in Berlin und endlich gar Minister eines Hieronimus Bonaparte in Kassel.

Da an allem diesem Niemand bei dem Herolden des Rütlibundes Anstoß genommen hat, so sieht man, wie sehr Müller seiner Zeit vorausgeeilt war, wie er schon im vorigen Jahrhunderte rein wissenschaftlich und künstlerisch ein objektives Werk schuf, dem weder in Rücksicht des Inhalts noch der Sprache das Geringste Subjective anklebte. Wir wollen daher nur im Vorbeigehen einen Blick auf die Wirkung des Buchs nach Außen hin werfen. Müller bildete sich nämlich sonderbarer Weise für seine Schweizergeschichte einen ganz eignen Styl, der von dem, dessen er sich sonst bediente, ganz verschieden war. Dieser Styl ist eben so künstlich und mühsam als Jakobis Styl, nur in einer andern Art, weil Jakobi seiner akademisch modernen Philosophie auch seinen akademischen Styl anpaßte, wie Müller seiner romantisch-antiken Geschichte den griechisch oder lateinisch und teutonisch alterthümelnden. Müllers Schweizergeschichte erlangte zuerst durch seine zahlreichen Freunde und Bekannten, zu denen gerade die bedeutendsten Männer im Staate und in der gelehrten Welt gehörten, denselben Ruf, den früher Klopstocks Messias auf ähnliche Art als Epos erlangt hatte. Er gewann die Gelehrten durch die große Gelehrsamkeit und auch sogar durch den Luxus des Citirens einer Menge von Urkunden für Dinge, die ohne alle Urkunden geglaubt und bewiesen werden können, besonders aber dadurch, daß Einrichtungen, Sitten, Gesetze und Aristokratie des Mittelalters historisch in ein neues, sehr glänzendes Licht gestellt waren. Je we=

niger Personen es gab, die das Werk ganz lasen, und je glänzender und rednerischer die einzelnen Stücke waren, welche von sehr vielen wirklich gelesen wurden, je inniger die Feudalaristokratie sich freute, daß Alles zur Ritterzeit noch viel schöner gewesen sei, als man es nur zu wünschen wagte und daß dies Alles aus Chroniken und Urkunden documentarisch bewiesen werden könne, desto größer war Müllers Ruhm. Er ist von Woltmann, dem er emporgeholfen hatte, und der doch in der That nicht werth war, ihm die Schuhriemen zu lösen, auf seinem eignen Felde, das heißt als historischer Künstler, sehr hart angegriffen worden; wir dagegen erkennen ihn gern als Meister einer Kunst, die wir weder verstehen noch auch nur verstehen wollen. Unsere Leser mögen Woltmann über die Art historischer Kunst befragen, die Müller durch Beispiel und Woltmann durch seine Kritik empfiehlt. Wir haben es hier nicht mit der Theorie der Geschichte, sondern mit der Wirksamkeit der Schriftsteller und mit ihren Wirkungen in ihrer Zeit und auf ihre Zeit zu thun. Nachtheilig war Müller der sonderbare Einfall der Gelehrten, ihn bald als den Thucydides, bald als den Tacitus der Deutschen thöricht zu preisen, besonders aus dem Grunde, weil der Ruhm, dessen er unter den Vornehmen und Gelehrten genoß, eine neue Generation von Schriftstellern ermunterte, ihn durch Affektation zu überbieten, besonders als anfangs die Romantiker, dann die Reaktion gegen die falsche Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts seine Manier und sogar seine Sprache in die Mode brachte.

Wie Wenige aber verstehen, was sie loben, und auf welchem Weg die mehrsten Schriftsteller zum Gipfel des Ruhms gelangen, kann man an Müller lernen. Er verdankt seinen Ruf im großen Publikum der Schweizergeschichte, und doch haben wir in dem ersten Viertel unseres Jahrhunderts unter denen, mit denen wir über Müller sprachen, sehr wenige gefunden, die auch nur einzelne Stücke der Schweizergeschichte aufmerksam gelesen hatten; alle kannten nur die Arbeiten, die er selbst mit allem Rechte des Drucks nicht werth gehalten hatte. Dies sind seine vier und zwanzig Bücher allgemeiner Geschichten; denn seiner Reisen der Päpste und seiner Schriften über den Fürstenbund wollen wir lieber gar nicht erwähnen. Was die allgemeine Geschichte angeht, so sieht

man auf den ersten Blick, daß die alte Geschichte auf den Effekt berechnete Vorlesungen für junge Herrn von Stande waren, worin unstreitig viel Geistreiches glänzend gesagt wird, die aber Woltmann oder einer Seinesgleichen eben so gut hätten schreiben und viel besser halten können, als Müller mit seinem widrigen Dialekt. Gerade diese Vorlesungen haben in unserm Jahrhundert Müller ein großes Publikum verschafft. Wir dürfen hier aber von der allgemeinen Geschichte und von Müllers späterer historischen Wirksamkeit um so weniger reden, als beides dem neunzehnten, nicht dem achtzehnten Jahrhundert angehört.

§. 7.

Verhältniß der Schriftsteller zu den Regierungen. Journalistik. Staatswissenschaft.

An Oeffentlichkeit war im letzten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts nicht zu denken, es war auch nicht der Schein einer Freiheit der Presse vorhanden, der doch von 1815 bis 1852 hie und da gefunden ward. Glücklicherweise herrschte damals in Deutschland in vielen Ministerien ein von den Fürsten selbst angeregter Eifer für Aufklärung des Volks und Abschaffung der Mißbräuche, sonst wäre jede Aeußerung über öffentliche Angelegenheiten unmöglich gewesen. Politische Zeitungen waren so gut wie gar nicht vorhanden; denn was konnten die unter scharfer Censur gehaltenen Zeitungen in einem Lande berichten, wo weder die Gerichtsverhandlungen mündlich noch öffentlich waren, wo der Bürger weder die Schrift seines Advokaten noch das Urtheil seines Richters verstehen konnte, weil beide halb lateinisch, halb kauderwelsch abgefaßt waren, und wo das Urtheil der Form wegen oft in einem einzigen athemlosen Satze von zwei oder drei Seiten gefaßt war. Welche Freiheit konnte in einem Lande gefunden werden, wo selbst die Feudalstände in amtlichem und vornehmen Stillschweigen und Geheimniß gehalten wurden? Wer hätte es auch nur wagen dürfen, einen von den winzigen Reichsgrafen oder hochgebornen Reichsbaronen, die in den Dörfern und Weilern souverän waren, oder einen der adligen oder bürgerlichen Bürgermeister, welche in den Städten polizeilich und juristisch herrschten, durch ein Wort der Wahrheit zu reizen? Nur durch die Begün=

stigung der Regierungen, welche eine der französischen von ihnen bewunderten ähnliche Literatur emporbringen wollten, konnten sich Zeitschriften unter uns eine Existenz sichern. Die Journalistik ging daher auch erst später von den schönen Wissenschaften zur Politik über, obgleich schon Wieland zuweilen ein freieres Wort in seinen Merkur zuließ. Uebrigens zeichnet sich jene Zeit dadurch aus, daß die angesehensten und würdigsten Männer sich zu dem Versuch herabließen, diese periodische Schriftstellerei in einem Lande emporzubringen, wo keine eigentliche Hauptstadt den Ton und den Geschmack leitet, wo sich so leicht ein Buchhändler, eine Universität, ein künstlich gehobenes Journal, eine Winkelresidenz, ein Spekulant oder der Stifter einer Kameradschaft der Diktatur über Literatur und Politik bemächtigen kann. Ehe wir die Wirkung dieser Erscheinung an einigen Beispielen nachweisen, müssen wir einen Blick auf den Antheil werfen, den einige Fürsten und Minister an den Bemühungen der Gelehrten um Aufklärung und größere Freiheit der Presse nahmen.

In Berlin war sowohl die A. D. B. als die Berliner Monatschrift, so lange Friedrich lebte, ein Aergerniß aller Obscuranten, und Zedlitz als Minister gab Bahrdt eine Zuflucht und Eberhardt eine Professur zu Halle. In den kleinern deutschen Staaten, die Reichsstädte ausgenommen, begünstigte man schon des Kaisers und des Königs von Preußen wegen, oder auch, wie in Dessau und Baden, aus edlem inneren Triebe jeden Verbesserungsvorschlag. In Braunschweig schützte der Herzog selbst erst Lessing, später Mauvillon gegen das fanatische Geschrei der theologischen und politischen Verfolger, so lange es die Umstände nur immer erlaubten, und mehr wird nur ein Phantast von Fürsten oder Diplomaten fordern oder auch nur erwarten dürfen. In Weimar vereinigte erst die verwittwete Herzogin Anna Amalie, geborne Prinzessin von Braunschweig, hernach der junge Herzog eine Anzahl von Männern, welche mitten unter der von dem sächsischen Hofadel begünstigten faden Tagesliteratur und der Witzelei eines Musäus und Kotzebue eine wahre Poesie schufen. Göthe, Herder, Schiller, so unwillig sich der Letztere in seinen Briefen an Göthe darüber äußerte, mußten freilich dem Hofgeschmack der gnädigen Frauen und Herren, dem sich Wieland ganz

anpaßte, zuweilen einigermaßen huldigen; allein alle vier wurden gerade dadurch nützlicher, als sie sonst gewesen wären, daß sie alle Klassen und Stände an die neue Literatur knüpften und die Pariser Waare durch bessere entbehrlich machten.

In Gotha ließ freilich die Herzogin zu Gunsten ihres Sohnes im siebenjährigen Kriege auf der einen Seite Pütter kommen, um dem künftigen Regenten Reichsgeschichte und Reichsprozeß zu lehren, auf der andern Seite ließ sie aber von Voltaire, der nicht das Geringste von deutscher Geschichte verstand, ein Buch darüber verfertigen; allein selbst dies Letztere bewies doch, daß sie dazu beitragen wollte, dem wüsten alten Treiben der gelehrten Forscher ein Ende zu machen. Auch die Correspondenz Grimms mit dem nachherigen Herzoge, die Lappalien, die er sich aus Paris von Grimm schreiben ließ, beweisen, so wie des Herzogs von Braunschweig an Marmontel verschwendete Complimente und Mirabeaus Aufnahme in Braunschweig, daß die Regenten das Streben der Nation, der alten Bande entledigt zu werden, theilten und das Fortschreiten begünstigten.

Wir haben oben angedeutet, wie Herzog Karl von Würtemberg auf militärische Weise die Fortschritte der neuen Bildung fördern wollte, deren Bedürfniß er wirklich empfand, während von Schlieffen den Landgrafen von Hessen-Cassel dahin brachte, daß er sich derselben thätig annahm, ohne daß er selbst den geringsten Sinn dafür hatte. Im finstern Münsterlande war der edle Fürstenberg als Minister ein eifriger Freund des Lichts und nahm sich der aufstrebenden und verbessernden Gelehrten an. F. H. Jacobi und sogar der etwas übergeniale und oft cynische Heinse, der, obgleich Protestant, doch hernach Bibliothekar des Primas der deutschen katholischen Geistlichkeit wurde, standen mit ihm in naher Verbindung. Fürstenberg suchte, wie man aus den Journalen der Zeit, besonders aus Schlözers Staatsanzeigen urkundlich beweisen kann, sowohl in weltlichen als in geistlichen Dingen in seinem ganz hinter der Zeit zurückgebliebenen Westphalen eine neue Ordnung zu begründen. Bei Karl Theodor waren freilich schon zu der Zeit, als er noch als Kurfürst von der Pfalz das schöne Land am Rhein, die Pfalz und Berg allein beherrschte, Jesuiten, Adel und Mätressen eben so mächtig als späterhin,

nachdem er auch Baiern geerbt hatte; aber er hatte dort, sowohl in Mannheim als in Düsseldorf andere Rathgeber, als hernach in München. Sein Minister von Hompesch und andere ihm ähnliche Männer suchten nicht allein am Niederrhein gleichen Schritt mit der Zeit zu halten, sondern Hompesch eilte ihr sogar in Finanz- und Verwaltungssachen, wenn er freie Hand hatte, voraus. Unter Hompesch war auch F. H. Jacobi einige Zeit hindurch im Ministerium angestellt, um physiokratische Ideen auszuführen. In Mannheim wurden Musik, Schauspiel, bildende Künste auf eine solche Weise befördert, daß man wenigstens den guten Willen zeigte, deutsche dramatische Dichtung statt der französischen auf die Bühne zu bringen und selbst in der Oper dem Unsinn des italienischen Getrillers deutschen verständlichen und verständigen Gesang unterzuschieben. Zu dem Letztern ward bekanntlich auch Wieland aufgeboten, daß dieser aber den rechten Weg zur deutschen Oper einschlug, als er den Euripides travestirte, dürfen wir schon darum nicht behaupten, weil es bekanntlich Göthe als Jüngling burschikos verneint hat. Daß eine sogenannte Akademie, d. h. eine eitle Anstalt errichtet ward, zum Reden halten und Abhandlungen schreiben, was seiner Zeit nützlich war, jetzt ganz überflüssig ist, würden wir eher einen Rückschritt zu Ludwigs XIV. und anderer, den Kaiser Augustus und die Medicis nachäffenden Fürsten Manier, als einen Fortschritt nennen, wenn sich nicht diese Akademie große Verdienste um die deutsche Sprache und ihre Geschichte, nicht für Gelehrte allein, sondern für Gebildete überhaupt erworben hätte, wie aus ihren Schriften hervorgeht. Ein Ruhm und ein Fortschritt war es immer, daß während in Heidelberg und in Düsseldorf Controversprediger tobten, in Mannheim Wielands beide deutsche Opern mit großem Aufwande gegeben wurden, Iffland als Schauspieler und Schauspieldichter die neue Art zu denken und zu empfinden, dramatisirte und darstellte, und später Schiller, als er noch keinen Ruhm hatte, als genialer Kopf erkannt ward, obgleich er anfangs als Kraftgenie auftrat und seine ersten Produkte etwas wüst und überschwänglich waren.

In Erfurt hatte früher schon von Breidbach als Statthalter des Kurfürsten von Mainz aus einer obscuren Universität eine

glänzende und aus einem Aufenthaltsorte der trägen und finstern Verfechter alter Mißbräuche einen Zufluchtsort der kühnen Verkündiger des neuen Lichts machen wollen. Wir haben schon oben bemerkt, daß er Wieland nur kurze Zeit hindurch dort zurückhalten konnte, und daß Bahrdt und Riedel und Ihresgleichen nicht gemacht waren, das neue Licht zu empfehlen. Dennoch ward dieses auch nach der Zeit im Kurfürstenthum Mainz, zu dem damals Erfurt gehörte, gehegt und mächtig gefördert. Die beiden Kurfürsten, welche vor der Revolution in Mainz regierten, so ungleich auch ihr Charakter, wie ihr Leben und Wandel war, suchten doch beide den Ruhm der Theilnahme an dem in Deutschland herrschenden Streben nach Verbesserung. Der Coadjutor Karl von Dalberg hatte in Erfurt seinen Sitz, und wenn auch seine Phantasie, wie sein zur Liebe geneigtes Gemüth vielleicht zu beweglich war, wenn auch sein Verstand hie und da zu leicht irre geleitet werden konnte, so hatte er doch für alles Große und Gute einen regen Sinn. Karl von Dalberg stand als Coadjutor in Erfurt unter den Deutschen in größerer Achtung als später zur Zeit Napoleons, wo man mit Recht glaubte, daß seine Bewunderung der Geistesgröße Napoleons zu weit gehe. In Erfurt hatte er den Ruhm eines Mäcenas und des Musageten der Deutschen, ward als edler und freisinniger Mann vergöttert, schloß sich an den Theil der Illuminaten an, welche die katholische Religion auf ihre ursprüngliche Reinheit zurückführen wollten und selbst seine Mängel und Schwächen hatten nichts Gemeines, sondern flossen aus derselben Quelle mit seinen Tugenden. Uebrigens war unter den drei letzten Kurfürsten, welche alle drei mächtig dahin wirkten, daß in ihrem Staate der Geist des Mittelalters verbannt und ein neuer und belebender herrschend werde, der Erste, nämlich Emmerich Joseph, der achtbarste und in jeder Rücksicht würdigste. Emmerich Joseph hatte in den siebenziger Jahren, als Basedow die Schulen, den Unterricht und die Lehrbücher des protestantischen Deutschlands reformiren wollte, und als der Abt Felbinger das Volksschulwesen in den österreichischen Staaten wesentlich verbesserte, auch seiner Seits den regsten und edelsten Eifer bewiesen, den Jesuiten Schranken gesetzt und ihre mechanischen Religionsübungen, ihren ärgerlichen Bilder- und

Ceremoniendienst durch bessern Unterricht zu entfernen gesucht. Sein Nachfolger Karl Friedrich Joseph (von Erthal) wollte, wie wir schon vorher berichtet haben, die alte Universität Mainz zu neuem Glanze erheben, er vereinigte dort eine Anzahl berühmter, zum Theil protestantischer Professoren und nahm Johannes Müller erst zum Bibliothekar, dann zum Geheimschreiber. Er stand freilich in moralischer und politischer Beziehung weit unter seinem Vorgänger, arbeitete aber für die Aufklärung seines Jahrhunderts wie dieser. Dies bewies er, als er sich so eifrig bemühte, durch die in Ems in Verbindung mit den andern Erzbischöfen festgesetzten Punkte den Anmaßungen der päbstlichen Curie Schranken zu setzen.

In Cöln hatte ebenfalls schon der vorletzte Fürst durch Gründung der neuen Universität in Bonn einen Beweis seiner Theilnahme an dem in Deutschland neu erwachten Streben nach Wissenschaft und Bildung gegeben, sein Nachfolger suchte die neue Universität zu heben, und auch sogar in das ewige Dunkel der Cölner Kirche schien wenigstens ein Lichtstrahl zu dringen. Das Geschrei gegen Licht und Aufklärung ward leider hernach vermehrt und den Feinden jeder Art von Freiheit ein neuer Vorwand gegeben, unbedingt beim Alten, als beim allein erhaltenden Prinzip der Staaten zu beharren, als Georg Forster in Mainz und Eulogius Schneider in Bonn von den Deutschen zu den Franzosen übergingen. Georg Forster ward getäuscht, wie wir alle, in denen die Vorstellung von Rechten der Menschheit und vom Drucke der Socialverhältnisse auf gewisse Klassen und Stände lebendig geworden war, durch Jugendträume getäuscht wurden; Eulogius Schneider bewies durch sein Betragen während der Schreckenszeit im Elsaß, daß vom Fanatismus der Torquemada zu dem der Robespierre und Fouquier Tainville nur ein Schritt sei. Der Erzbischof von Trier zeichnete sich durch Duldung gegen die sonst von den geistlichen Regierungen verfolgten Protestanten aus; der Fürstbischof Franz Ludwig von Bamberg und Würzburg schützte aufgeklärte Mönche gegen ihre fanatischen oder tyrannischen Aebte, wie Schades Beispiel beweiset.

Bezeichnend für die Regierungen und Collegien jener Zeit in Vergleichung mit denen der unsrigen ist es, daß die Männer,

welche in jener Zeit versuchten, durch Zeitschriften, die von Hand zu Hand gehen und mehr als Bücher für den Augenblick und für eine schnelle und vorübergehende Wirkung berechnet sein müssen, auf das gesammte Publikum einwirken, gerade aus den dem Fortschreiten der Freiheit im Denken, Handeln und Reden in unseren Zeiten am heftigsten widerstrebenden Klassen und Ständen waren. Der allgemeinen deutschen Bibliothek, des deutschen Mercurs und der Göttinger Anzeigen haben wir an einer andern Stelle gedacht, der Berliner Monatschrift wollen wir nur erwähnen, weil man Herausgeber und Mitarbeiter der Jesuitenriecherei und des fanatischen Protestantismus beschuldigte. Wie sehr man aber Unrecht hatte, Gedike, Biester und Nicolai im achtzehnten und Voß im neunzehnten Jahrhundert zu beschuldigen, daß sie ein ganz ungegründetes Geschrei erhöben, die Träume ihrer Phantasie in wirkliche Erscheinungen verwandelten und überall Jesuiten gleich Gespenstern sähen, lehrt die Erfahrung unserer Tage, wo die Erscheinungen der Phantasie und jener nächtlichen Träume überall am hellen Tage herumwandeln und die Gespenster Fleisch und Bein und furchtbare Gewalt erlangt haben. Ueber die A. D. B. herrschte Nicolai zu unumschränkt, als daß wir ausführlich von ihrer Richtung reden dürften, und den Göttinger Anzeigen kann keine eigentliche bestimmte Richtung oder Wirkung zugeschrieben werden, theils weil ihnen Heyne gleich einem Diplomaten vorstand, theils weil die ganz verschiedenen Göttinger Professoren alle daran arbeiteten. Auf welche Weise die elendesten Compilatoren unter diesen mit geistreichen Männern und ihren mit Feuer, Seele und Sinn geschriebenen Werken umgehen durften, kann man am besten aus des armseligen Meiners Anzeige des genialen Buchs sehen, welches Georg Forster über seine Reise um die Welt schrieb. Man kann sich daraus überzeugen, daß eingebildete Pedanten damals eben so mächtig in Deutschland waren als übermüthige Pfaffen, obgleich man staunt, daß so etwas unter dem Namen einer königlichen Societät der Wissenschaften in die Welt geschickt werden durfte. So ist es aber mit diesen sogenannten Akademien!!

Was Wielands Mercur angeht, so können wir ihn ebenfalls nicht zu den Zeitschriften rechnen, welche auf Staat, Leben,

Literatur in einer im Fortschreiten begriffenen Zeit reformirend einwirkten, und nur davon ist hier ausschließend die Rede. Wieland selbst nämlich sagt uns unverhohlen, welche Art Speculation er beim Mercur im Auge habe. Er schreibt nämlich, ganz allein auf die Weimarischen behutsamen und ängstlichen Hofleute und Beamten und auf die der andern kleinen Höfe Rücksicht nehmend, an Jacobi, der noch dazu sehr den Vornehmen spielte und den andern vornehmen Leuten also nicht leicht zu nahe kam, als dieser ihm den Schluß von Allwills Briefen zum Einrücken in den Mercur von 1776 einschickte, Folgendes: „In Deinen letzten Allwills=Papieren werde ich mit Deiner Erlaubniß einige garstige Stellen über den Dienst großer Herrn wegstreichen. Gott weiß, wie Du mit dem Bewußtsein Deiner und meiner Verhältnisse so was hinschreiben und mir schicken kannst, daß ichs drucken lasse." Daraus geht nicht blos das geringe Maaß moralischen Muths des Vielschreibers hervor, sondern man sieht auch, daß man von den angeführten Zeitschriften, besonders von Wielands Mercur keine freie und rücksichtslose Sprache, keine Art Tadel des Bestehenden je hoffen oder erwarten konnte.

Was kein Anderer in Deutschland vermocht hatte, führte Schlözer aus, und zwar im hannöverschen Lande und trotz des Lärmens, das sich von allen Seiten gegen ihn erhob. Er schuf ein Tribunal, vor dessen Aussprüchen bald alle Finsterlinge Deutschlands, alle die zahlreichen kleinen Tyrannen, ihre despotischen Beamten und Schergen erblaßten, wenigstens diejenigen unter ihnen, die noch so viel Ehre und Schaam übrig hatten, daß sie erröthen oder erblassen konnten. Um eine Zeitschrift für Staatsverwaltung, Regierung und Zeitgeschichte zu unternehmen, war Schlözer durch seine ausgebreiteten Bekanntschaften in allen Gegenden, durch seine Fehler, wie durch seine guten Eigenschaften und vielseitigen Kenntnisse in einer Zeit, wie die seinige war, am besten geeignet. Da er besonders deutsche Staaten im Auge hatte, so sieht man, wenn man die Aengstlichkeit bedenkt, womit Wieland jedes Wörtchen, sogar in einem belletristischen Journal, wägen und messen zu müssen glaubte, daß Schlözers Muth und sein eiserner Sinn dazu gehörte, um als Göttinger

Professor an eine politische Zeitschrift auch nur zu denken. Der Augenblick, den Schlözer wählte, war übrigens sehr günstig. Die innern Streitigkeiten in England, der nordamerikanische Krieg regten die Gemüther in jener nach Befreiung von jeder Art Fessel strebenden Zeit ganz anders auf, als das, was man in deutschen Zeitungen zu lesen pflegte, von denen man noch in des Verfassers Knabenzeit zu den Holländischen flüchten mußte.

Schlözer leitete sein großes Unternehmen, welches den Bedrückten ein Mittel verschaffen sollte, ihre Klagen laut werden zu lassen, sehr behutsam ein. Er unternahm seine Zeitschrift scheinbar nur zu Gunsten der ganz orthodoxen, neulich erst von seinem Lehrer Achenwall emporgebrachten Wissenschaft der Statistik. Er gab nämlich zuerst um 1775 in fliegenden Blättern eine Sammlung ihm eigesendeter, mehrentheils statistischer Nachrichten aus verschiedenen Gegenden unter dem Titel Briefwechsel heraus, und erst im folgenden Jahre ward daraus ein eigentliches Journal unter dem Titel Neuer Briefwechsel. Dies Journal sollte regelmäßig in sechs Heften jährlich erscheinen. Es bestand freilisch damals schon seit 1767 ein anderes politisch-statistisches Journal, nämlich Büschings Magazin, zu dem er um 1773 noch seine wöchentliche Nachrichten von Büchern und Landkarten hinzufügte; diese Journale berühren wir hier aber eben so wenig wie andere gleichzeitige oder frühere, weil sie entweder der eigentlichen Bücherwissenschaft der Deutschen oder auch der Manier angehören, in welcher die Geschichte im ersten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts getrieben ward. Schlözers neuer Briefwechsel war dagegen unmittelbar dem Leben und der Verbesserung der fehlerhaften Leitung desselben gewidmet. Dreist ward Schlözer erst nach und nach, als selbst die Behörden unseres Vaterlandes einsahen, wie vortheilhaft es sei, daß das, was von den Finanzkammern und Kanzleien, in Kabineten und im Beamtenzimmer im Dunkel des Geheimnisses bisher war versteckt worden, einmal am hellen Tage verkündigt werde.

Aus Besorgniß, die hannöversche Aristokratie gleich anfangs rege zu machen, nahm sich übrigens Schlözer sehr in Acht, hannöversche Dinge zu berühren, er mied, wie der Geschichtschreiber nach Napoleons Rath die Nähe der Zeiten meiden soll, die Nähe

der Oerter. Seine Kritik, die durchaus freimüthig, aber sehr oft auch wunderlich und grillenhaft war, richtete sich zunächst gegen fremde Staaten und Verwaltungen; die Richtung seiner ersten unbändigen Leidenschaftlichkeit war aber denen, welche in London die hannöverschen Angelegenheiten besorgten, in Rücksicht auf König Georgs III. Person und auf Lord Norths Ministerium sehr willkommen. Schlözer war wüthend gegen die Nordamerikaner und tobte über ihren Ungehorsam gegen das Parlament, als wenn er ein ächter Altengländer wäre. Auf eben die Weise kämpfte er gegen die holländischen Patrioten und für Ludwig Ernst von Braunschweig, als wenn er und seine Vorfahren dem Hause Oranien angehört hätten. Dies veranlaßte auch in Deutschland zwischen Verfassern periodischer Schriften die ersten öffentlich geführten politischen Discussionen, wenn auch nur über Politik fremder Staaten. Büsching nämlich nahm besonders die amerikanische Sache anders als Schlözer und es entstand zwischen beiden ein heftiger Streit.

Schon im zweiten Jahrgange von Schlözers neuem Briefwechsel findet man übrigens einige derjenigen Stücke, durch deren Bekanntmachung Schlözer von der Zeit an ein Schrecken aller väterlich waltenden Beamten und kleinen Despoten des feudalen Deutschlands ward. Alle die, welche in den Ritzen und Löchern unserer verfallenen Reichsburg im Dunkeln hauseten, die Tyrannen in Mönchskutten, in Stiftern und Klöstern, die wohlweisen Beherrscher oder Magistrate der Reichsstädte, die hochgebornen Reichsritter, welche die Dörfer beherrschten, die durchlauchtigen fürstlichen Herrn, die im Dunkel kleiner Residenzen und leicht von den Thürmen derselben zu übersehender Länder mit königlichem Stolze ihr Wesen trieben, erhoben bald ihr vereinigtes Zetergeschrei. Zwei Aufsätze des Jahrgangs 1777 mögen deutlich machen, wie die obengenannten Usurpatoren der Rechte des Volks und des Kaisers gereizt werden mußten, wenn Dinge ans Licht kamen, wodurch die Aufmerksamkeit des der Form nach noch bestehenden Reichs auf sie geweckt ward. Man findet nämlich im siebenten Hefte eine Notiz über die Concubinen der geistlichen Herren in Münster im Jahre 1740, und in eben dem Hefte genaue Nachricht von der ganz originellen Besetzung eines deutschen

Hofgerichts. Bei letzterer ist freilich der Name des Landes und der Personen nicht genannt; doch verbürgt Schlözer in einer beigefügten Erklärung die Wahrheit der Thatsache.

Im Jahrgange 1778 findet man schon, sowohl in den darin abgedruckten, Schlözer mitgetheilten Aufsätzen, als in den kürzeren Correspondenznachrichten vortreffliche Winke über das Bedürfniß einer freieren Presse. Es wird nachgewiesen, welchen Nachtheil Unterthanen und Regierungen dadurch erlitten, daß alle öffentlichen Angelegenheiten gleich den Geheimnissen der Mysterien nur in tiefer Stille getrieben wurden; dies gilt sowohl von den vielen kleinen und größeren Herren als von den Städten. Dadurch ward dann freilich das Geschrei vermehrt; aber der Einfluß und der Absatz des neuen, in einer ganz neuen Weise redigirten Journals nahm in eben dem Maaße zu. Wie es übrigens damals mit der periodischen Presse von Deutschland stand, und welchen Ruhm Schlözer deßhalb verdient, daß er in jener Zeit freimüthiger zu sein wagte, als vielleicht gegenwärtig irgend jemand in seiner Lage rathsam finden möchte, sieht man daraus, daß er selbst erklärt, auch erweisliche Thatsachen dürfe er nur mit großer Vorsicht aufnehmen.

Wie wohlthätig indessen auch der bloße Schatten einer freien und öffentlichen Rede über Staatsangelegenheiten in Deutschland schon nach wenigen Jahren geworden war, sieht man vorzüglich aus dem Jahrgange 1780. Man findet in diesem das Aktenstück, dessen Mittheilung den Züricher Rath, welcher seine bürgerliche Oligarchie bekanntlich weit härter übte, als der Berner seine adelige, so sehr gegen den Einsender erbitterte, daß er hernach diesen (den Pfarrer Waser) wegen Entwendung anderer Urkunden, welche zwar strafbar, aber doch kein Todesverbrechen war, hinrichten ließ. Die Züricher hatten seit dieser Zeit an Schlözer den furchtbarsten Feind, der allerdings gegen die Art Aristokratie, welche dort bestand, sehr erbittert war, wie er auch in seinem Kampfe mit den holländischen Patrioten bewies. In demselben Bande findet man auch die juristische Vertheidigung Bahrdts, blos in Beziehung auf die Rechte protestantischer Reichsbürger gegen das verfassungswidrige Verfahren des kaiserlichen Reichshofraths, ferner Aufsätze über den innern Zustand deutscher geistlicher Staaten;

über Prager Censur und Inquisition; über den sächsischen Adel und über die hessencasselsche Regierung; endlich über die innern Verhältnisse der Universität Gießen. Im folgenden Jahre erklärte sich Kaiser Joseph sehr vortheilhaft über den Krieg, den Schlözer fortdauernd mit den Jesuiten und Exjesuiten führte, und über seine Rügen geistlicher Mißbräuche, wodurch die kleinern geistlichen Fürsten dagegen heftig gereizt wurden. Der Bischof von Speier war so erboßt über den Spott, der seine aus dem Mittelalter stammenden Rechte, wie er es nannte, getroffen hatte, daß er sich erst nach Hannover, dann 1782 geradezu nach London an König Georg III. selbst wandte, aber beide Male ohne Erfolg. Weil der König höflich auswich, wandte sich der Bischof wegen der Artikel, die er Schlözers frevelhaftes Beginnen nannte, durch ein Rundschreiben an sämmtliche Deputirte am Reichstage, aber auch dieses ohne Erfolg.

Vom Jahr 1782 erhielt der Briefwechsel den Titel: Staatsanzeigen, und gewann zugleich an Ausdehnung und Bedeutung. Die Staatsanzeigen wurden gewissermaßen ein Magazin von Nachrichten aus ganz Deutschland über alle einzelne Staaten und Städte, das zeigt schon ein flüchtiger Blick auf die Jahrgänge von 1784—1786, es geht aber ganz besonders aus den unzähligen Klagen und Beschwerden der Regierungen über Schlözer hervor. Die Beschwerden trafen keineswegs seine Bemerkungen, sondern man wollte das, was geschehen war und durchaus nicht geläugnet werden konnte oder auch geheim gehaltene, dem Volke günstige Aktenstücke nicht bekannt gemacht haben. Das Letztere verdroß die Obscuranten Baierns, als Schlözer die Acten eines schmählichen Criminalprozesses drucken ließ. Der Kurfürst klagte in Hannover; man klagte in Darmstadt, als die Staatsanzeigen einen Darmstädtischen Jagdetat bekannt machten, der zufällig gerade in dem Augenblick nicht mehr geltend war, aber doch kurz vorher gegolten hatte. Uebrigens war freilich Schlözer als politischer Schriftsteller höchst einseitig und nicht gerade durchaus unbestechlich, wenn man ihm gleich nicht ganz grob mit der Bestechung kommen durfte. Geld, eitle Ehre, ein Orden, ein hohes Lob vermochten oft soviel über ihn, daß er sich selbst zu täuschen suchte, um nicht lügen oder blos Andere täuschen zu dürfen. Man

bemerke nur, wie er in den polnischen und türkischen Händeln so ganz anders verfährt, als in den nordamerikanischen und holländischen. Seine ganze Stellung und sein Verhältniß zu Rußland, wie das Buch, in dem er den Ludwig Ernst von Braunschweig, der aus Holland fortgejagt ward, zum Phocion machte, beweisen wenigstens, daß er sehr schwache Seiten hatte.

Gleichzeitig mit Schlözers neuem Briefwechsel (um 1776) entstand das deutsche Museum, welches der neuen Literatur auf ähnliche Weise bestimmt sein sollte, wie Schlözers Staatsanzeigen der neuen Politik. Es ist unstreitig die beste Zeitschrift für das größere Publikum, welche je in Deutschland erschienen ist, denn, wenn auch die später in Jena und Weimar unter Göthes und Schillers Schutz erschienenen wichtigere Arbeiten ins Publikum brachten, so beweiset doch die jetzt gedruckte Correspondenz der Unternehmer, daß mehr Absichtlichkeit und buchhändlerische Speculation dabei war. In diesem Museum haben unsere bessern Prosaisten und auch einige Dichter die ersten Proben ihrer Arbeiten mitgetheilt und diesen dadurch hernach eine weitere und leichtere Verbreitung verschafft. Die verschiedenen Jahrgänge dieses Museums bilden daher gewissermaßen eine chronologische Uebersicht der Bemühungen der Männer, welche unsere Literatur und Sprache auf den Punkt zu bringen suchten, auf dem sich die englische und französische schon seit einem halben Jahrhundert befanden. Die Unternehmung dieses Museums gehört zu Dohms Verdiensten um Deutschland und um die deutsche Literatur. Dohm theilte die Leitung desselben mit Boie, der durch diese Redaktion für unsere Prosa auf ähnliche Weise thätig ward, wie früher in Göttingen durch die Anstalt der jährlich erscheinenden Musenalmanache für die leichtere Poesie. Als Dohm hernach durch Staatsgeschäfte der Literatur auf einige Zeit entzogen ward, leitete Boie allein das Museum, welches für den Kenner immer noch seinen Werth hat, was von wenigen Zeitschriften gesagt werden kann, besonders da jetzt die bedeutenderen Aufsätze alle vermehrt und verbessert einzeln gedruckt sind.

Die innige Freundschaft, welche vom Strande der Ost- und Nordsee, bis zu den Gränzen Italiens alle die Männer, welche damals unsere Nation und ihre Literatur von der Barbarei und

dem Despotismus der Pfaffen und Pedanten, von den elenden Cabalen, Kamaraderien, dem Handwerksgeist und der Gemeinheit der Universitäten befreien wollten, und, ohne sich persönlich zu kennen, im geheimen innigen Bunde standen, erleichterte Boie und Dohm das Unternehmen, nur Vorzügliches dem Publikum periodisch darzubieten. Beide Unternehmer genossen einer allgemeinen Achtung in Deutschland und verbanden mit einem gereinigten Geschmack und mit vielen und vielseitigen Kenntnissen einen richtigen praktischen Takt, der unter unsern Gelehrten viel seltener ist als die ersten beiden Eigenschaften. Dies gilt freilich, wie das bei Zeitschriften, auch besonders wegen der Natur des literarischen Treibens, nicht anders sein kann, vorzugsweise nur von den ersten Jahrgängen, bei welchen Boie und Dohm gemeinschaftlich über die Aufnahme der Aufsätze wachten. Man sieht aus der Wahl, die sie trafen, deutlich, daß sie den Geschmack und den Verstand des großen lesenden Publikums bilden, es aber auch zugleich durch Abwechselung und genaues Anschmiegen an das Bedürfniß derer, die nur allein Unterhaltung in der Lectüre suchten, gewinnen wollten. Die Richtung, die Bildung, die Denkart der Verfasser der gesammelten Aufsätze ist daher verschieden und oft gerade entgegengesetzt; aber in einem Punkt, Moralität und Eifer für die geistige Wiedergeburt der Nation, für die Befreiung der Jugend von academischer Rohheit und für ächte und gründliche Geistesbildung kommen alle überein.

Schon aus dem Register der einzelnen Aufsätze würde man sehen, daß nach einander Proben der Arbeiten von Göthes Freund Lenz, der schon damals seine Genialität über die Schranken jeder Art Regel, nicht blos über die der pedantischen Regel hinaus trieb, mit philosophischen Aufsätzen von Feder, von Campe, von Lavater abwechseln. Neben Lichtenbergs geistreichen und witzigen Briefen aus England darf auch Zimmermann, damals ein beliebter Schriftsteller, ein Ding, das er Philosophie nennt, auskramen. Auch staatswissenschaftliche und staatswirthschaftliche oder statistische Gegenstände wurden darin, soweit sie dem großen Publikum durch Vortrag angenehm gemacht werden können, von Männern wie Dohm, Jacobi, J. G. Schlosser behandelt, und die belehrende Prosa wechselt ab mit Proben aus Gedichten von Bürger, von

Claudius, von den Stolbergen, von Voß. Daß auch Meißner und Sprickmann und Andere nicht gerade klassische Schriftsteller später oft erscheinen, lag in der Natur des Journalwesens und einer einmal begonnenen Unternehmung, die nicht sogleich aufgegeben werden kann.

Die Göttinger Professoren sogar hielten es für nöthig, von der gegen sie erhobenen Beschwerde, daß sie, in ihre Kathederweisheit verliebt, weder etwas von Fortschritten der Zeit, noch von Volksliteratur wissen wollten, an das große Publikum zu appelliren. Als das Resultat des Entschlusses der Göttinger Gelehrtenaristokratie auch ihrer Seits mit dem Publikum in Verbindung zu treten, betrachten wir das von Georg Forster und von Lichtenberg unternommene Göttingensche Magazin der Wissenschaften und der Literatur. Auch von dieser Zeitschrift gilt dasselbe, was wir vom deutschen Museum bemerkt haben, daß es auch jetzt noch, wo die mehrsten Aufsätze an andern Orten und zu andern Zeiten gedruckt sind, als eignes Werk Werth hat. Die sämmtlichen Göttinger vornehmen Professoren haben übrigens selbst, zwar nicht unmittelbar, aber doch mittelbar durch Lichtenberg erklärt, daß ihr Magazin bestimmt sei, der neuen Ansicht des Lebens den Weg zu bahnen. Das Magazin sollte nämlich die Leser überzeugen, daß dieselben Männer, welche oft ihre Abneigung gegen die herrschende, abgeschmackte Empfindsamkeit sehr stark äußerten, die tolle Genialität der Kraftgenies verspotteten, den Bombast der Lavater und Consorten bitter und mitunter überscharf verhöhnten und die Frömmelei der Schule Klopstocks nicht für Religionseifer anerkennen wollten, doch auf der anderen Seite für die wahren Verbesserungen, welche die Zeit fordere, eben so muthig zu kämpfen im Stande seien, als Schlözer that. Das Magazin sollte nicht polemisch, nicht direkt die Göttinger gegen den Vorwurf vertheidigen, daß sie aristokratisch nur eine privilegirte, nur eine Universitätsbildung, Wissenschaft genannt, ausschließlich fördern und treiben wollten, sondern die Aufsätze sollten zeigen, daß sie sich popularisiren könnten, sie sollten einzelne Stücke der Wissenschaft der Privilegirten dem ganzen Volke zugänglich machen.

Alle Göttinger Professoren, die sichs einigermaßen zutrauten, im Geiste ihrer Zeit, im Style und in der Sprache, welche in

den letzten zwanzig Jahren sich gebildet hatten, ihre Wissenschaft unmittelbar dem gebildeten Publikum mittheilen zu können, lieferten Beiträge zu dieser dem Wimmern und Faseln und Liebeln und Frömmeln der Zeit eine verständige und dabei unterhaltende Belehrung entgegensetzenden Zeitschrift. Unter denen, die in dieser Absicht arbeiteten, durfte Lessings Freund, Reimarus, nicht fehlen, und er lieferte auch wirklich Beiträge. Daß das Magazin in der angegebenen Absicht unternommen wurde, geht nicht blos daraus hervor, daß man das Format des kleinsten Octavs wählte und nur dünne Hefte ausgab, sondern Lichtenberg erklärt sich darüber in der Vorrede zum zweiten Jahrgang bestimmt und ausdrücklich. Er sagt dort, die Herausgeber wollten dem deutschen Publikum eine Lectüre schaffen, die nicht läppisch, wie die zahlreichen unterhaltenden Zeitschriften, sondern unterhaltend und belehrend zugleich sei, ohne jedoch die Leser zu ermüden. Der Styl, so fährt er, den Mitarbeitern ihre Aufgabe leise andeutend, fort, soll zwar leicht, aber doch immer ernste Prosa, weder fades Gewinsel noch leerer Bombast sein.

Lichtenberg und Forster hielten in der That Wort, was bei denen, die dergleichen Unternehmungen als Geldspekulation betrachteten, wie selbst Wieland that, bekanntlich nicht oft der Fall zu sein pflegt. Ein großes Verdienst war es, daß diese Männer, welche ein von Basedow und Campe erzogenes Geschlecht durch ihre Wissenschaftlichkeit hätten abschrecken können, sich herabließen, durch die That zu zeigen, daß sie praktisch tüchtiger und lehrend unterhaltender seien, als die gerühmten Educationsräthe und die sentimentalen Bücherfabrikanten. Statt dies durch Aufzählung oder Prüfung der einzelnen Aufsätze zu beweisen, was uns zu weit führen würde, wollen wir noch einige Worte aus der vorher erwähnten Vorrede Lichtenbergs zum zweiten Jahrgange anführen, und dann einiger, entweder wegen ihrer Verfasser oder wegen ihres Inhalts merkwürdiger Aufsätze im Vorbeigehen gedenken. Lichtenberg nämlich dankt dort für die gütige Aufnahme, welche seine als Opposition gegen das modische Faseln zu betrachtende Zeitschrift beim Publikum gefunden habe und spricht sich bei der Gelegenheit über den Geist derselben in folgenden Worten aus: „Es gelte denjenigen Lesern, über deren altdeut=

schen Ernst und altdeutschen Geist der silberne Mond so wenig vermocht habe, daß sie ein nicht empfindsames Journal zum Zeitvertreibe lesen, und eine u. s. w. Die Einrichtung, fügt er hinzu, wird in diesem Jahre größtentheils dieselbe bleiben, doch werden wir sie einigermaßen dahin abändern, daß wir die durchaus bleibende Absicht, zu belehren, mit so viel Veränderung im Aeußern zu verbinden suchen werden, als sie nur immer verträgt. Wir werden daher selbst Gedichte nicht mehr ausschließen; allein wie es sich wohl von selbst versteht, nur solche, die den Titel unseres Journals, welches Wissenschaft verspricht, wenigstens nicht ganz Lügen strafen."

Was die einzelnen Aufsätze und ihre Verfasser betrifft, so wird man auf den ersten Blick wahrnehmen wie genau das Versprechen gehalten wird, dem Elenden und Faden der Journale jener Zeit etwas Gutes und Solides entgegen zu setzen; man wird nämlich keine Lückenbüßer darin antreffen. Ein kurzer Aufsatz über Gradirwerke und einer über Hütten- und Bergwesen in der Pfalz können nämlich dem Physiker, der das Journal redigirt, nicht als Aufnahme eines Lückenbüßers angerechnet werden. Was die Hauptsache angeht, die Gelehrsamkeit und Universitätswissenschaft dem Volke durch Leichtigkeit der Form nahe zu bringen, um es von Marktschreiern, Ignoranten und Schwätzern, oder von Leuten, die Bücher gleich Schuhen auf den Kauf machen, zu entfernen; so erscheinen gleich im ersten Jahrgange nach und neben einander Feder, Erxleben, Blumenbach, Meister und mit ihnen zugleich der hernach mit Lichtenberg als einem Streiter für Heynes Sache tödtlich entzweite Voß. Auch Pütter schließt sich an seine Kollegen dadurch an, daß er in einem sehr faßlichen und doch sehr gründlichen Aufsatz über die Rechtmäßigkeit der Zahlenlotterien seine armen deutschen Landsleute belehrt, wie schändlich viele unter ihnen von ihren Regierungen betrogen würden. Große und kleine deutsche Herrn, von ihren Plusmachern, die sich dabei gut standen, geleitet, hegten damals noch überall die Land und Leute, besonders die ärmeren Klassen verderbende Spekulation, vor welcher Pütter in dem Aufsatze warnt; jetzt sind Lotto und Lotterie nur hie und da noch übrig, wahrscheinlich um

zu beweisen, daß die verpachteten Spielbänke der Bäder und ihre Verpachter nicht allein der öffentlichen Stimme trotzen dürfen.

Lichtenberg selbst erläutert in dem dritten Stück durch einen in seiner Art meisterhaft witzigen Kommentar die zwei Blätter eines komischen Orbis Pictus für deutsche dramatische Schriftsteller, Schauspieler und Romanendichter, die er von Chodowiecki hatte stechen lassen. Im vierten Stücke findet man neben Reimarus philosophischem Aufsatze und Blumenbachs für jedermann, nicht bloß für Naturkundige, höchst anziehenden Bemerkungen über Federpolypen, Lichtenbergs geistreiche Fragen an Physiognomen. Im fünften Stück sucht sogar der alte gelehrte J. D. Michaelis einen halb theologischen, halb historischen Gegenstand aus der Rüstkammer seiner Gelehrsamkeit durch Einkleidung und Form populär zu machen. Der Versuch war wenigstens zur Zeit des Fortschreitens und für dasselbe dankenswerth, obgleich die Sache selbst schwerlich jetzt die Mühe lohnen würde, wenn etwa unsere in dergleichen Dingen das Alte wieder hervorsuchende Zeit darauf zurück kommen sollte. Er trägt nämlich unter der Form eines Briefs an Schlözer seine Vorstellung von der Ordnung der Zeitrechnung, von der Sündfluth bis auf Salomons Regierung populär vor. Blumenbach behandelt den Gedanken, den er, wie jeder weiß, der ihn gekannt und gehört hat, für sehr wichtig hielt, daß durch den von ihm erfundenen neuen Ausdruck: Bildungstrieb (Nisus formativus), ein neues Licht in die Naturwissenschaft gebracht werden könne, so geistreich, daß der Leser die Ausführung und das gelegentlich Gesagte gern liest, wenn er auch nicht mit Blumenbach glaubt, daß sich eine unbekannte Sache durch eine andere eben so unbekannte erklären lasse.

Im sechsten Stück findet sich das Meisterwerk Lichtenbergs, sein Sendschreiben des Mondes an die Erde. Diese feine Satyre trifft das Empfindsamkeitsfieber der achtziger Jahre, an dessen Stelle jetzt Glaubenseifer getreten ist. In demselben Stücke beweiset Heyne den Deutschen die unumgängliche Nothwendigkeit, den Unterricht an gelehrten Schulen von Zeit zu Zeit zu verbessern, dadurch, daß er den tiefsten Verfall desselben in einem Lande, wo alle Anstalten für Gelehrte übermäßig reich dotirt sind, handgreiflich macht. Dies ist nämlich der eigentliche Zweck von Hey=

nes Abhandlung über die Schulbücher, die in Eton, der berühmtesten Gelehrtenschule in England, gebraucht wurden. Auch Kästners Aufsatz hängt ganz genau mit dem Zweck des Magazins und mit dem Streben der Zeit, sich von alten Banden frei zu machen, zusammen. Georg Forsters Aufsätze über O-Tahiti, wo er vom Elysium träumte und über Büffons Epochen der Natur gehören zu den merkwürdigsten Stücken der prosaischen Literatur jener Zeit, obgleich kalte und erfahrne Männer seinem kühnen Fluge wohl so wenig zu folgen geneigt sein möchten, als er im Grunde mit dem enthusiastisch von ihm gepriesenen Büffon übereinstimmt. Dies schon aus dem Grunde, weil er von wahrem, Büffon von künstlichem Enthusiasmus getrieben ward.

Girtanner erscheint freilich ebenfalls im ersten Hefte des zweiten Jahrgangs, aber der war seiner Zeit eben so unvermeidlich und so unzertrennlich von den Göttinger Professoren, als der zu ihnen gehörende Meiners. In einem ganz andern Sinn als Girtanners Fabrikate abgefaßt, sind die Aufsätze im zweiten und vierten Stücke dieses zweiten Jahrgangs, welche den von der Züricherschen Krämeraristokratie gerichtlich gemordeten Pfarrer Waser betreffen. Diesen Aufsätzen war schon einer über Wasers letztes Verhör und über seinen rührenden letzten Abschied von seinen Söhnen, welche sich noch im Kindesalter befanden, vorausgegangen. Ein W. C. Becker nämlich hatte die Rolle eines sentimental frömmelnden Sophisten ziemlich geschickt zu Gunsten der blutigen Züricher Rathsherrn gespielt, was damals in Deutschland von einem Deutschen noch sehr auffiel, jetzt unmöglich mehr auffallen könnte, sondern wahrscheinlich als Verdienst sehr geehrt würde. Er hatte in einem langen, an den sentimentalen Gleim gerichteten, Briefe sophistisch von Wasers Sache gehandelt. In diesem Briefe ward, wie das jetzt alle Tage geschieht, der persönliche Charakter des Mannes, an dem das durch die Zeit zum Unrecht gewordene Recht ausgeübt war, benutzt, um die Obrigkeit zu entschuldigen, welche am Ende des achtzehnten Jahrhunderts handelte, wie man im Mittelalter zu handeln pflegte. Becker suchte geltend zu machen, daß Waser ein heftiger, boshafter, im Gebrauch der Mittel zu seinen Zwecken keineswegs bedenklicher Mann gewesen sei. Er wollte, wie solche Schleicher pflegen, um

die heftig gegen die Züricher Aristokratie erbitterte öffentliche Meinung von der Hauptsache abzuleiten, das Persönliche vorschieben. Diese Hauptsache war nicht sowohl Wasers Charakter oder seine Schuld, als vielmehr, daß alle sich gegen das Mittelalter heftig sträubenden Deutschen wußten, daß es im heiligen römischen Reiche viele Städte mit einer ähnlichen Verfassung gebe wie die Züricher war, und daß in den erleuchteten und sentimentalen Zeiten der achtziger Jahre ein Staat, den man Republik nenne, eine Gerichtsbarkeit dulde, nach welcher der unglückliche Waser mit einem Schein Rechtens hatte aufs Schaffot gebracht werden können.

Diese Hauptsache ist es, die Schlözer gegen den Verbündeten der Klopstockschen, Bodmerschen, Gleimschen Zartheit in diesem Magazin mit gesunder und gebildeter Verständigkeit hervorhebt, nachdem er sich schon in seinen Staatsanzeigen wiederholt über die Wasersche Angelegenheit erklärt hatte. Er theilt dem Magazin einen Aufsatz mit, der unstreitig zu dem Vortrefflichsten gehört, was er überhaupt geschrieben hat. Dieser Aufsatz ist in einem Ton und in einer Manier geschrieben, worin in unsern Tagen kein hannöverischer Professor schreiben wird oder schreiben dürfte, wenn er nicht als Feind der von Gott eingesetzten Obrigkeit ausgeschrieen werden wollte. Dieser Aufsatz steht im vierten Stück neben Kästners Aufsatz, dessen Tendenz wir vorher im Vorbeigehen berührten, er berichtet nämlich, wie es in Deutschland herging und noch hergeht. In diesem merkwürdigen Aufsatze hebt Kästner scharf und treffend bei Gelegenheit von Kepplers Güter- oder vielmehr Armuths-Inventarium hervor, wie Deutschland mit seinen größten Männern umgeht, wenn sie nicht entweder eine Brodwissenschaft lehren oder treiben, oder nicht in irgend einer Residenz oder am Hofe zu irgend etwas, was es auch sei, zu gebrauchen sind. Was Schlözers gegen Beckers elende Sophistereien gerichteten Aufsatz betrifft, so führt er die Ueberschrift: Vorläufige zerstreute Anmerkungen zu Herrn Beckers Schreiben über Wasern und dessen Prozeß. Seine Absicht und den Inhalt seines Aufsatzes deutet aber Schlözer ganz vortrefflich durch das Motto an:

> Vergiftet war sein deutscher Sinn
> Von Oligarchenluft.

Wir würden noch einen Aufsatz über deutsche Literatur im fünften Stück zu denen rechnen können, welche im Geiste der neuen und erfreulichen Richtung jener Zeit geschrieben waren. Der Titel Göttingisches Magazin und Heynes große Bedeutung als Universitäts-Diplomat und Politicus für Göttingens Ruhm trieb aber Lichtenberg, sich in den Streit, den Voß mit Heyne hatte, auf eine solche Weise zu mischen, daß die Stellung der Theilnehmer am Magazin gegen die Urheber der neuen Literatur Deutschlands verändert ward. Lichtenberg ließ nämlich am Ende des dritten Stücks des Magazins dieses Jahrs eine bittere Verspottung einer allerdings unbedeutenden Zänkerei, welche Voß angefangen hatte, abdrucken. Dies war die Untersuchung über die Pronunciation der Schöpse des alten Griechenlands.

Gelegentlich müssen wir, bloß Spittlers wegen, denn Meiners ist überall nur als Compilator und Fabrikant anzusehen, noch eines andern Göttingenschen Magazins erwähnen, obgleich der Anfang desselben über das Jahr hinausgeht, bis zu welchem wir diese Uebersicht der Literatur dies Mal fortführen wollen. Das Göttingensche historische Magazin von Meiners und Spittler begann nämlich erst um 1787. Gleich der erste Band des Magazins beweiset, wie vortrefflich Spittler die Belehrungen, welche die damals beginnenden Vorspiele der Revolution in Frankreich allen blindlings am Mittelalter klebenden Staaten des Continents hätten geben sollen, wenigstens für Deutschland zu benutzen verstand. Er zeigt gerade in diesem Magazin am besten, wie er mit seiner Kenntniß der allgemeinen Geschichte ein genaues Studium deutscher Particulargeschichten in Beziehung auf Verwaltung, Verfassung, Regierung verband, und wie sehr es zu bedauern war, daß er schon im folgenden Jahrzehnt sich selbst und dem Vaterlande untreu ward.

Was Spittler durch seine Aufsätze in diesem Magazin auf seine Weise für das gesammte Vaterland wirklich leistete, hatte schon seit 1784 C. F. von Moser durch sein Patriotisches Archiv zu leisten versucht. Moser, so gut seine Absichten waren, konnte schon aus dem Grunde das nicht leisten, was er wünschte und was die Zeit forderte, weil die Form seiner Religiosität mehr dem sechszehnten als dem achtzehnten Jahrhundert

Moser mußte daher mit einem Jung=Stilling, Hamann, Claudius und andern der Consistorial=Religion treu bleiben und mit sich selbst in Widerspruch kommen, da er in einer Beziehung Neues verlangte und mit den Männern, die in Norddeutschland auf Reform der mit den alten Formen verbundenen Mißbräuche drangen, auf einerlei Wege war und doch auf der andern in der Religion nur Positives duldete. Daraus erklärt sich auch das sonderbare Gemisch vortrefflicher urkundlicher Nachrichten, besonders auch über die pfälzische Geschichte, kühner und in Deutschland ganz unerhört dreister Bemerkungen über Höfe und Beamten, über Gerichte und Kanzleien, über Mätressen, Finanzen und Regierung der deutschen Fürsten, abwechselnd mit erbaulichen Discursen und mit Geschichten, die eher in ein Erbauungsbuch gehörten, als in ein patriotisches Archiv.

Daß indessen C. F. von Moser, wenn auch von einer andern Seite her und auf eine ganz andere Weise denselben Zweck durch sein Journal zu erreichen suchte, den sich Schlözer und Spittler bei dem Ihrigen vorgesetzt hatten, läßt sich leicht erkennen, wenn man die beiden ersten Jahrgänge von 1784 und 1785 etwas genauer betrachtet. Er hat weniger als die Unternehmer der norddeutschen Journale Statistik, diplomatische Verhältnisse und Staatswissenschaft im weitesten Sinne vor Augen, er schreibt nicht eigentlich im Geiste seiner Zeit, da sein Styl, seine Sprache, seine Manier altväterisch sind, allein er will doch auf seine Weise reformiren und alte Ehrlichkeit und Biederkeit zurückführen. Durch seine Laufbahn als Geschäftsführer und sogar als Minister kleiner deutschen Despoten war er in die Labyrinthe des Diensts um Lohn und Brod eingeführt. Diesen bekämpft er in dem Archive durch historische Lehre, er widerlegt das herrschende Vorurtheil, daß jeder in einem besondern deutschen Staate Angestellte, jeder besoldete Beamte weder dem Volke als Bürger, noch der gesammten Nation als Patriot, sondern ganz allein seinem gebietenden Herrn angehöre.

In der letzten Beziehung ist das Archiv besonders darum merkwürdig, weil daraus hervorgeht, wie weit man in Deutschland selbst zur Zeit der ersten französischen Nationalversammlung noch von der Ahnung des wahren Verhältnisses der Staatsbürger zu

ihrer Obrigkeit entfernt war. Wir behalten unseres Zwecks wegen diesen Punkt fest im Auge; Moser schadete aber unstreitig seinem Zwecke selbst durch die langen frommen, oder doch wenig anziehenden Artikel, die er aufnahm. Unter diese zählen wir die gleich vorn herein mitgetheilte lange Geschichte des Bet-Ernsts, Herzog von Gotha. Trotz dieser Misgriffe würde von Moser die Regierungen auf die Quelle der Uebel in den veralteten Staaten aufmerksam gemacht haben, wenn das überhaupt möglich wäre, was wir bezweifeln. Er macht nämlich im Archiv handgreiflich, daß der Mangel an wahrem Patriotismus und an edlem, moralischem Muthe gegen innere Feinde und Tyrannen unter uns Deutschen mit der Beschaffenheit der Universitäten und der Gelehrsamkeit, mit dem Zunftgeist oder der Ruhmsucht und Gemeinheit der Professoren, mit dem ausschließenden Treiben der Brodfächer und der Verwandlung gelehrter Studien in Gedächtnißwerk und Handwerk zusammenhänge. Er fügt hinzu, sein Zweck bei seinem Unternehmen sei durch Aktenstücke, durch Geschichten, durch seine eignen Bemerkungen, die Deutschen aufmerksam zu machen, wie noch immer in Deutschland eine Behauptung als allgemeiner Grundsatz gelte, welche weder mit der Vernunft und Moral, noch mit der Geschichte zu vereinigen sei. Man halte dafür, jeder Angestellte und Staatsbeamte sei unbedingt Diener des regierenden Herrn und als solcher verbunden, jeden Einfall und jede Laune desselben als Gesetz zu erkennen: diesem Irrthum wolle er entgegen arbeiten. Er gibt daher auch zu verstehen, daß er nicht wie Schlözer bloß die Zeitgeschichte im Auge habe, sondern historische und politische Belehrung der Nation überhaupt. Er wolle einzelne Geschichten auch aus der früheren Zeit zu diesem Zweck benutzen. Darüber drückt er sich in der Einleitung in seinem wunderlichen Styl folgendermaßen aus:

„Meine Absicht geht auf wirkliche Belehrung, Besserung und Erbauung, ich suche Korn und nicht Stroh, und ohne Blumen zu verachten, gilt es mir besonders um Früchte. Bloß historische, bloß statistische Nachrichten sind also nicht unter meinen Wünschen und meinem Sammlen begriffen, noch weniger solche Anekdoten und Personalien, die nur in die Schand-Chronik des Jahrhunderts gehören. Ein anderes ist ein Arzt und

Anatom, ein anderes ein Scharfrichter und Büttel." Wie dies Moser zu bewirken hoffte, wird man besonders aus der Abtheilung jedes Bandes sehen, die er Kabinetsstücke überschrieben hat. Wie er es anfängt, wollen wir an zwei Männern zeigen, durch deren Schilderung er zwei für unsere Zeiten, wo wir die Gattung Staats= und Religionssophisten zu hunderten entstehen sehen, sehr brauchbare Charakteristiken gibt. Er schildert dort zwei jener Menschen, wie die, welche auch in unsern Tagen Geschichte, Recht und Religion auf eine solche Weise zu wenden und vorzutragen wissen, wie es den Zwecken derer dient, für welche sie schreiben. Im zweiten Bande zeichnet er einen liberalen und einen servilen oder einen absolutistischen Sophisten, in der Person des baierischen Juristen Ickstadt und des damals (um 1785) als Gegner des Despotismus und Vertheidiger würtembergischer Rechte vom Herzoge von Würtemberg auf die Festung gesetzten Schubart. Die Sache wird von ihm recht fein durch Iselins Worte in dem Lichte gezeigt, aus welchem er wünscht, daß seine deutschen Landsleute dergleichen Sophisten oder in Advokatenmanier schreibende Biographen und Historiker, an denen wir Ueberfluß haben, betrachten sollen. Der würtembergische Märtyrer von 1785, Schubart, hatte nämlich 1776 ein Leben des bekannten baierischen Publicisten Ickstadt geschrieben, der für Kaiser Karl VII. die Vertheidigung der baierischen Rechte an Oesterreich herausgegeben hatte. In dieser Schubartschen Biographie war natürlich Ickstadt weidlich gerühmt; diesen Punkt hebt Moser in Beziehung auf beide Männer hervor.

Um die Art Schriftstellerei und die Gattung Schriftsteller zu bezeichnen, die schwarz weiß machten, sagt er, wolle er eine Stelle aus Iselins Recension des erwähnten Buchs anführen, worin seine Ansicht von dergleichen publicistischen Schriften ausgesprochen sei. „Wenn dieser Gelehrte, heißt es dort, statt in baierische Dienste zu tretren, am wiener Hofe seine Versorgung gefunden hätte, so hätte nothwendig für ihn Unrecht heißen müssen, was er als Recht vertheidigt hat. Sollte wohl ein traurigeres Schicksal für einen Mann von Verstande sein, als sich bloß als ein Werkzeug des Eigennutzes und Eigensinns der Großen anzusehen? Wie sehr entehrt dieses nicht die Gelehrsamkeit!! Welche

erniedrigende Sache ist es nicht, kein anderes Maaß von Recht und Gerechtigkeit zu haben, als den Vortheil seines Fürsten? O Jüngling, Jüngling, der du dich der Rechtsgelehrsamkeit widmest, wirf eher alle Bücher ins Feuer und geh' und werde ein ehrlicher Schuster und Schneider, als ein Deduktionenschreiber für den, der dich am besten bezahlt!"

In einem andern Artikel des Bandes, Nr. 24, wird unter der Aufschrift Hofpublicisten das Verhältniß eines Archivs, welches nicht von einem Neuerer, sondern von einem Rechtsgelehrten, Staatsmann, kurz, von einem mit dem Leben und den Geschäften bekannten Mann alten Schlags unternommen ward, zu den Verhältnissen von Mosers Zeit und zu den Beamten des gewöhnlichen Schlags angegeben. Wir führen die Stelle an, weil Moser darin die sogenannten conservativen Brodjuristen ganz trefflich bezeichnet. „Die Hofpublicisten," heißt es dort, „welche gern unsere deutschen Reichsstände zu unabhängigen und unumschränkten Herrn machen und sie von den von ihren Vorfahren oder auch von ihnen selbst eingegangenen Landes-Verträgen, Reversalien u. s. w. losmachen möchten, pflegen ihren Hauptgrund darin zu setzen, daß die deutschen Regenten alle nur ersinnlichen Regierungs-Rechte von uralten Zeiten hergebracht hätten, sich auch derenzum Nachtheil ihrer Regierungs-Nachfolger nicht begeben könnten. Die Unterthanen werden von ihnen nicht anders angesehen, als die Unterthanen orientalischer Regenten, deren Leib, Leben, Hab und Gut alle Augenblick zum Dienst ihres despotischen Landesherrn dastehen muß."

Moser lehrt hier, was sich bis auf den heutigen Tag und gerade jetzt vielleicht stärker als je bewährt. Moser, also kein Neuerer, kein sarkastischer Satyriker oder Phantast, kein Schwärmer, sondern ein trockener, steifer, orthodoxer, praktischer, historisch-juristisch gebildeter Geschäftsmann alten Schlags berichtet, warum deusche Beamten so selten patriotische Männer sind. Sie sind schon im älterlichen Hause durch Rede und Beispiel servil geworden, werden auf den Universitäten sehr oft von eiteln, oder platten und gemeinen Professoren gebildet, leben als Studenten in der Kneipe unter Kameraden, die nur von Commers,

Duell und Anstellung reden, wer wollte da eine Idee suchen? Wie könnte man, fragte er, von einem Einzelnen Patriotismus erwarten, wenn die Mehrzahl seiner Kollegen und alle seine Obern bloße Fürstendiener oder Hofleute sind? Um zu zeigen, wie gemein angesehene Beamte in Deutschland ihr Verhältniß zu dem Volke und zu ihrer Pflicht zu beurtheilen im Stand sind, führt er ein Gespräch ein, welches er mit einem Manne, welcher die personifizirte Gemeinheit vorstellt, über seine eigne dreiste Freimüthigkeit geführt hatte. Wir überlassen unsern Lesern, das ganze 1781 gehaltene Gespräch, welches er wörtlich aufgezeichnet hat, nachzulesen, wir wollen nur die Anfangsworte anführen. Schon diese beweisen, daß es den Beamten noch im achten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts Wahnsinn schien, wenn sich jemand einfallen ließ, gegen seinen Privatvortheil, vielleicht sogar mit Gefahr, für Rechte des Volks, oder eines Theils desselben nur zu reden oder zu schreiben, geschweige denn zu handeln.

Moser führt den Repräsentanten des Beamtenstandes seiner Zeit in den ersten Zeilen des erwähnten Zwiegesprächs folgendermaßen redend ein: „Sie werden das just so lange treiben, bis es ihnen geht, wie es ihrem Herrn Vater ergangen ist.“ Darauf antwortet er: „das würde viel Ehre für mich sein.“ Der Andere erwiedert: „Nun so höre ich denn zum ersten Male, daß jemand eine Ehre darin gesucht hätte, zwischen vier Wände eingesperrt zu werden.“ Moser antwortet mit Recht: „Hinzugesetzt, mein Herr, um der guten Sache willen u. s. w.“

Der Herr von Göckingk, ausgezeichnet als eins der edelsten Glieder der Ritterschaft, als Patriot und als Dichter, entwarf fast gleichzeitig mit C. F. von Moser den Plan eines ganz ausschließend deutschen Angelegenheiten gewidmeten Journals, dem er den Titel gab: Journal von und für Deutschland. Auch er wollte reformiren helfen und die deutsche Nation dadurch aus dem Schlummer wecken, daß er eine Art monatlicher Zeitungen nach englischem Muster einzuführen suchte, welche über das deutsche Leben und Treiben die Nachrichten enthalten sollten, welche man in den elenden politischen Zeitungen vergeblich suchte. Das Journal entsprang weder aus einer schriftstellerischen, noch aus einer

buchhändlerischen Speculation, es sollte, anstatt daß die elenden politischen Zeitungen der Zeit nur sogenannte Staats- und Hofgeschichten im Style und in der Manier der Hoflakaien vortrugen, auf eine freiere und unterhaltende Weise die innere Geschichte der verschiedenen deutschen Provinzen berichten. Als Muster sagt Göckingk selbst, habe er sich das damals sehr gut redigirte Gentleman's Magazine gewählt. Wenn er den Redactor dieses Journals Urban nennt, so hat er nicht gewußt, was auch wir erst neulich erfahren haben, daß dies blos ein angenommener Name (nom de guerre) war.

Göckingk mußte gleich Anfangs erfahren, wie schwierig es auch für den angesehensten und achtbarsten Mann in Deutschland sei, irgend eine Art Oeffentlichkeit zu vermitteln. Es konnte ja durch Mittheilung von Aktenstücken und Nachrichten von dem, was in irgend einem Winkel öffentlich vorgefallen sei, irgend ein in einem Winkel bedeutender Mann oder Beamter verletzt werden. Mit Göckingk vereinigte sich schon nach einem halben Jahre ein von gleichem Eifer für die Reformation der noch tief im Mittelalter steckenden Länder und Städtchen gewisser Provinzen Deutschlands beseelter Mann von Stande. Göckingk selbst hatte aber so viel Verdruß von dem kühnen Unternehmen, daß er schon 1785 ganz zurücktrat und die Sache seinem Freunde überließ. Dieser mit dem Herrn von Göckingk vereinigte Freund war der Domcapitular und Präsident von Bibra zu Fulda, der dann seit 1785 das Journal von und für Deutschland, so viel er nur immer konnte, freimüthig im Geiste des ersten Unternehmers fortsetzte. Wenn wir anführen, was Göckingk von seiner Absicht bei der Einrichtung des Journals sagt, glauben wir auf die kürzeste Weise zugleich den Inhalt und Geist desselben nebst dem Zustande und der Verhältnissen Deutschlands, worauf es sich bezog, bezeichnet zu haben. Dies ist aber der einzige Grund, warum wir desselben hier in der documentarischen Geschichte der innern und geistigen Verhältnisse Deutschlands erwähnen. Man wird aus Göckingks Worten sehen, daß seine Absicht gerade Persönliches vors Publikum zu bringen, vortrefflich war. Er wollte nach der Weise, wie in England geschieht, dasjenige, was vor kein Tribunal gebracht werden, also nicht juristisch bewiesen oder gerichtet

werden kann, vor das Gericht des unbefangenen Menschenverstandes bringen. Jedermann sah aber, daß der Ausführung große Hindernisse im Wege standen. Wie hätte damals, als unzählige Staaten und Herrn aller Art sich über dem Gesetze glaubten, möglich sein können, was jetzt nicht geschehen kann, wo deren nur zwei und dreißig sind?

Göckingk sagt in seiner Ankündigung, er unternähme sein Journal besonders aus dem Grunde, weil unter der großen Zahl von Journalen auch nicht eins sei, wodurch zunächst die verschiedenen, durch besondere Regenten, Regierungen, Gesetze von einander ganz abgesonderten großen und kleinen Staaten Deutschlands in kleinen Vorfällen u. s. w. mit einander bekannter würden, wenigstens würde dieser Zweck durch andere Journale nur unvollkommen erreicht. Noch bis auf diese Stunde, das sind seine Worte, getraut sich fast kein Zeitungsschreiber in seine Blätter einen Artikel über eine merkwürdige Privatperson einzurücken, wenn der Mann nicht wenigstens ein Reichsbaron oder einer der ersten Bedienten des Staats ist (man sieht, in dieser Rücksicht haben wir neulich so bedeutende Fortschritte gemacht, daß wir ganz nahe am entgegengesetzten Extrem waren; dem beugt jetzt Staatspolizei vor), und dennoch ist eine Nachricht vom Fabrikanten Degenhard unendlich interessanter, als die Beschreibung von Hofschmäusen, Jagden und Bällen. Aber an das Eine sind die Leser gewöhnt, an das Andere nicht. Göckingk hatte übrigens nicht übersehen, wie schwierig es bei den deutschen kleinstädtischen Verhältnissen und bei der Reizbarkeit und Empfindlichkeit, welche Leuten, die in diesen erwachsen sind, eigen zu sein pflegt, sein werde, ein die Personen nahe berührendes Unternehmen zu Stande zu bringen und durchzuführen; er sagt in dieser Beziehung:

„Es käme ihm vor, als wenn die deutschen Schriftsteller auf den individuellen Menschen zu wenig merkten, und dennoch seien Nachrichten, welche diesen angingen, wegen des Eindrucks, den sie aufs Herz machten, die nützlichsten. Es solle deßhalb auch besonders das Individuum, nicht die Gesellschaft, der Hauptgegenstand des neuen Journals sein. Die mehrsten Rubriken dieses Journals waren übrigens sehr unverfänglich. Spekulation war nicht dabei, weil der erste Herausgeber als ein sehr reicher Mann,

nicht nur keinen Vortheil davon erwartete, sondern den größten Theil der Kosten aus seinem Beutel zahlte. Göckingk eröffnet es jedoch mit einem Artikel, den er, wenn er unter tausenden von Artikeln hätte wählen dürfen, nicht besser hätte wählen können. Es ward ihm nämlich eine Correspondenz zur Bekanntmachung mitgetheilt, welche die ersten Blätter der drei ersten Monatshefte des Journals füllt. In den dort abgedruckten Briefen findet man auf eine höchst merkwürdige Weise den lächerlichen Stolz der deutschen Reichsritterschaft, den närrischen Hochmuth der kleinen, mehrentheils ganz neugebackenen Fürsten, und den Ton, den beide Klassen anzunehmen im Stande waren[47]), mit ihren eignen Worten ausgesprochen. Es wird darin zugleich ein originelles Individuum von Siegfried von Lindenbergs Art und Gattung dem Publikum vorgeführt. Das Individuum des Ritterstandes, welches sich hier in seinem lächerlichen Streit mit einem eben so ori=

47) Von dieser Seite hat von Göckingk die Sache aufgefaßt, und wir glauben die Beziehung der Briefe auf ihre Zeit und auf die Menschen jener Zeit nicht besser andeuten zu können, als wenn wir die Worte abschreiben, welche Göckingk den Briefen vorausschickt. Die Höfe und der Adel, sagt er, haben einigen Streitigkeiten der Gelehrten bisher mit eben dem Vergnügen zugesehen, womit der Hof und die Edlen in Madrid den Stiergefechten beiwohnen. Das steht ihnen nun vielleicht eben nicht zu verdenken; allein, daß viele unter ihnen den Wahn zu haben scheinen, als stritten sich blos die Gelehrten mit der Feder auf die Art, als es geschehen ist, darüber muß man sich billig wundern; denn ihr Gedächtniß muß ihnen einen schlimmen Streich gespielt haben. Freilich werden die Streitschriften der Großen und des Adels nicht immer gleich gedruckt, wie es aus einer vieljährigen Gewohnheit unter den Gelehrten geschieht: allein sie sind demungeachtet bekannt genug. Sie interessiren aber nur einen kleinen Theil des Publikums, weil sie selten oder nie mit der Literatur etwas zu thun haben und die Parteien selten oder nie außer ihrer Provinz bekannt sind. Dann sucht er ausführlich die Gelehrten wegen ihrer Streitigkeiten und wegen ihrer heftigen Streitschriften zu rechtfertigen, und schließt endlich — — — Ich weiß kein besseres Mittel, das Vorurtheil und den bösen Leumund, worin in diesem Stücke die deutschen Gelehrten bei den Großen und bei dem Adel stehen, etwas zu schwächen, als wenn ich ein halbes Dutzend Beispiele gebe, daß gerade zu der Zeit als sie so viel Antheil an einigen Streitigkeiten deutscher Gelehrten nahmen, mitten unter ihnen dergleichen vorgefallen sind. Der folgende Briefwechsel zwischen einem deutschen Prinzen und einem deutschen Baron, der zu Genf und an mehren Orten in Abschrift herumging, mag den Anfang machen.

ginellen und drolligen Mitgliede des Fürstenstandes selbst dem Spott preisgibt, war der kurkölnische Geheimerath Freiherr von Münster-Landegge, der später den im ersten Theile dieser Geschichte erwähnten Streit mit dem Grafen von der Lippe hatte.

Der Freiherr von Münster-Landegge war nämlich mit der Tochter einer Gräfin aus altgräflichem Geschlecht vermählt. Er glaubte durch diese seine Schwiegermutter, die von Geburt und durch ihre Heirath Gräfin gewesen war, mit den ersten Familien und unter diesen auch mit dem Könige von Sardinien und mit den Fürsten von Hohenlohe verwandt zu sein und meldete daher beiden den auf seinem Gute Landegge erfolgten Tod seiner Schwiegermutter. Darauf ließ der König von Sardinien höflich antworten, nahm es mit der Verwandtschaft nicht so genau, sondern erfreute den Baron durch die Anrede, mein Vetter (mon cousin), mit dem bekanntlich auch die königlich französische Kanzlei nicht sparsam war. Wie erbittert ward daher der eingebildete und heftige Reichsbaron, als die kleinen, seit 1744 aus Grafen Fürsten gewordenen Herrn von Hohenlohe-Bartenstein und Schillingsfürst, deren spannengroßes Gebiet erst Franz I. um 1754 zum fürstlichen gemacht hatte, Brief und Verwandtschaft ablehnten? Sie wiesen durch ein Schreiben ihrer sogenannten gemeinschaftlichen Regierung die Zudringlichkeit des Barons mit Kanzlei-Grobheiten ab, erklärten, daß sie von der Vetterschaft nichts wissen wollten und höchst indignirt seien, daß man sie hochgeborene Reichsfürsten und nicht durchlauchtig hochgeboren (denn Ew. Durchlaucht gebührte ihnen nicht) genannt habe. Ueber das grobe Schreiben des armen Sünders, den sie ihre Regierung nannten, geriethen sie mit dem Baron, der sie herausforderte, in einen burlesken Streit. Das Schreiben der Hohenloheschen Regierung theilen wir unten aus derselben Ursache mit, warum es Göckingk abdrucken ließ, damit man sehe, wie es mit dem Beamtenstande beschaffen war, der dergleichen Meisterstücke abschickte[48]) und mit

48) Das Aktenstück Nr. 2, Januar, S. 7 ist überschrieben: „Schreiben der Regierung des Fürsten von Hohenlohe-Bartenstein und Schillingsfürst an den Baron von Münster-Landegge. Von dem Chur-Cöllnischen Herrn geheimden Rath und Kammerherrn, Frei-

den armen Unterthanen der Siegfriede, denen sie dienten, weil diese mehr von ihnen zu besorgen hatten, als der Freiherr von Münster-Landegge. Dieser war so heftig erbost, daß er ein förmliches Cartel ausgehen ließ, oder vielmehr wie ein Ritter des Mittelalters, weil der Fürst von Schillingsfürst zu alt war, dem von Bartenstein den Handschuh vor die Füße warf. Es ist schwer zu sagen, ob die Herausforderung des Barons [49]), oder die Antwort des Fürsten von Bartenstein lächerlicher und für die abgeschmackteste Art von Rangstolz charakteristischer ist. Der Fürst schreibt unter Andern: Er wolle den Baron lieber erst belehren, als gleich den Rath des Fürsten von Schillingsfürst befolgen, daß sie nämlich beide gemeinschaftlich ohne weitere Umstände ernsthaftere Maßregeln nehmen sollten, deren Folgen ihm nothwendig sehr verdrüßlich hätten sein müssen. „Lernen Sie also, fährt er fort, mein Herr, daß zwischen dem hohen und niedern Adel jederzeit ein sehr großer Unterschied stattgefunden hat, ein Unterschied, der bis auf diesen Tag von dem ganzen Reiche und seinem Oberhaupte selbst bei jeder Gelegenheit anerkannt wird. Lernen Sie, daß, wenn gleich ein guter, alter Adel, von welcher Art er auch sei, alle Achtung verdient, doch der Rang eines regierenden Fürsten und Reichsstandes ungleich höher, edler ist und gar keine Gleichstellung mit geringern Klassen zuläßt. Lernen Sie, daß der Rang eines Fürsten oder Reichsstandes seine Ehre über jede Beleidigung hinaus und in Sicherheit setzt, die ein anderer als

---

herrn von Münster-Landegge seynd d. d. Landegge bei Münster den 18. März a c an Serenissimorum nostrorum zu H. und W. Hochfürstliche Durchlauchtigkeiten, zwei Notificationsschreiben unter ganz befremdeten und ungewöhnlichen Titular, Courtoisie und Offert eingelauffen. Obschon nun Serenissimi sothane in aller Rücksicht unschickliche Zuschriften aus besonderm Menagement nicht remittiren, so haben Höchstdieselben sich jedoch dergleichen Correspondenzen verbitten lassen wollen. Welches man auf erhaltenen gnädigsten special Befehl dem Herrn geheimden Rath ohnverhalten sollen.

49) In welchem Tone die folgende Correspondenz mit dem Fürsten geführt ward, geht schon aus den ersten Zeilen von No. 3 hervor. — — Erlauben Sie mir, das Gesetz, worin Sie mir alle weitere Correspondenz verbieten, und welches sechs Fuß weit von dem Thron, vor dem es gesprochen worden, ohne Zweifel sehr respectabel ist, außer dem kleinen Zirkel aber, den ihm die Natur anweiset, sehr lustig ist, noch einmal zu übertreten u. s. w.

seines gleichen ihm anthun könnte, wär er auch hundertmal ein Edelmann, hätte er auch noch so sehr ein Recht sich zu beschweren." Da der Brief von Anfang bis zu Ende in diesem Ton abgefaßt ist und alle folgenden Briefe des Barons in einem ähnlichen den Rang der Ritterschaft zu behaupten suchten, so sieht man, wie gelegen der Briefwechsel den Unternehmern des Journals kommen mußte, um Vorstellungen lächerlich zu machen, welche schon jene Zeit für veraltet hielt, weßhalb man sich jetzt vergeblich bemühen wird, sie der unserigen wieder aufzudringen.

Im übrigen ist die Verbindung von Zeitung- Wochen- oder vielmehr Monatsblatt für das ganze Reich, mit einem Journal, welches gemeinnützige Abhandlungen enthält, sonderbar, aber doch nicht gerade widersprechend, und wenn Proben von Bürgers Uebersetzung einer Ilias in Hexametern eingerückt werden, so war das nur ein Dienst, den ein Dichter dem andern erzeigte. Da bei der damaligen Reichseinrichtung und den bestehenden Reichsgerichten nicht daran zu denken war, daß der Gegenstand, der den englischen Zeitungen ein besonderes Interesse für den Forscher des häuslichen und bürgerlichen Lebens gibt, in den Zeitungen erwähnt werden dürfe, so ward dies Journal gebraucht, um wichtige Prozesse nicht blos den Juristen und Publicisten, sondern dem großen Publikum mitzutheilen. Es fanden sich in demselben die Verhandlungen am Reichstage zu Regensburg, merkwürdige Prozesse beim Reichshofrath in Wien und beim Reichskammergericht in Wetzlar. Man sieht, daß schon damals empfunden ward, was unserem Volke im Vergleich mit den Völkern abgehe, welche öffentliche Verhandlungen und öffentliche Gerichte haben. Es waren damals zwei dem angesehensten Adel angehörende Männer, welche den Versuch machten, auch die Deutschen in den Stand zu setzen, ihre Rechte und Gesetze aus den Geschäften des Lebens und aus den gerichtlichen Händeln kennen zu lernen.

Der rasche Gang der französischen Revolution hatte hernach auf dem rechten Rheinufer bis zur Zeit des französischen Kaiserreichs eine hemmende und störende Wirkung. Es verbreitete sich eine conservative Angst über Fürsten, Adel, Privilegirte und über die tonangebenden Gelehrten, die in Deutschland immer den Re-

gierungen voraus zu eilen suchen, während sie in London und Paris wenigstens warten, bis man sie zu gewinnen sucht, was dann freilich nie ausbleibt. Die beiden Hauptorgane der Oeffentlichkeit in politischen Dingen, Schlözers Staatsanzeigen und das Journal von und für Deutschland, konnten daher auch dem Einfluß der Bewegung, welche in eben dem Maße in Deutschland heftig rückwärts, als in Frankreich unverständig vorwärts ging, nicht widerstehen. Um die Zeit, als auf dem linken Rheinufer die französische Freiheit mit Jubel begrüßt ward, mußte jedes Organ der deutschen Volksfreiheit vor dem Toben der Feudalität verstummen; sowohl Schlözers Staatsanzeigen, als das Journal von und für Deutschland hörten auf. Schlözer hatte übrigens Ton und Manier schon längst geändert, das wird man aus den Heften des Jahres 1793 sehen, welche lauter ganz unverfängliche Artikel enthalten. Der Aufsatz, an dem die Staatsanzeigen eigentlich scheiterten, ging die Politik gar nicht an, sondern betraf eine persönliche Angelegenheit Schlözers, wobei er sich der übermäßigen Heftigkeit seines leidenschaftlichen Charakters überließ.

Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts. Vierter Zeitraum.

Vom Abfall der Nordamerikanischen Provinzen von England bis 1788.

Erstes Kapitel.

Zeiten des Nordamerikanischen Kriegs bis auf des jüngeren Pitt Ministerium, um 1784.

§. 1.

England, Frankreich, Spanien bis auf die bewaffnete Neutralität.

Während das Schicksal des Kriegs auf dem festen Lande von Amerika durch den unglücklichen Ausgang der Unternehmungen der Engländer in den südlichen Provinzen der vereinigten Staaten unwiderruflich entschieden ward, dauerten die innern Unruhen in England selbst fort, weil das Ministerium North die öffentliche Meinung gegen sich hatte. Was den Krieg selbst angeht, so kann man nicht läugnen, daß nicht blos die Mehrheit der Parlamentsglieder, sondern alle Engländer alten Schlags durchaus für Zwangsmaßregeln gegen die Amerikaner oder für den Krieg gestimmt waren, weil sie die Amerikaner als Rebellen betrachteten. Daß gleichwohl die Minderzahl, welche den Amerikanern nicht abgeneigt war und welche die besten Köpfe der Nation und die ausgezeichnetsten Männer in sich begriff, nach und nach Einfluß im Volke erhielt, muß man allein daraus erklären, daß der Uebermuth und der Stolz der nur an Sieg und Gewinn gewöhnten Engländer in diesem Kriege so sehr viele Demüthigungen erfahren mußte. Selbst der Herausgeber der neusten Sammlung von

Aktenstücken zur Geschichte der stolzen Oligarchie, welche England regiert, aus welcher wir hie und da einen Wink entlehnen werden, gesteht dies, mittelbar wenigstens, ein.[50])

Im Jahre 1776 erhielten die Minister, die darauf antrugen, mit deutschen Miethlingen einen Krieg in Amerika zu führen und zugleich eine bedeutende Geldverschwendung für die königliche Familie und für verschiedene deutsche Fürsten, deren Truppen man nöthig hatte, in Vorschlag brachten, eine solche Mehrheit der Stimmen im Parlament, daß die Opposition ihr eine Zeitlang ganz das Feld räumte. Weil durch Widerspruch nichts auszurichten war, wollte man wenigstens die Aufmerksamkeit des Volks dadurch rege machen, daß die bedeutendsten Summen bei fast leerem Hause und ohne längere Debatten bewilligt wurden. In dieser Zeit erschien Lord Chatham, leidend und auf zwei Krücken gestützt im Oberhause, um dort seine Beredsamkeit gegen das Ministerium zu richten; er erschöpfte sich vergeblich. Weder Rockinghams Verwandtschaft und Bekanntschaft unter den Pairs, noch die rednerischen Gaben eines Fox und Burke im Hause der Gemeinen konnten den Rechten der Vernunft gegen Verjährung Gewicht verschaffen, obgleich diese in jener Zeit auch sogar von Burke vertheidigt wurden, der fünfzehn Jahre nachher so heftig dagegen eiferte.

Die englischen Minister wurden durch die Zustimmung der Landjunker Englands und durch die erhandelte Majorität im Parlament so brutal, daß sie sich sogar herausnahmen, eine Sprache zu führen, die man nur von den Fürsten des Continents, oder von der Berner und Venetianer Aristokratie gewohnt war.[51]) Sie erklären in Beziehung auf Amerika und auf die dort ver=

---

50) Memoirs of the court and cabinet of George the Third, from original family documents, by the duke of Buckingham and Chandos. In two Volumes. London. 1853. gr. 8.

51) So daring and desperate, läßt der Minister den König sagen, is the spirit of the American leaders, whese object has only been dominion and power, that they have now openly renounced all allegiance to the crown, and all political connection with this country, they have rejected, with circumstances of indignity and insult, the means of conciliation held out to them, and have presumed to set up their rebellious confederacies as independent states.

kündigten Lehren und Grundsätze, daß es den Engländern, die sich beim Alten wohl befänden, zukomme, auch bei andern das Alte aufrecht zu erhalten, oder nach den Worten, die sie dem Könige in den Mund legen, daß ihre Sache die der sämmtlichen alten Regierungen sei. Sie lassen ihn nämlich das Lied singen, welches man auf den Continentalcongressen zu singen pflegt: Daß, wenn man dulde, daß das, was sie Verrath der Amerikaner nennen, Wurzel fasse, aus dieser Wurzel nothwendig viel Uebel für das ganze in Europa herrschende Regierungssystem entsprießen müsse. Das Ministerium benutzte daher auch den Augenblick, als die englischen Angelegenheiten in Amerika gut standen, als der Angriff auf Canada mißlungen war, als Washington aus Philadelphia gedrängt war und Bourgoyne von den canadischen Seen her gegen Newyork vordrang, um Geld in des Königs und der sparenden Königin Kasse aus dem Beutel des Volks zu holen. Sie forderten neue Summen für das königliche Haus, obgleich sich das englische Volk schon längst darüber beschwerte, daß das Ministerium North und der König sich auf Unkosten des Volks stets unter einander gefällig wären. Jedermann sah, daß dieser Augenblick der allerunpassendste sei, die Civilliste zu erhöhen, und dennoch gewährte das Parlament im April 1777 nicht blos sieben und eine halbe Million Gulden vorgeblicher Schulden eines Königs, der nebst seiner Gemahlin mehr einer übertriebenen Sparsamkeit, als irgend einer Verschwendung angeklagt ward, sondern erhöhte noch dazu die jährliche Einnahme der Krone von einer Summe von etwa neun Millionen Gulden auf zehn. Dies war selbst den genauen Freunden des Ministeriums, zu denen der Sprecher des Unterhauses gehörte, so anstößig, daß der Letztere, als er den im Unterhause (welches allein über Geldsachen zu entscheiden hat) gefaßten Beschluß der Sitte gemäß dem Oberhause überbrachte, den König in seiner bei der Gelegenheit gehaltenen Rede ironisch und schneidend an die Unschicklichkeit erinnerte, sich unter solchen Umständen Geld von der Nation zu erbitten.[52])

---

52) In a time, sagte er, of public distress, full of difficulty and danger, their constituents labouring under burdens almost to heavy to

Ein Ministerium in England, welches seines Anhangs unter den großen Familien so sicher ist, wie das Ministerium North war, kann ruhig seinen Weg gehen, wenn es nur consequent bleibt, und consequent war Lord North unstreitig. Er ließ daher auch gleich hernach dem Landgrafen von Hessen-Cassel eine ganz unverschämte Geldforderung durchs Parlament gewähren. Zuerst erhielt dieser noch eine halbe Million Werbegelder, von denen im Subsidientraktat von 1775 gar nicht die Rede war, weil man die Gelder, die man 1755 unter diesem Namen gezahlt hatte, dieses Mal auf eine andere Weise vergütete. Außer dieser Summe, die ihm offenbar nur als Geschenk gewährt ward, zahlte man ihm noch eine halbe Million Gulden für die Spitäler im siebenjährigen Kriege, obgleich ein früheres Parlament diese Forderung am Ende des siebenjährigen Kriegs als durchaus unbegründet verworfen hatte. Schon im April des folgenden Jahrs (1778) ward das königliche Haus aufs neue reichlich bedacht, indem gerade in dem Augenblicke, als der Krieg mit Frankreich unvermeidlich geworden war, für die jüngeren königlichen Kinder und für die des Herzogs von Glocester bedeutende Summen vom Parlamente aus dem Beutel des Volks gewährt wurden.

Das Parlament hatte im November 1777 seine Sitzungen wieder eröffnet; im Dezember mußte Lord North, dem bei der Gelegenheit jene Thräne entfloß, die man die *eiserne* Thräne genannt hat, die Kapitulation bei Saratoga dem Parlament bekannt machen und den Schein annehmen, als wenn er eine Aussöhnung mit den Kolonien wünsche. Lord Chatham im Oberhause, Fox, Burke, der Oberst Barre im Unterhause, hatten nämlich durch ihre Beredsamkeit auf die unbefangenen Engländer einen solchen Eindruck gemacht, daß Lord North ein Gaukelspiel im Parlament zu machen für nöthig und nützlich hielt. So brachte denn im Anfange des folgenden Jahrs (1778) dieser Minister, von dem

---

be borne, your faithful commons, postponing all other business, have not only granted to your Majesty a large present supply, but also a very great additional revenue, great beyond example, great beyond your Majesty's highest expectation; but all this, Sire, they have done in the well grounded confidence, that you will apply wisely what they have granted liberally.

jedermann wußte, daß ihm die Amerikaner nie trauen würden, eine Aussöhnungsbill ins Parlament. Die Bill fand von Seiten der Opposition zwar Hohn, aber keinen Widerstand, es ward eine Gesandtschaft zur Friedensvermittelung nach Amerika geschickt, aber, wie Fox vorausgesagt hatte, höhnisch zurückgewiesen, weil der Kunstgriff, die zwischen Frankreich und Amerika angeknüpften Verbindungen dadurch zu stören, doch gar zu grob war. Uebrigens war, als die englischen Abgeordneten ankamen, der Bund der Amerikaner mit Frankreich schon abgeschlossen, das englische Ministerium war auch längst davon unterrichtet, suchte aber diesen neuen Schlag dem Parlamente so lange als möglich zu verbergen. Es wurden sogar in England für den Krieg, den Frankreich schon seit zwei Jahren rüstete, keine Anstalten getroffen, bis Frankreich selbst das Signal gab.

Der französische Minister in London übergab endlich am 13. März 1778 eine Note, worin er nicht allein den von Frankreich mit der neuen Republik geschlossenen Bund anzeigte, sondern auch forderte, daß man von Seiten Englands dem freien Verkehr zwischen Frankreich und Amerika kein Hinderniß entgegensetze. Diese Note ward am 17. März dem Parlament mitgetheilt, dann erst ward der englische Minister aus Paris abgerufen und die nöthigen Anstalten zum Kriege getroffen. Die seit Nov. 1777 gehaltenen Parlamentsreden scheinen uns in Beziehung auf die neuen politischen Grundsätze bei weitem wichtiger für die Geschichte jener Zeit, als die ersten Kriegsereignisse. Diese Reden nämlich wurden in Frankreich und in ganz Europa aufs geflissentlichste verbreitet, und mochten auch der Herzog von Newcastle und der Marquis von Rockingham im Oberhause blos für ein Parteiinteresse reden, so war das doch weder beim Grafen von Chatham im Oberhause der Fall, noch bei Fox, Burke, Barre und Andern im Unterhause. Lord Chatham besonders griff die Minister mit einer ganz schrankenlosen Heftigkeit an, starb aber schon im Mai 1778, nachdem er im April nach einer heftigen Anstrengung seines schon lange durch Krankheit zerrütteten Körpers im Parlament selbst zusammengesunken war.[53])

---

53) Er starb erst am 11. Mai auf seinem Landhause Heyes in Kent, die Scene im Parlament am 7. April war aber zu merkwürdig, als daß wir

Die Franzosen hatten, was sonst selten der Fall war, ihre Vorbereitungsanstalten zu einem Seekriege viel besser getroffen, als die Engländer; denn ihre Flotte in Brest war stark genug, es mit der englischen aufzunehmen, als diese an der Küste von Bretagne erschien. Die Toulouer Flotte der Franzosen war unter d'Estaing damals längst nach Amerika gesegelt und war dort der englischen unter Byron zuvorgekommen. Admiral Keppel übernahm höchst ungern das Commando der gegen Brest bestimmten englischen Schiffe. Er hatte damals schon vierzig Jahre rühmlich zur See gedient und erhielt den Oberbefehl, weil der König selbst es sehr wünschte, traute aber einem Ministerium nicht, welches die Stellen nur mit seinen Freunden, Anhängern, Verwandten zu besetzen pflegte, und ihm nicht besonders gewogen war. Sonderbar war es wenigstens, daß man ihm, um mit kleinlicher List die Verantwortung eines Seegefechts allein auf Keppel zu schieben, als er im Juni 1778 auslief, nicht einmal bestimmten Befehl gab, Feindseligkeiten anzufangen, obgleich Frankreich schon seit dem 18. März auf die englischen Schiffe und die Engländer hernach auf die französischen Beschlag gelegt hatten. Keppel begann am 17. Juni durch ein Gefecht mit der Fregatte Belle Poule den Krieg, konnte sich zwar der Fregatte nicht bemächtigen, nahm jedoch einige kleinere Kriegsfahrzeuge. Als Keppel die

---

nicht hier die Worte eines Augenzeugen, des Lord Camden, anführen sollten: Er sagt: I saw him in the prince's chamber before he went into the house, and conversed a little with him: but such was the feeble state of his body and indeed the distempered agitation of his mind, that I did forebode his strength would certainly fail him before he had finished his speech. The earl spoke, but was not like himself: his speech faultered, his sentences broken, and his mind not master of itself. His words were shreds of unconnected eloquence and flashes of the same fire, that he, Prometheus like, had stolen from Heaven, and were then returning to the place from whence they were taken. He fell back upon his seat, and was to all appearance in the pangs of death. This threw the whole house into confusion. Many crowded about the earl. Even those who might have felt a secret pleasure in the accident, yet put on the appearance of distress — — except only the earl of Mansfield, who sat still, almost as much unmoved as the senseless body itself.

Stärke der feindlichen Flotte erfuhr, fand er nicht rathsam, mit seinen zwanzig Kriegsschiffen und drei Fregatten eine Flotte von zweiunddreißig Schiffen und zehn bis zwölf Fregatten anzugreifen, sondern segelte nach Portsmouth zurück, um Verstärkung zu holen.

Unter den damaligen Umständen machte es einen für den Admiral und für die Regierung sehr ungünstigen Eindruck, daß er, ohne die Feinde angegriffen zu haben, zurückkam, und daß sich auch sogar die Belle Poule ihm dadurch entzogen hatte, daß sie auf den Strand gelaufen war. Das Ministerium gab deutlich zu verstehen, daß es die Schuld auf den Admiral schieben wolle. Dieser lief indessen verstärkt schnell wieder aus und traf am 23. Juli die von den französischen Admiralen d'Orvilliers und Guichen geführte französische Flotte bei Ouessant, unweit der Sorlinguischen Inseln. Beide Flotten waren ungefähr von gleicher Stärke; die Franzosen wären einem Treffen gern ausgewichen, sie wurden aber am 27. dazu gezwungen. Beide Flotten wurden in der Schlacht beschädigt, beide kehrten, ohne daß sich eine des Sieges rühmen konnte, in ihre Häfen zurück; beide Nationen erhoben heftige und laute Klagen über ihre Admiräle. In England klagte sogar der Unterbefehlshaber den commandirenden Admiral und dieser jenen der Nachlässigkeit an.

Der laute Unwille der Franzosen über den Ausgang des Treffens bei Ouessant hatte in Beziehung auf die Revolution sehr wichtige Folgen, weil der nachherige Herzog von Orleans, damals Herzog von Chartres, den Hof beschuldigte, er habe ihn diesem Unwillen aufgeopfert. Dieser noch sehr junge, schöne, gränzenlos ausschweifende Prinz, der von genialen Wüstlingen umgeben, schon damals unter dem gemeinen Haufen seine Belustigung suchte und eben deßhalb unter dem Volke sehr beliebt war, stand besonders bei der Königin wegen seines Cynismus und seiner Orgien in geringer Gunst, und die Königin ward leider! in alle Dinge gemischt. Man beschuldigte ihn, ob mit Recht oder mit Unrecht lassen wir unentschieden, er richte durch sein wüstes Leben alle die jungen vornehmen Herrn zu Grunde, die stets um ihn wären und keine Constitution, wie die Seinige war, von der Natur erhalten hätten. Unter den Opfern, welche

dieser nachherige Philippe Egalité seinem wilden Leben sollte gebracht haben, war auch sein Schwager, der einundzwanzigjährige Prinz von Lamballe, der bei seinem Tode erst seit sechzehn Monaten mit der durch Schönheit und Liebenswürdigkeit berühmten Marie Therese Louise von Savoyen Carignan vermählt war. Diese Prinzessin war die genaueste Freundin der Königin, sie war als solche gleich der Polignac vom ganzen Hofe beneidet und ward wahrscheinlich deßhalb zur Zeit der Erstürmung der Tuilerien so grausam gemordet.

Der Herzog von Chartres, hieß es, habe den Prinzen von Lamballe absichtlich zu zerstörenden Orgien verführt, um ihn mittelbar zu morden, da er mit der Schwester desselben, der Tochter des Herzogs von Penthièvres vermählt ward. Er erbte in der That nach dem Tode seines Schwagers des Herzogs von Penthièvres ganzes unermeßliches Vermögen, wodurch sein Haus das reichste in ganz Europa ward. Außer dem Vermögen seines Schwiegervaters wünschte der Herzog von Chartres auch die Würde eines Großadmirals von Frankreich zu erben, welche dieser bekleidete; er trat deßhalb der Form wegen in den Seedienst, durchlief, wie Prinzen pflegen, mehrentheils in Paris verweilend, alle Grade des Dienstes, und sollte jetzt auch einem Treffen beiwohnen. Er reiste, als die Flotte unter d'Orvilliers auslaufen sollte, von Genossen seiner lockern Pariser Bande begleitet, schnell von Paris ab, damit man ihn in den Zeitungen als einen der Befehlshaber im Treffen nennen könne. Die Flotte ward zu dem Zweck in drei Geschwader getheilt, von denen er eins commandiren sollte. Das Erste dieser Geschwader führten d'Orvilliers und Guichen; das Zweite der Graf Düchauffault und der Herr von Rochechouart; das dritte commandirte dem Namen nach der Düc de Chartres, eigentlich aber der Herr von Grasse und der Admiral la Motte Piquet, der vorgeblich nur Kapitän des Kriegsschiffs Saint Esprit war, auf dem sich der Prinz befand. Gerade dieses Schiff kam zum hitzigen Gefecht, weil d'Orvilliers seine Schlachtordnung ändern und das dritte Geschwader zum ersten machen mußte. Die lustigen Pariser Genossen des Herzogs zeigten im Gefecht lächerliche Angst und man beschuldigte den Herzog, daß auch er Feigheit bewiesen habe; wenigstens fand das Gerücht

allgemeinen Glauben, daß man d'Orvilliers Signale absichtlich mißverstanden habe, um ihn nach Brest zurückbringen zu können. Der Düc de Chartres, mochte er nun schuldig oder unschuldig gewesen sein, mußte den Seedienst verlassen; diese öffentliche Kränkung schrieb man dem Hasse der Königin zu. Diese bewirkte allerdings, daß der Graf von Artois, der damals zum engeren Kreise der Königin gehörte, die Stelle des Großadmirals erhielt und daß man für den Düc de Chartres die ganz neue Stelle eines Generaloberst der Husaren schuf.

Die französische Flotte lief im Oktober wieder aus, Keppel konnte sie aber nicht zum entscheidenden Treffen bringen, dadurch ward das englische Volk erbittert. Das englische Ministerium suchte darauf die Schuld des unentschiedenen Kampfes bei Quessant auf die Befehlshaber zu schieben, diese beschuldigten aber Einer den Andern. Sir Hugh Pallisser, welcher bei Quessant, als Admiral der blauen Flagge, das dritte Geschwader von Keppels Flotte commandirte, hatte einen Sitz unter den Lords der Admiralität, deren Präsident der Graf von Sandwich war, und war dreist genug, Keppel förmlich anzuklagen. Die Klage ward angenommen und die Admiralität stellte Keppel im Januar 1779 vor ein Kriegsgericht. Keppels Prozeß machte die Admiralität und das ganze Ministerium der Nation und den Seeoffizieren aufs neue recht gehässig. Keppel ward aufs ehrenvollste losgesprochen; Hugh Palliser dagegen, auf Keppels Anzeige des Tadels würdig gefunden, sah sich einige Zeit darauf genöthigt, alle seine Stellen niederzulegen. Die Stimmung war damals, weil man auch die Schläge des Schicksals der Regierung Schuld gab, so feindlich gegen dieselbe, daß sich zwölf Admirale zu gleicher Zeit über das Ministerium beschwerten.

Zu den erwähnten Schlägen des Schicksals, welche die Engländer aus Verdruß, daß sie nicht, wie sie gewohnt waren, überall und in allen Meeren gleich nach dem Ausbruche des Kriegs entscheidende Vortheile erhielten, dem Könige und dem Ministerium zuschrieben, gehört zunächst, daß d'Estaing früher an den Küsten von Rhodisland erschien, als Byron dahin gelangen konnte. Wir rechnen ferner dahin, daß Hotham in Nordamerika verweilen mußte, weil Byrons Flotte durch Wind und Wetter zerstreut

ward. Während Byron seine beschädigten Schiffe ausbessern ließ und Hotham einstweilen d'Estaing beobachtete, entriß der Marquis von Bouillé, damals Statthalter von Martinique, den Engländern die Insel Dominica. Den Verlust von Dominica rächte hernach Hotham, als er endlich im Dezember 1778 d'Estaing nach Westindien folgen konnte, durch die Eroberung von St. Lucia. Weder der tapfere Widerstand und die ehrenvollen Gefechte des Admiral Barrington, welcher hernach St. Lucia gegen den Angriff der französischen Flotte unter d'Estaing vertheidigte, noch die Nachricht, daß die französisch-ostindische Flotte von der Küste Coromandel gänzlich vertrieben und Pondichery erobert sei, konnte die angesehensten englischen Seeofficiere mit ihrer Admiralität aussöhnen. Die vorzüglichsten Admirale weigerten sich, so lange Lord Sandwich das Seewesen leite, einen Oberbefehl zu übernehmen, und d'Estaing führte die im vorigen Bande erwähnte Expedition nach Georgien glücklich aus, nachdem er vorher die Inseln St. Vincent und Grenada erobert hatte. Er büßte freilich den erworbenen Ruhm durch die tolle Unternehmung auf Savannah wieder ein; allein im Jahr 1779 erhielt England an Spanien einen neuen Feind, der besonders dadurch furchtbar wurde, daß durch König Karls III. Bemühung die spanische Seemacht fast eben so stark als die französische geworden war.

Carl III. von Spanien dachte ganz anders von Nordamerika und von republikanischen Ideen als Ludwig XVI. und sein Hof, welche von Franklin bezaubert waren und von Lafayette hingerissen. Carl und sein Minister Florida Blanca erklärten anfangs, daß sie der Verbindung mit England in Bezug auf Amerika schon des monarchischen Princips wegen treu bleiben wollten. Selbst als die Franzosen sich durch einen förmlichen Tractat mit der neuen Republik verbunden hatten, wollte Carl III. von derselben nicht reden hören und schickte den vom Congreß an ihn abgeordneten Collegen Franklins von Burgos aus zurück, ohne ihn nur nach Madrid zu lassen. Der König von Spanien wollte noch im März 1778 an einem Bunde mit Amerika und an feindseligen Maßregeln gegen England nicht Theil nehmen; das geht aus seiner Antwort vom zwei und zwanzigsten März auf zwei eigen-

händige Briefe König Ludwig XVI. deutlich hervor;[54]) die Franzosen und seine eignen Minister wußten aber seine persönliche Schwäche für ihren Zweck zu benutzen. Man machte ihn glauben, es sei hier seine Sache, den Vermittler zu machen, so wenig er, wegen des Familienvertrags mit Frankreich, dazu geeignet war. König Carl schickte darauf, um diese Vermittelung anzubieten, einen Gesandten nach England, Lord North ließ aber Vorschläge machen, von denen auf den ersten Blick einleuchtete, daß sie Frankreich nicht eingehen könne. Seit diesem Augenblicke war Carl für den von seinen Ministern längst vorbereiteten Krieg gewonnen, dies erklärte er dem französischen Ministerium schon am 13. April 1779. Erst am 26. Juni übergab der Marquis von Almodavar das Manifest, worin den Engländern vorgeworfen ward, daß sie die Philippinen und sogar Cadix hätten überfallen wollen. Gleich hernach folgte die Kriegserklärung.

Kein Augenblick im ganzen Laufe des achtzehnten Jahrhunderts war für die englische Seeherrschaft gefährlicher als dieser, denn es lag sowohl in Ferrol als in Cadix eine zahlreiche spanische Flotte, welche sich mit d'Orvilliers Flotte verbinden sollte, sobald diese von Brest ausgelaufen sein würde. Schon im Mai hatten die Franzosen die Insel Jersey zu erobern versucht, und wenn gleich der Admiral Arbuthnot diese rettete, so ward doch die Abfahrt der Flotte, welche Vorräthe und Verstärkung von Clintons Heer nach Amerika bringen sollte, dadurch so sehr verzögert, daß sie erst im August ihre Bestimmung erreichte. Die Franzosen hatten damals schon im Juni den Entwurf gemacht, nach der Verbindung der französischen und spanischen Flotte, die Engländer an ihren eigenen Küsten anzugreifen und eine Landung zu versuchen. Die Engländer gestehen, daß in dem Augenblick der drohenden Landung ihre Gefahr sehr groß gewesen sei, weil ihre Flotten in verschiedenen Meeren zerstreut waren, sie geben sogar zu, daß größere Uebel nur dadurch abgewendet wurden, daß d'Orvilliers von der eigentlichen Lage der Dinge nicht genau un=

54) König Ludwigs Briefe, den einen vom 8. Januar, den andern vom 10. März 1778, nebst Carls III. Antwort findet man bei Flassan Vol. VII. p. 177 sqq.

terrichtet war, und nicht die Art Kühnheit besaß, welche Vieles wagt, um Alles zu gewinnen. Die vereinigte spanische und französische Flotte, zwischen sechzig und siebenzig Kriegsschiffe stark, erschien am Ende Juni in dem engen Meere zwischen England und Frankreich. Diese Flotte war dem Admiral Hardy, der sich mit acht und dreißig Schiffen im mittelländischen Meere befand, vorbeigesegelt, ohne daß dieser sie wahrgenommen hätte.

Als die vereinigte spanisch-französische Flotte am fünfzehnten August vor Plymouth erschien, glaubte man allgemein, daß die unschätzbaren Werfte und Arsenale, welche die Engländer an ihren Küsten eingerichtet haben, verloren wären; zu ihrem Glücke war aber der spanische Admiral mit dem französischen über das, was zu thun sei, nicht ganz einig. Die Spanier wollten sogleich landen, d'Orvilliers erst die englische Flotte aufsuchen und angreifen; darüber geschah am Ende gar nichts. Man schiffte freilich auf eine für die auf ihre Seemacht stolzen Engländer demüthigende Weise an der englischen Küste her, man nahm ein Kriegsschiff von vier und sechzig Kanonen, ließ aber indessen den Admiral Hardy mit seiner Flotte sich in eine Enge legen, von wo aus er die Küste vertheidigen und wo die Feinde ihn nicht angreifen konnten. Wir werden unten sehen, daß die Engländer im folgenden Jahre endlich zur See glücklicher waren, dagegen wäre in diesem Jahre (1780) ihre Hauptstadt beinahe der Raub eines Pöbels geworden, den ein verrückter Fanatiker in Bewegung gebracht hatte. Dieser Aufstand ward von Engländern und Schotten erregt, welche noch weit mehr hinter der Zeit zurück waren, als König Georg III. und seine Minister. In demselben Jahre nöthigten die Irländer durch einen angedrohten bewaffneten Aufstand König und Minister, gegen ihren Willen mit der Zeit fortzuschreiten. Die englische Regierung hatte theils wegen des Kriegs in Amerika, theils wegen der angedrohten Landung in Irland, die Milizen dieses Landes, welches damals noch seine eigne besondere Regierung und sein eignes Parlament hatte, bewaffnen müssen; dies nutzten die bisher ganz unterdrückten Irländer, um durch Drohungen zu erlangen, was ihnen bisher, so billig auch ihre Forderungen waren, war versagt worden.

Die Unruhen in England und Schottland hatten keinen politischen Grund, sie wurden von dem verrückten Bruder des Herzogs von Gordon geleitet und bewiesen, wie furchtbar die Folgen des religiösen Fanatismus sind. Sie waren gerade gegen den einzigen ausgezeichneten Beweis der Duldung und Milde gerichtet, den das damalige, zu jeder Unterdrückung zu gebrauchende Parlament gegeben hatte. Lord Georg Saville that nämlich am Ende der Parlamentssitzungen des Jahrs 1778 den Vorschlag zu einem Gesetze, wodurch gewisse ganz grausame und unduldsame Verfügungen eines im 10. Jahr König Wilhelms des Dritten erlassenen Gesetzes (An act for preventing the further growth of popery) wenn auch nicht abgeschafft, doch gemildert werden sollten. Lord Saville sagte in seiner Rede mit vollem Recht und unter lautem Beifall, daß er durch sein Gesetz die Ehre des Protestantismus retten wolle, weil nur durch Annahme seines Vorschlags der Grundsatz der Reformation, daß jede religiöse Verfolgung ungerecht sei, könne geltend gemacht werden. Die Strafbestimmungen, fügte er hinzu, deren Aufhebung er verlange,[55]) entehrten nicht bloß die Religion, sondern die Menschlichkeit; denn sie seien gewissermaßen darauf berechnet, alle Bande der Gesellschaft zu lösen, die Quellen des häuslichen Glücks zu vergiften und jeden Grundsatz von Ehre zu vernichten. Rede und Vorschlag wurden von allen Mitgliedern des Parlaments, den ministeriellen und ihren Gegnern, übereinstimmend gebilligt, und nicht bloß im Unterhause ward das neue Gesetz einstimmig angenommen, sondern auch im Oberhause nicht einmal von den Bischöfen mißbilligt. Schon damals fürchtete man aber den schottischen Pietismus und Fanatismus und setzte fest, daß die Abschaffung der gehässigen Artikel des fanatischen Gesetzes nur für England und Irland,

---

55) Diese Bestimmungen sind: 1) ein papistischer Priester oder ein Jesuit, der kirchliche Verrichtungen seiner Kirche auf englischem Boden verrichtet, ist eines Todesverbrechens schuldig (guilty of felony); 2) eine Besitzung (estate) fällt dem nächsten protestantischen Erben anheim, wenn der römisch-katholische Besitzer auswärts erzogen wird; 3) der Sohn oder nächste Anverwandte des Besitzers eines Guts oder einer Herrschaft darf, wenn er Protestant ist, seines Vaters Erbe bei dessen Lebzeit in Besitz nehmen; kein Papist hat ein Recht, durch Kauf Eigenthum auf rechtsgültige Weise zu erwerben.

nicht für Schottland gelten sollte. In der nächsten Sitzung wollte man das Gesetz auch auf Schottland ausdehnen. Wie dies bekannt ward, forderten die pietistischen Glieder der schottischen Kirk, daß die schottische Geistlichkeit Einsprache thun solle, diese dachte aber billig genug, sich nicht als Werkzeug gebrauchen zu lassen. Dies benutzte dann ein Verrückter, um die Hefe des alten Puritanismus, oder was wir Pietismus nennen, in dem zu trübem Schwärmen und Nebeln seit Fingals Zeit sehr geneigten schottischen Volke aufzuregen und den Pöbel der Blindgläubigen in Wuth zu setzen.

Die Scenen, welche vorfielen, als Carl I. die englische Liturgie, Hierarchie und Ornat in Schottland einführen wollte, schienen sich damals zu erneuen, man schrie wie um 1640 von Dorf zu Dorf die Signalworte des Aufstands: kein Papstthum (no popery). Erst in Schottland, hernach auch in England, wurden Associationen gebildet, in Glasgow und in Edinburgh wurden häufige und sehr zahlreiche öffentliche Versammlungen gehalten, man schloß einen heiligen Bund, die alten Strafverordnungen gegen die Katholiken aufrecht zu halten. Die Glasgower und Edinburgher Volksversammlung wählte den einzigen angesehenen Mann, der sich zu diesen Dingen gebrauchen ließ, und zugleich Mitglied des Unterhauses war, Sir George Gordon, zu ihrem Präsidenten. Dieser, der auch in England überall ähnliche Verbindungen stiftete, sie alle unter einander und mit den schottischen in Verbindung brachte, und auch im Parlament beständig auf die Associationen pochte, glich schon damals durch Aufzug, Kleidung und Betragen einem Verrückten. Als solcher erscheint er auch in seinem Benehmen im Parlament, welches übergroße Geduld mit diesem Sprößlinge schottischer Aristokratie hatte. Er that die wunderlichsten Vorschläge, er störte alle Berathschlagungen durch lächerliche Einfälle und Ausfälle, klagte unaufhörlich über das Papstthum, welches über Großbritannien hereinzubrechen drohe und erlaubte sich ganz unerhörte Derbheiten und Beschuldigungen gegen die Minister, um das gemeine Volk in Wuth zu bringen. Dies Alles that er besonders in dem Augenblicke, als Alles unzufrieden war, als die französischen und spanischen Flotten an den englischen Küsten erschienen, als die amerikanischen Kaper viele

Schiffe wegnahmen und die Schotten sich waffnen wollten, um die landenden Feinde abzuhalten.[56]) Ein solcher Mann paßte vortrefflich zum Führer einer ganz blinden Masse.

Auf Gordons Betrieb unterzeichneten hundert und zwanzig tausend Schotten eine Bittschrift ans Parlament um Aufhebung des auf Lord Savilles Vorschlag gegebenen Gesetzes, 20000 Mann sollten, wie er verlangte, derselben durch ihre Gegenwart Gewicht geben. Einrichtungen zur Ausführung dieses tollen Plans wurden darauf sogleich getroffen, Bänder und Abzeichen vertheilt und, um Alles zu ordnen, häufige Versammlungen auf den St. Georgsfeldern bei London gehalten. Das Ministerium ward nicht mit Unrecht beschuldigt, daß es die Sache absichtlich bis zum Aeußersten kommen lassen wolle, um die äußersten Mittel gebrauchen zu können, denn es wäre leicht gewesen, vor der Uebergabe der Bittschrift Anstalten zur Sicherheit des Parlaments zu treffen, wie in unsern Tagen gegen die Chartisten geschehen ist. Dies hätte um so eher geschehen müssen, da schon vorher in Edinburgh im Kleinen versucht war, was hernach in London im Großen geschah. Man hatte dort mehre kleine katholische Kapellen zerstört, und an Personen und dem Eigenthum der Katholiken Gewaltthätigkeiten geübt.

In London war eine ähnliche Association wie in Edinburgh und Glasgow gebildet worden: auch diese Association wählte Sir Gordon zu ihrem Präsidenten und dieser drohte im Parlamente, daß er auf den Tag der Uebergabe der Bittschrift fünfzig bis sechzig tausend Menschen nach London entbieten wolle. Dies geschah auch wirklich, ohne daß nur die Friedensrichter von den

---

56) Die englische Schifffahrt und die schottischen und irländischen Küsten litten damals sehr viel durch amerikanische Kaper und Paul Jones hatte Dumfriesshire hart mitgenommen, weßhalb die Einwohner durch den Herzog von Quensburry um die Erlaubniß eingekommen waren, sich bewaffnen zu dürfen, darauf hatte der Kriegssekretär unartig geantwortet. Sir George Gordon las erst den Brief des Kriegssekretärs an den Herzog im Parlament vor, dann rief er ihm zu: And you, Charles Jenkinson, how durst you write such a letter? Robert Bruce would not have dared to write such a one; and yet the secretary of an elector of Hannover has had the presumption to do it! and the great earl Douglas of Scotland is not to be intrusted with arms!

Ministern wären berufen, oder von ihnen irgend eine Anstalt getroffen worden.

Der von Gordon festgesetzte Tag war der 2. Juni 1780, und die ganze Ordnung des Zugs der vielen Tausende, die sich auf den Sct. Georgsfeldern versammeln, von dort zum Parlamentshause ziehen und die Zustimmung zu der von ihrem Präsidenten übergebenen Bittschrift erzwingen sollten, war lange vorher festgesetzt und bekannt gemacht worden. Sir Gordons Associationen bildeten vier durch blaue Bänder bezeichnete Haufen, drei aus den Quartieren von London; der Vierte bestand bloß aus Schotten. Der Zug der Haufen war so eingerichtet, daß die Menschenmassen von allen Seiten herbei wogten und das Parlament, welches versammelt war, sich plötzlich förmlich eingeschlossen und abgeschnitten fand. Alle Plätze und Straßen waren völlig besetzt und alte Leute versicherten, daß der Lärm und die Menschenmasse größer und furchtbarer sei, als bei dem gefährlichsten Aufstande, der seit den Zeiten der Stuarts erregt war. Dies war der Aufstand um 1733, als Robert Walpole den ersten Vorschlag zur Einführung jener Accise machte, welche bis auf unsere Tage den Armen nöthigte, zum Vortheil des Reichen mit schmaler Kost vorlieb zu nehmen oder gar zu hungern.

An der Spitze von funfzig bis sechzigtausend Mann zog Sir Gordon mit der Bittschrift heran und ließ sie hinter sich her in den Saal tragen. Nur mit Mühe hielten die Thürsteher die Menge ab, ihm die Treppen herauf in den Sitzungssaal zu folgen; der untere Vorplatz (lobby) war aber ganz mit Menschen gefüllt. Mehre Stunden hindurch konnte das Parlament nicht berathschlagen, weil es gefangen und bedroht war, bis endlich die erst während des Lärms berufenen Friedensrichter anlangten. Auch nach ihrer Ankunft dauerte das Toben fort. Das Parlament weigerte sich indessen standhaft, die Bittschrift sogleich während des Lärmens und Drohens in Berathung zu nehmen, wie Gordon im Namen des Volks, das er von Zeit zu Zeit von der Treppe aus anredete, forderte. Als das Parlament standhaft blieb und mit hundert und zwei und neunzig gegen sechzig Stimmen erklärte, daß es die Bittschrift in dem Augenblicke nicht in Betrachtung ziehen wolle, rief Gordon dem versammelten Pöbel zu: Dem

schottischen Volke sei nicht eher zu helfen, bis es alle papistische Kapellen niedergerissen hätte. Dies war der Losungsspruch zum förmlichen, gewaltsamen Aufstande.

Noch an demselben Tage, den 2. Juni, wurden die Kapellen des baierischen und des sardinischen Ministers zerstört, ohne daß die durch die Friedensrichter zur Anwendung der Gewalt aufgeforderten Soldaten es hindern konnten. Schon am 2. waren die Pairs und die Glieder des Unterhauses bedroht, mit Koth geworfen zu werden, und zum Theil so mißhandelt worden, daß drei Pairs nur mit Mühe gerettet wurden; am folgenden Tage war für die wenigen, die sich einzufinden wagen würden, keine Sicherheit zu hoffen, das Unterhaus vertagte sich daher bis zum sechsten. Das Oberhaus hatte sich unter dem tobenden Lärm, wegen dessen in ganz London die Läden geschlossen waren und jedes Geschäft stillstand, am 3. wieder versammelt und eine Adresse an den König gerichtet, um ihm neue Gewalt zu übertragen. Dies konnte wenig nützen, denn wenn die Minister wagen sollten, darnach zu handeln, so bedurfte die Addresse der Pairs der Autorität des Unterhauses. Die Pairs ersuchten nämlich in ihrer Addresse den König, einen unmittelbaren Befehl zu erlassen, um Urheber, Anstifter, Werkzeuge der am vorigen Tage verübten Gewaltthätigkeiten nachdrücklich zu bestrafen. So fern das Oberparlament erstes Gericht des Reichs ist, konnte es den Beschluß zwar fassen, aber es konnte nicht dem Könige das Recht geben, zu diesem Zwecke die nöthigen, in der Constitution nicht begründeten Maßregeln zu ergreifen.

Der dritte Juni war verhältnißmäßig ruhig vorüber gegangen, am 4. aber, der auf den Sonntag fiel, begann die Zerstörung mit vermehrter Wuth. Die Kapellen sowohl als die Häuser der vornehmsten Katholiken in der Nähe von Moorfields wurden vernichtet, jedes Eigenthum in der Stadt bedroht. Am fünften ward Lord Savilles Haus und die einiger seiner Freunde geschleift und London war in der Macht des Pöbels, als wenn die Stadt vom Feinde genommen wäre. Am sechsten hatten zwar zweihundert Mitglieder des Unterhauses den Muth, sich unter drohender Todesgefahr in die auf diesen Tag festgesetzte Sitzung zu begeben; allein jetzt war schon das Militär im Gefecht mit dem Pöbel, umgeben von Soldaten, eingeschlossen vom Pöbel, konnte

man keine gültige Beschlüsse fassen. Man verordnete zwar Einiges, aber auch dieses war für den Augenblick nicht einmal ausführbar. Man trennte sich, als man erfuhr, es werde in der ganzen Stadt auf Tod und Leben gekämpft und brenne an allen Ecken.

Das Volk hatte damals das Criminalgefängniß für die ärgsten Verbrecher (Newgate) gestürmt und in Feuer gesetzt; es hatte über dreihundert schwere Verbrecher und auch die gefangenen Schuldner befreit, und des Oberrichters Lord Mansfields Palast dem Boden gleich gemacht; er selbst hatte nur mit Mühe sein Leben gerettet. Das Gefängniß von Clerkenwell war ebenfalls gestürmt und sehr viele Privathäuser zerstört worden. Am siebenten und achten ward Tumult und Zerstörung noch ärger, die Menge der Tobenden größer und die ganze Stadt und ihr Wohlstand schien mit dem Untergange bedroht. Auch die noch übrigen Gefängnisse, Kingsbench, Bridewell, Fleet, wurden gestürmt, die zwei Letztern genommen und die ganze Menge der Verbrecher ergoß sich boshaft, Unheil stiftend und plündernd über die Stadt, so daß es an sechs und dreißig Stellen zu gleicher Zeit brannte. Die Herrn Longdale führten einen großen Handel mit geistigen Getränken und hatten sehr große Niederlagen und ein durch seine Ausdehnung berühmtes Laboratorium; auch dieses ward gestürmt, die Stürmenden durch Trunkenheit zur höchsten Raserei gebracht und durch die sich über die Straßen ergießenden geistigen Getränke die Flammen vermehrt.

In dieser Noth, als auch die Bank, die Vorrathshäuser und Kassen bedroht waren, wagten die Friedensrichter nicht, auf ihre eigne Gefahr, an allen Stellen und ganz im Allgemeinen dem Militär Befehl zum Feuern und Einhauen zu geben, weil voraus zu sehen war, daß Hunderte umkommen würden, es ward also der geheime Rath (d. h. Alle, die jemals die höchsten Aemter bekleidet haben) zusammenberufen, damit sich der König mit einem Beschlusse der ministeriellen und antiministeriellen Mitglieder desselben gegen den Vorwurf der Willkür schütze. Man war lange zweifelhaft, ob der König das Recht habe, Kriegsgesetze zu proklamiren und militärisch verfahren zu lassen, endlich aber erklärte der Staatsanwalt Wedderburne, daß es nach englischen Gesetzen so gut als nach dem Naturgesetz Rechtens sei, Gewalt mit Ge=

walt zu vertreiben. Der König zeigte bei dieser Gelegenheit, wie immer, Ruhe, Fassung und viel moralischen Muth. Er ließ sich das Rechtsgutachten des Staatsanwalts schriftlich übergeben, übernahm, darauf sich stützend, die persönliche Verantwortlichkeit und unterzeichnete allein, ohne Minister, den Befehl, überall Gewalt mit Gewalt zu bekämpfen. Ein furchtbares Blutbad in der seit sechs Tage brennenden Stadt war die Folge des Befehls, und es war ein großes Glück für England, daß man sich durchaus auf die Truppen verlassen konnte. Unstreitig ward London durch diese Anwendung der Militärgewalt gerettet, man war also dem Könige Dank schuldig; dennoch gab man dem Ministerium Schuld, daß es die Unruhen, damit es Vorwand habe, Gewalt zu gebrauchen, absichtlich so weit habe kommen lassen.

Am großen Stadthause (Mansion house) und an der Bank war eine förmliche Schlacht. Der Haufe stürmte mit großem Verlust an Menschen wiederholt beide Gebäude, der Sturm ward wiederholt durch furchtbares Feuern der Soldaten zurückgetrieben. Beim Kingsbench und an der Black Friars Brücke ward ebenfalls, wie beim Sturm einer Festung gekämpft, doch fielen die mehrsten Menschen beim wiederholten heftigen Stürmen auf die Bank. Wie viele gefallen, wie viele Leichname bei der Brücke in die Themse geworfen wurden, ist nicht bekannt geworden; doch waren es gewiß über Tausend. So wenig wir sonst Wraxall als Autorität gebrauchen möchten, so müssen wir doch hier, wo er als Augenzeuge schreibt, die Leser auf seine Beschreibung der Scenen vom 7. bis 10. Juni verweisen.[57]

---

57) Wraxall historical memoirs of my own time. Vol. 1. p. 324—356. Die folgenden Worte S. 324—326 werden die Ausführlichkeit unserer Schilderung dieser Scenen rechtfertigen. Er sagt: In 1780 the flames were originally kindled, as well as rendered far more destructive by a populace of the lowest and vilest description, who carried with them, wherever they moved the materials of universal ruin. It was only in their blood, by the interposition of an overwhelming military force, that the convulsion became finally arrested and that London after being desolated by fire, was rescued from plunder, bankruptey and subversion. Even the French revolution, which, from July 1789 down to April 1814 etc. etc. — yet did not produce in the capital of France any similar outrages.

Das Unterhaus hatte sich bis auf den 11. vertagt, es war daher in der letzten Woche kein anderes obrigkeitliches Ansehen, als das königliche und militärische mehr übrig, auch noch am 11. konnte das Parlament keine Berathschlagungen halten, weil das proclamirte Martialgesetz fortdauerte, also die Berathschlagung nicht frei war. Man konnte unter den Waffen keine friedlichen Sitzungen halten, und beide Häuser eröffneten die Ihrigen erst am 19. wieder. Seit dem zehnten glich die Stadt und ihre rauchenden Trümmer einer mit Sturm eroberten Festung. Alle Gewerbe standen still, Häuser und Gewölbe waren geschlossen, die Brücken, die Bank, die öffentlichen Gebäude, die Straßen und Plätze waren mit Soldaten besetzt; überall rauchende Trümmer und Alles stille und leer, wie in einer Landstadt. Die Eigenthümlichkeit des englischen Gerichtswesens zeigt sich auch bei dieser Gelegenheit, wie bei andern, auf eine solche Weise, daß man es, wie man Lust hat, entweder sehr mangelhaft, oder sehr vollkommen finden, und Beides mit guten Gründen rechtfertigen kann.

Sir Gordon nämlich, Anstifter und Urheber des ganzen Unfugs, ward zwar verhaftet und unter einer stärkern militärischen Bedeckung als man je einem Gefangenen gegeben, in den Tower gebracht; ein Fehler in der Form seiner Anklage machte aber, daß er aller Strafe entging. Man klagte ihn nämlich des Hochverrathes an; es war aber die gesetzliche Definition dieses besondern Verbrechens auf seinen Fall nicht anwendbar, er mußte daher in Freiheit gesetzt werden, während die von ihm irre geleiteten Fanatiker mit dem Leben büßten. Er machte übrigens der tollen Streiche noch mehr in seinem Leben, nur konnte er als Mann von Familie nicht ins Armen- oder Irrenhaus gerathen, weil er eine Pension von seinem Bruder hatte. Er trat zum Judenthum über und ließ sich in Birmingham beschneiden, endigte aber sein Leben im Gefängniß von Newgate, weil er um 1789 wegen eines Pasquills auf die unglückliche Königin von Frankreich zur gerichtlichen Haft war verurtheilt worden.

In diesem Unglücksjahre der Stadt London war indessen das Glück den Engländern zur See günstiger als vorher. Was zunächst Westindien angeht, so waren sowohl die Franzosen als die

Engländer mit den Befehlshabern ihrer Flotten in den Gewässern jener Gegenden im Jahre 1779 unzufrieden gewesen und ersetzten sie im Jahre 1780 durch andere. D'Estaing ward, als er nach Europa zurückkam, nicht mehr gebraucht, weil er sich beim Angriff auf Savannah in Georgien und auch bei andern Gelegenheiten sehr übereilt und unverständig bewiesen hatte; die Engländer waren mit Lord Byron unzufrieden, weil er statt seine in Westindien erfochtenen Vortheile zu verfolgen, eine Kauffahrtei-Flotte nach Europa geleitet hatte. Das englische Ministerium, mit allen alten Admirälen gespannt, war daher höchlich erfreut, als der tüchtigste Admiral der englischen Flotte, der sich aber durch Aufwand und Spielen zu Grunde gerichtet hatte und durch Schulden in Paris zurückgehalten wurde, seine Dienste anbot. Admiral Rodney war in jeder Hinsicht tüchtiger Seemann, aber er hatte auch alle Fehler der Helden. Er prahlte gern, er verspielte was er hatte und was er borgen konnte, und seine Liebschaften kosteten viel Geld; er bedurfte daher der Prisengelder ebensosehr als das Ministerium seiner Dienste. Die Franzosen erzählen, was man aber bei Lacretelle lesen muß, weil sich die ächt französische Bravade in einfachem Deutsch nicht gut ausnimmt, er habe bei Marschall Biron gespeist und diesen durch die Prahlerei geärgert, daß er, wenn ihn nicht seine Schulden in Paris hielten, Spanier und Franzosen schlagen werde! Diese Prahlerei habe den Dúc de Biron bewogen, ihm zu zeigen, daß sich die Franzosen vor ihm nicht fürchteten; er habe ihm daher zur Bezahlung der Schulden Geld geliehen und Rodney sei abgereist.[58])

Wie es sich nun auch mit dieser französischen Anekdote und mit den großprahlenden Redensarten verhalten mag, deren wir bei den Franzosen gewohnt sind, Rodney reiste nach England und

---

58) Für die Leser, die Lacretelle nicht zur Hand haben, wollen wir wenigstens den prächtigen Schluß der schönen Geschichte hersetzen. Vol. V. p. 212. Le maréchal de Biron tira une vengeance noble mais indiscrète de cette insulte faite à sa patrie: peu de jours aprés il acquitta les dettes de Rodney. Partez, Monsieur, lui dit-il; essayez de réaliser vos promesses; les Français ne veulent pas se prévaloir de l'obstacle, qui vous empêchait de les accomplir; c'est par leur bravoure qu'ils mettent leurs ennemis hors de combat.

erhielt den Oberbefehl der nach Westindien bestimmten Flotte, welche, zwanzig Segel stark, im Januar 1780 auslief. Da schon damals Gibraltar mit einer Belagerung bedroht ward, so hatte Rodney den Auftrag, zuerst Vorräthe und Verstärkungen in diese Festung zu bringen, von dort aber sogleich nach Westindien überzugehen. Er ward auf seiner Fahrt vom Schicksal ganz besonders begünstigt. Zuerst traf es sich, daß die vereinigte französische und spanische Flotte, welche, vierzig Schiffe stark in Brest lag, nicht segelfertig war, als Rodney ausfuhr, obgleich Aranda ausdrücklich von Paris nach Brest gereist war, um das Auslaufen zu betreiben. Die Brester Flotte konnte also Rodney nicht folgen und auch die Befehlshaber der Schiffe von Gibraltar und die der Schiffe in den gallicischen Häfen fühlten sich vereinigt nicht stark genug, um es mit der englischen Flotte aufzunehmen. Rodney traf außerdem durch Zufall unterwegs eine bedeutende Flotte von Transportschiffen, welche Vorräthe und Munition von San Sebastian nach Cadix bringen sollte. Alle diese Schiffe und Vorräthe nahm er weg nebst dem Linienschiff von 64 Kanonen, welches sie geleitete. Die zwei spanischen Geschwader, welche vereinigt Rodney hatten angreifen sollen, wurden hernach durch Unwetter getrennt und so beschädigt, daß das eine in Carthagena, das andere in Cadix mußte ausgebessert werden. Als hernach Don Juan von Langara mit seinem Theil der Flotte aus Carthagena auslief, traf er bei Cap. Sct. Vincent auf die ihm doppelt überlegene englische Flotte und lieferte ihr ein Treffen. In diesem Treffen bewiesen die Spanier zwar bewunderungswürdige Tapferkeit, sie unterlagen aber gleichwohl. Don Juan selbst ward nach tapferer Gegenwehr gefangen, alle seine Schiffe genommen oder vernichtet; nur vier entkamen, von denen zwei sehr beschädigt waren.

Nach diesem Siege segelte Rodney erst nach Gibraltar, erfüllte dort Alles, was ihm aufgetragen war, und schickte alle von ihm erbeuteten Schiffe und einen Theil seiner Flotte nach England. Auf dieser Fahrt nahm Digby, der die geleitenden Schiffe kommandirte, unterwegs noch ein Schiff von 64 Kanonen. Mit den übrigen gelangte Rodney im März nach St. Lucia, wo er eine an Zahl überlegene französische Flotte unter Guichen vor=

fand, der in Verbindung mit den Spaniern Jamaica und Florida angreifen sollte. Guichen erwartete den von den Spaniern ausgeschickten Admiral Solano, der mit zwölf Kriegsschiffen, einer ganzen Flotte von Transportschiffen und eilftausend Mann Landungstruppen nach den Antillen bestimmt war; er suchte daher einem Treffen so lange auszuweichen, bis er sich mit den Spaniern vereinigt habe. Dies veranlaßte in den Monaten April und Mai einen Wettstreit zwischen Guichen und Rodney, der in der Geschichte des Seewesens und der Kunst, den Seekrieg zu führen, sehr merkwürdig ist. Rodney nämlich ward zunächst gepriesen, weil er es dahin zu bringen wußte, daß die Franzosen, noch ehe sich Solano mit ihnen vereinigt hatte, am siebenzehnten April einem Gefecht nicht ausweichen konnten, und Guichen ward in ganz Europa berühmt, weil er mit gleichen Kräften einer englischen Flotte, von einem Admiral commandirt wie Rodney war, ein Treffen lieferte, ohne eine Niederlage zu erleiden. Rodney klagte bei Gelegenheit des Treffens laut über das englische Ministerium, über die Admiralität und ihren Präsidenten Lord Sandwich. Auch über den tapfern Hyde Parker, der unter ihm commandirte, und wie er hernach bewies, eben so unzufrieden mit dem Ministerium war als er, beklagte sich Rodney. Er lobte in seinem Bericht über das Treffen mit den Franzosen auch nicht einen Einzigen seiner Offiziere. Er, wie Hyde Parker, sagten ganz laut, das Ministerium richte die Marine zu Grunde; denn es befördere nicht die verdienten Offiziere, sondern die ministeriell Gesinnten oder die, welche ihm durch ihren Einfluß oder durch ihre Verwandtschaft nützlich werden könnten.

Am fünfzehnten und am neunzehnten Mai brachte zwar Rodney die französische Flotte zu neuen Gefechten und konnte sich eines am neunzehnten erfochtenen Sieges rühmen; der Schaden aber, den die Engländer ihren Feinden zugefügt hatten, war gleichwohl sehr unbedeutend. Während dieser Zeit näherte sich Solano der Insel Martinique, immer in den Engen zwischen den Inseln den Engländern entschlüpfend, indessen Rodney in der Bay von Carlisle auf Barbados lag, und Guichen in Martinique auf eine Gelegenheit harrte, sich mit den Spaniern zu vereinigen. Als Rodney aufs neue gegen Solano unter Segel ging, war

dieser so glücklich, ihm auszuweichen und in einen Hafen einer der kleinen Inseln einzulaufen, wo sich hernach Guichen mit ihm verband, ohne daß Rodney im Stande war, es zu verhindern. Da Solano ein bedeutendes Landheer an Bord hatte, welches gegen Jamaica bestimmt war, und ohne Geleit der französischen Flotte nicht dahin gelangen konnte, so hatten die Franzosen und Spanier ihren Zweck erreicht, die Engländer den ihrigen verfehlt.

Die Vereinigung der spanischen und französischen Flotte erfolgte oberhalb Dominica, und die vereinigte, jetzt sechs und dreißig Schiffe starke Flotte war Rodney so sehr überlegen, daß er sich nach Sancta Lucia zog. Die Insel Jamaica ward aber gleichwohl von den Feinden nicht angegriffen. Clima, schlechte Verpflegung, ansteckende Krankheiten richteten nämlich unter den Seeleuten und den vielen Soldaten, welche sich auf den Schiffen befanden, größere Niederlagen an, als eine blutige Schlacht hätte thun können, und Guichen, nachdem er die spanische Flotte nach St. Domingo geleitet hatte, fand rathsam, schon im Juli nach Europa zurückzukehren. Rodney folgte den Franzosen und erfuhr in Europa, daß seine Landsleute in dem Jahre, ohne geschlagen zu werden, an Geld und an Kauffahrteischiffen sehr großen Verlust erlitten hätten. Der Verlust der englischen Seehandlung war in dem Jahre größer, als jemals in einer Zeit von wenigen Monaten in irgend einem andern Kriege vorher oder auch nachher. Das Geschrei gegen die Regierung ward dadurch sehr vermehrt; ob man gleich eingestehen muß, daß der Verlust eher durch Fügung des Schicksals, als durch Schuld der englischen Minister erlitten ward.

Während nämlich die Franzosen mit den Engländern an ihren eigenen Küsten und in den westindischen und ostindischen Meeren kämpften, lief Ludwig von Cordova mit einer spanischen Flotte aus, um eine große englische Flotte wegzunehmen, welche Alles an Bord hatte, was man zur Kriegsrüstung in Ostindien und Westindien gebrauchte und alle zur Verpflegung nöthigen Vorräthe in die Colonien bringen sollte. Die beiden nach Westindien und nach Ostindien bestimmten Flotten segelten bis an den Ort, wo ihr Weg sich trennte, vereinigt und unter derselben Bedeckung, und Ludwig von Cordova war so glücklich, sie vor ihrer

Trennung einzuholen und wegzunehmen. Er nahm am 9. August 1780 fünf und fünfzig Schiffe, auf denen sich 2865 Personen befanden und brachte sie nach Cadix. Fast zu derselben Zeit nahmen die Amerikaner 14 Schiffe von der englischen nach Canada bestimmten sogenannten Quebec=Flotte.

§. 2.

Bewaffnete Neutralität. Krieg mit Holland.

Im Jahre 1781 waren die Engländer mit der Gefahr bedroht, daß sich die sämmtlichen neutralen Mächte von Europa endlich einmal gegen die Anmaßungen der Engländer zur See verbinden und daß sich Rußland dabei an die Spitze stellen würde; es blieb indessen bei diplomatischen Schritten. Wir würden der Unterhandlungen und Traktate über die gewaffnete Neutralität, wie vieler andern blos dem Diplomaten wichtige Dinge daher nicht erwähnen, wenn nicht das Neutralitätsprojekt den Krieg zwischen Holland und England herbeigeführt, und Kaiser Paul in Verbindung mit Bonaparte im Anfange unseres Jahrhunderts den Entwurf, den Katharina II. den Engländern zu Gefallen vereitelt hatte, wieder hervorgesucht hätte. Die Gefahr, welche den Engländern plötzlich von Rußland aus drohte, kam ganz unerwartet, da der englische Minister zu Petersburg ein sehr genauer Freund der Kaiserin war, und diese selbst glaubte, daß die bewaffnete Neutralität, von der ihr Panin, der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, so lange geredet hatte, den Engländern sehr lieb sein werde. Panin wußte recht gut, welche Bewandtniß es mit einer Behauptung der neutralen Schifffahrt während eines Seekriegs habe; die Kaiserin wußte es aber nicht.

Was das Verhältniß der englischen Regierung zur russischen angeht, so hatten die englischen Minister, ehe sie deutsche Truppen in Sold nahmen, sogar den Plan gehabt, zwanzigtausend Mann Russen nach Amerika zu schicken, und waren hernach über eine nähere Verbindung mit Katharina in Unterhandlung getreten. Diese Unterhandlungen leitete der englische Minister Harris, der im Revolutionskriege als Unterhändler mit der französischen republikanischen Regierung unter dem Namen Lord Malmsbury

als Diplomat glänzte. Dieser hatte Katharina's ganzes Vertrauen, und nach einer sehr guten Quelle [59]) waren die Unterhandlungen über eine ganz besondere engere Verbindung zwischen Rußland und England schon weit vorgeschritten, als Panin der Kaiserin von einem Projekt redete, dessen Ausführung, wie er behauptete, das Ansehn, die Größe und den Glanz der Kaiserin auf den höchsten Punkt heben und auch den Engländern, wie allen andern Mächten Europa's vortheilhaft sein werde. Dieses ursprünglich aus Spanien herstammende Projekt legte Panin seiner Kaiserin vor, als diese ihre Ehre von den Spaniern gekränkt glaubte, welche ihren höchsten Unwillen dadurch erregten, daß sie sich Gewaltthätigkeit gegen die russischen Schiffe erlaubten, die den Engländern in Gibraltar hatten Lebensmittel zuführen wollen. Die Kaiserin konnte daher nicht ahnen, daß das ihr vorgelegte Projekt, welches sie billigte, weil sie die Verhältnisse nicht genau kannte, den Engländern tödtlich zuwider sein werde.

Die Spanier nämlich hatten damals schon längst den Hafen von Gibraltar für blokirt erklärt, und zwar lange vorher, ehe nur Anstalten zu einer Belagerung getroffen waren, sie hatten, wie man das nennt, eine Papierblokade eingerichtet und zwei russische Getreideschiffe, welche trotz der nur in der erlassenen Erklärung, also nicht in der Wirklichkeit, sondern auf dem Papiere existirenden Blokade in den Hafen einlaufen wollten, weggenommen. Harris bestärkte die Kaiserin in diesem ihrem Unwillen über Verletzung neutraler Schifffahrt, hütete sich aber wohl, ihr zu sagen, daß diese bei andern Mächten nur als Ausnahme gestattet werde, bei den Engländern aber als System und als Recht gelte. Die Kaiserin ließ darauf zu seiner großen Freude fünfzehn Kriegsschiffe zur Beschützung ihrer Flagge in Kronstadt ausrüsten. Die=

59) Dohm ist unstreitig über die bewaffnete Neutralität die beste Quelle, seine Nachrichten stehen in seinen Denkwürdigkeiten im 2. Theil, S. 104 u. f. Damit muß man verbinden, was Coxe aus den Papieren der englischen Staatsmänner urkundlich, wenn gleich etwas breit und unkritisch, zusammenstellt, in seinen Memoirs of the kings of Spain etc. etc. Vol. III. Chapter LXXIII. p. 438 sqq. der Ausgabe von 1813 in 4. Die Aktenstücke selbst muß man bei Martens: Recueil des traités etc. etc. im 2. und 4. Theile nachlesen.

sen Augenblick bezeichnete ihr Graf Panin als den günstigsten, um sich als Schützerin aller kleineren Seemächte geltend zu machen, und erhielt den Auftrag, einen Entwurf der Behauptung der Rechte der Neutralen zu entwerfen, gab jedoch den Spaniern einen Wink davon. Weil Panin seinen Entwurf auf einen schon früher von Spanien ausgegangenen und den Franzosen mitgetheilten Plan gründete, gab Florida Blanca, dessen Bericht man bei Coxe in seiner Geschichte des spanischen Zweigs des Hauses Bourbon nach englischen Gesandtschaftspapieren findet, seine Zustimmung sehr bereitwillig.

Der englische Gesandte kannte zwar den wörtlichen Inhalt der Erklärung, welche Panin aufsetzen sollte, nicht, wohl aber der Kaiserin Neigung für England und die Rüstungen in Kronstadt. Er traute auf die Versicherung der Kaiserin, daß sie nächstens eine den Engländern sehr vortheilhafte Bestimmung über Neutralität zur See werde ausgehen lassen. Wie sehr ward er überrascht, als das Aktenstück darüber am 26. Februar 1780 erschien und dem von den Engländern bisher geübten Gewaltrecht ganz und durchaus entgegengesetzt war!! Panins Antrag ging nämlich dahin, die sämmtlichen neutralen Mächte aufzufordern, in einen Bund mit Rußland zu treten, um, wenn es sein müßte, das in einem Manifeste von Rußland aufgestellte und von den kriegführenden Mächten anzuerkennende Seerecht mit den Waffen zu behaupten. Die wesentlichen Punkte des zufolge der russischen Erklärung zu behauptenden Rechts der Neutralen sind folgende fünf:

1) Neutrale Schiffe dürfen an den Küsten der kriegführenden Mächte von Hafen zu Hafen Handel treiben.
2) Ein neutrales Schiff macht auch die Waare neutral, die es geladen hat, außer, wenn diese Waare eigentliche Contrebande ist.
3) Contrebande im engern Verstande sind nur Waffen und Kriegsbedürfnisse.
4) Nur alsdann kann ein Hafen für blokirt angesehen werden, wenn er so eingeschlossen ist, daß man ohne Gefahr nicht einlaufen kann.
5) Kein Urtheil eines Prisengerichts wird als gültig erkannt, bei dem diese Grundsätze nicht berücksichtigt sind.

Durch die Bekanntmachung dieser Artikel und durch die Aufforderung, im Namen seiner Regierung beizustimmen, ward Harris in große Verlegenheit gesetzt, denn das englische Ministerium schien nur die Wahl zu haben, entweder seine Art zu handeln öffentlich zu bekennen, oder auch mit Rußland in Streit zu gerathen, weil ja Spanien und Frankreich die von den Russen aufgestellten Grundsätze sogleich anerkannten und gelten ließen. Die Engländer wichen vorerst nur aus, sie suchten Zeit zu gewinnen, und verschoben ihre bestimmte Erklärung, weil Harris recht gut wußte, daß auch die Kaiserin keineswegs wünsche, mit England in ernsten Streit zu gerathen. Von Rußland wurden indessen alle neutralen Mächte pomphaft eingeladen, der von Panin verkündigten Neutralität, welcher durch ein vereinigtes Geschwader Nachdruck gegeben werden sollte, beizutreten. Von der Handlung, Rhederei und dem ganzen Seewesen der übrigen Mächte hatte England wenig zu besorgen; Holland allein war durch Flotte und durch Kapitalien im Stande, die ganze englische Handlung, die es ehemals gehabt hatte, wieder an sich zu bringen, wenn es auf die von Rußland verkündigte Weise in seinem neutralen Handel wäre geschützt worden. Englische Kabalen und Englands Einfluß am Hofe des Erbstatthalters, auf dessen Gemahlin und auf den braunschweigischen Prinzen, der ihn leitete, bewirkte aber ein Zögern und Zaudern der holländischen Regierung, welches den Beitritt Hollands zum Neutralitätsbunde so lange verzögerte, bis England einen Vorwand zum Bruche mit Holland gefunden hatte, wodurch die Republik dann von der Zahl der neutralen Mächte ausgeschlossen war.

Die Verzögerung der Annahme des für Holland vortheilhaften Bundes ward mit Recht der erbstatthalterischen Partei in den Generalstaaten zugeschrieben, welche sich scheute, die Engländer zu beleidigen, weil sie an diesen eine Stütze gegen die in Amsterdam und an andern Orten immer mächtiger werdende altrepublikanische Partei (die Patrioten) hatte. Im April ward schon Holland zum Beitritt aufgefordert, die Regierungspartei verzögerte aber die Annahme bis im November.

Daß der Vorwurf, den die Holländer in diesem Falle, wie in andern, ihrer damaligen Regierung machten, daß sie aus Ab=

neigung gegen die in Amsterdam und auch in vielen Provinzen immer mächtiger werdende altrepublikanische Partei sich zu ängstlich an England anschließe, nicht ganz ungegründet war, geht aus den Debatten in den Generalstaaten bis November deutlich hervor. König Gustav III. von Schweden trat schon im Juli der Neutralitätsverbindung bei; Dänemark zögerte, denn Bernstorf, der die Angelegenheiten dieses Reichs leitete, wäre aus vielen Ursachen gern der Zumuthung ausgewichen, doch gab er klüglich den Umständen nach. Unmittelbar darauf schlossen die drei nordischen Mächte, außer der allgemeinen, unter sich noch eine besondere Verbindung. Sie versprachen sich nämlich unter einander, ihre Flotten auszurüsten, die in der oben angeführten Erklärung aufgestellten Grundsätze jetzt und in der Folge zu behaupten, keine Kaper, von welcher Nation sie auch sein möchten, durch den Sund in die Ostsee zu lassen und nicht zu dulden, daß auf dieser See Feindseligkeiten ausgeübt würden. Die Verzögerung des Beitritts der Niederlande zum Neutralitätsbündnisse hängt mit der Geschichte der nachherigen holländischen Revolution so enge zusammen, daß wir bei dieser Gelegenheit auf die Verhältnisse und die Geschichte der Republik der sieben vereinigten Provinzen der Niederlande seit dem Aachner Frieden einen Blick werfen müssen.

Georgs II. Tochter Anna hatte nach dem Frieden von Aachen die Erbstatthalterschaft bis an ihren Tod um 1759 geführt, von dieser Zeit an blieb Ludwig Ernst von Braunschweig, der ihr schon seit dem Jahre 1748 zur Seite gestanden, als Vormund des nach seines Vaters Tode geborenen Wilhelms V. an der Spitze des Kriegswesens zu Wasser und zu Lande. Die Geschäfte der Statthalterschaft fielen an die Staaten der einzelnen Provinzen. Dadurch erhielt die aristokratisch-republikanische, in den Niederlanden die patriotische Partei genannt, ein sehr bedeutendes neues Gewicht, besonders in der Provinz Holland, wo Amsterdam alle andere Städte an Einfluß in den Provinzialständen und auch in den Generalstaaten übertraf. In Amsterdam gab es theils eine sogenannte alte Löwensteinische, dem Hause Oranien entgegengesetzte Partei, theils sah man dort, wie in den andern Städten mit Betrübniß Handel, Gewerbe, Schifffahrt, Seemacht von

Holland an England übergehen und schrieb der Regierung zu, was Folge der Umstände war. Man war besonders mit dem braunschweigischen Prinzen und mit seiner Vorliebe für England unzufrieden. Man klagte mit vollem Rechte darüber, daß er den künftigen Erbstatthalter der Republik gerade so schlecht erziehen lasse, als man deutsche zur Regierung bestimmte Prinzen zu erziehen pflegt, ja daß er ihn nicht einmal militärisch und höfisch dressire, was man doch in Deutschland noch allenfalls zu thun pflegt.

Schon vor dem Tode der Wittwe Wilhelms IV. war zwischen den Staaten und dem Herzog Ludwig Ernst mancherlei Zwist; seit 1759 hörte der Streit gar nicht auf. Die Engländer benutzten nämlich, so lange Anna lebte, das Verhältniß dieser Prinzessin zum Könige von England und die Vernachlässigung des holländischen Kriegswesens, besonders der Flotte, zu ihrem Vortheil. Anna's Vertrauen auf die Freundschaft Englands und der ewige Streit der Regierung mit einzelnen Staaten machte es den Engländern leicht, Hollands Handel zu beschränken und ihre eigne Herrschaft zur See überall geltend zu machen. Sie verletzten die ausdrücklichen Verträge, welche die neutrale Schifffahrt der Niederländer anerkannten, auf eine brutale Weise, sobald der siebenjährige Krieg in Amerika zwischen ihnen und den Franzosen begonnen hatte. Sie erklärten jeden Handel mit dem französischen Westindien für unerlaubt, Schiffbauholz und andere Schiffmaterialien für Contrebande und nahmen in dem einzigen Jahre 1756 sechs und fünfzig holländische Schiffe, denen sie Schuld gaben, daß sie das von den Engländern ganz willkürlich aufgestellte Recht verletzt hätten. Im Jahre 1758 stellte die holländische Kaufmannschaft den Generalstaaten vor, daß sie in der kurzen Zeit des Kriegs zwischen England und Frankreich schon über zwölf Millionen Gulden verloren hätte.

Der Schein war dabei offenbar gegen die holländische Regierung, welche den Klagen der Handelsleute nicht mit Nachdruck abzuhelfen suchte, obgleich die Engländer nicht bloß das Naturrecht, sondern die positiven Bestimmungen des Utrechter Friedens verletzten, nach denen auch sogar feindliches Eigenthum durch die neutrale Flagge gedeckt werden sollte. Der Herzog Ludwig Ernst hätte allerdings bessere Rüstungen machen und energischer handeln

sollen. Dies schien um so mehr die Pflicht eines Generalcapitäns und Generaladmirals, als es sehr oft zu förmlichen Seegefechten kam, wenn die holländischen Kriegsschiffe, welche die Kauffahrer geleiteten, mit den englischen Kapern oder Kriegsschiffen zusammentrafen. Man rechnete damals, daß bis zum Pariser Frieden in jedem Jahre wenigstens ein Dutzend holländische Schiffe in England nach dem einseitigen englischen Gesetze für gute Prisen erklärt wurden.

Nach dem Ende des siebenjährigen Kriegs oder vielmehr schon seit dem Tode der Prinzessin Anna (1759) ward der innere Zwist in den Niederlanden durch die Persönlichkeit des Herzogs und durch seinen antirepublikanischen Charakter sehr verbittert. Der Herzog war eingebildet und herrschsüchtig, er vermehrte die natürliche Unfähigkeit des Prinzen durch die Art der Erziehung, die er ihm geben ließ, und machte ihn endlich sogar durch einen vor jedermann geheim gehaltenen, also gesetz- und verfassungswidrigen Vertrag von sich abhängig. Das Geheimniß erbitterte die Gemüther doppelt, weil diese Urkunde, welche sich der Herzog von seinem Mündel ausstellen ließ, sobald er volljährig geworden war, der Kenntniß seiner zahlreichen Feinde nicht gänzlich konnte entzogen werden, wenn gleich ihr wörtlicher Inhalt erst ganz spät ans Licht kam. Der Prinz ward nämlich 1766 volljährig, er hatte in den Generalstaaten sowohl, als in den Staaten der einzelnen Provinzen eine mächtige Partei gegen sich; die Magistrate der einzelnen mächtigen Städte waren unter Ludwig Ernsts Verwaltung fast durchaus antioranisch geworden, er glaubte sich daher ohne den Herzog nicht helfen zu können und ward in dieser Meinung von Preußen und England bestärkt. Dies war die Veranlassung zu dem auf des Herzogs Verlangen gewagten ganz gesetzwidrigen Schritt, um ihn bei sich zurückzuhalten, sich selbst und seinen freien Staat einem fremden Prinzip zu unterwerfen. Er stellte nämlich eine Urkunde aus (Acte van Consulentschap), worin er sich verbindlich machte, in jeder Staatsangelegenheit dem Rathe seines vormaligen Vormunds zu folgen. Von dieser Acte wußte bloß der Rathspensionär (Minister der auswärtigen Angelegenheiten), der englische Gesandte und zwei Häupter der oranischen Partei, die Andern ahneten nur, daß ein Contract vorhan-

den sein möge, nahmen aber die ganze Sache für eine Conspiration gegen die Aristokraten oder Patrioten und arbeiteten unaufhörlich der statthalterischen Regierung entgegen.

Es erfolgte unter diesen Umständen, was in freien Staaten unvermeidlich, wenn sich zwei fast gleich mächtige Parteien gegenüber stehen; auch die billigsten und weisesten Vorschläge des Herzogs fanden Widerstand in den einzelnen Staaten, wo die Aristokratie übermächtig war, während der gemeine Haufe überall blindlings dem Prinzen anhing. Schon um 1767 wollte der Herzog dem gänzlichen Verfall der Seemacht vorbeugen und konnte nicht durchdringen; er wollte um 1769, um 1770 und 1771 Land- und Seemacht wenigstens so weit vermehren, als durchaus erforderlich war, um nur das Bestehende zu erhalten und die Garnisonen in den Barrièreplätzen Belgiens zu verstärken; er scheiterte aber jedesmal an dem Krämergeist, an der Parteiung und an der Kleinlichkeit der Staaten. Um 1773, als man sah, daß sowohl Spanien als Frankreich nicht bloß zur See große Rüstungen machten, sondern eine ganz neue furchtbare, der englischen an Zahl der Linienschiffe gleiche Marine schufen, wollte die Provinz Holland endlich die Seemacht verstärkt wissen. Weil aber jede Verstärkung des unbedingt dem Statthalter gehorchenden Heers den Patrioten verdächtig war, weigerte sich die Provinz auch in diesem entscheidenden Augenblicke, dem Vorschlage der statthalterischen Regierung Gehör zu geben, dem zu Folge Land- und Seemacht zugleich zu einer solchen Stärke an Zahl und Organisation gebracht werden sollten, daß die Republik bei den damals schon ausgebrochenen Feindseligkeiten zwischen England und Amerika ihre Neutralität geltend machen könne. Man gab nichtsdestoweniger den Verfall der Land- und Seemacht ganz allein der statthalterischen Regierung Schuld, obgleich die Generalstaaten im Jahre 1776 den einzelnen Provinzen offen und rund heraus anzeigten, daß die vereinigten Staaten weder Land- noch Seemacht hätten, die sie einem Feinde entgegensetzen dürften.

Die Engländer wußten, daß die Niederländer durchaus nicht im Stande wären, weder eine Seemacht, noch eine Landmacht aufzustellen, oder auch nur unter sich über eine energische Maßregel einig zu werden, weil immer die oranische Partei den Patrio-

ten und diese jener nicht trauten; sie erlaubten daher, nicht bloß den Holzhandel zu stören, der nach dem Völkerrecht frei sein sollte, sondern auch die ausdrücklichen Verträge mit Holland zu verletzen. Trotz der den Holländern in dem durch den Utrechter Frieden bestätigten Freundschaftsvertrage von 1674 zugestandenen Vorzugsrechte vor andern Nationen machten sie ihr Durchsuchungsrecht mit Gewalt und mit den Waffen mitten im Frieden geltend.

Man sah übrigens deutlich, daß bei der sonderbaren Verfassung der Niederlande, wo Städte, wie Amsterdam und andere, wo sogar ganze Provinzen in vielen Punkten von den Generalstaaten ganz unabhängig waren, auch in Rücksicht der Amerikaner und Engländer ein verschiedenes System befolgt ward. Die Regierung und ihr Anhang, der besonders aus den Provinzen, wo, wie in Seeland und Geldern, der Prinz große Güter hatte, und aus der holländischen Ritterschaft bestand, waren den Engländern günstig, die holländischen Städte dagegen, und besonders Amsterdam, waren zu einer Verbindung mit Frankreich und zur Begünstigung der Nordamerikaner geneigt. Der Prinz war seit 1767 mit einer Nichte des Königs Friedrich II., der Schwester seines Nachfolgers Friedrichs Wilhem II., vermählt, die sich bald auch in die öffentlichen Angelegenheiten mischte, weil der Prinz selbst phlegmatisch, träge und unbeholfen war und, wie es schien, sich offenbar an England lehnte. Die Generalstaaten empfanden bald den Einfluß der Prinzessin, die Stadt- und Provinzialregierungen handelten dagegen um so öfter im Widerspruch mit der allgemeinen Landesregierung. Auf diese Weise konnten die Engländer mit einem Schein Rechtens klagen, daß die Provinz Holland den berühmten Freibeuter Paul Jones im Texel zugelassen habe, daß man die niederländische Insel St. Eustathius in Westindien zum förmlichen Stapelplatze des Handels der Nordamerikaner mache, daß eine englische Fregatte fast unter den Kanonen der Insel genommen sei und daß englische Prisen dort verkauft würden.[60])

60) Man wird aus Franklins Briefen sehen, daß, während Franklin in Paris war, seine officielle Correspondenz über St. Eustathius und Holland ging, sobald der Krieg zwischen Frankreich und England erklärt war. Das ganze Benehmen und das Verhältniß der Holländer zu andern Mächten gibt Franklin in einem Briefe vom 13. Jun. 1780 in wenigen Worten sehr rich-

Gesandter Englands war schon damals derselbe Joseph Yorke, der hernach die Prinzessin in allen ihren preußischen Hofgrillen bestärkte und ihr gebieterisches und stolzes Benehmen durch seine Cabalen unterstützte. Dieser bewirkte dann freilich, daß der Erbstatthalter den Herrn de Graf, welcher Gouverneur von St. Eustathius war, zurückrufen ließ; de Graf führte aber seine Sache so gut, daß er gerechtfertigt und auf die Insel zurückgeschickt wurde.

Bei dem innigen und freundschaftlichen Verhältniß zwischen den Niederlanden und England während des österreichischen Erbfolgekriegs, als das Haus Hannover den Anhang des Prätendenten aus dem Hause Stuart fürchtete, war mit den Niederländern ausgemacht worden, daß, im Fall Schottland oder England mit einer Landung des Feindes bedroht würden, der Erbstatthalter seine schottischen Garden zur Vertheidigung des bedrohten Königs von Großbritannien leihen solle. Diesen Artikel wollten die Engländer geltend machen, als die Spanier und Franzosen an ihren Küsten erschienen; die Staaten willigten aber nicht in ein Begehren, welches der Prinz gern gewährt hätte. Ihre Redner bewiesen, daß in jenem Artikel nur von dem Fall die Rede gewesen, wenn die hannöversche Dynastie bedroht werde. Dies erbitterte die Engländer; noch mehr zürnten sie aber darüber, daß der dirigirende Minister oder sogenannte Pensionarius der Provinz Holland und die beiden Bürgermeister von Amsterdam, welche Stadt in Beziehung auf Handel und auswärtige Verhältnisse mehr galt als das ganze übrige Land, ganz erklärte Republikaner und Freunde der Franzosen waren. Die Amsterdamer unterhielten eine genaue Verbindung mit den Amerikanern, so übel auch sonst der demokratische Franklin mit der bürgerlich aristokratischen Partei der Holländer zufrieden ist, sie begünstigten auch die Anleihen, welche die Amerikaner unter französischer Bürgschaft machten. Die Engländer neckten dagegen die Holländer auf mancherlei Weise. Sie

---

tig an. Works Vol. VIII. p. 471. Holland, offended by fresh insults from England, is arming vigorously. That nation has *madly* brought itself into the greatest distress, and has not a friend in the world. Das ist dasselbe was von den Menschen unserer Zeit gilt und was Jugurtha beim Scheiden von Rom sagt: O civitatem venalem si emtorem invenerit!!

vernichteten ihren Holzhandel, weil das Holz zum Bau von Kriegsschiffen gebraucht werden könnte, sie hinderten mit Gewalt ihren Verkehr mit den französischen westindischen Colonien. Die Holländer, um den Franzosen gefällig zu sein, untersagten dagegen ihren Landsleuten die Fahrt nach Gibraltar, damit die Engländer nicht durch holländische Zufuhr versorgt würden.

Während es das Ansehn hatte, als wenn England mit der Provinz Holland und der Stadt Amsterdam in stiller Fehde, mit der Regierung des Erbstatthalters und mit den Generalstaaten aber im besten Einverständnisse sei, ereignete sich ein Vorfall, der das gute Verhältniß zwischen dem Erbstatthalter und den Britten nothwendig stören mußte, wenn auch gleich die Holländer wegen des schlechten Zustands ihrer Flotte und ihres Heers nicht daran denken konnten, einen Krieg anzufangen. Gerade um die Zeit nämlich, als in Rußland der Plan einer Neutralität, welche durch die vereinigte Seemacht aller nicht in Krieg begriffenen Mächte geschützt werden sollte, zur Reife kam, geleitete der holländische Contreadmiral (Schout by Nacht) Bylandt mit drei Kriegsschiffen und einigen Fregatten eine holländische, ins mittelländische Meer bestimmte Handelsflotte. Zu dieser Flotte gesellten sich, ohne daß ihnen jedoch Bylandt seinen Schutz zusagte, einige mit Bauholz beladene Schiffe, welches von den Engländern als Kriegsmaterial betrachtet wurde, weßhalb sie diese Schiffe aufsuchten. Der englische Capitain Fielding hatte Befehl, mit einem kleinen Geschwader die unter Bylandts Geleit segelnde Handlungsflotte, die er im Januar 1780 einholte, zu durchsuchen und die mit Schiffsbedürfnissen und mit Schiffsbauholz beladenen Schiffe wegzunehmen. Bylandt weigerte sich mit Recht, das Durchsuchen zu erlauben, er gab erst nach, als die Engländer, die ihm weit überlegen waren, wirklich feuerten, dann senkte er seine Flagge, als wenn er im Kriege wäre genommen worden. Er folgte dem englischen Geschwader mit seinem ganzen Convoy, als wenn der Krieg von ihnen erklärt und begonnen worden, in den Hafen, den er nicht eher verlassen wollte, bis seine Obern ihm, als einem Kriegsgefangenen, ihren Willen kund gethan hätten.

Ueber diesen Vorfall entstand ein heftiger diplomatischer Streit, ein Wechsel von Schriften und Gegenschriften voll bitterer Be-

schwerden und Vorwürfe beider Theile, bis die Engländer, die schon längst gern des Traktats von 1674 und der ihrem Seerecht entgegenstehenden Artikel des Utrechter Friedens entledigt gewesen wären, trotzig erklärten: daß wenn nicht die Holländer innerhalb einer Frist von drei Wochen Alles das erfüllt hätten, was sie von ihnen forderten, sie sich nicht ferner durch die besondern Verträge gebunden halten würden. Als hernach über diese Forderungen in den Generalstaaten berathen ward, waren alle Provinzen, außer Seeland, gegen die Bewilligung und man erwartete schon damals eine Kriegserklärung; doch fanden die Engländer vorerst noch nicht rathsam, Feindseligkeiten anzufangen. Das englische Ministerium wollte Zeit gewinnen. Die Regierung wollte die Nation nicht gleich in einen dritten Krieg verwickeln, wahrscheinlich suchten auch die englischen Minister durch ihre Zögerung zu bewirken, daß nicht die kleinlich sparsamen und ängstlichen Staaten den Vorschlag ihres Statthalters wegen Rüstungen unmittelbar annähmen. Vielleicht wollten sie auch die statthalterische Partei abhalten, den angebotenen Neutralitätsbund mit Rußland schnell einzugehen; sie ließen daher Fortdauer des Friedens hoffen, während sie in der That feindselig handelten. Die englische Regierung löste nämlich Anfangs blos durch eine Erklärung an die Generalstaaten den Bund mit den Niederländern, vermöge dessen sie seit 1674 auf besondere Vortheile Ansprüche hatten, förmlich auf, und erließ erst dann eine dieser Erklärung angepaßte Proklamation an die Britten.

In der Erklärung an die Generalstaaten heißt es: „Die vereinigten sieben niederländischen Provinzen hätten den seit einem Jahrhundert zwischen den beiden Nationen bestandenen engen und besondern Freundschaftsbund dadurch gebrochen, daß sie die gegen den feindlichen Einfall erbetene Hülfe nicht geleistet hätten; England werde also künftig die Niederländer als eine Nation ansehen, die durch kein besonderes Band an England geknüpft, sondern neutral sei, wie die andern nicht im Kriege begriffenen Nationen auch.“ Dies ist ungefähr der sehr ins Kurze gezogene Inhalt der langen und ausführlichen diplomatischen Erklärung, welche am 17. April 1780 der Proklamation vorausgeschickt ward. In dieser heißt es dann: „Die Bewohner der sieben vereinigten Provin-

zen sollten fortan nur angesehen und behandelt werden, wie jede andere fremde Nation, welcher England durch keinen besondern Traktat irgend ein Vorrecht vor andern eingeräumt hätte. Es werde daher hiedurch im Namen des Königs verkündigt und auf seinen Befehl ausgerufen, daß bis auf weitern Befehl alle Begünstigung der Niederländer angehenden Bestimmungen der Verträge, welche jemals mit den Generalstaaten abgeschlossen worden, aufgehoben bleiben sollten. Insonderheit gelte dies von allen den Begünstigungen, welche den Holländern in den Schifffahrtsverträgen vom 11. Dezember 1674 zugestanden worden.

Die Niederländer betrachteten mit Recht diese einseitige Aufhebung eines seit hundert Jahren bestehenden Seerechts als eine Brutalität, die weniger aus politischer Feindschaft, als aus Handelseifersucht hervorgegangen und darauf berechnet zu sein schien, den niederländischen Handel gänzlich niederzudrücken und die vereinigten Provinzen der Vortheile ihrer Neutralität zu berauben. Jetzt erst beschlossen sie endlich sich zu rüsten. Auch bei dieser Gelegenheit zeigte sich aber wieder, daß jeder große Gedanke den Krämerseelen fehle, daß ihre Großen seit dem westphälischen Frieden entartet seien und daß ihre Reichen allen republikanischen Sinn verloren hätten. Sie wollten nicht einmal Geld hergeben, als ihre Regierung, die sie doch so heftig anklagten, nichts als Billiges und Nothwendiges forderte, da ja ohne Geld keine Rüstungen konnten gemacht werden. Die Regierung forderte nämlich die Staaten auf, ihr die Mittel zu geben, um das Landheer auf fünfzig bis sechzigtausend Mann zu bringen und die Flotte durch fünfzig bis sechszig neu zu erbauende Kriegsschiffe zu verstärken; darüber begann eine lange Berathung und viel Gezänk. Nach langem Streiten und Zanken, nach vielem Mäkeln und Feilschen ward die Forderung des Landheers ganz abgelehnt und nur die Erbauung von 32 Schiffen bewilligt. Die Partei der Patrioten war also im Vertrauen auf die Franzosen eben so langsam und träge, als die des Hauses Oranien im Vertrauen auf England. Die Regierung, das heißt der Herzog Ludwig Ernst und die Prinzessin Friederike Wilhelmine, machten nämlich zu derselben Zeit das große Versehen, daß sie statt die von Rußland angetragene Verbindung sogleich anzunehmen, aus Rücksicht auf Eng-

land neun Monate lang zögerten. Da unter den neutralen Mächten nur Holland allein die Meere mit seinen Schiffen hätte bedecken können, so wäre durch den schleunigen Beitritt des einzigen Hollands England mehr in Verlegenheit gekommen, als durch die ganze übrige bewaffnete Neutralität.

Uebrigens war an dem verzögerten Beitritt der Niederländer zu der von Rußland proclamirten Verbindung nicht die Regierung allein Schuld, sondern die Formen der verwickelten Föderativverfassung, die zusammengesetzte Verwaltung und Regierung, die natürliche Langsamkeit und Bedachtsamkeit der Holländer im Berathen und Beschließen hatten Antheil daran. Erst am 20. November 1780 beschlossen die Niederländer der bewaffneten Neutralität beizutreten; die Engländer hatten daher Zeit genug, der Kaiserin von Rußland einen scheinbaren Vorwand zu geben, die Annahme der holländischen Unterschrift ihres Tractats zu verweigern, wodurch dieser den Engländern ziemlich unschädlich gemacht ward. Der Vorwand der Kaiserin, die Holländer abzuweisen, war, daß sie zwar in dem Augenblick, als sie sich im November für den Beitritt zur bewaffneten Neutralität erklärt hätten, noch eine neutrale Macht gewesen seien, aber nicht mehr, als diese ihre Erklärung am 24. Dezember 1780 in Petersburg angekommen. Daß dies eine sophistisch-diplomatische Ausflucht war, versteht sich von selbst. Die Engländer nämlich hatten schon am 20. Dezember der Republik den Krieg erklärt und Harris hatte im November der Kaiserin einen Wink gegeben, daß dieses geschehen werde. Die Engländer benutzten im entscheidenden Augenblick die Unterhandlungen über Handelsverbindung, welche die Provinz Holland und besonders die Stadt Amsterdam einseitig mit dem amerikanischen Kongreß begonnen hatte, um ihrem diplomatischen Kunstgriff ein Ansehen des Rechts zu geben.

Nach der sonderbaren Verfassung der aus verbündeten, von der allgemeinen Regierung in den mehrsten Dingen ganz unabhängigen Provinzen bestehenden Republik konnte eine Provinz oder eine Stadt besondere Verträge mit fremden Staaten verabreden, ohne der allgemeinen Regierung darüber Mittheilungen zu machen; dies hatte die Stadt Amsterdam schon seit 1778 gethan. Die Verbindung mit der neuen demokratischen Republik ward

durch das Amsterdamer Handlungshaus Neufville angeknüpft, welches, wie wir aus Franklins Briefen sehen, auch diesem Gesandten der Republik allerlei andere Anträge gemacht hatte, denen er schon darum nicht traute, weil er sich ganz unbedingt an Frankreich halten wollte. Die Bürgermeister und besonders der Pensionarius der Stadt Amsterdam waren für eine innige Verbindung mit Frankreich, ihre Bewegungen und Correspondenzen wurden daher von England ganz genau beobachtet und es konnte den Engländern nicht entgehen, daß die holländischen Kaufleute den englischen die Vortheile des Handels mit Nordamerika zu entziehen suchten. Die Unterhandlungen wurden schon im Jahre 1777 begonnen und die Sache so lebhaft betrieben, daß schon 1778, sobald die Franzosen einen Bund mit der neuen Republik gemacht hatten, auch der Pensionarius wegen eines Handelsvertrags mit dem Kongreß einig ward. Da die ganze Republik der Niederlande damals noch mit den Engländern in gutem Verhältniß war, so wurde freilich dem verabredeten Tractat die Klausel beigefügt, daß er nicht eher vollzogen werden und gültig sein solle, als bis die Unabhängigkeit der Nordamerikaner von Seiten Englands anerkannt sei; aber eine so offenbare List konnte Niemand täuschen.

Die Krämerpolitik der Stadt Amsterdam machte die Holländer überhaupt verächtlich und das Wappen der Republik der vereinigten Niederlande lächerlich, denn dieses bedeutete ja, daß nur Einigkeit und Uneigennützigkeit eine aus verbündeten Provinzen bestehende Republik fortdauernd erhalten kann. Die Unterhandlung mit Franklins Kollegen Lee war aber nicht allein mit der Verfassung der Republik nicht wohl zu vereinigen, sondern Amsterdam, vom schmutzigen Krämersinn beseelt, wollte sich auch Vortheile für seine Schifffahrt gewähren lassen, welche andern Holländern nicht zu Theil werden sollten. Wir sehen daher aus Franklins Correspondenz, daß sich die andern Städte ganz eilig bei ihm meldeten, ob sie nicht auch dergleichen besondere Tractate mit Amerika schließen könnten. Als Alles in Ordnung gebracht war, übertrug der Kongreß den förmlichen Abschluß des Tractats mit der Stadt Amsterdam einem seiner ehemaligen Präsidenten (Laurens); seine Abreise verzögerte sich aber im Jahre 1779 und fiel im Jahre 1780 in eine Zeit, in welcher die bei ihm gefun-

denen Papiere den Engländern den Vorwand zum Kriege mit den Niederländern geben konnten, den sie ängstlich suchten.

Im September des Jahrs 1780 nahmen nämlich die Engländer an der Küste von Newfoundland das Schiff, auf welchem sich Laurens befand, und es gelang ihnen, seine Papiere, die er zerrissen und über Bord geworfen hatte, wieder aufzufischen, so daß er und seine Depeschen am 8. Oktober nach England gebracht wurden.

Mit Laurens verfuhr man in England sehr hart, denn seine Haft im Tower war eher die eines Verbrechers als eines Kriegsgefangenen; den Holländern begegnete man aber schon unfreundlich, ehe man noch die Papiere über die Unterhandlungen der Stadt Amsterdam in Händen hatte. Der englische Gesandte im Haag, derselbe Joseph Yorke, der beim Herzoge und bei der Prinzessin so viel galt, hatte in der Angelegenheit des Statthalters von St. Eustathius ein in so unpassenden und groben Ausdrücken abgefaßtes Memorial eingereicht, daß die Generalstaaten es ihm unbeantwortet zurückschickten und auf seine Abberufung beim englischen Ministerium antrugen. Er ward nicht abberufen, mußte vielmehr im Haag den Staaten trotzend zurückbleiben und von ihnen ganz peremtorisch wegen des von Amsterdam mit Amerika geschlossenen Vertrags Genugthuung fordern, obgleich man vorher wußte, daß diese nicht geleistet werden könne. Das englische Ministerium theilte nämlich der erbstatthalterischen Regierung und den Generalstaaten die Papiere mit, die bei Laurens gefunden waren. Diese forderten Rechenschaft von der Provinz Holland und von der Stadt Amsterdam und gaben beiden, als sie sich darauf beriefen, daß ihr Schritt durch die Verfassung gerechtfertigt werde, öffentlich ihre Mißbilligung zu erkennen. Da die Engländer absichtlich Streit suchten und wahrscheinlich schon damals mit der russischen Kaiserin persönlich, wenn auch nicht mit Panin, wegen der Holländer einig waren, so befriedigten sie sich damit nicht, sondern ihr übermüthiger Gesandter verlangte in einer insolenten, drohenden Note, der Pensionarius von Holland und die Bürgermeister von Amsterdam sollten förmlich bestraft werden. Das konnte schon der Verfassung der Republik wegen nicht geschehen und die Engländer, an Formen abergläubig gebunden,

wußten dies am besten; sie erklärten nichtsdestoweniger am 20. Dezember den vereinigten Niederlanden den Krieg.

Da gegen die Holländer, als sie sich am 24. Dez. zum Beitritt meldeten, schon am 20. eine Kriegserklärung von den Engländern war erlassen worden, diese also nicht mehr neutral waren, so konnte man sich hernach entschuldigen, wenn man sich ihrer nicht annahm. Es verlor also der unter dem pomphaften Schutz der russischen Kaiserin verkündigte Neutralitätsbund den größten Theil seiner Bedeutung. Die Kaiserin genoß indessen darum nicht weniger fortdauernd des Ruhms an der Spitze eines Bundes zu stehen, der die Schwachen gegen die Starken schützen sollte. Daß es nur allein auf den Ruhm der Verbindung unter ihrem Panier von der Kaiserin abgesehen sei, erfuhr König Gustav III., als er darauf antrug, daß man von den Engländern statt des Stillschweigens, eine förmliche Anerkennung der aufgestellten Grundsätze fordern sollte. Das wollte Katharina nicht, sie suchte den Engländern gefällig zu sein, ob sie gleich des Glanzes wegen fortfuhr, auch sogar die Mächte, die weder Kriegsschiffe noch bedeutende Seehandlung oder Rhederei hatten, zum Beitritt zur bewaffneten Neutralität einzuladen. Preußen war schon am 8. Mai 1781 beigetreten, der Kaiser trat am 9. Oktober bei; später auch Neapel und Portugal.

Die Holländer ernteten im Jahre 1781 die Früchte ihres Zwiespaltes, ihrer engherzigen Politik, ihrer ängstlichen Doppelsinnigkeit und ihres Geizes, der sie abhielt, ihrer Gesammtregierung zu rechter Zeit die Mittel zu geben, beim Ausbruche eines Kriegs mit Nachdruck handeln zu können. Die Franzosen dagegen nennen mit Recht dieses Jahr die glänzendste Periode ihrer Geschichte, weil sie ohne Rücksicht auf eignen Vortheil Geld und Blut für fremde Freiheit opferten. Das Edle und Uneigennützige der französischen Handlungsweise gegen die Amerikaner und Niederländer verdient als Ausnahme und selbst als Irrthum um so mehr gepriesen zu werden, je mehr die Politik Großmuth im Verkehr der Staaten mißbilligt, je weniger sie Nutzen bringt, wie sich aus dem Beispiel Englands, welches seinen besondern Vortheil nie aus dem Auge läßt, deutlich ergibt. Die Engländer nämlich verfuhren damals gleich Seeräubern mit ihren ältesten Freunden und

Bundesgenossen, den Niederländern; die Franzosen dagegen, von dem Enthusiasmus ihrer Schriftsteller, ihres guten Königs, eines Lafayette und seiner begeisterten Ritterschaft fortgerissen, stürzten sich um der Amerikaner willen, ohne sich irgend etwas dafür zu bedingen, in große Schulden. Sie halfen, ohne noch durch einen Bund mit den Niederländern verknüpft zu sein, diesen wieder zu ihrem Gut und gaben ihnen zurück, was die Engländer geraubt hatten.

Was die Engländer angeht, so blieben sie auch beim Ausbruche des Kriegs mit Holland einer Sitte getreu, die man ihnen im achtzehnten Jahrhundert bei jedem Kriege als eine schändliche und eine civilisirte Nation entehrende Hinterlist vorgeworfen hatte. Sie gaben nämlich lange vor der Kriegserklärung Befehle und Erlaubniß, das Eigenthum ihrer Gegner wegzunehmen, damit die Capitäns der Kriegsschiffe und Eigenthümer der Freibeuter gleich im Augenblicke des Ausbruchs des Kriegs einen bedeutenden Fang thäten. Ehe daher noch die englische Kriegserklärung im Haag ankam, waren schon auf allen Meeren die Nichts ahnenden Handlungsschiffe der Holländer aufgebracht, so daß vom zwanzigsten Dezember, an welchem Tage die Kriegserklärung erlassen ward, bis Ende Januar 1781 schon zweihundert holländische Schiffe genommen waren, deren Werth man auf fünfzehn Millionen Gulden anschlug. In Westindien benahm sich der englische Seeheld Rodney gegen die Holländer auf eine ähnliche Weise, wie sich der Statthalter Warren Hastings in Ostindien am Ganges betragen hatte, und wie sich jener Clive betrug, dem Englands Aristokratie jetzt bei jeder Gelegenheit im Parlament ewige Dankbarkeit und Heldenlob schuldig zu sein bekennt. Er war es allerdings, der sie zuerst zu Herren des Landes machte, aus welchem sie das Opium ziehen, welches sie in China so theuer verkaufen, daß der reine Ertrag der indischen Besitzungen vorzugsweise aus dem Handel mit Opium gezogen wird.

Das englische Ministerium hatte längst den Plan gefaßt, durch den Ueberfall der Insel St. Eustathius den Stapelplatz des Handels der Amerikaner und die Niederlage der Waaren der Holländer zu vernichten; es ward daher gleich am Tage der Kriegserklärung eine schnell segelnde Fregatte an Rodney abgefertigt,

welche ihm den Befehl überbrachte, den lange entworfenen Plan gegen die Insel sogleich auszuführen. Rodney erhielt die Botschaft in der Nähe von Barbados, er schien Anfangs die Franzosen in Martinique aufsuchen zu wollen, wandte sich aber am 3. Februar 1781 plötzlich nach St. Eustathius, wo man einen nahen Ausbruch eines Kriegs auch nicht einmal ahnete, wo also auch von der holländischen Regierung durchaus keine Anstalten zur Vertheidigung getroffen waren. Man versuchte auch nicht einmal Widerstand zu thun, sondern die Insel, die einem ungeheuern Magazin glich, ward sogleich übergeben. Zweihundert und fünfzig Schiffe und eine Fregatte lagen im Hafen und wurden dort genommen, sechzig andere suchten sich unter der Bedeckung eines Kriegsschiffs durch die Flucht zu retten, Rodney segelte ihnen nach und nahm die Handelsschiffe und das Kriegsschiff, welches sie geleitete.

Da die Insel nicht mit Sturm genommen, sondern mit Capitulation übergeben war, so hätte das Privateigenthum unverletzt bleiben sollen; Rodney aber und sein Genosse Vaughan, der Befehlshaber der Landtruppen, verfuhren nicht als Anführer der Heere eines europäischen Volks, sondern als Räuber. Wir wollen zur Ehre der englischen Nation bemerken, daß sich bedeutende Stimmen gegen Clive und Warren Hastings erhoben hatten, und daß auf dieselbe Weise, bei aller lauten Bewunderung für Rodneys Verdienste als Admiral, ein Geschrei des Unwillens erfolgte und daß in England sein räuberisches Betragen allgemeinen Abscheu erregte. Er übte nämlich in Verbindung mit seinem Collegen Vaughan dieselbe Art von Erpressung, um sich und die Seinigen zu bereichern, welche Bonaparte, seine Marschälle und Generale in unserm Jahrhundert ausübten, was freilich die, welche es nicht selbst erlebt haben, jetzt weder wissen noch glauben wollen, weil es ihre Heldenpoesie zerstört. Es ward auf Sct. Eustathius die unerhörteste Härte und grausamste Erpressung gegen das Eigenthum wie gegen die Personen reicher Privatleute ausgeübt, Geld, Waaren, Schiffe, jede Art der Habe ward ohne Weiteres den Einwohnern weggenommen und sehr Viele mußten, ihres Eigenthums beraubt, die Insel gänzlich räumen. Engländer, Franzosen, Dänen spekulirten auf den Raub und eilten zu kaufen; sie

erschienen auf der Insel wie Raubvögel an dem Orte, wo ein Thier gefallen ist, weil Rodney und sein College, um nur schnell baar Geld zu erhalten, das auf dreißig bis vierzig Millionen angeschlagene, von ihnen eingezogene Staats- und Privateigenthum um den vierten Theil des Werths verschleuderten.

Bei diesem Raubsystem litten die englischen Kaufleute selbst am meisten, da diese mehr als andere den neutralen Markt benutzt hatten. Diese brittischen Kaufleute in Westindien, die ihr Eigenthum den Holländern auf St. Eustathius anvertraut hatten, und die grausam verjagten Einwohner, die sich auf den englischen Inseln verbreiteten, weckten Ankläger und sogar mächtige Redner im Parlament gegen die beiden Räuber. Burke erhob sich in seinen Reden fast eben so heftig gegen Rodney und Vaughan, als später gegen Warren Hastings; der englische Admiral und General machten es aber wie Bonaparte und seine Marschälle. Sie steckten das Geld ein, prangten damit und lachten der philanthropischen Reden und Klagen. Wir wollen unter dem Text die Antwort beifügen, welche Rodney seinem Landsmanne, dem britischen Generalfiscal auf Sct. Christoph gab, als dieser ihm im Namen der von ihm beraubten Engländer ein Memorial überreichte; man wird daraus sehen, daß Rodney auf St. Eustathius und die Marschälle Soult und Augereau in Spanien völlig dieselbe Sprache führten, daß also Militär- und Polizeidespotie sich überall gleich ist und sich gleicher Mittel bedient.[61])

Die holländischen Besitzungen auf der Küste des festen Landes, Surinam, Demerary, Paramaribo und Essequebo, welche

---

61) Der brittische Generalfiscal (solicitor general) von St. Christoph, Glanville, sagt in seiner an Rodney und Vaughan gerichteten Vorstellung gegen ihr ganz widerrechtliches Betragen unter andern: That if by the fate of war the British Westindia islands should fall into the hands of an enraged enemy, the conduct of St. Eustatia would be a pretext for them to retaliate; that the conquerors of all civilized countries had avoided the invasion of private property; that the generosity of the enemy had been very conspicous; and even in the case of Grenada, which had been taken by storm, the rights of individuals had been held sacred; that Eustatia was a free port, and the rich and various commodities found there were far from being the sole property of the Dutch; that a great proportion of it belonged to British subjects; and

sich ohne Aufforderung ergaben, verdankten es der allgemeinen Stimme, die sich gegen Rodneys Benehmen auf St. Eustathius erhoben hatte, daß sie mit großer Schonung behandelt wurden. Seit diesem Augenblick verschwanden übrigens die sieben vereinigten Provinzen völlig aus der Reihe der Staaten, welche irgend ein Gewicht in Europa hatten, sie wurden von fremder Gunst abhängig, weil sie auch in Ostindien bedrängt wurden, nachdem sie alle westindischen Besitzungen ohne Gegenwehr aufgegeben hatten. In Ostindien wurde ihnen eine Niederlassung, eine Festung, eine Insel nach der andern entrissen, ihre Schiffe durften sich nirgends mehr zeigen, ihre Kriegsflotte war unbrauchbar und selbst der Handel nach der Ostsee konnte nicht mehr geführt werden, weil die Engländer die niederländischen Häfen bewachten.

In eben dem Maße, als die holländische Seemacht herabsank und ihr Gewicht verlor, weil der Erbstatthalter und der Vormund, den er sich selbst gesetzt hatte, beständig nur die Landmacht, die Staaten nur die Seemacht vermehren wollten, so daß wegen ihres Streits Beides unterblieb, schien sich die französische Flotte in allen Meeren mit der englischen messen zu können. Obgleich nämlich Rodney nebst drei andern englischen Admiralen sich mit einer Flotte in den westindischen Gewässern befand, wagten dennoch die Franzosen einen Versuch, nicht blos den Engländern wieder zu entreißen, was sie den Holländern abgenommen hatten, sondern auch englische Inseln zu erobern. De Grasse lief am 22. März 1781 mit einer der stärksten Flotten, welche Frankreich je ausgesendet hat (25 Linienschiffe und der Sagittaire

---

that previous to the declaration of war, the trade to Eustatia was strictly legal and the officers of his Majesty's customs cleared out vessels from all the ports of Great Britain and Ireland for this island. And not merely the legality, but the propriety of this trade was confirmed by the conduct of his Majesty's naval officers in those seas; for if the king's ennemies were supplied by the trade of his subjects to Eustatia, they were also supplied through the same channel by the sale of the prizes captured by his Majesty's ships of war. Darauf gab Rodney den eines Barbarossa oder Mehemed Ali würdigen Bescheid: That he had not as yet leisure to peruse the memorial, but that the island of Eustatia was Dutch, every thing in it was Dutch, every thing was under the protection of the Dutch flag, and as Dutch it should be treated.

von 64 Kanonen), von Brest aus, begleitet von einer Flotte von zwei bis dreihundert Transportschiffen, welche mit allen möglichen Kriegsbedürfnissen, auch mit schwerer Artillerie befrachtet waren, und sechstausend Mann Landtruppen an Bord hatten. Rodney schickte gegen de Grasse den Admiral Hood mit dem Befehl, die Flotte anzugreifen, diese wich aber jedem Treffen aus, um erst die Truppen auf Martinique ans Land zu setzen. Am 28. April vermied sie glücklich das von den Engländern gesuchte Treffen, am 29. kam es zwar zur Schlacht, aber die Franzosen litten nur unbedeutenden Schaden, und die Engländer fanden hernach nicht rathsam, ein neues Treffen zu beginnen.

Die Truppen, welche de Grasse aus Frankreich gebracht hatte, wurden hernach auf Martinique ausgeschifft; man behauptete aber, was wir unentschieden lassen, da wir alle Kriegsunternehmungen nur summarisch erzählen und stets fremdem Urtheile folgen, de Grasse sei nicht fähig gewesen, große Flotten und Unternehmungen zur See tüchtig zu leiten. Dagegen erwarb sich der Statthalter von Martinique, der Marquis von Bouillé, bei den Landungen großen Ruhm. Er versuchte zuerst im Mai eine Landung auf St. Lucia, entsagte aber diesem Unternehmen und eroberte dagegen Tabago am 2. Juni in demselben Augenblick, als die englische Flotte bei der Insel erschien. Gleich darauf segelte de Grasse an die Küste von Nordamerika, wo er, wie im vorigen Bande erzählt ist, im günstigsten Augenblick anlangte, und seinen Landsleuten und den Nordamerikanern gegen Cornwallis wesentliche Dienste leistete. Dies geschah im Monat October, im November unternahm der Marquis Bouillé einen Zug gegen St. Eustathius, der ihm und seiner Nation durch den Contrast seines Betragens mit dem der englischen Befehlshaber, als diese dieselbe Insel eroberten, mehr Ehre machte, als der glänzendste Sieg im Felde, weil er und die Seinigen bei der Gelegenheit ihre Tapferkeit gleich Rittern, Rodney und Vaughan aber gleich Räubern bewiesen.

Rodney hatte sich für seine Person der Gesundheit wegen nach England begeben müssen, die von ihm zurückgelassene Besatzung der holländischen Insel überließ sich der Sicherheit und dem Wohlleben. Das erfuhr Bouillé; er beschloß, es zu benutzen,

und die Engländer ließen sich von ihm auf eine ganz unbegreifliche Weise überraschen. Er landete am 26. November einige hundert Mann an einem etwas außer dem Angesichte liegenden Platze, ohne daß die Engländer weder seine Schaluppen wahrnahmen, noch die gelandeten Soldaten erblickten, bis diese in der Stadt waren. Jeder Widerstand war dann um so mehr vergeblich, als die Garnison nicht versammelt war und als der Commandant Cockburne gefangen wurde, ehe er noch etwas angeordnet hatte. Auf diese Weise ward die Insel von den Franzosen wieder genommen, ohne daß sie auch nur einen einzigen Mann verloren; siebenhundert Engländer, welche die Besatzung ausmachten, wurden gefangen. Bouillé war edel genug, die ungeheure Beute, welche gemacht ward, weil die Güter, die man den Einwohnern abgenommen hatte, größtentheils noch nicht fortgeschafft waren, anzuwenden, um die Beraubten so viel als möglich zu entschädigen. Ganz im Gegensatz zu Rodney und Vaughan erlaubte er sogar dem englischen Commandanten und den Officieren die Summen zu behalten, die sie als Privateigenthum in Anspruch nahmen.[62]) Er machte zugleich bekannt, daß er die Insel nur so lange in Besitz behalten werde, bis eine hinreichende Zahl holländischer Truppen gesendet sei, denen er sie übergeben könne. Der Theil der Beute, den Rodney auf zwanzig Schiffe geladen und nach Europa geschickt hatte, ward den Engländern ebenfalls größtentheils entrissen, weil der tapfere La Mothe Piquet, der das Linienschiff Hannibal commandirte, viele der Schiffe kurz vorher weggenommen hatte.

Im Anfang des folgenden Jahrs (1782) wurden auch die niederländischen Colonien Surinam, Demerary und Essequebo durch die Waffen der Franzosen wieder von den Engländern befreit, weil die Holländer weder Kriegsschiffe noch Truppen nach Westindien schicken konnten; dagegen machten die Spanier auch in diesem Jahre erstaunliche Anstrengungen. Die französische Flotte unter de Grasse war von ihrer Reise nach Nordamerika

---

62) Die ganze Sache war so auffallend und Cockburnes Gefangennehmung, wie die schnelle Einnahme der Citadelle so unerklärlich, daß diese Zahlungen hernach sehr zum Nachtheil des Obersten gedeutet wurden.

sogleich zurückgekommen; verweilte aber einige Zeit hindurch auf Martinique, um die Schiffe auszubessern und die Mannschaft zu erquicken; dann suchte sie die in einem Hafen der Insel Barbados liegende englische Flotte auf und erschien endlich bei St. Christoph, im Januar 1782. De Grasse hatte damals zwei und dreißig Linienschiffe, an Bord derselben war eine Armee von achttausend Mann unter dem Marquis Bouillé mit einer Artillerie, welche hinreichend gewesen wäre, die bedeutendste Festung zu beschießen, obgleich von keiner eigentlichen Festung die Rede war, sondern nur von der Einnahme eines stark befestigten Hügels (Brimstonehill), den der General Prescott sehr tapfer vertheidigte. Auch bei dieser Gelegenheit zeigten übrigens die Engländer ihre Ueberlegenheit überall, wo es auf Geschicklichkeit, Gewandtheit und Erfahrung zur See ankam, denn in diesen Vorzügen, wie in mechanischen Künsten und in Regsamkeit und Ausdauer kann sich kein anderes Volk mit ihnen vergleichen. De Grasse nämlich lag im Hafen der Insel, er ließ sich vom Admiral Hood aus demselben herauslocken und war hernach nicht im Stande zu verhindern, daß sich Hoods Flotte mit großer Geschicklichkeit zwischen seiner Flotte und der Insel durchschob und in den Hafen einlief. De Grasse versuchte hernach vergebens, seine vorige Stelle wieder einzunehmen und die Engländer wieder zu vertreiben, sein Angriff ward drei Mal zurückgeschlagen.

Bouillé war zu Lande glücklicher als de Grasse zur See. Er nahm gleich nach seiner Landung acht vierundzwanzigpfündige Kanonen, sechstausend Kugeln, zwei metallene Mörser und fünfzehnhundert Bomben, welche von den Engländern zwar ausgeschifft, aber noch nicht auf den Hügel gebracht waren. Er begann hernach eine förmliche Belagerung nach der Regel des Kriegswesens und beschoß einen Platz, der nur etwa zweihundert Ruthen im Umfange hatte, aus dreiundzwanzig schweren Kanonen und eben so viel Mörsern, so daß Admiral Hood bald einsah, daß sich der General Prescott, den er ans Land gesetzt hatte, unmöglich werde behaupten können. Hood verließ den Hafen und Prescott mußte am 13. Februar 1782 capituliren. Auch die Inseln Nevis und Montserrat wurden von den Franzosen erobert. Rodneys Rückkehr am 19. Februar 1782 änderte die Lage der Dinge in

Westindien gänzlich. Die Engländer erhielten im amerikanischen Inselmeere das Uebergewicht wieder, nachdem ihnen vorher von den Spaniern auch Pensacola in Westflorida, welches Spanien im Pariser Frieden den Engländern abgetreten hatte, entrissen war.

Die Holländer schoben damals die Schuld des Verlusts, den sie in Ostindien erlitten und den schlechten Zustand ihrer Schiffe ganz allein auf ihre Regierung und auf deren Begünstigung der Engländer. Der Unwille gegen den Herzog von Braunschweig, der als Fremder alle Schuld tragen mußte, wuchs hernach, als die tapfern Befehlshaber der Flotte, welche am Eingange der Ostsee mit den Engländern kämpfte, sich laut über ihre schlechten Schiffe, sowie über die Beförderung der Officiere nach Gunst und nicht nach Verdienst beklagten. Der Handel nach Ost- und Westindien war fast ganz vernichtet, sogar in die Ostsee mußte man unter fremder Flagge fahren, es kam so weit, daß, statt daß im Jahre 1780 zweitausend und achtundfünfzig holländische Schiffe durch den Sund gegangen waren, im Jahre 1782 nur sechs durchfuhren. In derselben Zeit wurde die ostindische Gesellschaft, welcher Holland seine Blüthe verdankte, fast völlig zu Grunde gerichtet, die Besitzungen an der Westküste von Afrika wurden verloren, die Rettung der Insel Ceylon und des Vorgebirgs der guten Hoffnung verdankte man ganz allein dem französischen Admiral Süffrein, der in den östlichen Meeren Ruhm erwarb, während de Grasse in Westindien den englischen Admiralen unterlag.

Der Zwiespalt in den Niederlanden, der sich in den letzten Kriegsjahren offenbarte, war ein Vorspiel der Revolution im Innern, welche gleich nach dem Frieden ausbrach. Alle fremden Staaten behandelten die Niederländer gleichgültig oder verächtlich, weil sie unter sich uneinig und ohnmächtig waren; nur die Franzosen allein thaten Alles was sie konnten, um die republikanische Partei enge an Frankreich zu knüpfen. Katharina erwiederte den Beitritt zur bewaffneten Neutralität nur durch Vermittelung und Verwendung für Holland, also durch Worte; vom Handeln für sie wollte sie um so weniger wissen, als sie im vertrauten Gespräch ihrer eignen bewaffneten Neutralität, der sie keinen Nachdruck

geben wollte, durch die Benennung bewaffnete Nullität spottete.[63])

Die republikanische oder sogenannte patriotische Partei in Holland, d. h. die französisch gesinnte Aristokratie, die nicht bei Hofe figurirte, brachte damals den Herzog von Braunschweig aufs Aeußerste. Sie schrieb seinen Rathschlägen alles Verkehrte zu was geschah und verlangte öffentlich vom Prinzen, daß er ihn aus dem Lande schicken sollte. Ein unentschiedenes Seegefecht machte endlich den schon seiner Corpulenz wegen zu Geschäften untauglichen Herzog vollends zum Gegenstande des Hasses des gesammten Seevolks und der Admirale. Es wurde nämlich im Jahre 1782 endlich ein kleines Kriegsgeschwader ausgerüstet, welches unter dem Admiral Cornelius Zoutmann und dem Commodore Kinsbergen eine Handelsflotte von zwei und siebenzig Schiffen in die Ostsee geleiten sollte. Die Ausrüstung ward aber so langsam betrieben, daß erst nach drei Monaten die Schiffe auslaufen konnten und auch dann noch im schlechten Stande waren.

Eine englische Flotte unter Hyde Parker lag bei Helsingör, um die Holländer anzugreifen, ehe sie den Sund erreichten, und segelte ihnen ins Kattegat entgegen, wo beide Flotten in der Nähe einer Sandbank, die Doggersbank genannt, am 5. August auf einander trafen. Dies Treffen zwischen den Engländern und Holländern, bei denen sich ein amerikanisches Kriegsschiff von ungewöhnlicher Länge und Bauart befand, war das heftigste, das in dem ganzen Kriege zur See geliefert ward. Die Holländer siegten zwar nicht, sie wurden aber durch den Ausgang neu belebt, denn in allen Städten und Zeitungen aller sieben Provinzen jubelte man, daß die Zeiten der Opdam und der de Ruyter doch nicht ganz vorüber seien. Die Schiffe hatten den Kampf nicht eher begonnen, als bis sie sich auf die Weite eines Pistolenschusses genähert hatten, dann dauerte das Feuern aber drei Stunden lang mit unerhörter und mörderischer Ausdauer von beiden Seiten fort, bis beide Flotten außer Stande waren, das Gefecht fortzusetzen. Sie mußten beide den Hafen suchen, weil sie nicht

---

63) Die Aktenstücke kann der, welcher dergleichen brauchen will, hinter dem Annual-Register von 1781 in extenso finden.

mehr die See halten konnten. Der einzige Vortheil, dessen sich die Engländer etwa rühmen konnten, bestand darin, daß die holländischen Handelsschiffe mit den Kriegsschiffen zugleich in den Texel zurückkehren mußten und daß das Linienschiff Holland, ehe es den Hafen erreichte, unterging. Die drei tapfern Befehlshaber, Cornelius Zoutmann, Kinsbergen, van Braam, wurden hernach in Holland vom Volke geehrt und gepriesen, als wenn sie den glänzendsten Sieg erfochten hätten, und auch die Regierung bemühte sich, die vom Volke vergötterten Helden auf jede Weise auszuzeichnen; sie beschwerten sich aber gleichwohl, daß ihre Ausrüstung schlecht gewesen sei, wie ihre Schiffe. Man darf sich nicht wundern, daß sich die Admirale über den Herzog als Rathgeber und über die Regierung des Prinzen als sein Werkzeug beschwerten, denn es waren allerdings die Verhaltungsbefehle der erbstatthalterischen Regierung an die unmittelbar von ihr allein abhängenden Befehlshaber zur See und zu Lande sehr zweideutig. Mit welcher Wuth übrigens bei der Doggersbank war gestritten worden, kann man daraus schließen, daß manches englische Schiff dort über 2500 Schüsse gethan hatte.

Hyde Parker, der in England mit eben dem Triumph empfangen ward, als Cornelius Zoutmann in Holland, war eben so unzufrieden mit der englischen Regierung und Admiralität, als dieser mit der holländischen. Seine Unzufriedenheit ging sogar so weit, daß er eine ganz ungewöhnliche Ehre, die ihm der König anthun wollte, mit dem Trotz eines Seemanns aufnahm. König Georg III. war nämlich nicht wie sein Sohn Georg IV. geboren und gemacht, um den Glanz der Ritterschaft und die Majestät des Königthums in seiner Person und seiner Bewegung bei feierlichen Gelegenheiten zu repräsentiren; dafür war er denn freilich auch nicht so tief moralisch verdorben als sein Sohn; er zeigte sich daher nicht gern öffentlich als König. In seiner Familie, in der Kirche, bei seinen Ackerbaugeschäften, bei seinen astronomischen Spielereien war er für Herschel eine Art Gottheit. Er führte Lichtenberg, der durch ihn bezaubert ward, selbst in der Sternwarte u. s. w. herum und zeigte ihm Alles. In Staatsangelegenheiten dagegen figurirte er nur, wenn er durchaus mußte; es war daher eine ganz ungewöhnliche Erscheinung, daß er für

Hyde Parker eine Ausnahme machte. Er selbst, begleitet vom Prinzen von Wales, reiste an den Ort, wo Parker mit seinen Schiffen lag;[64]) er besuchte ihn auf seinem Admiralschiff, fand aber nicht, daß sein Besuch und die große Ehre den Admiral so beglückt machten, wie dies sonst bei Generalen und Admiralen und Gelehrten der Fall zu sein pflegt. Der alte Seemann lehnte alle Beweise der königlichen Gunst sehr barsch ab und beklagte sich ganz laut und öffentlich über die Admiralität.

§. 3.

Englische Geschichte. — Seekrieg. — Belagerung von Gibraltar. Ministerium bis auf Pitts India-Bill um 1784.

Die Ereignisse in Nordamerika und besonders Lord Cornwallis Capitulation in Yorktown, die Unternehmungen des Marquis Bouillé in Westindien, die Vertheidigung der holländischen Besitzungen im Osten durch den französischen Admiral Suffrein ward der englischen Admiralität Schuld gegeben, alle tüchtige Seeofficiere waren unzufrieden. Man klagte besonders über die Unfähigkeit des ersten Lords der Admiralität, desselben Mannes, den Cook und unser Georg Forster so sehr preisen, und des Staatssekretärs für die amerikanischen Angelegenheiten. Es schien daher, als sich 1781 das neue Parlament wieder versammelte, eine Auflösung des Ministeriums unvermeidlich. Selbst Lord North, so dreist und eisern er war, erkannte, daß er einige seiner Collegen werde aufgeben müssen, wenn er noch ferner auf den Beistand des Königs, der hernach auch sogar im letzten Augenblick nicht von ihm wich, vertrauend, sein System durchsetzen wollte.

---

64) Die Scene, die in ihrer Art einzig in der englischen Geschichte ist, wie des Lordmajor Beckford Rede an den König bei der feierlichen Audienz, fiel auf dem Admiralschiff Fortitude vor. Dies Schiff, wie die übrigen, lag an der Mündung des Flusses Nore, um nebst den übrigen ausgebessert zu werden; der König fuhr daher die Themse herauf, um den Admiral auf seinem Schiffe zu besuchen. Der alte Seemann beantwortete die Artigkeiten mit den Worten: „Er wünsche Seiner Majestät bessere Schiffe und jüngere Seeleute, er sei für den Dienst zu alt." Er nahm unmittelbar hernach seinen Abschied.

Ein Mann, der so außerordentlich viel Talent hatte, die Maschine zu leiten, welche man englische Regierung nennt, erkannte aber schon 1781, daß es sehr schwer sein werde, neue Federn und Räder zu finden, wenn er nicht die ganze Maschine einem andern Maschinisten übergebe und selbst abtrete. Dies zeigten schon die letzten stürmischen Sitzungen des Parlaments von 1780; besonders die allerletzte.

Dies Parlament, dessen letzte Sitzungen so drohend und stürmisch waren, ward im September 1780 entlassen, und Alles aufgeboten, um zu bewirken, daß die Wahlen für das neue Parlament, welches sich im Oktober versammeln sollte, nicht ganz zum Nachtheile des Ministeriums ausfielen. Zu den Mitteln, welche Lord North und seine Collegen gebrauchten, gehörte auch eins, dessen man sich in unsern Tagen oft in Frankreich bedient hatte. Man machte die Wohlhabenden um ihr Eigenthum besorgt, und verbreitete, um die Opposition verhaßt zu machen, daß zur Zeit der Plünderung in London, als sogar Wilkes auf seinem Posten gewesen sei, For sich verkleidet herumgetrieben und die Menge aufgehetzt habe. Da sich kein Beweis führen ließ, war die Verbreitung eines solchen Gerüchts schmählig. Auch die Gefahr des Staats und die der Küsten, welche eine Art militärischer Ordnung nöthig machte, wurde benutzt, um die Gegner des Ministeriums von den Wahlen zu entfernen. Jeder Volksbeamte mußte auf seinem Posten sein, weil Gefahr drohe, hunderte konnte man militärisch festhalten, weil sie der damals aufgebotenen Miliz angehörten. Die beiden Männer, welche durch Einfluß und Vermögen, durch Clientel und Verwandtschaft dem Ministerium längst entgegengesetzt waren, Rockingham und Shelburne, von denen besonders der Erste liberale Gesinnungen äußerte und liberale Männer ins Unterhaus zu bringen suchte, fanden gleichwohl in dem neuen Parlamente nicht blos ihre alten, durch Beredsamkeit ausgezeichneten Freunde wieder, sondern es kamen zwei neue hinzu.

Zwei Männer verstärkten in dem neuen Parlament die Opposition gegen Lord North und erhielten von dieser Zeit an für England und dadurch für Europa politische Bedeutung. Diese Männer waren Sheridan und der jüngere Sohn des Grafen von Chatham, William Pitt, von denen der Eine in unserm Jahr=

hundert, nachdem er eine Reihe von Jahren als Redner und Dichter geglänzt hatte, in einem nicht unverschuldeten Elende, der Andere als Schützer des aristokratischen und monarchischen Europa im vollen Genuß der königlichen Macht, die er seit 1784 erlangt hatte, gestorben ist. Beide erschienen schon gleich im Jahre 1781 unter verschiedenen Fahnen. Sheridan schloß sich an Rockinghams Freunde, besonders an Fox an, und war heftig wie dieser; Pitt war, wie Juristen zu sein pflegen, Diener der Umstände. Er hielt als Engländer für Engländer nicht ein von Sparsamkeit unzertrennliches, einfaches Leben und eine auch den ärmeren Bürgern gewährte Freiheit, sondern Reichthum, Herrschaft, Macht, Glanz einiger Günstlinge des Glücks für das höchste Ziel eines großen Ministers. Pitt näherte sich zwar Shelburne, aber er diente ihm nicht; er schonte auch den König, den Fox mißhandelte, denn auf des Königs Namen wollte er seine und seiner Freunde Herrschaft gründen, und er hat seinen Zweck erreicht.

Beide, Sheridan und Pitt, traten im Februar 1781 zum ersten Male als Redner auf, aber mit einem ganz verschiedenen Erfolge, weil Pitt, zum Diplomaten und schlauen Staatsmann geboren und gebildet, obgleich erst zwei und zwanzig Jahre alt, den rechten Gegenstand und den rechten Augenblick wählte; Sheridan nicht. Der Letztere ward freilich schon damals als Mann von Talent erkannt; aber die Schlauen sahen auch sogleich ein, daß er nur ein gutes Werkzeug der Art sei, wie sie in den Parlamenten und Ständeversammlungen nöthig sind, um durch Dunst der Rede zu betäuben und das Volk bei langweiligen Berathungen zu unterhalten und zu täuschen. Sheridan nahm einerlei Richtung mit Fox und glänzte durch Witz, der dann freilich, wie das zu gehen pflegt, gar zu oft in Witzelei ausartete. Er war sehr brauchbar, um durch sein flackerndes Licht den oft dunkeln Bombast von Burkes Reden zu erhellen. Pitt erscheint gleich Anfangs als vorsichtiger Staatsmann und Geschäftsmann, der sich bald für, bald gegen den Hof erklärt, dessen er nicht entbehren kann, dabei nie durch irgend etwas Ideales im Praktischen irre geleitet wird, also für König Georg der rechte Mann ist. Sheridan paßt dagegen zwar für König Georg III. nicht, er war

aber wie geboren zum Gesellschafter des wüsten Prinzen von Wales, an den er sich auch später anschloß. Sheridan war Belletrist, er schrieb Dramen, er hat als Dramatiker, als Schriftsteller, als gewandter und einnehmender Redner, als witziger Gesellschafter Ruhm und Ansehen gehabt, hätte sich auch wohl vielleicht behaupten können, wenn er nicht durch Neigung zum Trunke zuletzt zu tief gesunken wäre; Staatsmann oder Diplomat war er nie. Pitt hatte, wie alle kluge Juristen, gerade so viel Rechtlichkeit und Gewissen, als ein Staatsmann und Diplomat des neunzehnten Jahrhunderts haben darf, und kein Quentchen mehr; seine Beredsamkeit war ganz seinem Charakter angemessen.

Beide, Sheridan und Pitt, kamen auf dem Wege ins Parlament, auf welchem damals die großen Familien vermöge ihres jetzt durch Abschaffung der sogenannten verfallenen Flecken (rotten boroughs) wenigstens etwas, wenn gleich unbedeutend wenig geschwächten Einflusses auf die Wahlen, Talente ins Parlament brachten, die sie für sich benutzen wollten. Erst als Pitt dirigirender Minister ward, machte er sich frei von der Abhängigkeit von der Familie, die ihn ins Parlament gebracht hatte. Sir James Lowther konnte für mehre sogenannte verfallene Flecken Parlamentsdeputirte ernennen, er brachte auch den jungen Pitt für den Flecken Appleby ins Unterhaus. Pitt konnte jedoch nicht sogleich bei der Eröffnung des Parlaments erscheinen, weil Sir James erst abwarten wollte, ob er nicht den Flecken für Einen aus der Familie Lowther gebrauchen müßte, wenn dieser etwa an einem andern nicht ganz verfaulten Orte durchfallen sollte.

Fox hatte gleich in den ersten Sitzungen des neuen Parlaments, im November 1780, eine lange Rede darüber gehalten, daß auf königlichen Befehl, zur Zeit des Gordonschen Tumults, die Truppen gegen das Volk waren gebraucht worden, hatte aber wenig Gehör gefunden; Sheridan machte den großen Fehler, durch diesen Vorgang nicht abgeschreckt zu werden, sondern denselben Gegenstand für seine erste Rede zu wählen. Diese erste im Februar 1781 gehaltene Rede wurde daher mit Recht nur als eine schöne Deklamation angesehen, die den, der sie gehalten hatte, als liberalen Rhetor oder Schauspieler, nicht aber als Staatsmann empfehlen könne. Ganz anders Pitt. Dieser schloß sich nämlich an

Burke an, der damals das Volk mit Vorschlägen von Reformen, Abschaffung von Sinecuren, Verminderung der blos um die Protektion der Minister und ihre Clienten zu vermehren geschaffenen Stellen köderte und narrte. Weder Burke noch Pitt, der ihn secundirte, hatten die Absicht, in dieser Rücksicht auch nur das Geringste ernstlich zu ändern; das haben Beide hernach in ihrem ganzen übrigen Leben durch die That bewiesen. Damals wußte es Niemand; der Gegenstand war daher nach Art der Diplomaten und Deductionsschreiber sehr gut gewählt. Burke hatte nämlich schon in den ersten Sitzungen des neuen Parlaments (Ende 1780) mit großem Eifer gegen unerhörte Mißbräuche bei der sogenannten Civilliste, welche auch sogar Lord North nicht leugnen konnte, geeifert. Er hatte schon damals auf die Abschaffung der bisherigen unverantwortlichen Verwendung öffentlicher Gelder und auf eine bessere Einrichtung der Civilliste angetragen; diesen Vorschlag erneute er im Februar 1781, als Pitt ins Parlament getreten war, und dieser unterstützte ihn. Jedermann war erstaunt, als ein junger Mann von zwei und zwanzig Jahren gleich in der ersten Rede mehr praktische und solide, als glänzende und blendende Fähigkeiten zu zeigen suchte. Man bewunderte seine Ruhe, Besonnenheit, Würde, Mäßigung, die Kraft einer nur an den Verstand gerichteten, jeden fremden Schmuck verschmähenden Rede. Vorzüglich ward in jener entscheidenden Zeit, wo man den Sturz des Ministeriums schon ahnete, die Erwiderung bewundert, welche Pitt gab, als Lord Nugent in seiner Antwort auf Burkes Rede die Vergeudung der Gelder, die er nicht leugnen konnte, durch die vornehme Bemerkung entschuldigte, daß, wenn man sie abschaffe, die ganze Ersparniß armselige zwei Millionen Gulden betragen werde, eine Summe, die in Vergleichung mit der ganzen jährlichen Ausgabe höchst unbedeutend sei. Die anzuführende Stelle aus Pitts Rede gegen Lord Nugent ist besonders dadurch merkwürdig, daß es Worte des conservativen Ministers Georgs des Dritten sind, der bis in unser Jahrhundert Ideal diplomatischer und politischer Weisheit geblieben ist. Derselbe Mann vertheidigt hier die Volksrechte gegen Lord Nugent und befehdet die Civilliste. Das Merkwürdigste dabei ist jedoch, daß er die Volksrechte auf solche Weise vertheidigt, daß er späterhin das entgegengesetzte

von dem thun konnte, was er hier redet,[65] ohne dadurch auffallend mit sich selbst in Widerspruch zu kommen, wie dies Burke widerfahren ist.

Schon in den Herbstsitzungen des Jahres 1781 schlossen sich an Pitt eine bedeutende Anzahl der Parlamentsglieder an, die Burke ganz unpraktisch und rhetorisch und Fox revolutionär fanden, Männer, welche das Ministerium zwar stürzen, aber am Bestehenden nicht gern das Geringste ändern wollten. Man spürt an Pitts Reden, wie er, obgleich mit Burke und Fox dieselbe Sache verfechtend, vorsichtig die Person des Königs schont und andeutet, daß er sehr geneigt sei, gleich den andern Tories, die Aristokratie der Reichen mit dem Glanze und der Majestät des Königthums zu überdecken und zu beschützen. Er spricht deshalb als Mitglied der Opposition ganz anders als sein Vater, der nicht aus Klugheit, als Staatsmann und Diplomat, sondern aus dem Herzen gegen Lord North eiferte, und als Burke, der damals für Freiheit und Recht polternde Reden fabrizirte, wie zehn Jahre hernach für Hierarchie, Feudalität und Erhaltung aller Mißbräuche. Zwei Tage vor der Eröffnung dieser Herbstsitzung, welche auf den 27. November angesetzt war, kam die Nachricht von der Capitulation des englischen Heers unter Lord Cornwallis in Yorktown nach London. Unmittelbar hernach, schon im Dezember, suchte

---

65) Pitt sagt: What is the conclusion to be left to deduce? The calamities of the present crisis are to great too be benefited by oeconomy? Our expenses are so enormous, that it is useless to give ourselves any concern about them; we have spent and are spending so much, that it is foolish to think of saving any thing. Such is the language which the opponents of this bill have virtually employed. It has also been said, that the civil list was an irresumable parliamentary grant and it has been compared to a private freehold. The weakness of such arguments is their best refutation. The civil list revenue is granted to his Majesty not for his private use, but for the support of the executive government of the state. His Majesty, in fact, is the trustee of the public, subject to parliamentery revision. The parliament made the grant, and undoubtedly has a right to resume it, when the pressure of the times renders such resumption necessary. Upon the whole, I consider the present bill as essential to the being and independence of this country etc.

Lord North sich einiger seiner Collegen mit Manier zu entledigen, um seine Schuld auf sie zu schieben. Einer der auf ihren Vortheil so ungemein schlauen Schotten, der hernach Pitts unveränderlicher Anhänger blieb, zeigt sogleich Ahnung, daß auf das Ministerium, das ihn bis dahin versorgt hat, nicht mehr mit Sicherheit zu rechnen sein möge.

Dieser Schotte war der damalige Lord Advocat von Schottland, Dundas, der in den indischen Angelegenheiten unter Pitt eine sehr bedeutende Rolle gespielt und als Lord Melville eine für seinen Charakter und für den der herrschenden englischen Aristokratie sehr schimpfliche Celebrität erlangt hat. Dieser war es, der schon im Dezember von der Ministerialbank aus andeutete, daß eine Veränderung der Mitglieder des Ministeriums nöthig sei, um mit Amerika und Holland unterhandeln zu können, und zugleich auf Pitt, als auf den Mann hinwies, der kalte Klugheit und Talent genug besitze, um zugleich dem Könige gefallen und dem Volke nützlich sein zu können. Dundas erkennt in seiner Rede Pitt als ein frühreifes politisches Genie an; er rühmt, daß er die Talente seines Vaters ererbt habe und glänzende Rednergaben zeige. An den Lord Advocat von Schottland schloß sich schon in der Mitte Dezembers ein anderes Mitglied des Ministeriums, der Kriegszahlmeister Rigby an, und beide befragten den leitenden Minister öffentlich im Parlament, ob es wahr sei, daß er und Lord George Germaine nicht mehr einerlei Meinung wären? Er gab zwar auf diese Frage keine bejahende Antwort, verließ aber sonderbarer Weise seinen Sitz, ohne eine gegeben zu haben: der bisherige Leiter der amerikanischen Angelegenheiten fand daher gleich im Januar 1782 seine Stellung unhaltbar.

Als Lord George Germaine im Januar seine Stelle aufgab, ward er unter dem Titel Viscount Sackville zum Pair erhoben; der neue Pair und die zurückbleibenden Mitglieder von Lord Norths Ministerium, wie der König selbst, erlitten aber auch bei dieser Gelegenheit eine Kränkung. Eine nicht unbedeutende Anzahl Pairs, in deren Gesellschaft Lord Sackville im Oberhause sitzen sollte, trugen zuerst darauf an, ihn der Pairie unwürdig zu erklären, weil er als Generalofficier im siebenjährigen Kriege wegen seines Betragens im Felde von einem Kriegsgerichte war ver=

urtheilt worden. Als dies nicht durchging, legten sie wenigstens eine förmliche Protestation gegen seine Erhebung zur Pairswürde ins Protokoll nieder.[66] Lord North war aber nicht der Mann, der sich einschüchtern oder aus seinem spaßhaften Phlegma bringen ließ, welches ihn in den Stand setzte, mit nie erröthender Stirn ächt praktisch zu sein und jeden Grundsatz, der nicht Vortheil bringt, zu verspotten. Er fand freilich Niemanden von großer Bedeutung, der in diesem Augenblick mit ihm in sein vom Sturm bedrohtes Schiff hätte treten wollen, doch übernahm Ellis, der schon einmal im Ministerium gewesen war, den Platz, den Lord George Germaine nicht hatte behaupten können. Die zwei verschiedenen Arten von Personen, welche unter Rockingham und unter Shelburne zwei verschiedene Arten von Opposition bildeten, waren damals endlich gegen das Ministerium vereinigt und griffen, um es stückweise zu zertrümmern, im Februar Lord Sandwich an. Schon am 23. Februar hatte Fox den Vorschlag gethan, das Parlament möge sich zu einem Ausschusse bilden, um die Geschäftsführung des Grafen Sandwich genau zu prüfen. Lord North und der Admiral Mulgrave redeten zwar zu Gunsten ihres Collegen; sie widersetzten sich aber dem Vorschlage selbst nicht. Als die Untersuchung im Februar wirklich vorgenommen ward, hielt Fox eine seiner merkwürdigsten Reden. Er geht darin die Geschichte des Seekriegs und der ganzen Verwaltung des englischen Seewesens von 1777—1781 genau und prüfend durch, um den Antrag zu begründen, mit welchem er schließt: Das Parlament möge erklären, das Resultat der von seinen im Ausschusse vereinigten Mitgliedern angestellten Untersuchung sei: Daß im Jahre 1781 grobe Fehler (gross mismanagement) bei der Verwaltung des Seewesens von Großbritannien begangen worden. Schon dieser erste, das Ministerium schwer anklagende Vorschlag ward mit der schwachen Mehrheit von zwei

66) Weil ihn das Kriegsgericht wegen seines Betragens in der Schlacht bei Minden unwürdig erklärt habe, ferner im britischen Heere zu dienen, so sei seine Promotion zur Pairschaft: A measure fatal to the interests of the crown, insulting to the memory of the late sovereign, and highly derogatory to the dignity of that house.

und zwanzig Stimmen (205 gegen 183) abgelehnt; dies veranlaßte, nachdem Dundas und Rigby schon 1780 den Anfang gemacht hatten, auch die übrigen sogenannten Schiffbruch ahnenden Ratten des Ministeriums, nicht zu säumen, ihnen zu folgen. Die Ueberzeugung, daß das Ministerium sich auf diese Weise auflöse, bewog For, denselben Antrag, den er in dem einen Ausschuß bildenden Parlamente gethan hatte, zu wiederholen, als es wieder in der gewöhnlichen Form unter seinem gewöhnlichen Präsidenten, dem Sprecher, über diese Angelegenheit berathschlagte.

Ein harter Kampf entstand im Parlament als For am 20. Februar den Antrag machte, den Grafen Sandwich einer schändlich schlechten Verwaltung des brittischen Seewesens schuldig zu erklären. Es war kaum Freisprechung des Ministers zu nennen, daß der Antrag in einer Versammlung, wo vierhundert und drei und fünfzig Parlamentsglieder anwesend waren, mit einer Mehrheit von blos neunzehn Stimmen abgelehnt ward. Jetzt suchte Lord North seinen Collegen durch freundliches Zureden zu bewegen, den Streit aufzugeben und eine Pension und den Hosenbandorden anzunehmen; das war aber vergeblich, er harrte aus. Kaum acht und vierzig Stunden nach dem Ende des letzten Streits im Parlament über die Sache des Präsidenten der Admiralität that dann General Conway den Vorschlag: „Den König zu bitten, allen weiteren Versuchen, Amerika mit Gewalt zu bezwingen, zu entsagen.“ Als dieser Antrag in einer Versammlung von dreihundert und neunzig Mitgliedern nur mit Mehrheit einer einzigen Stimme abgelehnt ward, war vorauszusehen, daß er bald aufs neue werde vorgebracht werden. Dies um so mehr, da es in der oben angeführten Briefsammlung (I. p. 23) heißt: Der Herzog von Richmond habe an Lord Rockingham geschrieben, er sehe voraus, daß k e i n e w e s e n t l i c h e Veränderung der Maßregeln und gar keine Veränderung der Personen beabsichtigt werde, und fügte hinzu, wenn ich vom Ministerium rede, meine ich den König, denn seine Diener sind serviler als je andere waren. Als daher am Ende Februar das Ministerium mit neunzehn Stimmen überstimmt ward, schreckte auch dies Lord North nicht, da er auf den Eigensinn des Königs und auf seine eigne Verbindungen und Künste vertraute. Die Opposition bot darauf erlaubte und

unerlaubte Mittel, nicht sowohl mehr gegen den Minister, als gegen den König selbst auf, den man im Hintergrunde wahrnahm.

Dieser Kampf und die folgenden sind von ganz anderer Wichtigkeit, als die gewöhnlichen Zänkereien der Parteien um das Ministerium und um die Vertheilung der Vortheile des Regierens; es galt dieses Mal nicht einem bloßen Ministerwechsel, sondern einer Abschaffung der seit Georg III. Regierungsantritt stets erneuten Beschwerde über den persönlichen Einfluß des Königs und seiner Creaturen. Es sollte eine Art Revolution erfolgen; der König sollte von den Geschäften gewissermaßen ganz entfernt und genöthigt werden, nicht blos in den Geschäften, sondern in seiner persönlichen Umgebung und im Innern seines Hauses nur solche Leute zu dulden, die ihm persönlich nicht angenehm waren; das Parlament begann daher einen förmlichen Krieg. Auf die Bitte des Parlaments, dem amerikanischen Krieg ein Ende zu machen, ließ Lord North dem König eine freundliche, aber ausweichende Antwort geben; darauf antwortete aber das Parlament sogleich durch eine drohende Erklärung gegen die Minister.[67]) Von dem Augenblicke an erkannte wahrscheinlich Lord North, daß nachdem schon so viele Mitglieder der untergehenden Sonne den Rücken gewendet, um von der aufgehenden gewärmt zu werden, die Behauptung des Ministeriums unmöglich sein werde und setzte den Kampf nur fort, um den König nicht allein zu lassen. Dieser urtheilte mit Recht, daß, wenn sein Minister nur bis Ende März bei ihm ausharre, wo die Ferien begännen, selbst Fox nicht wagen würde, mitten im Kriege unter drohenden Umständen auf eine Verweigerung des Budgets anzutragen. Hätte also Lord North bis zum 28. März ausgehalten, so wären sechs Monat gewonnen gewesen. Das wußten die Häupter der Opposition sehr gut,

---

67) Der König hatte geantwortet: That in pursuance of the advice of the house of commons he would assuredly take such measures as should appear to him conducive to the restoration of harmony between Great Britain and her revolted colonies. Der Beschluß des Hauses gegen die Minister vom 4. März lautet: That the house will consider as ennemies to his Majesty and the country all those who should advise a prosecution of offensive war on the continent of North America.

sie ruhten daher auch keinen einzigen Tag, sondern wurden immer heftiger und heftiger.

Der heftige Antrag am 8. März war kaum mit einer Mehrheit von 10 Stimmen abgelehnt, als man am 15. einen zweiten that, wo die Mehrheit der Minister nur neun Stimmen betrug. Man nahm, um diese Mehrheit in Schrecken zu setzen, seine Zuflucht zu einem Mittel, dessen man sich zur Zeit Carls I. in Straffords Prozeß mit Glück bedient hatte. Man ließ nämlich Listen im Lande vertheilen und anschlagen, worin die Namen der einzelnen Abstimmenden bei jedem einzelnen Vorschlage, die ministeriellen roth, die andern schwarz gedruckt waren, um sie dem Haß und der Verfolgung des Volks preiszugeben. Am 18. hatte ein Parlamentsglied (John Reus) darauf angetragen: das Parlament solle eine öffentliche Erklärung ausgehen lassen, daß das Ministerium wegen des erlittenen Verlusts und der von ihm auf das Land gebrachten Schuldenlast das Vertrauen des Parlaments ganz verloren habe. Der Vorschlag ward mit der Mehrheit einer einzigen Stimme abgelehnt, der Graf von Surrey kündigte aber an, daß er ihn am 19. erneuern wolle. Ganz London war in gespannter Erwartung auf die Debatten dieses Tags, als Lord North vor dem Lärmen, der ihm in den folgenden zehn Tagen noch bevorstand, zurückwich. Er erschien am 20. in dem Anzuge, in dem er eben vom Könige kam, mit seiner gewöhnlichen Fassung, Ruhe und Spaßhaftigkeit im gedrängt vollen Parlamente und erklärte zu Aller Erstaunen, was keiner erwartet hatte: Es sei unnöthig, die am 19. angekündigte Debatte anzustellen, weil er so eben seine Entlassung eingereicht habe, und einige Tage nöthig seien, um ein neues Ministerium einzurichten.

Der König litt dies Mal am mehrsten, weil er die Sache der Minister zu einer persönlichen Angelegenheit gemacht hatte und sich mit Leuten umgeben mußte, die ihm nicht angenehm, zum Theil sogar tödtlich verhaßt waren, wie z. B. Fox, oder vielmehr Rockingham und seine ganze Clientel. König Georg war daher auch heftig über Lord North erbittert, von dem er verrathen zu sein glaubte, weil er nicht ausgehalten hatte. Der König würde unter den damaligen Umständen gewünscht haben, Shelburne nebst allen denen, die sich an diesen schlossen, ins Cabinet

nehmen zu können, besonders weil unter Shelburnes Clienten Lord Chathams Sohn nebst allen denen war, die einst Lord Chathams Partei gebildet hatten. Shelburne fühlte sich aber nicht mächtig genug, ohne Rockingham das Ruder übernehmen zu können. Der König, mitten im Kriege verlassen, mußte sich ein sonderbar gemischtes Ministerium, unter dem nur ein Tory, Lord Thurlow, als Kanzler war, und sogar tiefe Kränkung bei der Einrichtung seiner Hofhaltung gefallen lassen. Man findet unten in der Note die Namen der Personen, welche vom März bis Juni das Cabinet ausmachten.[68]) Die Stellen waren zwischen Shelburnes und Rockinghams Anhängern, welche sich bis dahin zum Theil zu ganz entgegengesetzten Grundsätzen bekannt hatten, getheilt. Die eigentliche Regierung bestand aus eilf Personen, statt daß vorher nur neun das Cabinet ausmachten. Daß Sheridan neben Fox Staatssecretär wurde, mußte dem Könige höchst widrig sein, Burke, der damals durch republikanische Rhetorik glänzte, als Kriegszahlmeister war ihm ebenfalls nicht angenehm. Rockingham war erster Lord der Schatzkammer, Fox und Sheridan theilten das Staatssecretariat auf die Weise, daß der Eine die innern, der Andere die auswärtigen Angelegenheiten leitete. Nur Lord Thurlow behauptete seinen Platz als Kanzler, es fehlte aber wenig, daß sich nicht die beiden Häupter des Ministeriums aus Eifersucht über eine dem Einen vom Könige gewährte Gunst sogleich entzweit hätten. Der König gewährte nämlich einem Herrn Dunning, dem er vorher schon immer gewogen gewesen war, auf Shelburnes Bitte, die Würde eines Baronet; dies nahm Rockingham so übel, daß er darauf bestand, daß der Monarch sogleich und bei einer Gelegenheit, wo man sonst dergleichen Promotionen nicht vorzu-

---

68) Rockingham, erster Lord der Schatzkammer, Fox und Sheridan, Staatssecretärs, Lord Camden, Präsident des geheimen Raths, der Herzog von Grafton, Siegelbewahrer, Lord John Cavendish, Kanzler des Schatzkammergerichts, Admiral Keppel, erster Lord der Admiralität, General Conway, Oberbefehlshaber der Truppen (Commander in chief of the Forces), der Herzog von Richmond, General-Feldzeugmeister (Master General of the Ordonances), Lord Thurlow, Kanzler, Dunning, den der König Shelburne zu Gefallen zum Baron von Ashburton machte, war Kanzler des Herzogthums Lancaster.

nehmen pflegte, auch einem Manne, den er empfohlen hatte, dieselbe Würde ertheile. Pitt war daher auch in diesem Ministerium an keinen Platz zu bringen, der seinen gerechten Ansprüchen einigermaßen anpassend gewesen wäre. Am härtesten war es unstreitig, daß Rockinghams republikanischer Anhang den König, der als Hausvater und als liebenswürdiger Privatmann alle Achtung verdiente, durch die gänzliche Veränderung seiner täglichen Gesellschaft seines Hofes und seines Hauswesens gewissermassen absichtlich kränkte.[69])

Das neue Ministerium mußte dann freilich sogleich das Versprechen, welches seine Mitglieder, so lange sie in der Opposition waren, so oft gethan hatten, erfüllen, es mußte den Holländern und den Amerikanern entgegenkommen; obgleich beide, so lange ihnen nur ein besonderer Friede angetragen ward, sich unmöglich in Unterhandlungen einlassen konnten. Sobald sie ohne ihre Bundesgenossen unterhandelt hätten, würden sie sich von ihren alten Freunden getrennt und in die Arme ihrer bittersten Feinde und Nebenbuhler geworfen haben. Den Holländern ließ freilich Fox durch die Vermittlung des russischen Ministers in London vortheilhaftere Vorschläge thun als später gethan wurden; denn er bot ihnen an, die Traktate von 1674 zu erneuern; aber die republikanische oder patriotische Partei war damals in den Niederlanden schon überwiegend und hoffte zu viel von Frankreich,

---

69) Wir wollen, ohne uns weiter auf die Hofgeschichte und auf die Aufzählung der Namen der Hofbeamten einzulassen, nur ein paar Stellen anführen, deren neue Besetzung dem Könige besonders empfindlich sein mußte. Es war der Graf von Hertford fünfzehn Jahre lang als Oberkammerherr um den König gewesen, er mußte jetzt die Stelle einem Andern überlassen. Man drang ihm denselben Grafen von Effingham, der 1780 bei dem Aufstande in London, wo Fox nur eine verdächtige Rolle gespielt hatte, eine gräßliche spielte, zum Schatzmeister des königlichen Haushalts auf. Der alte Lord Batemann sogar, ein Mann von 70 Jahren, der dem Könige besonders angenehm war, durfte das Titularamt eines Master of the buck hounds nicht behalten. Auch Gibbon, der, beiläufig gesagt, sich hatte gebrauchen lassen, das Manifest gegen Spanien zu verfertigen, verlor damals seine Sinecure; denn Burke beschränkte freilich seine Reformbill, so sehr er immer konnte, durfte aber doch des Scheins wegen nicht den ganzen Antrag zurückziehen.

um plötzlich von ihm abzufallen. Holland verdankte übrigens den Franzosen die Rettung von Ceylon und vom Vorgebirge der guten Hoffnung. Was die Amerikaner angeht, so hatte das Ministerium zuerst öffentlich im Parlamente erklärt, daß es bereit sei, die Unabhängigkeit der dreizehn Provinzen von Amerika anzuerkennen, und hatte dann den Admiral Digby und Sir Guy Carleton nach Amerika herüber geschickt. Man wählte ausdrücklich diese Männer, weil man gegründete Ursache hatte, zu glauben, daß sie des Zutrauens der Republikaner genössen; sie fanden aber um so weniger Gehör, als das Kriegsglück die Engländer in diesem Jahre nur allein in Westindien begünstigte, ihnen aber sonst an vielen Stellen entgegen war.

In Westindien erntete das neue Ministerium durch Rodneys Triumph die Frucht einer Saat, welche es nicht gesäet hatte, und dieser Triumph war um so größer, als vor der Rückkehr des Admirals das Ansehen der englischen Seemacht in jenen Gewässern ganz gesunken gewesen war. Als Rodney am 19. Februar 1782 mit einer Verstärkung von Schiffen aus Europa zurückkehrte und das Commando der ganzen Flotte wieder übernahm, waren alle englischen Besitzungen und Eroberungen außer Antigua, Barbados und Jamaica verloren. Die spanische und französische Flotte hatten sich vereinigen und auf Jamaica eine Landung versuchen sollen, um den Engländern auch diese ihre Hauptbesitzung zu entreißen. Die Vereinigung der beiden Flotten hatte sich aber verzögert und die französische Flotte für sich allein war, wenn gleich die Engländer das Gegentheil behaupten, der englischen an Zahl der Schiffe nicht gewachsen; sie suchte daher vor ihrer Vereinigung mit den Spaniern einem Treffen auszuweichen. Nach der Vereinigung würde die Zahl der spanischen und französischen Schiffe auf sechzig angewachsen sein. Die französische Flotte war übrigens nicht blos viel zu stark bemannt, was man überhaupt damals französischen Kriegsschiffen vorzuwerfen pflegte, sondern sie hatte noch außerdem sechstausend Mann Landtruppen zum Angriff auf Jamaica an Bord, so daß ihr Verlust an Menschen bei einem Treffen ungewöhnlich groß werden mußte. Die Bauart der französischen Kriegsschiffe, welche bekanntlich noch im Anfange dieses Jahrhunderts den englischen Schiffbau-

meistern als Muster empfohlen ward, erforderte eine stärkere Bemannung. Die Ville de Paris, de Grasses Admiralschiff, galt allgemein als das größte und schönste Linienschiff, welches je in England oder Frankreich erbaut worden sei. Es hatte 120 Kanonen und 1300 Mann an Bord, die anderen Linienschiffe wenigstens 900.

Die französische Flotte bildete drei Geschwader unter de Grasse, Vaudreuil, Bougainville, sie suchte zwischen den Inseln hindurch zu segeln und sich in deren Engen und an den Küsten derselben seit dem Ende des Monats März der englischen Flotte zu entziehen. Sie wollte sich auf dieselbe Weise, wie sich vorher de Grasse mit Solano vereinigt gehabt hatte, mit der großen spanischen Flotte verbinden. Die englische Flotte unter Rodney, Hood, Drake war dies Mal glücklicher, als sie im vorigen Jahre gewesen war, sie zwang die französische Flotte schon am 9. April zu einem Gefechte in der Nähe der Insel Dominica. Dies erste Treffen war den Franzosen rühmlich, weil sie sich ohne Schiffe zu verlieren, herauszogen; doch ward die Zahl ihrer Schiffe dadurch vermindert, daß sie zwei derselben, welche in dem Treffen stark beschädigt waren, zurückschicken mußten, um sie ausbessern zu lassen. Auch die Uebrigen hatten so viel gelitten, daß sie nicht mehr mit den englischen gleichen Lauf halten konnten. Das Letztere gab Rodney Gelegenheit, sie zu zwingen, unter ungünstigern Umständen als vorher ein zweites Treffen zu liefern. Die französische Flotte war nämlich der englischen schon völlig aus dem Gesichte gekommen und Rodney war im Begriff, die Verfolgung derselben aufzugeben, als sich de Grasse genöthigt sah, umzukehren, wenn er nicht zwei sehr beschädigte Schiffe dem Feinde überlassen wollte. Dadurch ward am 12. das zweite Treffen unvermeidlich. Die Schlachtordnung der beiden Flotten ward in dem Meere zwischen Dominica und Maria Galante gebildet und von Rodney durch ein kühnes von ihm erfundenes Maneuvre zur See gewonnen. Dieses Maneuvre nennt man ein Durchschneiden der feindlichen Linie, denn Rodney trennte zum Erstaunen der Franzosen ihre Linie dadurch in zwei Theile, daß er am dritten oder vierten Schiffe, von der Mitte gerechnet, mit allen seinen Schiffen glücklich durchfuhr.

Das Treffen dauerte von neun Uhr Morgens bis neun Uhr Abends und endigte mit einem furchtbaren Verlust der Franzosen, obgleich Vaudreuil und Bougainville mit ihren Geschwadern sich glücklich retteten. De Grasse selbst gab Beweise von Heldenmuth und Ausdauer, welche selbst vom Feinde bewundert wurden. Er vertheidigte nicht allein, als seine Linie durchschnitten war und die Ville de Paris von zwei feindlichen Schiffen angegriffen wurde, sein Admiralschiff, bis die ganze Mannschaft getödtet oder verwundet war, sondern ließ sich erst gefangen nehmen, als er sich nur noch allein mit zwei Mann auf dem Verdeck befand. Erst dann ward die Ville de Paris mit noch fünf andern Linienschiffen genommen, ein anderes Schiff war während des Treffens gesunken und der Cäsar flog in die Luft, als das Gefecht kaum beendigt war. Der Verlust an Menschen, den die Engländer erlitten, war unbedeutend, die Franzosen dagegen verloren, weil ihre Schiffe überfüllt waren, siebentausend Mann und konnten vorerst an eine Landung auf Jamaica nicht denken. Das für Jamaica bestimmte schwere Geschütz und die Vorräthe von Munition fielen in die Gewalt der Engländer, nebst den zur Bezahlung der Truppen bestimmten Geldern und der Ville de Paris.

Das Schicksal des vorigen englischen Ministeriums verfolgte aber auch das neue, und zwar selbst in der Mitte seines Triumphs. Die Wegnahme der feindlichen Linienschiffe brachte nämlich den Engländern eher Verlust als Gewinn,[70]) und Rodneys Sieg war kaum ein Ersatz für den Verlust von Minorca, der hauptsächlich der Nachlässigkeit des vorigen Ministeriums zugeschrieben ward. Die Spanier suchten Gibraltar und Minorca, als zwei im spanischen Erbfolgekriege auf ihrem Gebiete gegründete eng-

---

70) Auf dem Cäsar befanden sich, als er in die Luft flog, außer 400 Gefangenen ein englischer Schiffslieutenant und fünfzig Matrosen. Von der Ville de Paris, welche im September unterging, erfuhr man nicht einmal, wo sie geblieben sei. Der Glorieux verschwand am 17. und 18. September mit der ganzen englischen Bemannung, der Centaur scheiterte und ging unter, ebenso der Hector, der Ramillies brannte auf der See ganz ab, und der Verlust der den Franzosen abgenommenen Schiffe ward im August noch durch den Verlust des schönsten Schiffs der englischen Flotte vermehrt. Dies Schiff war der Royal George von 108 Kanonen, welches ganz ausgerüstet im

lische Niederlagen des Contrebande-Handels auf spanischen Küsten, welche zu Bollwerken des See- und Landkriegs der Engländer geworden waren, wieder zu erobern, sie hatten deshalb Gibraltar schon seit 1779 zu Wasser und zu Lande enge eingeschlossen. Außer den andern Anstalten, welche sie seit Juli 1779 von der Landseite her gegen Gibraltar gemacht hatten, befestigten sie auch für ihr Heer ein Lager bei St. Roque, und fanden Mittel, den Hafen enge einzuschließen, da ein Theil der englischen Flotte sich in den ostindischen und westindischen Meeren befand und ein anderer die bedrohten englischen Küsten schützen mußte. Rodneys erste Fahrt in diesem Kriege ward daher dadurch wichtig für England, daß er, ohne sich lange aufzuhalten, der bedrohten Festung die Truppen, deren sie zur Verstärkung der Besatzung bedurfte, die Lebensmittel und die Kriegsvorräthe für eine lange Belagerung zuführte. Das Uebrige that hernach der Commandant Elliot, der sich nicht sowohl durch Ausdauer des Duldens, wegen deren man sonst die Vertheidiger von Festungen zu preisen pflegt, als durch seine Geschicklichkeit in Vernichtung der colossalen Anstalten des Angriffs berühmt machte.

Während hernach die ganze Aufmerksamkeit auf Gibraltar gerichtet war, sann Karl III. von Spanien in seinem Kabinet auf eine Unternehmung gegen Minorca, wobei er französische Ingenieurs zu Rathe zog und von französischen Truppen unterstützt ward. Coxe, der seine Geschichte Spaniens unter Karl III. aus Papieren englischer Staatsmänner, aus ihren Gesandtschaftsberichten und Mittheilungen, kurz aus allem dem Gerede und Geschreibe der Diplomaten zusammengesetzt hat, worauf wir nur in so fern einige Bedeutung legen, als sich in den Thatsachen

---

Hafen von Portsmouth lag und einer Ausbesserung wegen auf die Seite gelegt und vielleicht ein wenig zu stark geneigt war. Alles war fertig, es befanden sich ein paar hundert Weiber, um Abschied zu nehmen, an Bord und 900—1000 Mann nebst dem wackern Admiral Kempenfeld. Um zehn Uhr Morgens, während der Admiral in seiner Kajüte mit Schreiben beschäftigt war, erhob sich ein kleiner Windstoß, und das Schiff sank so schnell, daß nur dreihundert Menschen gerettet wurden, die sich gerade auf dem Verdecke befanden. Der Strudel, den das sinkende ungeheure Schiff verursachte, war so stark, daß ein Proviantschiff mit hinabgerissen ward.

ein deutlicher Erfolg oder Zusammenhang des Redens und Denkens mit der Handlung ergibt, bringt das Unternehmen mit einem Projekt des englischen Ministeriums in Verbindung. Wenn es aber auch wahr sein sollte, daß die englischen Minister die Kaiserin Katharina und Potemkin durch ein lächerliches Projekt von Abtretung der wichtigen Festung zu täuschen gedacht hätten, so verdiente dies doch keiner historischen Erwähnung, weil es ein diplomatisches Luftgespinnst war, wie deren alle Tage hundert gemacht werden. Ausgemacht gewiß dagegen und aus den Thatsachen selbst hervorgehend ist, daß König Karl III., ohne sein Ministerium zu befragen und ohne anfänglich auch nur den französischen Hof davon zu unterrichten, um 1781 den Entschluß faßte, plötzlich Minorca anzugreifen, welches eine schwache Besatzung hatte und schlecht versorgt war. Der Herzog von Crillon, der dem französischen Heere und französischen Militärschulen seine Militärbildung verdankte, aber schon seit dem siebenjährigen Kriege in spanischen Kriegsdiensten war, sollte das Landheer anführen und den Angriff leiten, die vereinigte spanische und französische Flotte aber sollte die Unternehmung gegen die englische Seemacht beschützen. Es waren nämlich damals wegen der Belagerung von Gibraltar unter Guichen und Don Juan de Cordova acht und vierzig spanische und französische Linienschiffe vereinigt; diese Flotte war den Engländern an Zahl überlegen. Unter dem Schutz der Flotte wurden achttausend Mann Spanier von dem Belagerungsheer vor Gibraltar eingeschifft und ohne daß weder Frankreich noch England etwas von dem Plane geahnt hatten, am Ende Julius 1781 durch die Meerenge nach Minorca gebracht. Die Landung ward durch den Beistand der Minorcaner, welche mit Spanien wieder vereinigt zu werden hofften, erleichtert. Sogar Citadella, Fort Fornella und einige andere Posten in der Nähe des Hauptorts Port Mahon wurden ohne Schwierigkeit erobert, schon in der Mitte August fiel ein bedeutendes Arsenal und ein Magazin in die Gewalt der Spanier und die ganze Besatzung mußte sich in das Fort San Felipe ziehen. Dies Fort ganz allein vereitelte die Hoffnung der Spanier, die Insel ohne eine förmliche Belagerung in wenigen Wochen zu nehmen, denn es hatte einen tüchtigen Commandanten, war fest und beherrschte Port Mahon.

Crillon hatte gehofft, den englischen Befehlshaber Murray, einen Mann aus einer der angesehensten schottischen Familien, entweder zu überraschen oder durch eine Million Livres zu bestechen; er gerieth in nicht geringe Verlegenheit, als beides fehlschlug, weil man auf eine förmliche Belagerung nicht gefaßt war und eine bloße Einschließung sich sehr in die Länge ziehen und den Erfolg zweifelhaft machen konnte. Die Spanier sahen schon im September ein, daß ihre eigne Ausrüstung zur Einnahme des Forts nicht hinreichen werde und wandten sich an Frankreich um Beistand. Man sandte ihnen unter dem Baron von Falkenhayn viertausend Mann guter Truppen, alle Vorräthe und das schwere Geschütz, welches zu einer förmlichen Belagerung erforderlich war. Als im Oktober das frische Heer, die Kanonen und Kriegsvorräthe ankamen, hatte schon das Entbehren frischer und grüner Nahrungsmittel unter den Engländern und den Hannoveranern, welche zwei Drittheile der Besatzung ausmachten, furchtbare Verheerung angerichtet. Durch Genuß des gesalzenen und gedörrten Fleisches und der trocknen Gemüse waren die erwähnten zwei Drittheile durch Scorbut dienstunfähig und unter dem dritten Drittheile befanden sich vierhundert Invaliden. Je schwächer die Engländer waren, um desto mehr ward eine kühne und glückliche Unternehmung in ganz Europa gepriesen und auch von den Feinden anerkannt, welche Murray noch im November mit seiner kleinen Zahl von Leuten, die noch dazu krank und ausgemergelt waren, gegen das Hauptquartier der Belagerer ausführte. Der Herzog von Crillon hatte nämlich sein Hauptquartier am Cap Mola und ward dort von den wenigen Engländern des Forts so plötzlich überfallen, daß er nicht allein sein Heer von diesem Posten ganz wegziehen mußte, sondern ihn auch geraume Zeit hindurch nicht wieder einnehmen konnte. Die Belagerungsarmee bestand aus sechzehntausend Mann, hatte hundert und neun Stück schweres Geschütz und sechsunddreißig Mörser, die Besatzung war durch Scorbut fast ganz dienstunfähig gemacht und ein Pulvermagazin gesprengt, nichtsdestoweniger mußte man die Belagerung ganz nach der Regel fortsetzen. Im Januar 1782 war man endlich mit den Arbeiten dieser Belagerung so weit fortgeschritten, daß man das Feuer aus hundert und fünfzig Stücken eröffnen

konnte. Die Engländer vertheidigten sich troß des zerstörenden und mörderischen Feuers der Belagerer aufs standhafteste, was um so mehr bewundert ward, als Commandant und Vicecommandant gewissermaßen in offnem Zwist waren. Als endlich auch der für so sehr viele Kranke ganz unentbehrliche Vorrath von Arzneimitteln durch eine Bombe zerstört ward, mußte man am 5. Februar an eine Kapitulation denken. Die Tausende der Belagerer mit ihrer ungeheuren Menge von Geschütz wurden ganz beschämt, als die Paar hundert Leute von elendem Aussehen, die sich sieben Monate lang gewehrt hatten, der Kapitulation gemäß aus dem Thore des Forts zogen.[71])

Die Insel Minorca war seit achtzig Jahren in den Händen der Engländer gewesen, die Hoffnung des Königs von Spanien, endlich auch Gibraltar nehmen zu können, erwachte daher mit neuer Stärke, obgleich er seit drei Jahren Kosten und Mühe ganz vergeblich auf die Belagerung dieses Felsens verschwendet hatte. Der Bericht über die Anstalten zu dieser Belagerung und über den Aufwand, den man dafür machte, lautet fast wie eine orientalische Geschichte. Im Jahre 1782 wollte man mit der französischen und spanischen Flotte auch die niederländische zum Behuf dieser Belagerung vereinigen, dies gab aber nur Veranlassung, daß die Regierung des Erbstatthalters ihren Gegnern noch verdächtiger ward als sie vorher war, weil man sie beschuldigte, der große Plan sei durch ihre Schuld gescheitert. Es zeigte sich nämlich bei dieser Gelegenheit aufs neue, daß das Interesse des Erbstatthalters und seiner Familie ein ganz anderes sei, als das der Aristokratie des Landes, soweit diese nicht innig mit Oranien verbunden war. Das eine erforderte, sich an England zu halten, das andere, sich innig mit Frankreich zu verbinden. Es hatten daher die Generalstaaten und die Regierungen der einzelnen Provinzen sich seit Frühjahr 1782

---

71) Die Garnison erhielt alle militärischen Ehren und durfte nach England zurückkehren. Es waren sechshundert alte abgelebte Soldaten, hundert und zwanzig königliche Artilleristen, zweihundert Matrosen, zwanzig Corsicaner, fünfundzwanzig Griechen, Türken, Mauren, Juden u. s. w. Am Abend vor der Capitulation gebrauchte man zur Besetzung der nöthigsten Posten 415 Mann, hatte aber, um sie abzulösen, nur 245 Mann, also 170 weniger, als nöthig waren.

immer enger an die nordamerikanische Republik, an Spanien und Frankreich angeschlossen, die Regierung, oder vielmehr Ernst Ludwig, Herzog von Braunschweig, im Namen des Prinzen als Oberadmiral und Generalkapitän, unterhandelte insgeheim mit dem neuen englischen Ministerium. In dem Augenblicke hätte die Verbindung der erbstatthalterischen Partei mit England der Republik nützlich werden können; denn das englische Ministerium bot einen guten Frieden an, die Patrioten bewirkten aber, daß die Generalstaaten diesen verwarfen. Die oranisch-englische Regierung rächte sich dann, als das holländische Geschwader, welches die französische Flotte verstärken und dann in Verbindung mit der spanischen bei Gibraltar gebraucht werden sollte, in Brest erwartet ward. Es erklärte nämlich zum Erstaunen der ganzen niederländischen Nation der Erbstatthalter und Erbadmiral in Uebereinstimmung mit den durchaus oranisch gesinnten Befehlshabern im September 1782, daß es für dies Jahr zu spät sei, große Kriegsschiffe nach Brest abgehen zu lassen.

Dadurch ward dann auf der einen Seite der Plan eines Angriffs auf Gibraltar, wobei mit großer Uebermacht an Zahl der Schiffe die englische Flotte abgehalten oder vernichtet werden sollte, vereitelt; auf der andern aber die Unzufriedenheit in den sieben Provinzen und die Gährung so vermehrt, daß man schon damals einen Ausbruch von Unruhen fürchtete. Die Verabredung wegen der Vereinigung der sämmtlichen Flotten war eine Folge des veränderten Plans der Belagerung von Gibraltar, worauf damals die Erwartung und Aufmerksamkeit von ganz Europa gespannt waren, weil Frankreich und Spanien ihre ganze Macht zur Eroberung, England zur Vertheidigung der 1704 ohne Widerstand eingenommenen Felsenburg aufboten. Diese Belagerung war seit Juli 1779 nur von der Landseite her anhaltend betrieben worden. Von dieser Seite her war so wenig auszurichten, daß der General Elliot ruhig zusah, wenn die Spanier neue Batterien bauten und sehr bedeutende Summen auf Errichtung und Einrichtung derselben verwendeten und hernach, wenn Alles fertig war, mit seiner vortrefflichen Artillerie die Batterien in einem Tage zusammenschießen ließ. Von der Seeseite her ging es den Spaniern noch schlimmer; sie waren nicht einmal im Stande, die

englischen Kriegsschiffe, Panther und Experiment, welche den Hafen vertheidigten, zu verbrennen, obgleich Brander gebaut und eingerichtet und Don Barcellos Flotte zur Beschützung der Unternehmung gegen den Hafen beordert war. Die Brander wurden aber ungeschickt geleitet und Don Barcellos Flotte bei dem Unternehmen sehr übel zugerichtet.

Wir haben schon oben erwähnt, daß nach diesen vereitelten Versuchen von der Seeseite aus die Engländer nicht konnten abgehalten werden, die Festung mit allem Nöthigen reichlich zu versehen, so daß sie um 1781 viel besser versorgt und besetzt war, als um 1779 vor der Einschließung. Die Besatzung, großen Theils Hannoveraner, war nach und nach bis auf siebentausend Mann vermehrt und bestand aus lauter auserlesenen, kräftigen Leuten, auch hatte man die geschicktesten und geübtesten Artilleristen dahin geschickt. Seit dem einem Feldzuge ähnlichen merkwürdigen Ausfalle, den die Besatzung mit dem glänzendsten Erfolge gegen die Spanier, welche die Stadt von der Landseite angegriffen, unter Elliots eigner Anführung und unter dem General Roß am 27. November 1781 ausgeführt hatte, gab man die Hoffnung, allein von dieser Seite her die Festung zu nehmen, aufs neue auf und versuchte ganz neue Mittel von der Seeseite her anzuwenden. Zu der Zeit nämlich, als Elliot und Roß den merkwürdigen Ausfall thaten, hatten die Spanier sich mit der Vorstellung getäuscht, daß sie auf der Landseite eine vierte Parallele zu Stande gebracht hätten, welche dem Feuer der Feinde trotzen werde, und nahe genug sei, um dem Geschütze Wirkung geben zu können. Sie war in der That bis auf tausend Ruthen von der Festung fortgeführt, als plötzlich die ganze Garnison in drei Kolonnen ausrückte und die Spanier überraschte. Die Kanonen wurden vernagelt, die Werke zerstört, gesprengt, verbrannt und innerhalb einer Stunde die Arbeiten mehrer Monate vernichtet.

Um diese Zeit, als die mehre Monate hindurch genährte Hoffnung, der Festung von der Landseite beizukommen, vereitelt war, ließ sich der König von Spanien, der die Expedition gegen Minorca angegeben und gleich der Belagerung von Gibraltar als persönliche Angelegenheit angesehen und betrieben hatte, auf den ganz abenteuerlichen Plan einer Beschießung von der Seeseite

durch schwimmende Batterien ein. Die Erfindung der schwimmenden Batterien kann nur mit Xerxes Zug gegen die Griechen, oder doch mit seinem Brückenbau verglichen werden und hatte eben so verderbliche Folgen für die Urheber als der letztere. Der französische Ingenieur, mit dem Karl III. selbst den Plan verabredete und welcher den Bau angab und leitete, war und blieb als einer der geschicktesten Männer seines Fachs bekannt, gleichwohl fällt jedem, der weder vom Seewesen noch vom Belagerungskrieg das Geringste versteht, die Abenteuerlichkeit sogleich ins Auge. Es war nämlich der Rathgeber des Königs von Spanien derselbe Ritter d'Arçon, der später in der Schreckenszeit Carnot zur Seite stand, als er die bewunderten Instruktionen für die erobernden Armeen der französischen Republik entwarf. Er starb 1800 unter Bonapartes Consulat als Divisionsgeneral, als Inspektor der Festungen und Mitglied des Instituts, wie man die Academie damals nannte. Der Plan dieses Ingenieurs, den König Karl III. billigte, ging dahin, die Festung von dem Hafen aus zu beschießen und zu diesem Zweck den Hafen mit ungeheuern schwimmenden hölzernen Bauwerken anzufüllen, worauf man das schwere Geschütz und die Mörser den Werken nahe bringen könne. Den zu dieser Absicht auf Unterlagen von Schiffen gebauten, sehr zusammengesetzten hölzernen, schwerfälligen Gebäuden gab man den Namen schwimmende Batterien.

Ganz Europa harrte mit gespannter Erwartung auf den Ausgang des Unternehmens gegen einen bloßen und vereinzelten Felsen; denn die Anstalten auf der Landseite waren nicht weniger furchtbar, als die Rüstungen auf der See. Es lagen nämlich hinter den Landbatterien vierzigtausend Spanier, zu denen ein Hülfsheer von zwölftausend Mann Franzosen stieß. Aus allen Gegenden Europas, besonders aus Frankreich, Spanien und Italien strömte die vornehme Welt zusammen, um dem Schauspiele der Eröffnung des Feuers vor Gibraltar beizuwohnen. Auch Ludwigs XVI. Brüder vermehrten ihren losen Aufwand und ihre Schulden durch die in der kostspieligen Begleitung ihrer leichtfertigen Umgebung unternommene Reise ins Lager von St. Roque.

Eine sehr üble Vorbedeutung für den Ausgang des abenteuerlichen Unternehmens und für den Erfolg der colossalen Vor=

bereitungen war, daß, während König Karl III. und d'Arçon, welche zwar Theorie des Kriegswesens, aber auch nicht die geringste praktische Erfahrung hatten, an dem Ausgange gar nicht zweifelten, die beiden spanischen Feldherrn, die zu Lande und zur See gedient und Erfahrungen erworben hatten, Crillon und der Admiral Bonaventura Moreno, auch nicht das geringste Zutrauen zu den großartigen Anstalten zeigten. Die ungeheuern Holzmassen waren in der Bay von Aldschesiras gebaut und die Engländer lachten im Stillen der im Cabinet ohne alle nautische Erfahrung berechneten Unternehmung, welche ihnen eine sichere Beute bereitete.

Der Angriff ward auch dieses Mal wieder von der Landseite begonnen und endigte, wie er noch jedesmal geendigt hatte, sobald das Feuer eröffnet war. Elliot richtete vom 5. bis 8. September sein furchtbares Feuer auf die neu errichteten Batterien am Lande und schoß auf dieselbe Weise wie er hernach durch glühende Kugeln und Bomben die schwimmenden Batterien vernichtete, in den drei Tagen alle die Werke völlig zusammen, welche die Feinde in neun Monaten an der Landspitze errichtet hatten. Die Spanier bauten indessen sogleich eine neue Batterie von 64 Kanonen und warfen bis zum 13. September, an welchem Tage auch das Feuer von der See aus eröffnet ward, 6300 Kugeln und 1080 Bomben in die Stadt. Elliot erwiderte das furchtbare Feuer gleich heftig und setzte, als am 16. die schwimmenden Batterien aus dem Hafen von Aldschesiras schwerfällig an den Fuß des Felsens gebracht waren und das betäubende Schießen begann, sein Hauptvertrauen auf die glühenden Kugeln, deren er nach einer vorher mit großer Einsicht gemachten Einrichtung in einem einzigen Tage viertausend auf die unten liegenden hölzernen Bauwerke herabschleuderte.

Die Einrichtung der Dächer der Batterien schien einige Stunden lang die gewünschte Wirkung zu thun, denn selbst die Bomben rollten von den durch die Taue elastischen nassen Fellen herunter, mit denen sie gedeckt waren; aber sobald eine einzige glühende Kugel tiefer in das größte der Schiffe eindrang, zeigte sich, daß die Einrichtung der Lagen von Korkholz und nassem Sande auf keine Weise die Entstehung einer Entzündung verhindern könne.

Sobald es einmal an verschiedenen Stellen rauchte, verlor hernach die Bemannung die Besinnung. Schon um ein Uhr in der Nacht des 14. Septembers standen die beiden größern Batterien, bald auch einige andere in Flammen, und Capitän Curtis benutzte sogleich den günstigen Augenblick, und erschein mit seinen Kanonenboten. Er commandirte zwölf englische Kanonenbote, von denen jedes einen Achtzehn= und Vierundzwanzigpfünder führte; diese schickte er jetzt in die Bay, um die spanischen Kanonenbote zu vernichten, welche den Batterien hätten Hülfe leisten können und sollen. Die Kanonenbote flohen und überließen die Batterien ihrem Schicksal. Acht der ungeheuern Schiffe verbrannten und flogen in die Luft, unter ihnen war das Admiralschiff; eins fiel in die Gewalt der Engländer und das zehnte verbrannten diese, weil sie es nicht fortbringen konnten. 72)

Einen Theil der Mannschaft, welche sich auf den Batterien befand, retteten die Spanier, etwa vierhundert Menschen wurden von den Engländern aus dem Wasser gezogen, doch kamen über fünfzehnhundert auf die elendste Weise ums Leben. Die unermeßlichen Kosten der Belagerung waren auf diese Weise für Spanien gänzlich verloren und hatten nur gedient, dem englischen General Elliot und dem Generallieutenant Boyd einen unsterblichen Ruhm zu verschaffen. Den Ruhm der Vertheidiger der Festung theilte hernach der Admiral Howe, als er von der See aus das vollendete, was sie zu Lande begonnen hatten. Er verhöhnte die spanische und französische Flotte, die ihn nicht anzugreifen wagten, wie die Vertheidiger von Gibraltar die vereinigte Landmacht beschämt hatten. Admiral Howe lief nämlich mit einer Flotte von

72) Es waren die zu schwimmenden Batterien eingerichteten Schiffe folgende: 1) Pastora, 211 Stück und 10 Reserve, 760 Mann, Contreadmiral Moreno; 2) Talla Piedra, 21 St. 10 Res., 760 Mann, Prinz von Nassau; 3) Paula Prima, 21 St. 10 R., 760 M., Don Cajetan Langara; 4) El. Rosario, 19 St., 10 R., 700 M., Don Franzesco Xavier Munoz; 5) San Christoval, 18 St., 10 R., 650 M., Federico Gravina; 6) Principe Carlos 11 St., 4 R., 400 M., Antonio Basurta; 7) San Juan, 9 St., 4 Res., 340 M., Josef Angelos; 8) Paula Secunda, 9 St., 4 R., Pablo de Cosa; 9) Santa Anna, 7 St., 4 R., 300 M.; 10) Los Dolores, 6 St., 6 R., 250 Mann.

vier und dreißig Linienschiffen in demselben Augenblick von Spithead aus, als zwischen den Belagerten und den Belagerern ein so heftiges und anhaltendes Artilleriefeuer unterhalten werden mußte, daß Elliot fast alle Vorräthe seiner Munition erschöpfte und soviel Leute verlor, daß er einer Verstärkung bedurfte. Howe hatte Auftrag, ihn mit dem Nöthigen zu versorgen und führte diesen Auftrag trotz der feindlichen Flotte von 64 Segeln, unter denen 42 Linienschiffe waren, glücklich aus. Howe griff zwar die feindliche Uebermacht nicht gerade tollkühn an, aber er erschien in ihrer Nähe, er forderte die Feinde gewissermaßen heraus und deckte in der Nähe der Bay, wo er seine Vorräthe und Truppen ausschiffen wollte, dem Feinde trotzend, die achtzehn Transportschiffe, die er in den Hafen schickte, mit seiner Flotte gegen die ihm an Zahl weit überlegenen Feinde. Er schiffte außer andern Vorräthen zwei Regimenter aus und lieferte der Festung von den Vorräthen seiner Flotte fünfzehnhundert Fässer Pulver, ohne daß man ihn anzugreifen wagte. Ein Zeitgenosse dieser Ereignisse, dem wir sonst nicht gerade viel Urtheil zutrauen (Wraxall), urtheilt über diese That so verständig, daß wir sein Urtheil unten beifügen wollen.[73])

§. 4.

Kampf zwischen Fox und Pitt bis 1784.

Als die im Vorhergehenden erwähnten Kriegsereignisse erfolgten, befand sich der König von England an seinem eignen Hofe in der größten Bedrängniß. Ein neues Ministerium war seit Juli 1782 eingerichtet, aber es gerieth mitten im Glück in

---

73) Without engaging he defied the combined fleets, offered battle, but did not seek it; effected every object of the expedition by relieving Gibraltar and then retreated; followed indeed by the enemy, but not attacked. They made, it is true, a show of fighting, but never ventured to come to close action. And with such contempt did Lord Howe treat the cannonade commenced by the van composed of French ships under La Motte Piquet, that having ordered all his men on board the Victory to lie down flat on the deck, in order that their lives might not be needlessly exposed, he disdained to return a single shot against such cautions or timid opponents.

größere Verlegenheit, als die war, in welcher sich Lord North und seine Collegen, während das Schicksal fortdauernd ihnen entgegen war, befunden hatten. Das gemischte Ministerium nämlich, welches im März 1781 war eingerichtet worden und zum Theil aus solchen Leuten bestand, welche so wenig als möglich vom alten Wege abweichen wollten, und von Shelburne abhingen, war gleich im Anfange unsicher und schwankend. Der Herausgeber der oft anzuführenden Correspondenz sagt (I. pag. 26): das Cabinet bestand aus Whigs, Rockinghams und Chathams oder Shelburns zwei Sectionen derselben Partei, welche sich nie innig vereinigten (cordially coalesced). Außerdem wollte damals der König seinen persönlichen Einfluß noch nicht aufgeben und konnte Männer wie Fox, Sheridan, Burke und Andere durchaus nicht leiden. Das Ministerium löste sich aber schneller auf, als man erwartet hatte, weil Rockingham schon am 1. Juli in seinem zweiundfünfzigsten Jahre starb. Da sich Shelburne nach dem Tode seines Collegen mit dessen scheinbar revolutionären Freunden nicht mehr vereinigen konnte, so wagte er, was er vorher nicht gewagt hatte, aus seinen eignen Anhängern ein Ministerium zu bilden. Dies Ministerium war von zwei Seiten gedrängt; auf der einen vom Anhange des Ministers, der den nordamerikanischen Krieg angefangen hatte, auf der andern von Fox und seinem Anhange, welche dem Scheine nach republikanische Grundsätze vertheidigten. Shelburne hatte daher einen sehr schweren Stand. Schon von dem Augenblick an, als Fox, Burke, Sheridan und die andern Freunde Rockinghams im Juli aus dem Ministerium austraten und Opposition bildeten, war der drei und zwanzig Jahre alte, jüngere Pitt, mit dem schon seit Dezember 1781 Dundas innig verbunden gewesen war, derjenige, welcher die Sache des neuen Ministeriums im Unterhause, also auf dem entscheidenden Kampfplatze verfechten mußte. Pitt hatte hinter und um sich Lord Chathams ganzen Anhang, der von dieser Zeit an ihm stets treu blieb, weil er Alles aufrecht hielt, was der Aristokratie theuer und werth war, Pfründen, Sinecuren, verfallene Flecken mit eingerechnet. Nicht Shelburne, sondern Pitt als Kanzler der Schatzkammer war daher eigentlich Hauptperson des im Juli errichteten dritten Ministeriums des Jahrs 1782, neben ihm stand Dundas,

der unter Lord North Generaladvokat von Schottland gewesen war, als Schatzmeister der Flotte, und machte sich durch seine genaue Bekanntschaft mit den indischen Angelegenheiten ganz unentbehrlich für Pitt. Schon das vorige Ministerium hatte die Nothwendigkeit eingesehen, dem Kriege ein Ende zu machen. Fox hatte sich deßhalb besonders an Holländer und Nordamerikaner gewendet. Shelburne wandte sich an Frankreich.

Fox, als Staatssecretär, hatte mit Franklin, der sich in Paris befand, längst einen Briefwechsel angeknüpft. Er hatte im April Lord Temples Bruder Grenville, also einen Mann aus einer Familie, in welcher der Republikanismus erblich war, in Oswalds Begleitung nach Paris geschickt und zu Unterhandlungen mit Vergennes und Franklin bevollmächtigt, auch hatte der Congreß noch neben Franklin, Jay, Adams, Laurens Vollmacht zur Friedensunterhandlung gegeben. Nach der neulich bekannt gemachten Correspondenz hatte aber Shelburne, als seine Collegen den Thomas Grenville schickten, um mit Amerika anzuknüpfen, in seinem und in des Königs Namen Lord Fitzwilliams geschickt, der ihm entgegenarbeiten sollte. Wir sehen zugleich aus Franklins jetzt vollständig gedruckter Correspondenz, daß Franklin eigentlich allein die ganze Unterhandlung leitete und dabei die Franzosen hinterging, ohne daß man ihm jedoch irgend einen gerechten Vorwurf machen konnte; so ehrlich schlau benahm er sich. Franklin brachte es nämlich dahin, daß er in Paris für Amerika besonders unterhandeln durfte, ohne den Abgeordneten der andern Mächte Mittheilungen zu machen. Auf diese Weise schied er die Forderungen der Amerikaner an England, deren Erfüllung dieses schon vorher versprochen hatte, bei denen also gar keine Schwierigkeit stattfand, von den schwierigen Unterhandlungen in Versailles und konnte sie gleichlaufend mit denjenigen führen, in welchen Vergennes für Spanien und Holland auf Punkte bestand, welche England nicht einräumen wollte. Sowohl die Unterhandlungen in Paris als die in Versailles wurden vom April bis zum Juni nicht einmal im eigentlichen Sinne in Gang gebracht, obgleich Fox wiederholt erklärt hatte, daß, wenn auch die förmliche Anerkennung der nordamerikanischen Republik erst eine Folge des Friedens sein könne, England doch kein Bedenken trage, mit derselben, als mit einem

unabhängigen Staate, zu unterhandeln. Die Zögerung, welche zum Theil von dem Zwiespalt im englischen Ministerium, zum Theil von dem geringen Einfluß herrührte, den die liberale Partei, deren Repräsentant Fox war, auf König und Nation hatte, zum Theil von Sheridans Leichtfertigkeit, erklärt John Adams in einem Briefe an Franklin kurz und durchaus richtig, wir fügen deßhalb seine Worte unten bei. 74)

Sobald Shelburne die Leitung des Ministeriums übernommen hatte, bot sich der König willig zu Allem, was man von ihm forderte, um des Kriegs entledigt zu werden und des Parlaments weniger zu bedürfen. Schon gleich im Juli erhielt Fitzherbert, der unter dem Namen Lord St. Helens später bekannter geworden ist, den Auftrag, wegen der Präliminarien mit den europäischen Mächten in Versailles zu unterhandeln, Oswald ward besonders beauftragt, wegen Nordamerika mit Franklin in Paris übereinzukommen. Franklin hätte gern den Abschluß der Präliminarien aus Dankbarkeit gegen Frankreich und aus Rechtlichkeit verzögert, bis England auch mit Frankreich in Versailles einig geworden sei, er ward aber von Jay und Adams überstimmt und diese unterzeichneten, ohne Vergennes, dem Amerika Alles verdankte, auch nur zu fragen. Das englische Ministerium gab nämlich nicht blos über die Unabhängigkeit von Nordamerika, sondern auch über das Gebiet jenseit der blauen Berge, wo jetzt die blühendsten Provinzen und Städte sind, über Häfen, Inseln, Fischerei nach; es forderte sogar, um nur Amerika schnell von

---

74) John Adams, der damals im Haag war, schreibt (Franklin, Works Vol. IX. p. 232) am 13. Junî 1782 an Franklin: The discovery, that Mr. Greville's power (seine Vollmacht) was only to treat with France, does not surprise me at all. The British ministry are too divided among themselves, and have too formidable an opposition against them in the king and the old ministers, and are possessed of too little of confidence of the nation, to have courage, to make concessions of any sort, especially since the news of their successes in the West and East Indies. What their vanity will end in, God only knows; for my own part, I cannot see a probability, that they will ever make a peace until their finances are ruined, and such distresses brought upon them, as will work up their parties into a civil war.

seinen Verbündeten zu trennen, nicht einmal eine genaue Bestimmung der Gränzen im Norden, weßhalb darüber noch bis vor wenigen Jahren heftiger Streit gewesen ist. Nach dem in Amerika geltenden Grundsatz, daß materielles Streben des Menschen höchster Zweck, großer Reichthum und äußeres Wohlsein sein letztes Ziel ist und sein soll, hatten die amerikanischen Advokaten Jay und John Adams gegen Franklin im Sinne ihrer Landsleute ganz Recht. Die amerikanischen Rabulisten erfanden dabei einen Ausdruck, welcher dienen sollte, die Bedingung des Tractats mit Frankreich zu umgehen, nach welchem sie nicht eher Präliminarien unterzeichnen durften, bis Frankreich das Gleiche gethan habe. Sie nannten nämlich das, worüber sie einig wurden, nicht Präliminar-, sondern Provisional-Artikel. Die Engländer wußten die Eifersucht der Amerikaner zu erregen, und Franklins Collegen überstimmten und übereilten den Abschluß. Franklins neuester Lebensbeschreiber hat deutlich ausgesprochen, was Franklin in seinen Briefen nur leise andeutet, daß er die kaufmännisch-juristische Undankbarkeit, welche die Herren Jay und John Adams gegen Frankreich bewiesen, keineswegs billigte. 75)

---

75) Sparks, Works of B. Franklin Vol. I. p. 489. The most remarkable circumstance attending the treaty of peace remains to be noticed. The American envoys not only negotiated it without consulting the court of France, but signed it without their knowledge, notwithstanding they were pointedly instructed by congress „to make the most candid and confidential communications upon all subjects to the ministers of our generous ally, the king of France, and to undertake nothing in the negotiations for peace or truce without their knowledge and concurrence, and notwithstanding the pledge in the treaty of alliance „that neither of the two parties should conclude either truce or peace with Great Britain, without the formal consent of the other first obtained." It is true, that the treaty was only provisional and was not to be ratified until France had likewise concluded a treaty, but this reservation did not alter the nature of the act. When the American treaty was signed, it was not known to the commissioners what progress had been made by the French in their negotiation, or whether it was likely to be completed, or the war to continue. There was also a separate article, which was not intended to be communicated to the French at all, concerning the southern boundary of the United States, in case West Florida should be given up to the British in their treaty with Spain.

Vergennes war daher mit Recht gekränkt und fand sich sehr überrascht, als ihm die amerikanischen Bevollmächtigten, ohne ihm nur die geringste Nachricht von dem Erfolge ihrer Unterhandlungen gegeben zu haben, meldeten, daß sie am 30. November 1782 die sogenannten Provisional-Artikel unterzeichnet hätten.

Durch die Unterzeichnung dieser Provisional-Artikel hatte sich die neue Republik der Sache nach schon ganz von ihren Verbündeten getrennt; es war daher blos eine jener Fictionen der Form wegen, welche alle Tage in den englischen Gerichten vorkommen und Niemand täuschen, wenn es hieß, die Unterzeichnung der Pariser Präliminar-Artikel werde erst in Versailles erfolgen, wenn auch die Engländer und Franzosen über die Ihrigen einig geworden seien. Die Uebereinkunft über die vorläufigen Punkte des Friedens zwischen England und Frankreich ward besonders dadurch verzögert, daß König Georg III. und seine Minister während des Kriegs, den König Karl von Spanien durch einen Wink wegen Abtretung oder Vertauschung von Gibraltar zu einem besonderen Frieden zu bewegen versucht hatten. Dies war des Königs von Spanien Lieblingsgedanke; er bot daher, als er den Platz mit Gewalt nicht hatte nehmen können, den Engländern an, ihnen für Gibraltar sehr bedeutende spanische Besitzungen in andern Gegenden abzutreten; aber das englische Volk verlangte eben so leidenschaftlich, daß der Felsen englisch bleibe, als Karl forderte, daß er wieder mit Spanien vereinigt werde. Das bloße Gerücht von der Möglichkeit einer Abtretung von Gibraltar erregte eine solche Bewegung in ganz England, gab der Opposition solche Stärke und veranlaßte so heftige Reden im Parlamente, daß die Minister diese Reden nur durch Geschwindschreiber durften nachschreiben und den französischen Ministern mittheilen lassen, um diese und endlich auch den König von Spanien oder wenigstens seine Minister zu überzeugen, daß man an eine solche Bedingung nimmer denken dürfe, wenn man wolle, daß der Friede, den man schließe, vom Parlamente gebilligt werde.

Wenn in Holland Einigkeit gewesen wäre, wenn die unzufriedenen Patrioten das Beispiel der Amerikaner hätten befolgen und jetzt wenigstens der Regierung ihres Erbstatthalters volles Vertrauen schenken wollen, so hätten sie viel bessere Bedingungen

erhalten können, als sie hernach erhalten haben; aber der Unwille der Staaten der Provinz Holland gegen England und gegen ihre eigne Regierung war zu groß. Die Staaten von Holland waren durchaus französisch gesinnt, sie trauten auf Vergennes, weil er ein ehrlicher Mann war, da bekanntlich sonst in seiner Sphäre Ehrlichkeit sich nur selten mit der nöthigen diplomatischen Klugheit verbinden läßt. Darum zürnte Franklin auch seinen Collegen darüber, daß sie sich einen juristischen Kniff gegen Männer, wie Vergennes und Ludwig XVI. waren, erlaubt hatten. Vergennes opferte in der That, um Spanien nicht zu beleidigen und doch den hartnäckigen König Karl zum Frieden zu bewegen, Vortheile auf, die Frankreich hätte erhalten können, wenn es für sich allein hätte sorgen und die Bundesgenossen ihrem Schicksal überlassen wollen. Dies hebt Franklin besonders hervor, als er am 14. Dezember 1782 dem Congreß die Artikel meldet, über welche man an diesem Tage vorläufig übereingekommen war, welche auch den Hauptinhalt der hernach am 10. Januar 1783 unterzeichneten Präliminarien ausmachten.[76])

Florida und die Bahama-Inseln waren den Engländern entrissen worden. Diese hatte anfangs Spanien herausgeben sollen, um Anderes behalten zu dürfen, die Engländer hatten aber die

---

76) Er schreibt am 14. Dezember (Works Vol. IX. p. 442): I have this day learned, that the principal preliminaries between France and England are agreed on, to wit:

1) France is to enjoy the right of fishing and drying on all the west coast of Newfoundland, down to cape Ray. Miquelon and St. Pierre are to be restored and may be fortified.
2) Senegal remains to France and Goree The Gambia is to be restored entirely to England.
3) All the places taken from France in the East Indies to be restored, with a certain quantity of territory round them.
4) In the West Indies, Grenada and the Grenadines, St. Christopher's, Nevis and Montserrat, to be restored to England; St. Lucia to France.

Es wurde an dem, was Franklin hinzufügte, noch Manches geändert, und Frankreich durfte auch Tabago behalten. Die einzelnen Bedingungen anzuführen, gehört nicht zu unserm Zweck, außerdem findet man bei Lacretelle hist. de France pendant le 18. Vol. V. pag. 324 die Friedensschlüsse in extenso.

Inseln in der letzten Zeit wieder erobert. Frankreich wollte aber Spanien bei guter Laune halten, weil sowohl das französische als das englische Ministerium den Frieden weit sehnlicher wünschten und seiner viel mehr bedurften, als der König von Spanien; man überließ daher den Spaniern beide Floridas und die Insel Minorca. Auch Frankreich erlangte einige Vortheile. Es erhielt die Inseln St. Pierre und Miquelet nebst dem Rechte des Fischfangs bei Terre Neuve auf demselben Fuße zurück, wie es im Utrechter Frieden festgesetzt war. Frankreich mußte freilich die eroberten Inseln in Westindien wieder herausgeben, erhielt aber dafür die Niederlassungen auf der Westküste von Afrika und Pondichery zurück. Wir werden freilich weiter unten zeigen, daß in Ostindien dadurch, daß Vergennes die Namen Vilnour und Valdaour verwechselte, ein bedeutendes Gebiet für Frankreich verloren ging. In Westindien behielt Frankreich die Insel Tabago. Der wichtigste Punkt für seine Ehre war, daß die lästige Aufsicht, welche die Engländer nach den frühern Traktaten über Dünkirchen führen durften, endlich ganz aufhörte. Frankreich ward des englischen Aufsehers in einer Stadt seines Gebiets entledigt, es durfte den Hafen derselben wieder eröffnen und die Stadt wieder befestigen. Holland allein ward im Frieden, wie vorher im Kriege, von Freunden und Feinden als ein Verbündeter betrachtet, den man weder als Freund zu achten im Stande sei, noch als Feind zu fürchten brauche. Man gewährte zwar auch den Holländern Waffenstillstand, ward aber mit ihnen über die eigentlichen Bedingungen des Friedens erst einig, als endlich am 3. September 1783 der förmliche Friede abgeschlossen war, dem die in den ersten Monaten des Jahrs unterzeichneten Präliminarien zu Grunde gelegt wurden. Zu dieser Verzögerung des förmlichen Friedensabschlusses trugen die Stürme, die sich im englischen Parlament wegen der Präliminarien erhoben hatten und die Veränderung des Ministeriums nicht wenig bei.

Die Präliminarien verkündeten dem englischen Volke, welches sogar mit den durchaus vortheilhaften Bedingungen des Pariser Friedens um 1763 unzufrieden gewesen war, trotz der bedeutenden Abtretungen, welche Frankreich und Spanien ihm machen mußten, nicht befriedigt ward, die ganze Schmach des letzten

Krieges. Dieser Friede war der ehrenvollste, den Frankreich seit einem Jahrhundert mit England, und umgekehrt der nachtheiligste, den dieses Reich mit jenem geschlossen hatte. Das war mehr als der brittische Stolz ertragen konnte. Man erhob sich von allen Seiten nicht blos gegen das Ministerium, das die Nation verrathen haben sollte, sondern ganz besonders auch gegen den König, der durchaus dem Kriege ein Ende habe machen wollen. Jetzt endlich redete Lord North, der bis dahin sich ruhig verhalten hatte, im Parlamente mit gleicher Heftigkeit, als Fox und sein Anhang gegen die Präliminarien. Dürften wir hier die für uns aus den neulich bekannt gemachten Briefen der beiden Grenville (Lord William Wyndham Grenville, der bis 1834 eine bedeutende Rolle spielte, und Lord Temple, hernach Herzog von Buckingham) hervorgehende Ansicht des so laut gepriesenen constitutionellen Treibens in England darstellen, so würden wir viele Erbärmlichkeiten, welche unsere Anglomanen nicht zu kennen scheinen, ans Licht bringen können. Das dürfen wir nicht wagen, theils weil wir dann viel ausführlicher werden müßten, als uns hier erlaubt ist, und dabei vieles Einzelne hervorziehen, welches den gewöhnlichen Leser ermüden würde, hauptsächlich aber, weil es ganz umsonst wäre, etwas zu berichten, was die Leute nicht wissen wollen. Wir wollen daher den von Macaulay u. s. w. Erfüllten keinerlei Aergerniß geben, sondern nur denen, die sich auf Thatsachen, nicht auf Ideen in der Geschichte und in der Politik stützen wollen, empfehlen, in dem oft angeführten, sonst wenig interessanten und nichts Neues enthaltenden Buche die Briefe aus den Jahren 1783 und 1784 aufmerksam zu lesen. Die vornehmen Korrespondenten hatten damals noch Schaam, was jetzt nicht mehr der Fall ist. Es machten nämlich die beiden Parteien, welche Jahre lang unversöhnlichen Krieg geführt und deren Führer sich einer den andern einen schamlosen Despoten und einen gottlosen Demokraten gescholten hatten, gegen einen rechtlichen und nach der Art seines Volks zwar blind aber doch treu gläubigen König einen Bund, um ihm ihre Führer, welche er als Treulose verabscheute, zu Ministern aufzudringen.

Fox und Lord North waren weder der Eine noch der Andere im Stande, ein Ministerium und ein Parlament gegen Shelburne

und Pitt zusammenzubringen, sie schämten sich daher nicht, ohne alle Rücksicht darauf, daß sie hundert Mal erklärt hatten, daß der Grundsatz ihres Lebens und ihrer Verwaltung sich verhalte, wie Tugend zum Laster oder wie Wahrheit zur Lüge, eine innige Verbindung einzugehen, über welche alle rechtlichen Leute tief betrübt waren. Diese Verbindung nennt man das Coalitions-Ministerium Englands. Bei dieser Gelegenheit sah man auch, wie wenig die ehrlichen Leute in der Politik gehört werden dürfen; denn das ehrliche Ministerium Shelburne mußte weichen und die beiden Häupter der Gegner desselben durften wie zwei Mächte über die Theilung der Beute desselben unterhandeln. Shelburne wollte anfangs Fox die Hand reichen, damit wenigstens Lord North nicht zur Schande der mit ihm jetzt verbündeten demokratischen Opposition wieder ins Ministerium komme; aber Fox war über dergleichen bürgerliche Bedenklichkeiten hinaus, er wollte nicht mit Shelburne im Ministerium sein; auch wäre außerdem die Sache an Pitt gescheitert, der von dergleichen Traktaten nicht hören wollte.

Die Unterhandlung über die sogenannte Coalition und über die Theilung der dadurch zu erobernden, vom englischen Volke bezahlten Stellen und Pensionen und Sinecuren, und über ihre Vertheilung zwischen Freunden und Verwandten von Lord Hollands Sohn, dem Redner und Republikaner Fox und dem Urheber des nordamerikanischen Kriegs ward ganz öffentlich betrieben.[77]) Lord North ließ durch zwei Bevollmächtigte (den nachherigen Grafen von Guilford und den Obersten Fitzherbert) mehre Tage hindurch, ohne daß der König nur befragt worden wäre, die Bedingungen der unnatürlichen Ministerialallianz ausmachen, dann ward die Coalition am 16. und 17. Febuar 1782

77) Der Herausgeber des Court and Cabinets of George III. sagt (I. 154): Powis observed that it was an age of strong confederations a monstrous coalition had taken place between a noble lord and an illustrous commoner — — the lofty asserter of the prerogative had joined in alliance with the worshippers of the majesty of the people. Er fügt sehr bedeutend hinzu: such words had more purpose and meaning in those days, than the would have in our own.

mit beispielloser Dreistigkeit im Parlamente verkündigt. Um den Zweck zu erreichen und das Ministerium Shelburne zur Niederlegung der Stellen zu zwingen, wollte man eigentlich den Präliminarien die Zustimmung des Parlaments versagen, dies konnte aber nicht geschehen, weil das Oberhaus seine Zustimmung schon gegeben hatte. Das Ministerium konnte sich gleichwohl nicht behaupten, die Coalition nahm vielmehr mit großer Keckheit von der Regierung im Parlamente Besitz, ehe sie noch im Kabinet einen Sitz hatte.

Lord North erklärte mit seiner gewohnten Dreistigkeit, er und sein Verbündeter wollten den durch die Präliminarien vorbereiteten Frieden nicht stören, sie wollten auch das Ministerium nicht zur Verantwortung ziehen oder eine Abänderung der zugestandenen Punkte fordern, sondern blos Alles mißbilligen, damit das getadelte Ministerium ihnen weichen müsse. Fox, dessen eigne Worte wir unten anführen, erklärte sich ganz damit einverstanden. Seine Worte zeigen, mit welcher Leichtigkeit, mit welcher genialen Verhöhnung dessen, was man im gemeinen Leben Wahrheit und Treue der innern Ueberzeugung nennt, er sich über seine Verbindung mit dem Manne ausspricht, den er sechzehn Jahre lang als Urheber des Kriegs, als Unterdrücker der Freiheit und als Feind des Vaterlandes verfolgt hatte.[78] Das Ministerium gab, schon dem Könige zu Gefallen und weil es die Mehrheit im Oberhause für sich hatte, nicht sogleich nach, besonders weil selbst im Unterhause die Coalition nur eine Mehrheit von wenigen Stimmen zählte. Der Kampf ward vom 16. bis zum 22. Februar ohne Entscheidung fortgesetzt, an dem letztern Tage aber legte Shelburne, dem man allgemein vorwarf, er habe als Minister ein

---

78) Im Texte wird nach den Ansichten geurtheilt, welche jetzt veraltet sind. In Spanien, in England, in Frankreich nennt man jetzt höchste Staatswissenschaft, was von uns gescholten wird. Die spanischen Minister, denen die französische Regierung die breiten Ordensbänder gibt, werden reden, wie Fox bei dieser Gelegenheit spricht. Dieser sagt nämlich mit einer Dreistigkeit, die Guizot unter Ludwig Philipp von Zeit zu Zeit, Thiers immer zur Schau trug, welche vor 1848 noch etwas befremdend war, jetzt niemandem mehr auffällt: I have been accused of having formed an union with the noble lord (North) whose principles I have opposed for several years of my life, but the grounds of our opposition are

schändliches Spiel mit Staatspapieren getrieben, seine Stelle plötzlich nieder. Wäre er rein vom Schmutz der Geldspekulation gewesen, wie Pitt hernach war, so hätte er sich, wie man damals allgemein glaubte, gegen die verachtete und verhaßte Coalition zweier unmoralischen Gegner behaupten können, obgleich diese durchgesetzt hatten, daß das Unterhaus die Erklärung erließ: „daß die Abtretungen, welche Großbritannien seinen Feinden durch den Provisionaltraktat und durch die Präliminarartikel bewilligt habe, bedeutender wären, als die Feinde in Rücksicht der gegenwärtigen Lage ihrer Angelegenheiten und der gegenseitigen Stärke hätten erwarten dürfen.“ Uebrigens ist der Vorwurf, den man Shelburne macht, nie eigentlich erwiesen worden; doch hat ihn Pitt, der noch fünf Wochen lang nach seinem Austritt in der Schatzkammer dem Könige zur Seite blieb, um ihm den bittern Kelch, die Männer der Coalition um sich zu dulden, zu ersparen, später nie wieder im Kabinet dulden wollen.

Der König zögerte und zauderte. Pitts Leitung der Geschäfte war nur eine Nothhülfe, die mehrsten Geschäfte standen in den fünf Wochen ganz still und doch konnte der König sich nicht entschließen, sich und das Volk in die Hände einer gewissenlosen Oligarchie zu geben, die alle Vortheile und Aemter, ohne ihn zu fragen, getheilt hatte, ehe nur das vorige Ministerium entlassen war. Der König ließ nicht allein das Ministerium während der fünf Wochen von Pitts Interimsverwaltung ganz ohne Haupt, sondern er drohte sogar in einem Augenblick, als durch die Unsicherheit des Kabinets alle Geschäfte in Stocken geriethen, auf einige Monate nach Hannover zu gehen und England sich selbst zu überlassen.

---

removed and I do not conceive it to be honorable, to keep up animosities for ever. I am happy at all times to have a proper opportunity to bury my resentments and it is the wish of my heart that my friendships should never die. The American war was the source of my disagreement with the noble lord and that cause of enmity being now no more, it is wise and fit to put an end to the ill-will, the anymosity, the feuds and the rancor, which it engendered. It is a satisfaction to me to apply the appellation of *friend* to the noble lord; I have found him honorable as an adversary, and have no doubt of his openess and sincerity as a friend.

Schon seit Mitte März bestürmte das Unterhaus den König mit wiederholten und dringenden Vorstellungen wegen Bestellung eines neuen Ministeriums, während die Coalition mit großer Insolenz jeden Mann verschmähte, der dem Könige zu Gefallen im Kabinet oder auch nur am Hofe zugelassen werden sollte, und jede auch noch so kleine Aenderung an der verabredeten neuen Einrichtung der Verwaltung verweigerte. Als gegen Ende März auch Pitt seine Stelle aufgab und in den acht Tagen von seinem Austritt bis zur Entschließung des Königs vom 2. April die ganze englische Staatsmaschine ins Stocken gerathen war, gehorchte endlich der König der harten Nothwendigkeit. Er ließ dann den Herzog von Portland rufen, gegen den er sich lange eben so heftig gesträubt hatte als gegen Fox, der aber in der Korrespondenz der Grenville als der Gemäßigte unter den Liberalen bezeichnet wird. Der König wählte diesen, weil ihn die oligarchische Parlamentsbande zu ihrem Haupte erkoren hatte, oder vielmehr, weil sie ihm gern die Ehre der Repräsentation überlassen wollte. Der Herzog ward erster Lord der Schatzkammer, die ganze Kabinetsoligarchie bestand nur aus sieben Mitgliedern, statt daß das letzte Kabinet aus eilf Personen und das vorige aus neun bestanden hatte.

Fox war wieder Staatssekretär für die auswärtigen, Lord North für die innern Angelegenheiten, Lord Keppel erhielt die Stelle eines ersten Lords der Admiralität wieder. Burke und Sheridan gehörten zwar zum eigentlichen Kabinet nicht, doch wurden sie mit Stellen bedacht, die ihren Bedürfnissen und Wünschen angemessen waren, so daß auch sie für ihre Reden im Parlament bezahlt wurden. Burke ward wieder Zahlmeister und Sheridan Sekretär der Schatzkammer. Die eigentliche Regierung während der Zeit des Coalitionsministeriums war in Fox Händen, die Hofämter, Ehrenstellen und Auszeichnungen ertheilte zufolge der Uebereinkunft Lord North; es mußte daher nothwendig die Abneigung des Königs gegen Alles, was die Minister vorschlugen, fortdauern. Diese Abneigung des Königs, verbunden mit der Opposition, die von William Pitt und Dundas ausging, hemmte die Thätigkeit des Ministeriums, dem sonst das unter Lord Norths Leitung gewählte Parlament gänzlich angehörte, weil sich ja die vormaligen liberalen Mitglieder mit den absolutistischen

vereinigt hatten. Alle Mühe, die Abneigung des Königs zu überwinden, war vergeblich, obgleich er in der Kunst sich zu verstellen Meister war, weßhalb man ihn falsch und kalt nannte. Er gab den Ministern Audienzen, empfing aber alle Glieder des Kabinets stets mit steifer Förmlichkeit, feierlich und kalt; er ließ sich von ihnen die nöthigen Maßregeln angeben oder vielmehr vorschreiben, fügte sich ihrem Rathe, unterzeichnete die vorgelegten Papiere, bewies aber nie das geringste Vertrauen, sondern ließ ihnen deutlich merken, daß, wenn er auch ihre Talente und ihre Fähigkeit im Geschäfte anerkenne, er sie doch als Menschen tief verachte. In dem merkwürdigen eigenhändigen Briefe des Königs an Lord Temple, der damals die Stelle eines Vicekönigs von Irland niedergelegt hatte, spricht er sich einen Tag vorher, ehe er das Coalitionsministerium offiziell anerkannte, ganz offen und hart aus (I. 218 fg.). „Um den Zwiespalt zu endigen, sagt er, welcher macht, daß alle Räder der Regierung stille stehen und welcher dem öffentlichen Credit nachtheilig sein würde, wenn er länger dauerte, gedenke ich noch heute Abend dem dankbaren (sein eigner Ausdruck) Lord North sagen zu lassen, daß die sieben Kabinetsminister, welche die Coalition ernannt hat, als solche von mir angenommen werden sollen (shall kiss hands)." 79) Der König fügt hernach hinzu: Er hoffe, daß nicht viele Monate verfließen würden, bis die Grenville, die Pitt und andere Männer von Talent und Charakter ihn aus der Lage zögen, in welche er nie würde gerathen sein, wenn er nicht geglaubt hätte, es sei kein anderes Mittel übrig, den wesentlichen Schaden des öffentlichen Credits zu verhindern.

Als Fox am Könige und folglich an der Dauer seines Ministeriums verzweifelte, kam er auf den unseligen Gedanken, die Coalition in eine Oligarchie zu verwandeln, welche Parlamente machen und sich ohne den König sollte behaupten können. Dies sollte dadurch geschehen, daß die ostindische Gesellschaft und alle

---

79) Er fügt hinzu: A ministry, which i have avowedly attempted to avoid by calling on every other description of men, cannot be supposed, to have either my favour or confidence, *and as such I* shall most certainly refuse any honours the may ask for.

ihre ungeheuern Besitzungen in Ostindien, nebst dem Haupthandelsinteresse der ganzen Nation, unbedingt von der Herrschaft des gegenwärtigen Ministeriums und von der Fortdauer des diesem angehörigen Parlaments abhängig gemacht würde. Der Zustand der privilegirten ostindischen Handelsgesellschaft und das Verfahren ihrer von den Eigenthümern der Actien erwählten Directoren, Beamten u. s. w. hatte schon vorher eine Einmischung des Ministeriums und des Parlaments in die ostindischen Angelegenheiten nothwendig gemacht. Je ausgedehnter das Kaiserthum der Gesellschaft in Indien, je größer der Handel ward, desto mehr Geld hatte das englische Volk hergeben müssen, wenn nicht durch die schlechte Verwaltung Stillstand oder Bankerott erfolgen sollte. Man mußte daher die ganze Einrichtung der Gesellschaft ändern, um die Millionen unterjochter Indier der Regierung habsüchtiger Kaufleute zu entziehen und sie als Unterthanen des brittischen Reichs zu behandeln. Die Einrichtung der Gesellschaft, vermöge deren jede Actie von fünfhundert Pfund zu einer Stimme, also hunderttausend Pfund zu zweihundert Stimmen in einer Gesellschaft, welche man die der Eigenthümer nannte, berechtigte, brachte die Regierung eines Gebiets, das schon damals größer als Deutschland war, an wenige reiche Engländer. Die Eigenthümer wählten nämlich Directoren, welche nur ihnen allein Rechenschaft ablegten. Diese Einrichtung zeigte sich schon vor dem siebenjährigen Kriege als durchaus mangelhaft, weil schon seit dem Erbfolgekriege die Gesellschaft fortdauernd vermöge des Parlaments zur Staatskasse Zuflucht nehmen mußte; nach dem siebenjährigen Kriege ward sie völlig unhaltbar.

Seit dem siebenjährigen Kriege oder vielmehr seit den grausamen, treulosen und räuberischen Unternehmungen des aus einem Handlungsdiener zum Staatsmann und Helden gewordenen Lord Clive, der alle Eigenschaften eines großen asiatischen Diplomaten mit den Talenten eines ausgezeichneten europäischen Generals verband, war ein großer Theil von Indien von den Truppen der ostindischen Gesellschaft besetzt, ihre Directoren konnten aber unmöglich in Asien Könige, in Europa Kaufleute sein, ohne daß England die verderblichsten Folgen fühlte. Diese wurden schon unter Clive und durch ihn fühlbar und erregten den tiefen Un-

willen des unverdorbenen Theils der Nation, der auch sogar in unsern Tagen in England noch ansehnlicher ist, als unter andern reichen aber entsittlichten Völkern Europa's. Indien von London aus zu regieren, war unmöglich, so lange die Directoren von der englischen Staatsregierung ganz unabhängig blieben und die oberen Beamten in Indien selbst nur den Directoren Rechenschaft ablegten, deren Kreaturen oder Instrumente sie waren. Die obersten Beamten, Statthalter auf der Küste von Coromandel und in den Provinzen am Ganges hatten sich daher auch seit dem Pariser Frieden alle ohne Ausnahme auf eine niedrige und empörende Weise gegen die Fürsten und Einwohner des eroberten Landes betragen. Während also die ostindische Gesellschaft ihre Statthalter wegen ihrer Verdienste und Talente belohnte, ehrte, beschenkte, riefen die Repräsentanten der englischen Nation sie zur gerichtlichen Verantwortung, weil sie den englischen Namen durch öffentliche Verbrechen beschimpft hatten. Rumbold, der auf der Küste von Coromandel despotisch grausam und unterdrückend habsüchtig Gesetz und Moral verachtet hatte, entging der Anklage durchs Unterhaus vor dem Oberhause nur durch seinen zur gelegenen Zeit für ihn erfolgten Tod; Clive und sein Nachfolger Warren Hastings (ebenfalls ein Mann von Talent und Kraft, aber wie Clive ohne Schaam oder Grundsätze) wurden unter großem Lärm zu ganz verschiedenen Zeiten wirklich als Verbrecher angeklagt.

Die Handlung der Gesellschaft sogar ward von den Londoner Directoren, so lange sie Niemand überwachte, so schlecht besorgt, daß das Parlament, um einem Bankerott vorzubeugen, der den englischen Kredit würde vernichtet und unzählige Menschen in den Abgrund gezogen haben, mehre Mal mit Millionen zu Hülfe kommen mußte. Die Nation, welche bezahlen mußte, hatte daher unstreitig ein Recht, sich um die Verwaltung der Finanzangelegenheiten der von ihr unterstützten Privatgesellschaft und zugleich um die Art der Verwaltung der mit englischen Truppen eroberten Provinzen zu bekümmern. Dies war um 1773 geschehen, als Lord North an der Spitze des Ministeriums stand. Lord Clive ward damals im Parlamente mit aller der Heftigkeit angeklagt, welche Burke später auch gegen Warren Hastings zu beweisen

Gelegenheit hatte. Dies war zu einer Zeit, als die ostindische Gesellschaft ein Anleihen von 440,000 Pfund vom Parlamente suchte und diese Summe auch wirklich erhielt. Lord North brachte damals einen Gesetzesvorschlag ins Parlament, wodurch er die indischen Angelegenheiten einer Oberaufsicht des Ministeriums unterwarf und dadurch die Protection der Minister, worauf ihre Macht über das Parlament und auf die Wahl desselben besonders beruht, ungemein vermehrte. Dieses erste Staatsgesetz in den Angelegenheiten der ostindischen Gesellschaft ist unter dem Namen der Regulationsbill bekannt.[80])

Durch das Regulationsgesetz ward festgesetzt, daß künftig die Directoren auf je vier Jahre sollten gewählt werden, daß das Stimmrecht in der Versammlung der Eigenthümer an den Besitz der Summe von 1000 Pfund an Aktien sollte geknüpft werden, statt daß vorher schon der Besitz von 500 Pfund ein Stimmrecht gab. Es sollte ferner diesem Gesetze zufolge in Calcutta ein neuer Obergerichtshof errichtet werden, bestehend aus einem Oberrichter und drei Richtern, welche die Krone zu ernennen habe. Endlich sollte künftig in Bengalen ein Generalgouvernement bestehen, dem die andern Präsidentschaften untergeordnet wurden. Der bestehende Rath und der gegenwärtige Statthalter, hieß es darin, sollten zwar bestätigt werden, doch wurden ihnen andere Personen von Seiten der Regierung beigeordnet. In der Folge sollte Niemand mehr von der ostindischen Gesellschaft allein, ohne Befragung und Einwilligung des englischen Ministeriums, zu den höheren Stellen ernannt werden. Bei dieser Gelegenheit ward auch ausgesprochen, daß Clive wegen seines Betragens zur Rechenschaft gezogen werden solle und daß künftig jede Erwerbung von Land und Gebiet, welche im Namen der Gesellschaft gemacht werde, Eigenthum des brittischen Staats sein solle. Dies Gesetz half aber dem Hauptübel, der schlechten Verwaltung, nicht ab, und die Gesellschaft fuhr auf der einen Seite, trotz des Regulativs

---

80) Wir führen die Bill unter dem Titel an, unter dem sie bekannt ist und citirt werden muß; der ausführliche Titel lautet: A bill for establishing certain regulations for the better management of the affairs of the East India company, as well in India as in Europe.

fort, Eroberungen für ihre Rechnung zu machen, und auf der andern dauerten unter Warren Hastings, dem ersten Generalgouverneur, die Geldverlegenheiten fort. Der nachher so furchtbar angeklagte und durch Burkes im Oberhause gehaltene Reden als Unmensch und Tyrann gebrandmarkte Warren Hastings wird übrigens von vielen Schriftstellern wegen seiner Einrichtungen und seiner Verwaltung eben so sehr gepriesen, als von andern gescholten. Die Untersuchungen darüber gehören theils in dieses ausschließend den europäischen Geschichten gewidmete Werk nicht, theils fiel Warren Hastings Prozeß in eine viel spätere Zeit als die, deren Geschichte dieser Band umfaßt.

Schon zur Zeit des vorletzten Ministeriums, also noch unter Lord North, war durch die Klagen über die Regierung der Kaufleute und ihrer Beamten in Indien, noch mehr durch die schlechte Verwaltung der Einnahme und des Handels und wegen des stets aufs neue drohenden Bankerotts die Ueberzeugung allgemein geworden, daß durch die Regulationsbill wenig oder nichts gewonnen sei. Man war zu der Ueberzeugung gekommen, daß das Parlament ernstlich durchgreifen, eine Radicalreform der Gesellschaft und ihrer Verwaltung vornehmen und ganz besonders die Regierung der im siebenjährigen Kriege und nachher erworbenen Provinzen den Kaufleuten ganz entziehen müsse. Den Kaufleuten war nämlich sowohl Rumbold als Warren Hastings ein vortrefflicher Mann. Beide hatten ja von den Maratten und durch die Besiegung des furchtbaren Hyder Ali im Carnatik viel Geld und viel Land gewonnen. Allein die politischen Verbrechen dieser Männer hatten nur sie und die Begünstigten bereichert, den Finanzen der Gesellschaft hatten die auf ihre Kosten erworbenen unermeßlichen Reichthümer mehr geschadet als genützt, sie mußte aufs neue die Staatskasse in Anspruch nehmen. Da das Privilegium (charter) der ostindischen Gesellschaft immer nur auf bestimmte Jahre ertheilt ward, so wollte man schon im Jahre 1780 den Ablauf des Termins im Anfange des folgenden Jahrs (1781) zu einer Veränderung benutzen, doch verlängerte man hernach das Privilegium noch auf eine kurze Zeit und setzte blos einstweilen zwei Ausschüsse nieder, um die indischen Angelegenheiten genau zu untersuchen. In diesen Ausschüssen war schon unter Lord

North der damalige Generaladvokat von Schottland, Dundas, später Lord Melville, eine Hauptperson und auf Antrag der Ausschüsse wurden im Laufe der Jahre 1781 und 1782 allerlei Reformen der Gesellschaft und Abänderungen der Maßregeln der Directoren beschlossen. Diesen Beschlüssen ward auf eine ganz auffallende Weise von Seiten der ostindischen Gesellschaft und ihren Directoren entgegengehandelt. Rumbold sollte einem Parlamentsbeschluß gemäß vor Gericht gestellt werden; das geschah nicht, er starb, ohne daß seine Vergehungen wären gerügt worden. Warren Hastings sollte ebenfalls zurückberufen und angeklagt werden; die Directoren befolgten aber den Parlamentsbeschluß nicht, sie bestätigten ihn im Amte und er setzte seine, eines asiatischen Despoten würdige Regierung noch lange Jahre fort. Die Ursache dieser Verachtung der Verordnungen des Parlaments war, daß Niemand mehr über die Ausführung der Beschlüsse wachen konnte, seitdem der eine Ausschuß, der zur bessern Einrichtung von Recht und Gericht in Indien und zur Untersuchung der Ursache des Kriegs im Carnatic bestellt war, sich aufgelöset hatte. Der andere zur neuen Organisation bestellte Ausschuß dauerte fort, brachte aber den von ihm gebilligten, von Dundas entworfenen Reformationsvorschlag erst ans Parlament, als sich schon alle Umstände geändert hatten.

Der von Dundas ausgearbeitete Bericht kam nämlich erst 1783 ans Parlament, als der Verfasser desselben schon neben Pitt in der Opposition seinen Platz genommen hatte. Der Vorschlag, der in diesem Bericht enthalten war, wurde daher verworfen und Fox versprach, eine Totalreform vorzuschlagen. Pitt und seine Freunde stimmten übrigens mit ihren Gegnern darin überein, daß man den Uebeln der Verwaltung und der Regierung nur dadurch abhelfen könne, daß man die ostindische Gesellschaft unter die Vormundschaft der brittischen Regierung bringe. Fox schlug zu diesem Zwecke im November 1783 zwei Gesetze vor, welche seine Absicht, das Ministerium und sogar das Parlament ganz vom Könige und auch vom Volke unabhängig zu machen und fortdauernd unter dem Einfluß der Coalition zu erhalten, so schlau unter der Form der Verbesserung der Einrichtung einer Handelsgesellschaft versteckte, daß sehr wenige Staatsmänner den eigent-

lichen Sinn der Vorschläge errielhen, den der König nicht einmal ahnete. Das eine der vorgeschlagenen Gesetze enthielt nämlich die weisesten, gerechtesten, mildesten und vortrefflichsten Bestimmungen über Verwaltung von Gericht, Regierung und Recht in Indien, wodurch allen bisherigen Beschwerden über englische Brutalität und Bedrückung der Indier abgeholfen werden sollte. Das Andere enthielt die Einrichtung der Gesellschaft selbst. Das Eine hat mit der Geschichte, die wir hier behandeln, nichts zu thun, so wichtig die Kenntniß desselben auch in andern Beziehungen ist, das andere mit dem Ersten unzertrennlich Verbundene führte dagegen den Sturz des Coalitionsministeriums herbei. Es unterwarf nämlich nicht blos die Compagnie der Aufsicht des Ministeriums, was jedermann wünschte, sondern es richtete die neue Ordnung der Gesellschaft so ein, daß dadurch die Auflösung des Ministeriums dem Könige unmöglich werden mußte.

Das Monopol der Gesellschaft, welches erst in unsern Tagen aufgehoben worden ist, sollte nach Fox Vorschlag fortdauern, auch war nichts darüber bestimmt, ob die Territorialrechte der Gesellschaft bleiben oder der Krone überlassen werden sollten. Ausdrücklich festgesetzt ward dagegen, daß den Direktoren und den sogenannten Eigenthümern oder Besitzern von tausend Pfund an Aktien, von denen die Direktoren gewählt wurden, die ganze Verwaltung, sowohl des Handels als der Regierungsangelegenheiten der von der Gesellschaft besetzten und eroberten Provinzen entzogen werden solle. Die Verwaltung, die Ernennung der Beamten und Angestellten, das Recht des Kriegs und des Friedens ward durch die Art, wie die Commissarien, denen Alles dieses überlassen werden sollte, bestellt und mit der Landesregierung und dem Parlament in Verbindung gebracht wurden, dem Ministerium überlassen. Fox wollte die oberste Leitung der indischen Geschäfte an sieben Mitglieder aus den in England durch Landbesitz oder Geldreichthum angesehensten englischen Familien, die Ausführung der von diesen gegebenen Verordnungen oder gemachten Einrichtungen an neun Direktoren der Handelsgesellschaft übertragen lassen. Auf welche Weise Fox durch die sieben zur Anordnung der indischen Angelegenheiten bestellten Commissarien das bestehende Ministerium erhalten und durch dasselbe vermöge der von

ihnen ganz abhängigen Wahlen (den Einfluß von Geld und Landbesitz auf die Wahlen kennt jetzt Jedermann aus den Parlamentsdebatten) die Coalition in eine Oligarchie verwandeln wollte, zeigen schon die Namen derer, die er vorschlug. Es waren: der Graf Fitzwilliam, der Viscount Lewisham, der Erbgraf Montague, der älteste Sohn des Lord North (August), die Baronets Elliot und Fletcher und der Junker Robert Gregory. Diese Männer waren aus denselben Familien, welche auch das Ministerium erobert hatten, und sie waren gerade in eben dem Verhältniß gewählt, in welchem die Coalition das erstürmte Ministerium unter sich getheilt hatte.

Fox versteckte übrigens, wenn er auch, als er die Namen der Commissarien nannte, ganz offen zeigen mußte, daß man die Herrschaft des Ministeriums viel weiter ausbreiten wolle als bisher geschehen war, die Absicht, dessen Herrschaft auf sehr lange Zeit zu befestigen, durch allerlei künstliche Kreuz- und Querbestimmungen. Es ward nämlich, was bloße Täuschung war, in dem Vorschlage nur fürs Erste die Ernennung der Commissarien dem Parlament, d. h. dem Ministerium, unter dessen Einfluß dieses gewählt war, überlassen, in der Folge sollten sie von den Actionärs gewählt werden. Den Actionärs war aber dadurch das Schwert über den Nacken gehängt, daß die ganze Verfügung nur auf kurze Zeit gelten sollte. Um nämlich dem Geschrei, daß die Minister einen Eingriff ins Eigenthum thäten, entgegen zu gehen, ward vorgeschlagen, daß die Parlamentsacte, wodurch der ostindischen Gesellschaft ihr Privilegium entzogen ward, nur auf vier Jahre gültig sein solle; auf diese Weise behielt man die Actionärs fortdauernd in der Hand. Durch diese Bestimmung fesselte man zugleich das folgende Parlament an die Coalition. Da nämlich erst nach vier Jahren über die Fortdauer der ganzen Maßregel ein Beschluß gefaßt werden sollte, so fiel die Wahl eines neuen Parlaments in diese Zeit und Alle, die ein Interesse bei dem einmal Eingerichteten hatten, waren genöthigt Alles aufzubieten, das Parlament aufs Neue nach dem Willen der Minister zusammenzusetzen. 81)

---

81) Man wird in Pitts Reden näher und bestimmter das entwickelt finden, was wir nur im Allgemeinen angegeben haben: Fox wolle König, Par-

Die Absicht der India-Bill entging Niemanden. Nur König Georg, zu dem Niemand gelassen wurde, der nicht durch das Herkommen dazu berechtigt war, ahnete nichts, obgleich der König in dieser Zeit mit der Opposition in ununterbrochenem Verkehr war. Hätte er nur Pitts Reden in einer Zeitung aufmerksam gelesen, so hätte er wissen müssen, daß dieser und seine Freunde öffentlich im Parlament sagten, daß er durch diesen Vorschlag ein Untergebener seiner eigenen Minister werden solle. Er hatte den Vorschlag nur gebilligt, weil er nicht im Stande war, die verborgene Absicht desselben zu entdecken, in der kurzen, den oft angeführten Briefen der Grenvilles beigefügten historischen Notiz wird Burke als Fabrikant derselben genannt.[82]) (1. 282.) Die Bill ward mit einer bei so wichtigen Dingen unerhörten Eile im Unterhause drei Mal hinter einander verlesen und jedes Mal mit einer Mehrheit von hundert und vierzehn Stimmen angenommen, so daß sie schon am 9. December ans Oberhaus gebracht werden konnte. Auch hier nahmen sich bei der ersten Lesung am 9. Lord Temple und der Herzog von Richmond als Gegner der Coalition und Lord Thurlow als Freund des Königs der in ihren Grundlagen bedrohten Constitution vergebens an, das Gesetz erhielt die Zustimmung der Pairs, obgleich Lord Temple, vom Herzog von Richmond unterstützt, den Ministern schändlichen Volks- und Königsverrath vorwarf.[83]) Auch Lord Thurlow, der als Mitglied des

---

lament und Volk einer Partei aufopfern. Er wolle die bestehende schmähliche Coalition von Liberalen und Oligarchen zu einer solchen Größe erheben, daß kein Wechsel, keine veränderte Verbindung der Umstände sie stürzen, oder auch nur ihr Ansehen schwächen könne.

82) The main object of the East India bill, heißt es dort, was to withdraw from the Company the entire administration of the civil and commercial affairs of India and to vest it in a board of commissionery, who should be nominated by Parliament and rendered perfectly independent of the crown. *The scheme is said to have been divised by Mr. Burke.* But even the paternity of Mr. Burke could not mitigate the odium that was heaped upon it by the Pitt and Grenville party.

83) Er sagt wörtlich: That he was happy to embrace the first opportunity of entering his protest against so *infamous* a bill — — against a stretch of power so truly alarming, and that went near to seize upon the most inestimable part of our constitution — *our chartered rights.*

geheimen Raths vorher dem Könige den ersten an ihn gelangten Wink über die eigentliche Absicht der beiden Vorschläge, der von seinen Ministern bestellten Commission gegeben hatte, suchte in seiner heftigen Rede Alle, die irgend mit dem ostindischen Handel etwas zu thun hatten, gegen die vom Unterhause beschlossene Maßregel aufzuregen.[84]) Alles war vergeblich, die Bill ging nicht blos am 9. Dezember, sondern auch bei der zweiten Lesung am 15. mit sieben und achtzig gegen neun und siebenzig Stimmen durch, und das Ministerium hielt seine Sache für gewonnen, weil die dritte Lesung nach dem Ausgange der beiden andern zu urtheilen eine leere Form schien.

Zwischen der ersten und zweiten Lesung der Bill hatte indessen am 11. Graf Temple dem Könige endlich über die wahre Absicht der Minister bei der mit soviel Eile durch beide Häuser getriebenen Bill die Augen geöffnet und ihn in einer bis dahin nie vorgekommenen Sache auch zu einem ganz unerhörten Schritt gebracht. Der König nämlich, im Schrecken über die ihm bevorstehende Beschränkung der freien Wahl seiner Minister, bat den Grafen, den gefährlichen und nach den Grundsätzen der englischen Constitution unerlaubten Schritt zu thun, seine (des Königs) persönlichen Freunde zu beschwören, dem verhaßten Vorschlage bei der dritten Abstimmung ihre Stimmen zu versagen. Um Glauben zu finden hatte Lord Temple dazu einer Vollmacht nöthig. Der König schrieb deßhalb ein Billet (a card), welches er dem Grafen in geheimer Audienz zustellte, worin er durch seinen Namenszug bescheinigte: „Daß er dem Grafen Temple erlaube, den Freunden des Königs unter den Pairs zu sagen, daß Jeder von ihnen, der für die India-Bill seiner Minister stimme, nicht nur sein Freund nicht sein könne, sondern auch als sein Feind von ihm betrachtet

84) Er sagte: Die Bill wäre eine entsetzliche Verletzung alles Privateigenthums, ein Unternehmen, das jedem Engländer durch die Seele ginge und das sich durch nichts als durch die dringendste Nothwendigkeit entschuldigen ließe. Diese Nothwendigkeit müßte durch Beweise vor den Schranken des Hauses dargethan werden, nicht durch Berichte eines Ausschusses des Unterhauses, denen er so viel Glauben schenke, als dem Leben des Robinson Crusoe.

werde. Wenn diese Worte nicht stark genug sein sollten, so möge Lord Temple solche Worte gebrauchen, welche stärker oder dem Zwecke angemessener wären." Diese gewöhnliche Erzählung des Hergangs der Sache wird in dem oft angeführten Buche (the court and cabinets etc.) als ganz unwahrscheinlich bestritten. Es wird dort bewiesen, daß Lord Temple dem Könige längst die Augen geöffnet gehabt, daß er ihm aber gerathen, mit dem Aeußersten zu warten bis sich zeige, wie die Pairskammer die Sache behandeln werde. Daß die Sache sich so verhalte und daß Lord Temple absichtlich den unerhörten und unstreitig als rettende That (coup d'état) zu betrachtenden Schritt des Königs bis auf den letzten Augenblick verschoben habe, beweist das zum Theil von Lord Temple eigenhändig geschriebene Memorandum vom 1. Dezember.

Die Bischöfe und alle die, welche mit dem Hofe in näherer Verbindung standen oder den König persönlich und als Privatmann achteten, wollten ihn nicht offenbar und persönlich beleidigen, wenn sie auch politisch nicht mit ihm auf einem Wege waren, sie mußten schicklicher Weise also bei der dritten Lesung am 17. auf den ausdrücklichen Willen des Königs Rücksicht nehmen. Auch des Königs ältester Sohn, der Prinz von Wales, der am 15. eine der acht Stimmen der Mehrheit für die Minister abgegeben hatte, konnte doch, ohne allen Anstand zu vergessen, dem ausdrücklichen Befehl seines Vaters nicht widerstreben, er blieb bei der dritten Abstimmung weg. Dadurch ward die Verwerfung der Bill bei der dritten Lesung entschieden [85]) und der König gerieth mit seinen eignen Ministern in offnen Krieg, ohne daß sich ihm eine Möglichkeit zeigte, ohne sie zu regieren. Oberhaus und Unterhaus wurden dadurch förmlich entzweit, die Minister und ihre Freunde wütheten ärger und gröber in ihren Reden im Parlament gegen den König und die Pairs, als je vorher Wilkes, oder der Verfasser von Junius Briefen, oder der demokratische Lordmayor, oder auch der über Schicklichkeit und Wahl der Ausdrücke

---

85) Wer das Einzelne und die Namen derer, die am 17. ihre Stimmen gegen die Bill gaben oder geben ließen (by proxy), nachdem sie am 9. und 15. dafür gestimmt hatten, wissen will, der lese Wraxall Vol. II. pag. 458—60.

niemals ängstlich besorgte Gemeinderath von London gethan hatten. Ein Mitglied des Parlaments überbot immer das Andere durch Heftigkeit der anträge und beleidigende Reden.

Ein ministerielles Parlamentsglied, Backer, den man zu den leichten Truppen dieses Kriegs zählen muß, trug zuerst darauf an, daß das Parlament erklären solle, daß Lord Temple durch Vorzeigung des königlichen Billets im Oberhause ein schweres Staatsverbrechen begangen habe. Dieser Vorschlag ward angenommen.[86]) Nach ihm trat Fox auf und hielt eine Rede, wie sie um 1792 schwerlich einer der Girondisten in der französischen legislativen Versammlung gehalten hat, und doch war Fox damals Minister desselben Königs, den er öffentlich in dieser Rede heftig schmähte. Er griff zugleich das Oberhaus furchtbar an. Fox klagt sowohl die Pairs als den König einer Conspiration gegen die Mehrheit der Mitglieder des Unterhauses an und geht so weit, daß er von denjenigen Gliedern des Oberhauses, welche gegen den vom Unterhause gebilligten Vorschlag gestimmt hatten, sagt: Es wären des Tiberius Prätorianer, oder vielmehr Janitscharen, die auf ihres Sultans Befehl seine Bill strangulirt hätten. Dabei richtete er sich besonders gegen Pitt und klagte ihn an, daß er auf eine unredliche Weise sich des Ministeriums zu bemächtigen suche. Lord Temple wirft er vor, daß er eine Art Rescript, wie es Tiberius von Capri aus gegen Sejanus an den Senat geschickt, gegen seine Bill ans Oberhaus gebracht habe.

Lord Temple und William Pitt waren allerdings schon damals im Stillen Rathgeber des Königs, auch ließen sie sich weder durch die heftigen Beschlüsse, die das Unterhaus in dieser ersten stürmischen Sitzung faßte, noch durch die drohenden Anstalten für eine folgende erschrecken, obgleich alle Beschlüsse ganz im Sinne und nach den Anträgen der Coalition mit einer Stimmenmehrheit von dreiundsiebenzig Stimmen gefaßt wurden. Pitt hatte schon in der Sitzung vom 17. Dezember die Minister aufgefordert, ihre

86) That to report the opinion or pretended opinion of the king upon any bill or other proceeding, depending in either house of parliament, with a view to influence the vote of the member, *was a high crime and misdemeanor.*

Entlassung einzureichen; er war schon damals Willens, im Vertrauen auf die durch Flugschriften und Zeitungen zu erregende Besorgniß für die Constitution, auf den Widerwillen gegen die Coalition und auf das Geschrei gegen den Eingriff ins Privateigenthum, den das Ministerium gewagt habe, sich in den Kampf mit dem Parlamente muthig einzulassen. Auch der König erwartete nach den heftigen Ausfällen auf ihn, welche sich die Minister am 17. im Parlamente erlaubt hatten, daß sie am folgenden Tage ihre Entlassung fordern würden, er wartete aber den ganzen achtzehnten hindurch vergebens darauf. Als sie nicht erschienen, sendete er endlich um Mitternacht einen Botschafter an sie, der sie ersuchte, dem Könige die Siegel durch die Unterstaatssecretärs zustellen zu lassen, ihn selbst aber mit ihrer Gegenwart zu verschonen. Um ein Uhr Nachts erhielt dann der König die Siegel, welche Lord Temple einstweilen in Verwahrung nahm; erst am folgenden Morgen wurden die sämmtlichen Glieder des Cabinets verabschiedet.

Die Briefe, durch welche die Glieder des Ministeriums entlassen wurden, hatte zwar Lord Temple unterzeichnet; Pitt aber war es, der am 19. in seinem vier und zwanzigsten Jahr die Leitung der Geschäfte übernahm, indem er die Stelle eines ersten Lords der Schatzkammer mit der eines Kanzlers des Schatzgerichts vereinigte. Dabei duldete er auch nicht einmal Lord Temples Einfluß neben dem seinigen. Lord Temple nämlich ward zwar anfangs Staatssecretär, schied aber schon nach drei Tagen aus, weil Pitt weder sein Verfahren in Irland billigen, noch die von ihm Empfohlnen anstellen, noch ihm ein Zeichen des königlichen Wohlwollens wegen der in der letzten Zeit geleisteten Dienste verschaffen wollte. In einem Briefe vom 29. Dez. (I. 297) spricht er sich heftig gegen Pitt aus. Es ward bei der Gelegenheit eine so große Veränderung in Rücksicht der Personen, welche Stellen bekleideten, vorgenommen, wie selbst im Jahre 1782 nicht geschehen war.

Nach den durchgreifenden Veränderungen bei den Stellen am Hofe und im Staate erwartete jedermann eine Auflösung des Parlaments, weil das Coalitionsparlament sich jedem Vorschlage des neuen Ministeriums widersetzte und zu fürchten war, daß es

auch die Bewilligung des stehenden Heers und des Budget verweigere. Pitt hielt daher für nöthig, den Streit so lange fortzusetzen, bis er so viele große Herrn und so viele Stimmen im Publikum gewonnen hätte, daß man nicht wagen dürfe, das lange verschobene Budget ganz zu verweigern. Ueber den Punkt der Auflösung des Parlaments waren übrigens Pitt und Lord Temple völlig einig, nicht aber über die Zeit, wann diese vorgenommen werden sollte, und der Erfolg der Maßregel, worauf Pitt hartnäckig bestand, hat bewiesen, daß er schon damals den politischen Takt besaß, den er in der folgenden Zeit bei jeder Gelegenheit bewährt hat. Pitt wollte das Parlament durch drohende Auflösung fortdauernd in Schrecken halten, bis es nicht mehr wage, die Acte wegen des stehenden Heers (Mutiny act) und das Budget zu versagen; Lord Temple wollte es sogleich entlassen; er schied als Pitt nicht zustimmte schon nach drei Tagen aus dem kaum erst gebildeten Ministerium. Von diesem Augenblick an boten besonders Pitt und Dundas im Unterhause dem Sturme Trotz. Lord Thurlow als Kanzler hatte im Oberhause einen weniger heftigen Kampf, weil die Pairs, welche die Mehrheit gegen die Indiabill gebildet hatten, ihre eigne Sache verfechten mußten. Das Parlament hatte die Auflösung gefürchtet, und noch ehe das Kabinet gebildet war, suchte es am 22. Dezember Vertagung und Auflösung durch eine sehr heftige Adresse zu hindern. Pitt selbst war an dem Tage nicht anwesend, er ließ aber in seinem Namen feierlich erklären, daß er weder daran denke, das Parlament aufzulösen, noch es zu vertagen. Nichtsdestoweniger ward mit einer solchen Mehrheit der Stimmen, daß man eine Zählung unnöthig fand, die heftigste Adresse an den König gemacht, welche seit der Zeit der Revolution an einen brittischen Regenten je war gemacht worden.[87])

87) Das Parlament wolle, heißt es, Sr. Majestät unterthänig vorstellen, daß ein gefährliches Gerücht von einer bevorstehenden Auflösung des Parlaments verbreitet werde. Davon seien aber die größten Schwierigkeiten und die gefährlichsten Folgen zu befürchten, denn die Erhaltung des öffentlichen Credits, die Erhebung der Abgaben, die Abstellung der in der Regierung von Ostindien eingerissenen Mißbräuche, der Zustand der Finanzen der Compagnie erforderten die unmittelbare Hülfe des Parlaments. Es wäre das Verderblichste zu befürchten, wenn besonders die indischen Angelegenheiten

Diese Adresse ward dem Könige von einer sehr zahlreichen Deputation überreicht, der ganze Anhang der Coalition soll unartig genug gewesen sein, bei der Gelegenheit in Masse vor dem Könige zu erscheinen, der dadurch geärgert werden sollte. Da gleich hernach die Festtage eine Pause der Parlamentssitzungen von selbst herbeiführten, so begnügte sich der leitende Minister, eine ausweichende, übrigens aber ganz freundliche Antwort geben zu lassen, welche indessen so gefaßt war, daß die Furcht einer Auflösung fortdauern mußte. Als sich das Parlament am 12. Januar 1784 wieder versammelte, erließ es hinter einander fünf oder sechs Erklärungen, eine heftiger als die andere, gegen das Ministerium. Unter diesen Erklärungen des Parlaments war eine, worin es hieß: „Bei der gegenwärtigen Lage der Staaten der Majestät sei durchaus eine Regierung nöthig, welche das Vertrauen des Parlaments und des Publikums habe." Pitt, obgleich er fortdauernd die Mehrheit im Unterhause gegen sich hatte, blieb im Ministerium, behielt seinen Gang bei, ließ das Volk auf jede Weise bearbeiten und bemächtigte sich vorerst der Mehrheit im Oberhause, bis sich, wie er fest erwartete daß geschehen werde, das ganze Publikum von seinen Gegnern abgewendet habe. Der Herzog von Rutland und Graf Gower, hernach Marquis von Strafford, schlossen sich mit ihrem Anhange an Pitt an, den andern Pairs zeigte er sich auf dieselbe Weise conservativ, wie er sich hernach immer bewiesen hat, und alle die Herrn erkannten in ihm den Erhalter ihrer Vorrechte und den der alten für sie guten Zeit. Das Unterhaus versuchte indessen um so mehr das Aeußerste, als sich seit der Zeit, daß Rutland und Gower übergetreten waren, das Ministerium auf das Oberhaus stützte und auch die Stimmung des Publikums sich zu Gunsten des Königs wendete.

---

einem neuen Parlamente überlassen werden sollten, welches durch die langen und verwickelten Untersuchungen, welche das gegenwärtige beschäftigt hätten, nicht vorbereitet wäre. Der Schluß enthielt den heftigen Theil: Das Haus ersuche Se. Majestät in Unterthänigkeit, den Vorschlägen desselben, nicht aber den geheimen Rathschlägen besonderer Personen Gehör zu geben, welche eigne Privatvortheile, unterschieden von dem wahren Besten des Königs und seines Volks, haben könnten.

Am 16. Januar ward Lord Karl Spencers Vorschlag angenommen, daß das Haus erklären solle: „die Fortdauer des gegenwärtigen Ministeriums, zu dem das Parlament kein Vertrauen habe, sei verfassungswidrig;" allein schon bei dieser Gelegenheit offenbarte sich, daß der Anhang der Coalition sich vermindert und Pitt den käuflichen Mitgliedern bessern Lohn geboten habe. Die frühere Mehrheit der Opposition, welche vier und fünfzig betrug, war auf ein und zwanzig herabgesunken; doch war Pitt in solcher Verlegenheit, daß er mit dem Herzog von Portland in Unterhandlung trat. Als dieser aber keck genug war, zu fordern, daß er abtrete, brach er diese Unterhandlung ab. Gleich hernach versuchte er seiner Seits eine Indiabill durchs Parlament zu bringen, weil der Zustand der ostindischen Gesellschaft eine neue Verordnung dringend nöthig machte. Diese Bill ward nicht, wie man erwartet hatte, gleich bei der ersten Lesung verworfen, sondern erst bei der zweiten, und auch dann nur mit einer Mehrheit von acht Stimmen. Dies war am 23. Januar; seitdem wurden von allen Ecken und Enden die in solchen Fällen gewöhnlichen Adressen gegen Fox Indiabill eingereicht, das Parlament und der König mit Vorstellungen zu Gunsten des Ministeriums und gegen die Mehrheit im Unterhause bestürmt, und die im Parlament streitenden Parteien sahen sich genöthigt, einige Zeit hindurch den Schein anzunehmen, als wenn sie eine Versöhnung durch ein gemischtes Ministerium bewirken wollten. Die Versuche, welche von Ende Januar bis Mitte Februar in dieser Beziehung gemacht wurden (mit denen es schwerlich Ernst war), scheinen uns der englischen Specialgeschichte anzugehören. Für unsern Zweck, eine Uebersicht der europäischen allgemeinen Geschichte zu geben, ist es genug, wenn wir den Weg bezeichnen, auf welchem unter Pitt die Aristokratie über den König siegte, ihn von dem Einfluß, den er seit 1763 gesucht und zum Theil erhalten hatte, ganz ausschloß und zugleich auch das demokratische Streben, welches Fox einigermaßen begünstigt hatte, unterdrückte.

Das Oberhaus fühlte sich schon im Anfange Februar mächtig genug durch die öffentliche Meinung, um sich in einen Streit mit dem Unterhause einzulassen. Es ließ die Erklärung ausgehen: daß es der Verfassung zuwider sei, wenn es eins von beiden Häu=

fern sich eine im Gesetz nicht enthaltene (discretionary) Macht anmaße; es sei ein ganz unbestreitbares Vorrecht des Königs, ohne jemand zu befragen, die höchsten Beamten der Regierung zu bestellen, und das Oberhaus habe allen Grund, das festeste Vertrauen in den König zu setzen, wenn von Ausübung dieses Vorrechts die Rede sei. Dadurch sah sich das Unterhaus genöthigt, den Schein der Verletzung der Constitution, worauf die Nation sehr eifersüchtig ist, von sich abzuwenden und zu erklären, daß es erstlich sich nie angemaßt habe, ein Recht zu haben, die Gesetze zu suspendiren. Zweitens, daß es jedoch ganz mit den Gesetzen und dem Gebrauche übereinstimmend sei, wenn sich das Unterhaus über die Anwendung eines Vorzugsrechts ausspräche. Hernach ward der durch die Unterhandlungen der Coalition mit der ministeriellen Partei bis in die Mitte Februar verzögerte offne Krieg am 20. Februar wieder begonnen.

An diesem Tage ward eine neue Adresse an den König gerichtet, worin er dringend gebeten ward, sein Ministerium zu ändern.[88]) Als auch auf diese Adresse eine freundliche aber ablehnende Antwort erfolgte, schien zwar Fox im folgenden Monat geneigt, die Militärbill und das bis dahin von einer Woche zur andern verschobene Budget zu verweigern, er erkannte aber schon im Anfange März, daß sein Anhang nicht geneigt sei, ihm bis zum Aeußersten zu folgen. Am ersten März nämlich erließ das Parlament einen förmlichen und bestimmten Beschluß (resolution), worin es dieses Mal ganz ausdrücklich die Entlassung der Minister vom Könige forderte.[89]) Diese letzte Resolution des Parlaments konnte Pitt um so ruhiger vom Könige freundlich, wenn gleich ablehnend, beantworten lassen, als er schon damals ganz sicher wußte, daß auch das bisherige, ihm durchaus feindliche Parlament nicht mehr wagen werde, durch eine Versagung seiner Stimmen

---

88) Die Worte der Resolution sind: That the continuance of the present ministers in trust of the highest importance and respectability was contrary to the principles of the constitution and injurious to the interests of the king and the people.

89) The house humbly prays his Majesty, that he will be graciously pleased, to lay the foundation of a strong and stable government by the previous removal of his present ministers.

den ganzen Gang der Verwaltung zu hemmen. Dies ward in der That öffentlich kund, als For auch nach der letzten Antwort des Königs eine neue Vorstellung und Beschwerde im Parlament durchsetzte. Diese Vorstellung war heftiger, ausführlicher, mehr mit anscheinenden Gründen unterstützt, als eine der vorigen,[90]) da sie aber nur mit der Mehrheit einer einzigen Stimme angenommen ward, so mußte For wohl erkennen, daß es klug sei, den Kampf vorerst wenigstens nicht lebhafter zu treiben, um nicht selbst die Auflösung des Parlaments herbei zu führen.

Dies war ein Signal für Alle, die nur irgend möglich fanden, Aufnahme zu erhalten, sich an das neue Ministerium anzuschließen, da an eine Verweigerung des Budget nicht mehr zu denken war. Die Zeitungen hatten damals gegen For Indiabill und gegen den Eingriff ins Eigenthumsrecht, den man der Coalition vorwarf, den Unwillen der Nation rege gemacht und niemand zweifelte mehr, daß die Gunst des Volks sich von For abgewendet hätte. Pitt übereilte sich indessen nicht, er legte, auch nachdem die bisher immer verschobene Hauptsache wegen Einnahmen und Ausgaben am 9. März entschieden war, dem Parlament noch andere Dinge vor und vertagte es erst am 24. Am folgenden, 25., ward dann endlich das Parlament der Coalition entlassen und neue Wahlen angeordnet. Bei der Gelegenheit erlaubte sich freilich Pitts Partei bei der Wahl in Westminster einige Schritte, welche dem Gesetze entgegen waren, weil sie For aus dem Wahlbezirk der größten Stadt drängen und ihn auf eine schottische Insel beschränken wollte. Die Wahlen waren indessen doch im Allgemeinen der Coalition entgegen, und Pitt würde im neuen Parlament noch viel bedeutenderen Einfluß erhalten haben als er erhielt, wenn nicht der König und sein Sohn, der Thronerbe, in offnem Zwist gelebt hätten. Da sich For und

90) Die lange Vorstellung an den König, welche mehre Seiten füllt, beginnt mit den Worten: Wir bezeigen unsere Betrübniß, daß, da Sr. Majestät väterliche Güte Se. Majestät bewogen hatte, sich von den Vortheilen zu überzeugen, welches aus einer Administration, wie wir sie in unserer Resolution angegeben hatten, entstehen könne, dennoch Se. Majestät sich verleiten lassen, die Meinungen einzelner Personen dem wiederholten Rathe der im Parlamente versammelten Repräsentanten seines Volks in Ansehung der Mittel einen so erwünschten Zweck zu erlangen, vorzuziehen u. s. w.

Sheridan des Prinzen von Wales annahmen, so mußte Pitt die persönliche Angelegenheit des Königs auch zur Seinigen machen, das erschwerte ihm hernach sein Geschäft.

Die Geschichte des neuen Ministeriums und des Parlaments, von dem es unterstützt ward, gehört in diese Periode nicht, sondern in die Zeit der Revolution, einige wenige Bemerkungen mögen daher diesen Abschnitt beschließen. Zuerst ward Pitts zweite Indiabill, vermöge deren die Oberaufsicht (Control) über die ostindischen Angelegenheiten und über die ostindische Gesellschaft an das Ministerium kam, gleich anfangs im neuen Parlamente angenommen. Dadurch ward die Protection, wurden alle Vortheile und Stellen, über welche die ostindische Compagnie verfügen konnte, nicht wie Fox gewollt hatte, an ein einzelnes Ministerium, sondern an jedes nach der gewöhnlichen Ordnung bestellte, gebracht. Hernach begann unter Pitt, dessen jetzt der König gar nicht entbehren konnte, wenn er nicht seinen Feinden, die sich seines Sohns, des Prinzen von Wales, bemächtigt hatten und für dessen Schulden und Aufwand im Parlament schöne Reden hielten, in die Hände fallen wollte, langsam und vorsichtig eine aristokratische, oder, wenn man will, conservative Bewegung, welche der demokratischen, der wir bisher seit 1763 gefolgt sind, gerade entgegensetzt war. Diese Bewegung rückwärts, oder mit andern Worten die Sorge, alle alten Mißbräuche, alle überflüssigen Pensionen, alle Vorzugsrechte gewisser Familien bei einträglichen und ehrenvollen Stellen in Flotte und Heer, alle faulen Wahlflecken, alle Sinecuren und unnützen Pfründen, alle wesentlichen Stücke der, wie es immer heißt, beglückenden Verfassung als ehrwürdige Reste des Mittelalters aufrecht zu erhalten, wuchs seit 1784 in England in eben dem Maße, als auf dem festen Lande am Ende des Jahrhunderts alles Alte zu verschwinden drohte. Daher kam es, daß sich hernach Bonaparte und Pitt seit 1800, wie die neue und die alte Zeit, wie ein strenger militärischer Monarch und das Haupt einer aus Kaufleuten, Hierarchen und Dynasten der Zeit des Feudalismus bestehenden Aristokratie so entgegenstanden, wie die Republikaner Frankreichs sich dem, was sie Pitt und Coburg nannten, entgegenstellten.

Zweites Kapitel.

Zeiten der unruhigen Bewegung im Innern der Staaten des festen Landes bis auf die ersten Anzeichen der französischen Revolution.

§. 1.

Kaiser Joseph II. vom Tode seiner Mutter bis auf den Türkenkrieg.

Joseph II. wollte mit monarchischer Gewalt bewirken, was man in andern monarchischen Staaten mit Gewalt zu hindern sucht; er gerieth daher aus einem ganz entgegengesetzten Grunde als andere Autokraten mit dem Volke und mit dem Zeitgeiste in Zwist. Er wollte Verwaltung, Regierung und Unterricht, Erziehung und Einrichtung des Religionsverhältnisses, wie die Gesetzgebung und die Rechtspflege seiner Staaten verändern; das war freilich ohne Revolution und ohne das Volk zu Rathe zu ziehen unmöglich, und das Volk wollte Joseph nicht befragen. Josephs Geschichte ist daher die lange Leidensgeschichte eines Fürsten, der, vom besten Willen beseelt, mit dem Bestehenden kämpft, ohne Gehülfen und Bundsgenossen zu finden, oder auch nur zu suchen. Er setzte seinen eignen gesunden Verstand dem Herkommen und Schlendrian, der Politik, dem Pedantismus, der Rechtswissenschaft, dem herrschenden Aberglauben, der Verfassung sogar und allen Urkunden entgegen; er mußte daher oft wider seinen Willen zum Tyrannen werden, um auch nur sogar die Einrichtungen durchzusetzen, deren sich bis auf den heutigen Tag die Verständigen in Oesterreich freuen. Er allein ist seit Maximilian II. im Stande gewesen, einmal wieder ein dämmerndes Licht zu verbreiten; dieses Licht ist es, dessen sich die Freunde des Fortschreitens in Oesterreich jetzt doppelt freuen und wegen dessen sie den Kaiser noch jetzt im Stillen segnen. Sie erlangten diese Vortheile nicht immer ohne einige Ungerechtigkeit und Härte von

seiner Seite; Radicalreformen sind aber unvermeidlich mit temporärer Ungerechtigkeit und Härte verbunden.

Gleich beim Antritt seiner Regierung am 28. Nov. 1780 kündigte er an, daß er, auf das Bewußtsein seiner guten Absicht als Herrscher vertrauend, ohne Rücksicht auf Vorurtheile und Vorrechte der verschiedenen Völker und Stämme seines Reichs, nur das Wohl der Gesammtheit im Auge haben werde. Das hieß mit andern Worten, er werde die Bevollmächtigten der Böhmen, Ungarn u. s. w. nicht befragen, sondern sie wie die germanischen Stämme seiner Unterthanen nach seiner deutschen Ansicht behandeln. Er wollte nicht einmal vom Palladium der Ungarn, von ihrer heiligen Krone und ihrer Verfassung etwas wissen, ließ sich auch nicht nach altem Brauch als Madscharenkönig krönen; daraus zogen sie für ihre Verfassung eine höchst ungünstige Vorbedeutung. In Belgien schien er anfangs das Vorurtheil scheuen zu wollen, weil ihn Tractate mit den Bürgen des Utrechter Friedens fesselten. Er ließ sich nämlich als Herzog oder als Graf der verschiedenen Provinzen Belgiens persönlich huldigen und auf die bestehende Verfassung verpflichten. Schon damals (Juli 1781) schrieb er jedoch, nachdem er im vorigen Monat (Juni) Holland und besonders Amsterdam unter dem Namen eines Grafen von Falkenstein besucht hatte, den großen Unterschied der Gewerbsamkeit und des Wohlstandes, den er zwischen den sieben Provinzen und den belgischen beobachtete, ganz allein der in Belgien fortbestehenden Verfassung des Mittelalters, der Hierarchie und der Feudalität zu. In Wien machte hernach Joseph der seit undenklicher Zeit hergebrachten und unter Franz II. völlig wieder hergestellten Regierung der großen Familien und der Anstellung einer großen Anzahl vornehmer Herrn, welche die Geschäfte durch die untergeordneten Beamten, oder durch ihre Secretärs, oder auch gar nicht besorgten, plötzlich ein Ende. Er richtete keine neue Hierarchie der Verwaltung ein, weil er mit Recht niemanden ganz traute, er wollte außerdem Alles selbst sehen, anhören und leiten, was unmöglich war. Er umgab sich in seinem Kabinet bloß mit Secretären,[91]) hörte

91) Der Kaiser, heißt es in dem Beitrage zur Charakteristik und Regierungsgeschichte der Kaiser Joseph II., Leopold II.

selbst jedermann an und war Tag und Nacht thätig; aber er vergaß, daß Harun Alraschids im Orient berühmtes Regierungssystem im Occident durchaus unanwendbar sei. Die Ankündigung des einen und untheilbaren österreichischen Reichs, die er ausgehen ließ, erschreckte daher auch die Ungarn, Böhmen, Belgier, Lombarden nicht weniger, als die Ankündigung der einen und untheilbaren helvetischen Republik um 1798 die mehrsten Cantons der Schweiz. Den Ungarn, oder doch einem ungarischen Magnaten, erklärt Joseph in dieser Beziehung um 1785 rund heraus, seine Regierung sei eine deutsche, und er wolle daher nicht einmal die Sprache der Millionen seiner Unterthanen, welche eine andere als die deutsche redeten, offiziell anerkennen. 92)

Joseph theilte daher ohne Rücksicht auf Nationalität seine ganze Monarchie in dreizehn Statthalterschaften, deren jede wieder in Kreise zerfiel. Dadurch ward den Ungarn gewissermaßen die Auflösung ihrer Jahrhunderte lang hartnäckig vertheidigten Constitution verkündigt, denn diese knüpfte sich an ihre heilige Krone, an die Krönung, welche der Kaiser vernachlässigt hatte und an die Abtheilung ihres Landes, welches Joseph in zehn Kreise theilte, statt daß es vorher in fünfzig Gespannschaften getheilt war. Die Veränderungen, welche der Kaiser vornahm und die unzähligen sich vielfach durchkreuzenden und nicht selten sich widersprechenden, aber immer wohlgemeinten Verordnungen Josephs aufzuzählen, gehört nicht zum Zwecke dieses Werks, man muß zu

---

und Franz II., ließ fast zu allen Stunden des Tags jedermann vor sich. Wollte man dem Monarchen etwas vortragen, so durfte man nur in den sogenannten Controleurgang gehen, der zu seinem Kabinete führte. Joseph sah fast alle Stunden heraus, und wenn Leute da waren, so sprach er mit ihnen oder führte sie in sein Kabinet. Er hatte keinen Thürsteher und Kammerherrn, sondern öffnete selbst jedermann die Thür und machte sie auch wieder zu.

92) Das sagt Joseph in einem Briefe in der oft angeführten Sammlung. Er ist vom Januar 1785 und war an einen ungarischen Magnaten gerichtet. Dort heißt es: Die deutsche Sprache ist Universalsprache meines Reichs; warum sollte ich die Gesetze und die öffentlichen Geschäfte in einer einzigen Provinz nach der Nationalsprache derselben tractiren lassen? Ich bin Kaiser des deutschen Reichs, demnach sind die übrigen Staaten, die ich besitze, Provinzen, die mit dem ganzen Staat in Vereinigung einen Körper bilden, wovon ich das Haupt bin.

diesem Zweck die zahlreichen Biographien des Kaisers, besonders die neueste von Groß Hoffinger zu Rath ziehen; auch findet man bei Dohm Vieles, was dahin gehört. Eine genaue chronologische Geschichte aller Veränderungen Josephs würden wir nur in dem Falle diesem Werke einverleiben, wenn wir im Einzelnen entwickeln wollten, auf welche Weise der Kaiser persönlich und allein mit seinen zum Theil durchaus verblendeten Zeitgenossen, mit Beamten und Ständen seiner Länder, mit Adel und Geistlichkeit, ja sogar mit den Juden und ihren Vorurtheilen in beständigem Streit war. Wir wollen aber nur im Allgemeinen andeuten, theils was er zu Gunsten seines im Geiste der französischen und italienischen Oekonomisten entworfenen Plans einer Totalreform versuchte, theils wo und wie er dabei auf unübersteigliche Hindernisse stieß.

Am glücklichsten war er in der Reformation des Zustandes der geistlichen Angelegenheiten seines Reichs; denn er begann gleich bei seinem Regierungsantritt und schritt so schnell vorwärts, daß man trotz aller Bemühungen bis auf unsere Tage nicht im Stande gewesen ist, den alten Zustand gänzlich wieder zurückzuführen. Van Swieten hatte freilich schon unter Maria Theresia, deren volles Vertrauen er besaß, bei der Aufsicht über Hierarchie und Klöster, und der Abt Felbinger in Rücksicht des Unterrichts in den niedern Schulen und der Lehrbücher stille Verbesserung versucht, auch ward der Kaiser gerade in diesem Fache von allen den Männern Oesterreichs unterstützt, welche an dem damaligen neuen Leben unserer Literatur Antheil nahmen. Oesterreich befand sich aber gleichwohl damals gleich Baiern in geistlicher Beziehung in dem Zustande, worin es im siebenzehnten Jahrhundert gewesen war. Kaunitz dachte über Geistlichkeit und Hierarchie nicht blos wie Joseph, sondern sogar wie die Pariser Philosophen, von denen der Kaiser nichts wissen wollte; er unterstützte daher den Kaiser in seinem Eifer gegen Papismus, Mönchthum und Hierarchie, obgleich er in andern Punkten mit dem eilfertigen Reformiren nicht zufrieden war. Die Männer, welche Joseph in geistlichen Dingen gebrauchte, verdienen schon darum genannt zu werden, weil sie als gelehrte und rechtgläubige Katholiken nur dem Papismus, dem Mönchthum, dem Jesuitismus und Fanatismus entge-

gentraten, die eigentliche und reine katholische Lehre aber auf jede Weise zu erhalten und zu befestigen suchten. Die vorzüglichsten unter ihnen waren von Born, von Sonnenfels, von Greiner, der Prälat Rautenstrauch, der Baron Kresel, der Staatssekretär Molinari, die Pröbste de Terme und Wittola, der Unterkämmerer Valery, ein Riegger, ein Eybel, ein Schneller, deren bekanntere Namen wir anführen, um zu beweisen, daß es dem Kaiser an gelehrten Rathgebern nicht fehlte, und daß die vorzüglichsten Männer unter den Katholiken seine Schritte billigten.

Die Hauptveränderungen betrafen die Klöster. Man nahm es dem Kaiser sehr übel, daß er die Güter der aufgehobenen Klöster entweder ganz einzog, oder sie wenigstens unter der Aufsicht des Staats verwalten ließ. Dies war aber das beste Mittel, dem Mönchthum ein Ende zu machen. Sobald nämlich die arbeitscheue Jugend nicht mehr durch müßiges Wohlleben in die Klöster gelockt wurde, verminderte sich die Zahl derer, die sich als Novizen anboten, täglich, so daß manche Klöster, welche sonst jährlich zwanzig Novizen zählten, deren kaum zwei hatten. Man tadelte freilich Joseph nicht ganz mit Unrecht darüber, daß er die Einkünfte der Klostergüter zum Religionsfond zog, wodurch Vieles verloren ward; dieser Tadel war aber ungerecht. Es fielen allerdings beim Verkauf der geistlichen Güter und der Kirchengeräthe Unterschleife vor und es wurden Summen veruntreut; aber mit des Kaisers Wissen ward nie von der Religionskasse ein anderer Gebrauch gemacht, als der, für welchen die Kasse bestimmt war.

Es waren bei der eingeführten Verwaltung die Ausgaben für das Heer für jedes Jahr gedeckt, die Militärkasse bedurfte also des Zuschusses nicht. Die Gelder des Religionsfonds wurden auf Erbauung von Kirchen und Ausstattung von Pfarreien und Anstellung neuer Pfarrer auf dem Lande, besonders in gebirgigen Gegenden u. s. w. verwendet und ganz allein dazu angewiesen. Der Kaiser fehlte aber darin, daß er viele geistliche Güter unter ihrem Werthe verkaufen ließ und daß ihre Verwaltung mehr Geld kostete als Recht war.

Der Kaiser behauptete zwar immer, daß er sich in Religionsangelegenheiten nur in so weit mischen wolle, als es die äußere Disciplin oder das mit dem Kirchlichen verbundene ganz

allein vom Staat abhängige Weltliche betreffe; dies scheint auch sogar Papst Pius VI., als er ihn in Wien besuchte, geglaubt zu haben. Wir glauben jedoch auf eine unter dem Text angeführte Stelle eines im Oktober 1781 von ihm an den Kardinal Herzan, der sich seiner Sachen in Rom annahm, geschriebenen Briefs gestützt, behaupten zu dürfen, daß er recht gut wußte, daß die Geistlichkeit des Mittelalters und ihre Concilien das Innere und Aeußere so genau verbunden hätten, daß man das Eine nicht verbessern könne, ohne auch das Andere anzurühren.[93] Zuerst ließ er daher eine allgemeine Toleranz verkündigen, hob den unmittelbaren Zusammenhang der Mönchs- und Nonnenklöster mit Rom auf und beschränkte die Gewalt, welche der Papst über den Clerus der österreichischen Lande ausgeübt hatte. Die Maßregeln wurden ihm von denjenigen Lehrern des katholischen Kirchenrechts angegeben, welche in ihrem Schulsystem das, was man Episcopalregierung der Kirche nennt, der absolut monarchischen päpstlichen vorzogen. Was das letztere angeht, so baute Joseph dabei auf eine unter seiner Mutter Regierung 1767 erlassene Verordnung und auf den festen Widerstand, den auch Maria Theresia den Jesuiten und den Päpsten entgegensetzte, wenn sie von Anwendung der Bullen unigenitus und in coena domini redeten. Joseph ging weiter; er gebot nämlich, daß keine Bulle oder Breve des Papstes bekannt gemacht werden dürfe, ohne daß sie vorher die Billigung der höhern Landesstellen erlangt habe. Es ward ferner verboten, Enthebung von den kirchlichen Verordnungen und besondere geistliche Befreiungen künftig unmittelbar vom Papste statt von den Bischöfen und Erzbischöfen des Landes zu suchen. Weil die Mönche und ihre Klöster bisher als eine

93) Es heißt am Schlusse dieses Briefes (Briefe, 1822, bei Brockhaus, Seite 52): Ich werde dafür Sorge tragen, daß das Gebäude, welches ich für die Zukunft errichtet, dauerhaft bleibe. Die General-Seminarien sind Pflanzschulen für meine Priester; die Seelsorger, welche darin gebildet werden, bringen einen geläuterten Geist mit in die Welt und theilen ihn durch einen weisen Unterricht dem Volke mit. So werden sie nach einem Zeitraum von Jahren Christen sein; so werden, wenn ich meinen Plan vollbracht, die Völker meines Reichs genauer die Pflichten kennen, die sie Gott, dem Vaterland und ihren Nebenmenschen schuldig sind — so werden auch noch die Enkel segnen, daß wir sie von dem übermächtigen Rom befreit u. s. w.

Armee Roms und als Pflanzschulen der Priester und der im römischen Sinn unterrichtenden Lehrer dienten, so ward untersagt, die Priester aus den Klöstern zu nehmen; alle sollten in den auf kaiserlichen Befehl eingerichteten Generalseminarien gebildet werden. Im Jahre 1787 ward endlich sogar verboten, irgend einen Titel, eine Würde, eine Gunstbezeugung vom Papste anzunehmen, ohne vorher bei der Regierung darüber anzufragen. Allen Geistlichen wurde bei Verlust ihrer Benefizien verboten, Gelder für Messen zu bezahlen, welche außerhalb Landes gelesen werden sollten, das hieß mit andern Worten für solche, die in römischen Kirchen oder was man an den Schwellen der Apostel nennt, gelesen würden.

Gleich die ersten Verordnungen, besonders die wegen der Toleranz, wegen der Aufhebung des Zusammenhangs der geistlichen Orden in den Erbstaaten mit einem Ordensgeneral in Rom und ihre Unterwerfung unter die Bischöfe und Erzbischöfe ihrer Provinzen weckten die Besorgniß der Exjesuiten und ihres gutmüthigen, wohlmeinenden, aber höchst beschränkten Werkzeugs, des sächsischen, oder, was einerlei ist, polnischen Prinzen. Dieser Erzbischof von Trier und Bischof von Augsburg, Clemens Wenzel von Trier, hätte immerhin den Kaiser gutmüthig warnen mögen, Joseph hätte ihm gewiß nicht spöttisch oder vielmehr höhnend geantwortet, wenn er nicht gewußt hätte, daß Clemens von den Jesuiten getrieben werde und daß ein fanatischer Jesuit, der Abbé Beck, für ihn die Feder geführt habe. Dieser schrieb den warnenden Brief des Kurfürsten an den Kaiser, Clemens setzte nur seinen Namen darunter.

In diesem Ermahnungsbriefe an den Kaiser, den der Erzbischof von dem Jesuiten aufsetzen und abgehen ließ (Anfang Juni 1781) beschwert er sich über fünf Punkte, ganz besonders aber darüber, daß eine allgemeine Toleranz verkündigt sei und daß inskünftige die Bischöfe nur solche Bücher sollten verbieten dürfen, welche auch vom Wiener Censurcollegium verboten seien. Der jesuitische Brief spornte einen so lebhaften und auf sich und seine Einsicht unbedingt vertrauenden Fürsten wie Joseph, statt ihn zurückzuhalten; doch scheint uns aus seiner Antwort hervorzugehen, daß er auch diese religiöse Angelegenheit zu sehr als eine persönliche betrachtete, seiner kaiserlichen Würde durch die Art sei-

ner Ironie etwas vergab und nicht genug Rücksicht darauf nahm, daß er es mit Dienern einer positiven Lehre und Kirche, nicht mit Philosophen zu thun habe. Er antwortet nämlich zuerst dem guten, aber im Geiste des Mittelalters warnenden Erzbischofe auf die fünf Punkte einiges, was ihm in dem Augenblick gerade einfällt, schließt aber seinen Brief mit folgenden Worten: „Kurz und gut, ich hoffe, wir gehen beide den kürzesten Weg selig zu werden, wenn wir die Pflichten des Berufs erfüllen, worin uns die Vorsehung gesetzt hat und wenn wir dem Brode, das wir essen, Ehre machen. Sie essen das Brod der Kirche und protestiren gegen alle Neuerungen, ich das Brod des Staates und vertheidige und erneuere seine ursprünglichen Rechte."

Die unverständige Opposition ermunterte den Kaiser, statt ihn abzuschrecken, denn seit der Zeit, daß der Erzbischof ihm geschrieben hatte, begannen erst die Hauptveränderungen. Der Erzbischof von Trier oder vielmehr der Jesuit, der in seinem Namen Briefe schrieb, goß aber aufs neue Oel ins Feuer. Der gute Kurfürst fand sich nämlich durch des Kaisers verletzende Antwort und besonders durch den leichten Ton, in dem sie abgefaßt war, sehr gekränkt und sandte am Ende November einen zweiten Brief. Dieser Brief ist ganz im geistlichen Tone abgefaßt, aber verdrießlich und durch einen Wink von der Hölle sehr beleidigend. Der Erzbischof schreibt: „Er habe, als er des deutschen Kaisers Antwort erhalten, sich aufrichtig gefreut, daß er nach dem Beispiele des Apostels würdig befunden sei, um des Namens Jesu Christi willen Verfolgung zu leiden, und schließt: Ja ich sage es mit aller Freimüthigkeit des Amtes, welches mir anvertraut ist: So groß auch jetzt die Festigkeit sein mag, womit sie gegenwärtig entschlossen scheinen, so wird ein Tag kommen, wo sie darüber untröstlich sein werden." Daß diese Drohung mit der Hölle den Kaiser heftiger gegen alle Pfaffen und gegen das Pfaffenthum erbittern würde, hatte der Kurfürst voraussehen müssen; man wird aber aus dem in den Noten mitgetheilten Stück der Antwort des Kaisers [94])

---

94) Ich habe den Brief so eben empfangen, welchen Ew. Hoheit beliebt hat, an mich zu schreiben. Ich sehe, daß wir auf einerlei Wege sind.

sehen, daß dieser sich auch in dieser Angelegenheit von seinem lebhaften Gefühl über die Schranken der Schicklichkeit hinausreißen ließ.

Um diese Zeit hatte Joseph schon seine Hofstiftungscommission errichtet, deren Präsident der Baron von Kresel war, und hatte über die gleich beim Antritt seiner Regierung nur im Allgemeinen verkündigte Toleranz im Oktober 1781 ein besonderes Edikt erlassen, worin er noch weit mehr gewährte, als er vorher versprochen hatte; auch hatte er in Beziehung auf das Klosterwesen in seinen Staaten die ersten Schritte gethan. In dem Verfahren gegen die Klöster bewies Joseph, daß es ihm um moralische und politische Verbesserung des Zustands seines Reichs, nicht aber darum zu thun sei, die Militär- oder auch die Staatskasse, oder gar des Kaisers Schatulle mit dem Gelde der Stiftungen frommer Seelen für fromme Zwecke zu bereichern. Man kann bekanntlich dieses weder von Heinrich VIII. in England, noch von vielen deutschen Fürsten der Reformationszeit, am wenigsten aber von den Rittern in Preußen, Liefland und Curland und ihren Großmeistern sagen, welche die Güter und die Commenden zu Eigenthum und sich zu erblichen Herzögen machten. Joseph hob nämlich nicht zunächst die reichen Stiftungen und die sehr begüterten Klöster auf, sondern gerade die ganz unbegüterten, deren Bewohner eine Pest des Landes sind, weil sie, gleich den Schacherjuden, sich überall eindrängen, das Volk im Aberglauben erhalten, das Scherflein der Wittwen und Armen an sich ziehen, und die Armeen der Bettelorden aus dem Volke rekrutiren, um auf diese Weise das stehende Heer bettelnder Faullenzer im Lande zu unterhalten. Die Bettelorden, welche Joseph zunächst ansehnlich vermindern wollte, hatten in Oesterreich, wie in Baiern und in der Pfalz in Verbindung mit den Jesuiten, dem schlecht unter-

---

Ew. Hoheit nehmen die Form für die Sache, da ich mich in der Religion genau an die Sache halte und nur den Mißbräuchen wehre, die sich in dieselbe eingeschlichen und ihre Reinigkeit entstellt haben. Ihre Briefe sind ganz tragisch und meine ganz komisch, und obschon Thalia und Melpomene als Schwestern auf dem Parnasse nicht immer zusammengehen, so erlauben Sie mir doch, den Zeitpunkt zu erwarten, wo unsere Schwestern, Abkömmlinge vom Helikon, sich näher verbinden. In dieser Erwartung u. s. w.

richteten Volke durch Betgänge, Brüderschaften, Wallfahrten, Feste, Fahnen und Almosen das Faullenzen und den mechanischen, gedankenlosen Ceremoniendienst so werth und theuer gemacht, daß jeder bessere Unterricht fruchtlos war. Wer wissen will, wie es z. B. bei den Kapuzinern in Wien zu Josephs Zeiten aussah, dem rathen wir, die ersten zweihundert Seiten der Selbstbiographie eines später als Schriftsteller sehr bekannt gewordenen Gelehrten zu lesen, der damals in einem Wiener Kloster als Kapuziner lebte. [95])

Joseph hatte, wie wir schon angeführt hatten, zunächst alle Verbindung und jeden Zusammenhang der Klöster seines Landes mit den Ordensgeneralen in Rom und hernach mit fremden Klöstern und Ordensmitgliedern aufgehoben und seine Klöster der Aufsicht der Landesbischöfe unterworfen, hernach schritt er zur Aufhebung solcher, die er für überflüssig oder schädlich hielt. Schon im Jahre 1781 verordnete er, daß alle ausländischen Mönche aus den Klöstern der österreichischen Erblande entfernt werden sollten; dann ward dem Rekrutirungssystem der Klöster eine Schranke gesetzt. Innerhalb der nächsten zwölf Jahre sollten

---

95) Feßler, bekanntlich hernach ein deutscher Vielschreiber, Protestant und Generalsuperintendent in Rußland, war damals Kapuziner in Wien; er gibt uns in seinem Leben (Dr. Feßlers Rückblicke auf seine siebzigjährige Pilgerschaft. Ein Nachlaß an seine Freunde und seine Feinde. Breslau 1824. 8.) gleich vorn ein trauriges Bild vom Treiben der liberalen und der illiberalen Mönche. Zu den Ersten gehörte damals Feßler; er wollte sich also an den Kaiser drängen, und schrieb daher ein Büchlein unter dem Titel: Was ist der Kaiser. Dafür ward er im Kloster gepeinigt und wandte sich durch viele Canäle endlich an den Baron Kresel und durch diesen an den Kaiser. Darauf erfolgte das Handbillet (Rückblicke, S. 153): Mein lieber Baron Kresel. Hier ist das Buch zurück; ich habe es durchgelaufen; der Inhalt ist der rechte Schlüssel zum Verfahren des Kardinals Migazzi und der Kapuziner gegen die Patres Innocentius und Seraphinus. Ich nehme beide Geistliche in meinen Schutz; sie sollen in Wien bleiben und vom Kloster aus die Universität besuchen, welches eiligst dem Kardinal und den Kapuzinern bekannt zu machen und ihnen nachdrücklicher einzuschärfen ist, daß sie sich aller weitern Chicane gegen diese zwei Geistlichen enthalten. Mit diesem muß man vergleichen, zuerst, was der Abbé de Bellegarde aus dem Munde des Probst Batiste de Terme in den Nouvelles ecclésiastiques d'Utrecht 1783 berichtet, dann die Beiträge zur Geschichte der Kapuziner in Oesterreich, Köln. 8., und Oesterreichische Biedermanns-Chronik. Wien 1784. 8.

von den Klöstern keine Novizen angenommen werden dürfen. Schon im Januar 1782 ward mit der Aufhebung der Klöster der Anfang gemacht und zunächst die Kamaldulenser und Karthäuser, Karmeliterinnen, Kapuzinerinnen und Franziskanerinnen aufgehoben. Unmittelbar hernach wurde ein genaues Verzeichniß der beweglichen und unbeweglichen Güter der Klöster, der Weltgeistlichkeit, der Stiftungen und Brüderschaften aufgenommen. Wie wohlthätig diese Maßregel für die österreichischen Staaten war, von welcher Plage und von einer wie großen Anzahl von Blutsaugern die niedern Klassen des Volks befreit wurden, wird man auf den ersten Blick erkennen, wenn man das Verzeichniß der nur allein in den Jahren 1782 und 1783 aufgehobenen Orden ansieht. Diese hatten wenig oder gar kein Eigenthum, sie fielen also ganz dem Volke zur Last. 96)

Im Allgemeinen rechnet man, daß der Kaiser von 1782 bis an seinen Tod, also in acht Jahren, die Zahl der Mönche und Nonnen in seinen Staaten um dreißig bis sechsunddreißig tausend Personen, die dem Lande ebensoviel kosteten als ein stehendes Heer von derselben Zahl, vermindert habe, und dennoch ließ er noch 1324 Klöster übrig. Die Bevölkerung dieser übrigen Klöster, die gerade in unserm Jahrhundert wieder mit einigen neuen vermehrt sind, rechnete man auf siebenundzwanzigtausend Seelen. In Belgien allein fand der Kaiser bei seinen Maßregeln gegen die Anstalten des Mittelalters, die sich überlebt hatten, einen unüberwindlichen Widerstand; in den andern Provinzen war der Einfluß des Geistes seiner nach Licht und Freiheit strebenden Zeitgenossen, obgleich deren Zahl nur klein war, doch so mächtig, daß der Adel, die Pfaffen, der abergläubige, träge, an kirchlichen Festen und Wallfahrten hängende Pöbel vergeblich gegen ihn tobten.

Uebrigens waren damals die Verständigen noch durch keine Romantik, keine krause Mystik, keinen Kunstschwindel oder Deutschthümelei und Bewunderung alter deutscher Poesie berauscht. Der Wiener Erzbischof, Kardinal Migazzi, fand daher nur unter

96) Im vierten Bande von Groß-Hoffingers Lebens- und Regierungsgeschichte Josephs des Zweiten, welcher das Archiv enthält, findet man S. 239 das Verzeichniß aller in den Jahren 1782 und 1783 inclusive in den sämmtlichen k. k. Staaten erloschenen Manns- und Frauenorden.

Schriftstellern, die Niemand als seine Pfaffen und ihre Beichtkinder lesen mochte, Verbündete, und auch sogar die mit allem theatralischen Pomp eines vortrefflichen und dabei sehr schönen kirchlichen Figuranten unternommene Reise des Papstes nach Wien war vergeblich. Ueber diese von den schlauen Römern sehr mißbilligte Reise Pius VI. ließ sich der Schweizer Müller in moderner Weise sophistisch vernehmen, und es schien, als wolle er seinem Buche dadurch größere Bedeutung geben, daß er als Protestant mehr Respekt für Päpste zu haben schien als der katholische Kaiser. Nichtsdestoweniger verschwand der augenblickliche große Enthusiasmus, den die Reise des Papstes im südlichen Deutschland erregte, gar bald gleich Nebel und Dunst.

Fast um dieselbe Zeit, als Clemens Wenzel dem Kaiser so ernstlich von seinem Streben, Duldung zu üben und das Mönchthum zu verbessern, abmahnte, überreichte ihm Migazzi eine dringende Vorstellung im Geiste Clemens Wenzels. Diese machte Joseph ohne Bedenken öffentlich bekannt; einer der gelehrten, dem Wesen der katholischen Religion sehr günstigen, dabei aufgeklärten Männer aber, die ihn umgaben, begleitete sie mit sehr beißenden Noten. Der Erzbischof zog gleichwohl noch einmal gegen die Duldung und für die Bettelmönche polemisirend ins Feld. Er richtete eine längere, mit Stellen aus den Kirchenvätern reichlich gespickte Schrift an den Kaiser, worin viel von heiligen und frommen Orden die Rede ist; er fand aber so wenig Gehör, als der Erzbischof von Gran und Primas von Ungarn, ein Graf Bathiany, der sich ebenfalls dem Kaiser aufs heftigste widersetzte. Uebereilung und zu großes Selbstvertrauen des Kaisers waren übrigens Ursache, daß die neuen Schulen und Bildungsanstalten, die er einrichtete, dem Zwecke des wohlmeinenden Fürsten selten entsprachen. Sie boten daher den Exjesuiten gewünschte Gelegenheit, alles Neue zu tadeln. Es sollte Alles nach des Kaisers eigenem Sinn sein, er durfte also keine feste und erfahrne Männer zur Ausführung gebrauchen, denn diese kannten das Mißtrauen des Volks gegen alle gewaltsamen Verbesserungen und würden sich nicht haben gebrauchen lassen.

Ein Theil des Widerstands gegen die wohlgemeinten Neuerungen des Kaisers ging besonders von Rom aus, wo man be=

kanntlich auf den Grundsatz besteht, daß durchaus Alles in Europa bleiben müsse, wie es zur Zeit Gregors des Siebenten und des dritten und vierten Innocenz war. Der Kaiser mußte den römischen Einfluß abzuwehren suchen. Er ließ vermöge seiner Behörden, deren Aufsicht er die päpstlichen Schreiben, Befehle und Mittheilungen unterworfen hatte, den Gottesdienst einfacher einrichten; unnütze Ceremonien, Wallfahrten, Prozessionen, Andachten abschaffen, deutsche Kirchenlieder einführen. Er wollte die katholische Religion dadurch wieder zur Angelegenheit des Herzens und Wandels machen, daß er die Mißbräuche der Werkheiligkeit abschaffte. Zu demselben Zweck verordnete er die Uebersetzung der Bibel in die Landessprachen und befahl im September 1781, daß die Dispensation vom Fastengebot und selbst in Ehesachen künftig nicht mehr in Rom oder beim päpstlichen Nuntius, sondern ganz allein von den Bischöfen und Erzbischöfen der Erblande sollten gesucht werden dürfen. Der Cardinal Migazzi, dem er das Bisthum Waizen entzogen hatte, ward ein Vorkämpfer der römischen Usurpationen, der Kaiser erinnerte ihn durch Einziehung seiner Einkünfte an seine Unterthanenpflichten. Er ließ auch allen Geistlichen, die in Rom gebildet wären und dort das päpstliche Kirchenrecht erlernt hätten, die Anstellung in den kaiserlichen Staaten versagen. Die in den kaiserlichen Generalseminarien gebildeten Geistlichen wurden nach Rieggers Grundsätzen des Kirchenrechts, nicht nach jesuitischen gebildet.

Papst Pius VI. erkannte sehr gut, daß das System päpstlicher Regierung von der Zeit und ihrem Geiste gewaltig erschüttert sei, daß es nicht blos vom Kaiser, sondern auch von den deutschen Erzbischöfen und besonders in Frankreich bedroht werde, er suchte daher als kluger Steuermann zu laviren. Zunächst erließ er an den Kaiser ein Breve wegen des Verfahrens mit den Mönchsorden, dann übergab der Nuntius Garampi dem Staatskanzler eine Note, welche dieser nach seinen, den Geistlichen überhaupt nicht günstigen Grundsätzen und in der ihm eigenen stolzen Manier beantwortete. In dieser Antwort bestimmte er die Schranken ganz genau, welche Joseph künftig als weltlicher Monarch der päpstlichen und der kirchlichen Regierung überhaupt setzen wolle, ohne daß er sich dabei auf irgend einen dogmatischen oder

ganz eigentlich geistlichen Punkt einließ. Fürst Kaunitz unterläßt dabei nicht, dem Nuntius ziemlich ernst zu verweisen, daß er sich überhaupt in eine Sache der kaiserlichen Staatsverwaltung gemischt und sich dabei eines ganz unpassenden Tons bedient habe. Der Nuntius erwiderte darauf, änderte aber den Ton und drückte sich sehr bescheiden aus, nichtsdestoweniger schreibt ihm Kaunitz am 19. Dezember 1781, er wolle nichts mehr über diese Sache schreiben oder geschrieben lesen.[97])

Pius VI. glaubte darauf, daß vielleicht das Ungewöhnliche einer Reise des Papsts zum Kaiser und besonders seine Persönlichkeit bewirken könne, was sich durch Breven und durch offizielle Noten nicht erlangen ließ; er kam daher auf den Einfall, selbst nach Wien zu reisen. Der Papst war ein schöner und auf diese Schönheit stolzer Mann, er verstand mit einer in Wahrheit künstlerischen Meisterschaft die päpstlichen Gewänder zu tragen, mit großer Würde und Haltung seinen Theil der kirchlichen Ceremonien zu verrichten und durch seine äußere Erscheinung Ehrfurcht einzuflößen; er machte daher, wie man sagt, großen Effekt, wenn er auftrat. Darauf rechnend, kündigte Pius VI. schon im Dezember 1781 gegen den Rath und Willen der Kardinäle dem Kaiser seinen Besuch an, reiste im Februar 1782 von Rom ab und kam im April dahin zurück. Die Kardinäle hatten sehr gut vorausgesehen, daß Josephs Grundsätze nicht durch die Erscheinung des Papstes würden erschüttert werden, daß das päpstliche Ansehen also durch die Reise verlieren müsse. Die ganze päpstliche Reise und die persönlichen Bemühungen des Papstes hatten einerlei Schicksal mit Müllers Sophismen in seinen Reisen der Päpste, d. h. der Eindruck, den die Reise und das Buch machten, war vorübergehend. Die Reise des Papstes erregte indessen doch allgemeines Aufsehen. Tausende strömten überall herbei, wo sich der Papst sehen ließ, die Straßen und Plätze, wo er in seiner imposanten Manier den Segen austheilte, waren gedrängt

---

97) In der kurzen Gegenantwort des Staatskanzlers heißt es: Da auch der Wille Sr. Majestät ist, daß man sich künftighin in keine Untersuchung der Materien, worüber Sie Ihre Meinung in dem angeführten Billet vom 19. d. M. erklärt haben, weiter einlasse, so müsse der Hof- und Staatskanzler sich darauf einschränken, den Herrn Nuntius davon zu benachrichtigen.

voll knieender Gläubigen, selbst Augsburger Protestanten wurden entzückt, was hernach dem Bibliothekar in Augsburg von seinen deutschen Glaubensgenossen sehr übel gedeutet ward. Die Eitelkeit des Papstes ward befriedigt, auch gab der Kaiser dem Papste viel glatte Worte; die Römer nahmen es aber sehr übel, daß sich ein Italiener von einem Deutschen damit täuschen ließ.

Clemens Wenzel von Trier, die Stadt Augsburg, Karl Theodor von Pfalzbaiern und seine Münchener, wie die Baiern überhaupt, gleich den Venetianern, die der Papst ebenfalls besuchte, ehrten ihn wie einen Gott; aber gerade die beiden Hauptpersonen, mit denen er zu thun hatte und um derentwillen er gekommen war, der Kaiser und sein prosaisch diplomatischer, und wenn es die Umstände fügten, auch recht ungezogener Staatskanzler, blieben ganz ungerührt. So wenig wir allen Anekdoten trauen, auch wenn ein Plutarch sich ihrer bedient, so könnten doch diejenigen, welche man von dem Zusammentreffen des Staatskanzlers mit dem ihn besuchenden Papst erzählt, nach der insolenten Weise, wie er sich gegen Maria Theresia sogar und gegen ihren Hof und Familie, sowie gegen seine eignen Gäste ohne Unterschied des Standes betragen durfte, wohl wahr sein. Hätte er wirklich den Papst so unartig empfangen und begrüßt, wie man erzählt, daß er that, als ihn Pius besuchte, so müßte man sich allerdings wundern, daß ein so unterrichteter und feiner Staatsmann so gröblich vergessen konnte, daß er selbst, der Form nach wenigstens, Katholik sei, daß er den vornehmsten Geistlichen der Welt und einen angesehenen weltlichen Fürsten in Pius Person vor sich habe. Der Kaiser war höflich, wie es sich gebührte, hörte aber des Papsts Vorstellungen gegen die von ihm eingeführte allgemeine Duldung eben so wenig an, als er Clemens Wenzels Vorstellungen angehört hatte.

Der Papst ließ dem Consistorium in Rom Bericht über den Erfolg seiner Reise geben; allein die in aller weltlichen Arglist und Schlauheit ergrauten geistlichen Herren, die dies Consistorium bilden, waren über den Bericht ihres Hauptes wenig erbaut. Papst und Kaiser suchten sich auch hernach fortdauernd durch freundliche Worte bei guter Laune zu erhalten, sie blieben fortdauernd in Correspondenz; aber die Abschaffung der Bettelorden

in den österreichischen Staaten hatte ihren ununterbrochenen Fortgang und Joseph gab das Recht der Obervormundschaft über die Kirche seiner Staaten und die Verwaltung der Güter derselben nicht auf. Maria Theresia hatte die Ertheilung der lombardischen Pfründen und die Besetzung der Bisthümer dem römischen Stuhle gänzlich überlassen, Joseph hatte dem Papste Pius dieses Recht wenigstens auf dessen Lebenszeit zugesichert, gleichwohl besetzte er die Bisthümer des Mailändischen und Mantuanischen, ohne ihn zu fragen. Er versagte sogar, als das Erzbisthum Mailand erledigt ward, allen denen, welche der Papst vorschlug, seine Bestätigung; dies veranlaßte endlich einen förmlichen Zwist.

Als nämlich Joseph endlich einen Visconti zum Erzbischof ernannt hatte (im September 1783), verweigerte erst der Papst ihm die Anerkennung, dann gab Kaunitz zu verstehen, daß der Kaiser, im Fall der Papst seinen Erzbischof nicht einsetzen wollte, die alte lombardische Sitte erneuen werde, die sämmtlichen lombardischen Bischöfe zu versammeln und ihn durch diese einzusetzen. Um diese Zeit befand sich der Exjesuit Beck, der vorher für den Erzbischof von Trier die Briefe geschrieben und auf den der Kaiser in seiner Antwort so bitter anspielt, beim Papste. Joseph schrieb daher ihm und seinen jesuitischen Brüdern zu, daß Papst Pius in der Mailänder Sache einen Schritt that, der seinem sonstigen Charakter nicht angemessen war.[98] Das Breve, welches der Papst an den Kaiser erließ, war so heftig abgefaßt, daß Joseph es gänzlich ablehnte; es ward dem Papst zurückgegeben und keiner Antwort gewürdigt. Der Papst oder der deutsche Jesuit, der für ihn das Breve abfaßte, spielte darin auf den Inhalt des Briefes an, den Clemens Wenzel an den Kaiser geschrieben hatte; dies veranlaßte den Kaiser, dem Papste, als er ihm sein Breve unbeantwortet zurückschickte, dazu schreiben zu lassen:

98) Wir lassen unentschieden, welchen Antheil der Exjesuit Beck an dem Brief hatte, den Pius VI. schrieb; an dem des Kurfürsten von Trier gibt ihm Joseph selbst einen Antheil, wenn er in der Nachschrift seines Briefes vom 24. Nov. 1781 an den Kurfürsten schreibt: „Der Abbé Beck soll auch Theil an meiner Danksagung haben, sofern er dazu beigetragen hat, mir dieses schmeichelhafte Zeichen der Theilnahme Ew. königl. Hoheit zu verschaffen.“

Dieser angebliche Brief Seiner Heiligkeit müsse offenbar von einem Menschen herrühren, der ihre zu ihrem wechselseitigen Vortheile dienende Eintracht zu stören suche, es versehe sich daher der Kaiser von der Gerechtigkeit des Papstes, daß Se. Heiligkeit alsogleich nach dem Urheber dieser beleidigenden Schrift forschen und ihm die gebührende Strafe zukommen lassen würden.

Jedermann war schon darauf gefaßt, daß Joseph seinen Vorsatz, die Geistlichen seiner Staaten ganz von Rom abzureißen, ausführen werde, als er plötzlich andern Sinnes ward, und wenn er auch nicht geradezu rückwärts ging, doch dem weitern Fortschreiten Einhalt that. Dies geschah besonders, weil er selbst des Papstes zur Ausführung seiner Plane zu bedürfen glaubte.

Um einen letzten entscheidenden Schritt zu thun, war Joseph über die Grundsätze, die er in Sachen des Cultus und der äußern Religionsverfassung befolgen wolle, zu wenig mit sich selbst einig. Wir legen wenig Bedeutung darauf, daß Joseph zu behaupten pflegte, die ihm von Kindheit auf fest eingeprägten Glaubenslehren und die eingeübten kirchlichen Gebräuche hätten in seinem Gemüth fortdauernd noch dieselbe Bedeutung, welche sie von Jugend auf für ihn gehabt hätten. Gewiß ist aber, daß der Kaiser auf der einen Seite einen Haß gegen Friedrich hegte und gegen den frivolen Spott, mit dem dieser die Geistlichen verfolgte; daß ihm ferner die französischen Philosophen wegen ihrer radicalen und demokratischen Meinungen zu verhaßt waren, als daß er ihre religiösen Ansichten hätte theilen können. Sobald man ihn also überzeugte, daß das päpstliche System der Kirchenregierung viel besser zu einer autokratisch-monarchischen Staatsregierung passe als das Episcopalsystem, so wandte er sich zum Papste zurück; wahrscheinlich seit seiner Anwesenheit zu Rom im Dezember 1783.

Männer von Geist, Erfahrung und politischer Klugheit, welche den in unsern Zeiten allgemein befolgten Grundsatz hatten, daß die christliche Religion gleich der alten römischen nur ein positives System und als solches ein Zügel des Volkes sei, den man festhalten müsse, weihten ihn in ihr Geheimniß ein. Zu diesen Männern gehörten besonders der Kardinal Bernis und der Ritter Azara, von denen der Eine die geistlichen Angelegenheiten Frankreichs, der Andere die spanischen besorgte. Diese machten

ihm handgreiflich, daß wenn er sich vom Papste entferne, er dem Feinde preisgegeben sein werde, der ihm gerade damals am aller furchtbarsten war. Sobald er nämlich den Bischöfen die unbedingte geistliche Herrschaft überlasse, werde er in die Hand der Aristokratie fallen, die er auf jede Weise in seinen Staaten zu Gunsten des Volks befehdete; denn aus dem hohen Adel bestanden ja die Capitel, aus denen und von denen die Bischöfe gewählt wurden. Daß der erwähnte französische und spanische Gesandte den Kaiser in Rom auf andere Gedanken brachten, ist ausgemacht. Auch hat es seine Richtigkeit, daß das Episcopalsystem die Macht seines Adels vermehren mußte; anderes lassen wir unerwähnt. Dahin gehört, daß man ihm vorgestellt haben soll, daß der Abbé Ciofani, der damals geheimer Ordensgeneral der Jesuiten oder doch Mittelpunkt aller Betreibungen der Erjesuiten war, im Auftrage des Königs von Preußen, mit dem er allerdings in directer Verbindung stand, den Zwist zwischen Kaiser und Papst zu erhalten suche, um Josephs politischen Planen ein Hinderniß in den Weg zu werfen. Wie dem auch sein mag, Joseph hörte seitdem auf, den Papst zu kränken, und dieser, bessere Zeiten erwartend, wie sie seit 1814 und 1849 eingetreten sind, legte der autokratischen Reformation des geistlichen Wesens und des Unterrichts, welche der Kaiser vornahm, kein bedeutendes oder öffentliches Hinderniß mehr in den Weg.

Der Kaiser erregte gerade damals in Ungarn durch offene Verletzung der Verfassung die größte Unzufriedenheit, da er den Bischöfen des Reichs ihre großen Einkünfte schmälerte und diese großen Herrn mit ungeheuern Hofhaltungen auf Beamtenbesoldungen herabsetzte. Er verminderte die Summe des Betrags der Einnahme der Bischöfe und Erzbischöfe von 900,000 auf 265,000 Gulden, so daß ein Bischof nur 12,000 und ein Erzbischof 20,000 jährliche Einkünfte behielt. Die ungarische Geistlichkeit unterhielt daher den Unwillen der Nation über Verletzung der Verfassung, Verachtung der Krone, Krönung und Sprache durch jedes Mittel, welches in ihren Händen war, und der Kaiser gewöhnte sich, um ihr zu widerstehen, Willkür zu üben, statt, wie er gewollt hatte, eine gesetzliche Ordnung einzuführen. Er bedurfte daher des Papstes und mußte den größern höhern Beruf,

als deutscher Kaiser mit Hülfe der deutschen Erzbischöfe ein Ziel zu erreichen, nach welchem einst Kaiser Friedrich II. sein ganzes Leben hindurch vergeblich gerungen hatte, aufgeben, um in seinen Erblanden in geistlichen Sachen eine Gewalt zu üben, die kurzdauernd sein mußte, so lange nicht die ganze katholische Kirche reformirt oder zerstört ward.

Der Papst selbst nämlich war und ist nicht im Stande, mit der kirchlichen Aristokratie, die ihm als Consistorium zur Seite steht, fertig zu werden, wenn es Aufrechthaltung der Herrschaft Roms oder des Ueberrests des Glanzes der alten weltbeherrschenden Stadt angeht. Die Cardinäle waren daher sehr unzufrieden, als der Papst ihnen um 1784 anzeigte, der lange Streit wegen des Erzbisthums Mailand sei endlich durch eine freundliche Uebereinkunft zwischen Sr. Heiligkeit und dem Kaiser beendigt worden; sie geriethen um so mehr in Bewegung, als gleich im folgenden Jahre 1785 der Kaiser und die vier vornehmsten Erzbischöfe Deutschlands förmlich ein neues deutsches Kirchenrecht gründen zu wollen schienen. Karl Theodor in München nämlich, der seine Freude am geistlichem Pomp hatte und ganz in der Jesuiten Gewalt war, fand sich sehr erfreut, als ihm der Papst die Ehre erzeigen wollte, eine Nuntiatur in Baiern zu errichten. Er glaubte dadurch den größern souveränen Fürsten gleich zu werden und wollte daher seine Geistlichkeit zum Nachtheile der deutschen Kirchenfürsten unmittelbar an Rom knüpfen. Der Nuntius, den Pius VI. absendete, um auf Unkosten der nach der Römer Meinung sehr einfältigen und eben deßhalb für sie sehr brauchbaren Deutschen die päpstlichen Rechte in den pfalzbaierischen Landen, so wie im Jülichschen und Bergischen auszuüben, ward in München als Himmelsbote empfangen und ganz Baiern fühlte sich glücklich, unmittelbar von Rom abzuhängen. Der Primas von Deutschland, dessen Rechte, und der Erzbischof von Salzburg, dessen Sprengel verletzt werden sollte, waren desto unzufriedener. Diese beiden Erzbischöfe protestirten wegen Verletzung ihrer Rechte als Oberhirten der deutschen Kirchensprengel, folglich wegen Verletzung des deutschen Kirchenrechts, welche schon seit dem vierzehnten Jahrhundert schreiend gewesen war, die größten Beschwerden veranlaßt und den stets nur schreibenden, niemals handelnden

Deutschen viel Papier und Schreibgebühr gekostet hatte. An diese beiden schloß sich auch Josephs Bruder, der Kurfürst von Cöln; sogar der von Trier glaubte sich dem Bunde der drei andern deutschen Erzbischöfe zur Erhaltung der von Baiern höchst schmählich preisgegebenen Unabhängigkeit der deutschen Kirche nicht entziehen zu dürfen. Salzburg und Mainz wandten sich zunächst an den deutschen Kaiser, als an ihren rechtmäßigen Schutzherrn gegen römische Anmaßungen, und dieser nahm sich anfangs auch ihrer Sache kräftig an. Joseph erwiderte:

Ein Nuntius des Papsts sei durchaus nichts anderes als was der Gesandte einer jeden weltlichen Macht auch sei. Er werde daher nie zugeben, daß ein päpstlicher Gesandter im Reiche oder auch an seinem Hofe irgend eine geistliche Gerichtsbarkeit ausübe. Diese Antwort ward dem Papste offiziell mitgetheilt und später im Oktober 1785 eine kaiserliche Verordnung bekannt gemacht, in welcher den Nuntien verboten ward, irgend eine geistliche Gerichtsbarkeit in Deutschland auszuüben. Wie nöthig es gewesen wäre, daß die Baiern sich diesem kaiserlichen Befehl gefügt hätten, kann man aus Bronners Leben lernen, wo man sieht, daß man die Nuntiatur und auch sogar die Agentur in Rom zu schändlichen Geldprellereien benutzte. Man lernt dort aus den Thatsachen, welches schändliche Gewerbe die mit den päpstlichen Behörden in Rom correspondirenden Agenten auf Unkosten der armen Seelen trieben, welche Gottes Ungnade durch ein gekauftes Stück Papier abzuwenden gedachten. Die Agenten trieben es gerade, wie unter Ludwig Philipp in Frankreich in einem Falle geschah, der hernach vor den Gerichten verhandelt wurde. Dort hatte ein geistlicher Gauner einem eiteln Mann den Orden vom goldenen Sporn Gregors XVI. um viele Tausende verkauft, obgleich er sie hernach nicht einmal tragen durfte, weil die königliche Erlaubniß fehlte. Die Nachforderung ward deshalb gerichtlich zurückgewiesen. In Baiern waren aber überhaupt unter dem Schützer aller losen Künste, Karl Theodor, die armen Unterthanen übel daran, sie wurden vom Lotto, von den Mönchen, von Trägheit, von Dummheit, von Mätressen und von der Industrie römischer Schlauköpfe schwer gedrückt.

Die Kurfürsten von Mainz und Cöln ließen die kaiserliche Verordnung sogleich zur Ausführung bringen; aber an Patriotis-

mus war leider bei dem hohen Adel, in dessen Gewalt die Kapitel und die Bisthümer waren, ebensowenig zu denken als bei Karl Theodor, oder bei seinen Mätressen, Jesuiten, natürlichen Kindern und Pfaffen. Die päpstlichen Nuntien, Römer in jenem Rom, wo sie, wie Dante sagt, ohne Christus Römer sein können, Pacca und Zoglio, wußten sich mit den Bischöfen zu verständigen, die lieber mit Italienern als mit deutschen Erzbischöfen zu thun haben wollten, sie vertrauten auf die Mönche, fürstlichen Reichsäbte, unmittelbaren Klöster, Domherren und auf unzählige Pfaffen, von denen es damals noch in Deutschland wimmelte, und trotzten dem ohnmächtigen deutschen Recht. Pacca war unverschämt genug, auf die Blindheit der Westphälinger und Bewohner des niederrheinischen Kreises, die bis auf den heutigen Tag ihre Religion durchaus aus der römischen Curie holen wollen, so viel zu vertrauen, daß er an Prälaten und Pfarrer des Erzbisthums Cöln gerade in dem Augenblicke ein Rundschreiben erließ, worin er ihnen verbietet, in vielen Graden der Verwandtschaft, in welchen schon seit längerer Zeit die Heirathen erlaubt gewesen waren, irgend eine Erlaubniß der Ehe, die von der erzbischöflichen Behörde ertheilt worden, ohne besondern päpstlichen Indult anzuerkennen. Damals waren aber selbst im Cölnischen die Gemüther anders gestimmt als in unsern Tagen, die neue Universität in Bonn hatte Licht verbreitet, nicht, wie das oft mit theologischen Anstalten der Fall ist, die Finsterniß durch philosophische Phantasmagorie verdichtet, Pacca ward nicht gehört und sein Nuntiaturbefehl nicht befolgt. Der Reichshofrath ließ ein Decret gegen des insolenten Nuntius Ausschreiben ergehen und gab dem Kurfürsten von Baiern einen Verweis, daß er dem Papst zu Gefallen das Reich und seine eignen Unterthanen fremden Pfaffen verrathe. Die deutschen Erzbischöfe erinnerten sich, wie schändlich sie zur Zeit, als die Franzosen bei Gelegenheit des baseler Conciliums durch die pragmatische Sanction die Freiheiten der gallicanischen Kirche erlangten, die stets ein Dorn in den Augen der Römer blieben, von Aeneas Sylvius, dem nachherigen Papst Pius II., durch Bestechung der Mainzer Kanzlei waren betrogen worden. Sie waren damals über ein Concordat übereingekommen und erhielten ein ganz anderes, oder mit andern Worten, sie erhielten

durch ein schändliches Taschenspielerkunststück statt einer goldnen Uhr, die sie dem Aeneas Sylvius und seinem einfältig gelehrten Kaiser anvertraut hatten, eine hölzerne zurück. Was im fünfzehnten Jahrhunderte versäumt war, wollten jetzt am Ende des achtzehnten die deutschen Erzbischöfe um so mehr wieder gut zu machen suchen, als Rom auch nicht einmal das gehalten hatte, was es im Gedränge zwischen dem Baseler Concilium und den deutschen Prälaten versprochen hatte. Leider war auch dies Mal nur durch Autokratie des Kaisers zu helfen, wenn nicht unendlich Gezänk und fruchtloses Concilienwesen die Verwirrung ärger machen sollte; diese Autokratie scheuten die Erzbischöfe und von ihrer Oligarchie wollten weder der Kaiser noch die Bischöfe etwas wissen; dadurch ward Alles vereitelt.

Um endlich zu einem deutschen Kirchenrecht zu gelangen oder wenigstens den Anmaßungen Roms auf immer ein Ende zu machen, wäre ein Nationalconcilium nöthig gewesen. Dieses hätte der Kaiser versammeln müssen; er hatte aber damals Händel genug, hatte Unruhen in allen Provinzen seiner Staaten zu bekämpfen und konnte viel besser mit dem Papst fertig werden als mit der ganzen Klerisei. Er war außerdem überhaupt kein Freund der Ständeversammlungen, weder in Beziehung auf die Kirche noch auf den Staat. Es kam aber damals noch ein besonderer Grund hinzu, der den Kaiser abhielt, sich einer Sache anzunehmen, welche vor allen den Kurfürsten von Mainz anging, und von diesem als Erzkanzler und Primas vorzüglich betrieben wurde. Der Kurfürst von Mainz nämlich hatte gerade in demselben Jahre gegen den Kaiser eine weltliche Oligarchie deutscher Fürsten unter dem Namen des Fürstenbundes gebildet; der Kaiser mußte daher besorgen, daß man auf dem Congreß zu Ems am Ende auch noch einen kirchlichen oligarchischen Bund der deutschen Erzbischöfe herauspunctire.

Die Erzbischöfe ließen nämlich auf einem Congreß, den sie in Ems hielten, wo ihre Gebiete und Sprengel zusammenstießen und sich durchkreuzten, von ihren gelehrten Geistlichen und Rechtskundigen die Punkte des in den falschen Decretalen eines vorgeblichen Isidor von Sevilla im neunten Jahrhundert erdichteten und im eilften durch Gregor den Siebenten der occidentalischen Christen-

heit aufgedrungenen päpstlichen Kirchenrechts, welches sie nicht ferner anerkennen wollten, aufsetzen. Dies in drei und zwanzig Punkten oder Artikeln zusammengefaßte bischöfliche, dem päpstlichen entgegengesetzte Kirchenrecht des erzbischöflichen Congresses ist unter dem Namen der Emser Punctation bekannt. Der Kaiser hatte gerathen, gleich bei den ersten Berathschlagungen auch die andern deutschen Bischöfe zuzuziehen; allein, wenn man den Bischof von Würzburg und Bamberg ausnimmt, war mit den andern auf dem Wege der Vernunft nichts anzufangen; es war daher sehr weise gehandelt, daß man, ehe man die, welche, wenn sie auch sehend waren, sich doch blind stellten, herbeiriefe, erst durch gelehrte, religiöse, aber verständige und patriotische Männer die Punkte ausmachen ließ, worüber man freundlich und gütlich mit dem Papste unterhandeln wollte, ehe man selbst Gesetze gäbe. Die Erzbischöfe waren übrigens zu gut mit der römischen Zähheit und dem schlauen Harren der Curie auf bessere Zeiten bekannt, um zu erwarten, daß sie durch Unterhandlungen etwas gewinnen würden; sie wandten sich daher an den Kaiser. Joseph II. war aber mit Recht längst über die Langweiligkeit und Pedanterie der deutschen Kanzleien erbittert; er begnügte sich daher, diese deutsche Sache für die von ihm ausgehenden Reformen seiner Erblande politisch zu benutzen, den Papst durch die Erzbischöfe und diese durch jenen zu schrecken, um von beiden Vortheile für sich zu erlangen.

Die Erzbischöfe wandten sich nämlich an den Kaiser, theilten ihm das mit, worüber sie übereingekommen waren, zeigten ihm an, daß sie es dem Papste zur Billigung vorgelegt hätten und baten ihn, wenn der Papst ihre Punctation innerhalb zwei Jahren nicht annehmen sollte, ein Nationalconcilium zu berufen, wozu man nicht, wie zu einer allgemeinen Kirchenversammlung, den Papst nöthig habe. Darauf erwiderte der Kaiser, ohne sich auf Einzelnes einzulassen, im Ganzen günstig, obgleich er auch in dieser Antwort sich nicht bestimmt zu Gunsten der Punctation erklärte, sondern den Erzbischöfen gewissermaßen dadurch auswich, daß er sie nochmals aufforderte, auch die andern Bischöfe, ja sogar die weltlichen katholischen Fürsten zu Rathe zu ziehen. Schon dies bewies, daß der Kaiser lieber den Papst als die

Aristokratie geistlicher Fürsten in kirchlichen Angelegenheiten begünstigen wolle, um nicht eine oligarchische Theokratie gegen sich zu haben, denn diese Befragung der verschiedensten Personen hieß die Entscheidung auf unbestimmte Zeit (in Calendas Graecas) vertagen; er machte aber diese Vertagung noch auf andere Weise kund. Es war auf des Kaisers Veranlassung nämlich eine Reichshofraths-Commission zur Untersuchung der Punctation niedergesetzt, welcher aber von Seiten Pfalzbaierns und, was merkwürdig genug ist, von Seiten Kurbrandenburgs solche Schwierigkeiten gemacht wurden, daß es mit der Commission und Punctation ging, wie es sonst mit Reichstagen und Concilien zu gehen pflegte, das heißt, es war großer Lärm und man kam zu keinem Resultat.

Josephs Bruder, Leopold, der unter Italienern zum Italiener geworden war und bis an sein Ende eine doppelte Rolle gespielt hat, regierte damals in Toscana als Reformator, Gesetzgeber, Weiser und Oeconomist, obgleich er späterhin in Deutschland und in den Erbstaaten alle alten Mißbräuche wieder hergestellt, jedes freie Wort verfolgt, Spioniren nach Jakobinismus gehegt und niederträchtige Ankläger beschützt hat. Dieser ging damals weiter als sein Bruder Joseph, denn statt daß dieser den Begünstigern des alten bischöflichen Systems der Kirchenregierung in Deutschland seinen Schutz versagte, um den Papst zu gewinnen, gewährte Leopold den Prälaten von Toscana, die sich den römischen Bedrückungen entziehen wollten, jede Unterstützung. Die Bischöfe von Toscana wollten aber auf der Synode zu Pistoja den Italienern, wie sie jetzt sind, zumuthen, eine uralte Gewohnheit, denn mehr ist ihre Religion nicht, abzulegen und eine moralische Religion statt Musik und Ceremonien, jansenistische Strenge statt der leichten Absolution, einfache Geistliche statt der Pracht des kirchlichen Ceremoniels der päpstlichen Kirche bei sich einzuführen. Sie wollten das aufheben und wegräumen, wodurch Italien und besonders Rom immer noch wenigstens den Schatten der Weltherrschaft behauptet; das konnte unmöglich friedlich durchgeführt werden. Wir wollen indessen doch des Versuchs erwähnen, wäre es auch nur, um zu beweisen, daß überall das Vorurtheil stärker ist als der Grundsatz, und daß auch sogar die Freiheit, wenn sie in dem Volke, wie es in unsern civilisirten Staaten

zu sein pflegt, dauerhaft sein soll, auf dem Erstern, nicht auf dem Letztern begründet sein muß.

Der Clerus von Toscana, der sich seit langer Zeit, gleich dem besseren Theil des französischen Clerus, zum Jansenismus bekannt hatte und deßhalb von Rom ärger gehaßt und verfolgt war als Ungläubige und Heiden, benutzte nämlich den Reformationseifer Leopolds, um kirchliche Mißbräuche abzuschaffen und die alte Kirchendisciplin wieder herzustellen. Leopold hatte die Verwaltung des Landes ganz nach den Grundsätzen geordnet, denen hernach die constituirende Nationalversammlung Frankreichs huldigte; er hatte für Landbau und Staatshaltung, für Civil- und Criminalgerichtspflege durch Verfügungen gesorgt, deren Sammlung ein Musterbuch für monarchische Staaten bildete; es war daher natürlich, daß die Reihe auch an die Kirchenverfassung kam, sobald Ricci Hauptperson des toscanischen Clerus wurde. Ricci war ein sehr eifriger Jansenist; sobald er Bischof von Pistoja geworden war, versammelte er in dieser Stadt ein Provinzialconcilium. Auf diesem Concilium bewog er die Prälaten von Toscana zu einem so kräftigen Widerstande gegen die Anmaßungen Roms, daß so lange Kaiser Joseph lebte und so lange sein Bruder Leopold sich selbst gleich blieb, die Katholiken von Toscana sich im Besitz von Rechten und Vortheilen befanden, welche die Vertheidiger der alten christlichen (noch nicht wie seit Gregor VII. papistischen) Kirchenordnung in Deutschland vergeblich zu erstreben suchten, und deren sie noch immer entbehren.

Die Bestimmungen des Provinzialconciliums von Pistoja sind unter dem Namen der Propositionen von Pistoja bekannt, weil den dort im Jahre 1787 versammelten Prälaten sieben und fünfzig Kirche und Kirchenrecht reformirende Sätze vorgelegt waren, von denen die mehrsten gebilligt und angenommen wurden. Vermöge der Synodalbeschlüsse der in Pistoja versammelten Prälaten von Toscana ward nicht blos das bisherige päpstliche Kirchenrecht verworfen, sondern auch das Wesentliche der Religion vom Unwesentlichen genau unterschieden. Es ward dort die strenge Sittenlehre der Jansenisten und des Urchristenthums, welche über lauter Ceremonien und Kirchen-Symbolik ganz in Vergessenheit gekommen war, wieder für Hauptsache des Christenthums erklärt und

der bloß äußerliche, für Herz und Wandel unfruchtbare Theil des Gottesdienstes förmlich mißbilligt und verworfen. Das war freilich in einem Lande, wo Moral für Prosa, wir möchten fast sagen für Dummheit gilt, wo Poesie und Kunst das Leben regieren und auf dem künstlerisch geordneten Cultus beruhen, wo der gemeine Mann von Sparsamkeit, Ordnung, Reinlichkeit, häuslicher Zucht und Wohlstand auch nicht einmal einen Begriff hat, nicht durchzusetzen. Das Volk glaubte den Jesuiten, Mönchen, Papisten des Landes und besonders dem Papste herzlich gern, daß der moralische Katholicismus der Synode von Pistoja nichts anders sei als die teuflische Lehre des ketzerischen Luther, dessen bloßer Namen die Italiener wie die Baiern um so mehr erschreckt, je falscher und schmählicher er ihnen alle Tage auf den Kanzeln, im Leben, in Schriften von Jesuiten und Kapuzinern, mit und ohne Kutten, abgemalt wird.

Der Papst mußte übrigens eine Zeit lang dem ihm sehr verdrießlichen geistlichen Wesen in Toscana zusehen und Zeiten der Reaction erwarten, weil seine ersten Schritte durch Leopolds Festigkeit und Riccis Entschlossenheit fruchtlos gemacht wurden. Als nämlich die Synode von Pistoja die vier berühmten Sätze billigte und als die ihrigen anerkannte, welche auf Ludwigs XIV. Veranlassung die gallicanische Kirche um 1682 den päpstlichen Anmaßungen entgegengesetzt hatte, so erließ Papst Pius gegen diese als Grundsatz der Kirche von Toscana aufgestellte Sätze eine besondere Bulle, worin eigentlich auch die Synode verdammt war. Er erklärte in dieser Bulle die Billigung für ärgerlich und beleidigend für den heiligen Stuhl, tobte aber hernach ganz anders, sobald die Zeit der Reaction und des Conservirens aller alten Mißbräuche eingetreten war. Dies fiel nicht mehr in die Periode, deren Geschichte dieser Band behandeln soll, wir bemerken daher nur, daß der Papst später die Vernichtung der von Leopold begünstigten Religions- und Kirchenverfassung und die Verfolgung der edlen Männer, von denen sie gemacht war, durchsetzte und daß er die Propositionen der Synode von Pistoja als Irrthümer und schismatische, also als ketzerische Lehren verdammte. Der Kaiser gerieth in ernstere Verlegenheiten als sein Bruder, weil Preußen jede Gelegenheit wahrnahm, um die Wiederherstellung

des alten kaiserlichen Ansehens im Reiche, worauf es Joseph abgesehen zu haben schien, zu hindern. König Friedrich II. hatte zur Zeit des Emser Congresses den Fürstenbund gegen den Kaiser gestiftet, sein Nachfolger ward durch die Verbindung des Kaisers mit den Russen zum Nachtheil der Türken zu ernsteren Schritten getrieben. Ehe dieses geschah, erbitterte jedoch Joseph durch sein Benehmen gegen die Republik der sieben vereinigten Provinzen der Niederlande auch sogar das damals enge mit Oesterreich verbundene Frankreich gegen seine Anmaßung so sehr, daß er dadurch der sehr starken Gegenpartei des Hofs Gelegenheit gab, der Königin Schuld zu geben, daß sie ihrem Bruder zu Gefallen die Minister irre geleitet habe.

Es verhielt sich mit den Unternehmungen des Kaisers gegen Hollands Anmaßungen und gegen die Mißbräuche in Belgien, wie mit seinen Schritten gegen den hohen Adel seiner Erbstaaten zu Gunsten des gedrückten Volks und mit seiner aus den vortrefflichsten Absichten herrührenden Einmischung in die Gerechtigkeitspflege. Wir wollen beides zuerst durch ein Beispiel erläutern, ehe wir zu den holländischen und belgischen Angelegenheiten übergehen.

Um den Landmann aus einem drückenden Verhältnisse zu erlösen, verordnete der Kaiser eine neue Steuerregulirung in allen Erbstaaten, wodurch der Bauer nothwendig gewinnen, der Adel aber, der ein furchtbares Geschrei erhob und erheben ließ, verlieren mußte. Die ganze Maßregel ward durch Heftigkeit und Uebereilung des Kaisers vereitelt. Joseph stand hier allein; er sah bösen Willen und passiven Widerstand, dies bewog ihn, die Ausmessung der Grundstücke zu übereilen, so daß, weil für eine so umfassende Messung nicht Landmesser genug im Lande waren, oft ganz unkundige Leute zu dem Geschäft gebraucht werden mußten, was dann Mängel und Schaden veranlaßte. Dadurch erhielt der Adel, der durch die neue Einrichtung verlieren mußte, Gelegenheit, allerlei Hindernisse in den Weg zu werfen und die Absicht des Kaisers zugleich mit der Ausführung lächerlich oder gehässig zu machen. Daß dies in der That der Fall war, zeigen die Worte des Grafen von Chotek, mit denen er gewissermaßen als Märtyrer für die Sache des Adels wegen dieser Steuerangelegenheit seine Stelle niederlegte.

Der Graf Chotek war sehr von Joseph begünstigt, er war Kanzler der böhmisch-österreichischen Hofkanzlei, welche die neue Steuerregulirung bekannt zu machen hatte, gegen deren Einführung Chotek mehre Male Vorstellungen an den Kaiser abgehen ließ. Die Gründe, die er anführte, waren alle davon hergenommen und die Vorstellungen beruhten blos darauf, daß der Adel dabei verliere. Darauf gab der Kaiser wiederholt die Antwort, daß aber der Bauer sehr dabei gewinne, und beharrte, als keine bessern Gründe vorgebracht wurden, auf der Einführung. Als Graf Chothek sah, daß seine Vorstellungen fruchtlos waren, legte er, um das Patent nicht unterschreiben zu müssen, seine Stelle nieder und machte dadurch die populärste Maßregel dem Lande verhaßt. Die Worte, deren er sich in der Akte, die er dem Kaiser überschickte, bedient, beweisen, daß er mit einem Van der Noot und und Consorten auf einem Wege war. Mein Gewissen, so schreibt er, erlaubt mir nicht, meinen Namen unter eine Verordnung zu setzen, welche dem Adel soviel Unrecht zufüget. Der Kaiser hatte ihm vorher freundlich gesagt: Lieber Chotek, ist es nicht besser, wir lassen den Bauern etwas nach, als daß sie uns gar nichts geben. Chotek erwiderte: Das sei nicht zu fürchten, da man die Widerspenstigen mit Gewalt zur Entrichtung der Abgaben zwingen könne. Mit Gewalt, erwiderte der Kaiser, die physische Gewalt ist beim dritten Stande. Glauben Sie mir, wenn der Bauer nicht will, sind wir alle pritsch (ein böhmisch Wort).

Auf gleiche Weise ward die Gerechtigkeitsliebe des Kaisers und sein Wunsch einer unparteiischen Justizpflege Ursache der Unzufriedenheit und des Widerstandes. Er konnte niemandem trauen, er stritt gegen den Schlendrian der Gerichte und gegen verjährte Mißbräuche ganz isolirt. Er mußte heftig mit autokratischer Gewalt kämpfen; dies ward oft nachtheilig und gab Gelegenheit, ihn der Willkür und Härte anzuklagen. Er fand überall Unterschleif und Käuflichkeit, Veruntreuung öffentlicher Gelder und unverschämte Bestechlichkeit, wodurch hernach auch im Revolutionskriege die österreichischen Angelegenheiten zu Grunde gerichtet wurden, als Herkommen und als Privilegium geltend. Es war nicht

möglich, dem Uebel abzuhelfen, weil die Gerichte gegen vornehme Leute unthätig oder doch ohnmächtig waren. Der Kaiser, welcher sah, daß die Behörden, die Gerichte und die privilegirten Klassen gegen gleiches Recht in einem förmlichen Bunde waren, übernahm selbst die Sorge, über die Justiz zu wachen, und drang darauf, daß jedes Vergehen, an dem Vornehmsten wie am Geringsten, sollte auch der, welcher sich verging, in seiner größten Gunst gewesen sein, unerbittlich hart bestraft werde. Aus Mißtrauen gegen juristische Deutung und Mißdeutung des Gesetzes folgte er dabei oft mehr seinem Gefühl von Recht und Unrecht als dem Gesetze und dem Urtheil der Richter. Wenn diese daher aus allerlei Rücksichten die Strafe, welche das Gesetz aussprach, zu mildern suchten, so erlaubte er sich oft, sie, wie in Rußland Sitte ist, im Cabinet zu schärfen. Dies schrieb man der Grausamkeit zu, obgleich der Kaiser gewiß nicht grausam war, sondern nur die Aristokratie in Schranken halten wollte. Die Aristokratie zog dann in den Erblanden, wie hernach in Belgien, das Volk dadurch in ihr Interesse, daß sie den Kaiser der Gesetzverletzung beschuldigte. Daß Joseph sich besonders der Beamten und der Aristokratie wegen hart bewies, sieht man schon daraus, daß die zwei Fälle, welche man vor andern benutzt hat und zu benutzen pflegt, um Joseph als einen Tyrannen auszuschreien, Personen der höheren Klassen angingen. Diese Personen waren der Graf Podaczky-Lichtenstein und der Oberstlieutenant Sczekely, obgleich die Verschärfung der Strafe bei dem Letztern, genau betrachtet, nur eine Veränderung der Strafe war, welche Sczekely selbst als eine Milderung betrachtete.

Was Holland und Belgien angeht, so konnte der Kaiser den Gedanken nicht ertragen, daß ihn ein Friedensschluß von 1711—1714 bei ganz veränderten Umständen in alle Ewigkeit hindern sollte, Herr in seinem eigenen Lande zu sein. Weil er das positive Recht gegen seine eigene Ueberzeugung von dem, was recht sei, nicht wollte gelten lassen, so fand er es unvernünftig, daß er niederländische Truppen in seinen Festungen dulden und seinen Belgiern verbieten mußte, die Schelde und die See zu befahren. Der Streit mit Holland ist übrigens aus einem doppelten Grunde für die europäische Geschichte bedeutend. Es zeigte sich nämlich

erstlich bei dieser Gelegenheit, daß Joseph sich bei seinen Entwürfen übereile und um so leichter durch unerwartete Hindernisse und ernstlichen Widerstand zurückgeschreckt werde, je heftiger, hitziger, übereilter er, jeden fremden Rath verachtend, anfangs zu verfahren pflegte. Zweitens sind diese Streitigkeiten wichtig, weil der Ausbruch der sogenannten holländischen Revolution dadurch beschleunigt ward. Der Entschluß Josephs, gegen die Holländer, wie überall, das Recht der Vernunft gegen Verträge, Privilegien, Diplome und Siegel autokratisch geltend zu machen und seinen Belgiern in ihrem eignen Lande die Rechte zu verschaffen, deren die Holländer in dem ihrigen genossen, war schon bei seiner Huldigungsreise nach Belgien und während des Besuchs, den er damals in Holland machte, in ihm gereift. Es schien ihm, als ob die Holländer und besonders Amsterdam ihren Wohlstand auf dem Ruin seiner Belgier und besonders der Stadt Antwerpen, welche nicht aus der Schelde in die See fahren durften, gegründet hätten. Noch mehr fand er sich dadurch gekränkt, daß seine niederländischen Festungen holländische Garnisonen hätten. Der Kaiser hatte das Kriegswesen in Holland ganz vernachlässigt, Marine und Heer im elendesten Zustande getroffen. Die Holländer hätten die Festungen Belgiens, in denen sie Garnison halten durften, im guten Stande halten sollen, er fand sie vernachlässigt, die Garnisonen schlecht ausgerüstet und versehen, und gleichwohl mußte er dulden, daß, dem sogenannten Barrièretraktate gemäß, die Holländer in gewissen Distrikten seines Landes Contributionen vorgeblich zur Erhaltung der Festungen und zur Bezahlung der nie vollzähligen Garnisonen ausschrieben.

Der Barrièretraktat, dessen Joseph zunächst entledigt sein wollte, war Karl dem VI. durch die Königin Anna, oder eigentlich durch die Tories, die zur Zeit des Utrechter Friedenskongresses ihr Ministerium bildeten, mit Gewalt aufgezwungen worden, damit nur die Holländer (1713) desto schneller den Frieden unterschreiben möchten. In diesem Traktate war festgesetzt, Holland solle in den belgisch=österreichischen Plätzen Namur, Dornick, Menin, Fürnes, Warneton, Ypern und Knocke Besatzungen halten dürfen und eine holländisch=österreichische Armee von dreißig bis sechsunddreißigtausend Mann, bestehend aus drei Fünftel holländischer und zwei Fünftel österreichischer Truppen, sollte den öst=

lichen Theil der Niederlande, von wo aus ein Einfall in die sieben Provinzen und in ihre Generalitätslande leicht ausführbar sei, gegen Frankreich beschützen. Das Verhältniß Oesterreichs ward in den ersten zwanzig Jahren nach dem Utrechter Frieden noch viel drückender in Beziehung auf Belgien und Holland. Die Engländer bedurften der Holländer erst gegen Alberoni, dann gegen Karls VI. Handlungsprojekte und gegen die ostindische Compagnie in Ostende; sie opferten ihnen daher das österreichische und belgische Interesse. England und Holland vereinigten sich, um den Kaiser zu nöthigen, einzuwilligen, daß weder von Ostende, noch von Triest aus indischer Handel getrieben werden dürfe. Zuerst mußte (1722) die Handelsgesellschaft in Ostende aufgehoben werden, dann (1731) ward festgesetzt, daß nicht nur die österreichischen Seestädte von ihrer günstigen Lage am Meer keinen Nutzen ziehen dürften, sondern daß auch die Mündung der Schelde, folglich der unvergleichliche Hafen von Antwerpen auf immer verschlossen bleiben sollte. Man ging sogar so weit, daß man festsetzte, im Falle einer Verletzung dieses Artikels sollten die holländischen Forts am Ausfluß der Schelde auf die von Antwerpen ausgesendeten Schiffe feuern dürfen.

Hollands Macht und Wohlstand nahm indessen in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts in eben dem Grade ab, als England reicher, mächtiger, betriebsamer wurde und seine Schifffahrt sich bis zum Unglaublichen vermehrte; es kam endlich dahin, daß die holländische Regierung, welche eine halbe Million Gulden für Truppen und Unterhaltung der Festungen jährlich aus Belgien zog, die dafür übernommenen Verbindlichkeiten nicht erfüllte. 99)

Nicht einmal die Bedingung, unter welcher den Holländern diese unerhörten Vortheile zugestanden waren, hatten diese erfüllt, denn als 1745 die Franzosen in Belgien einrückten, zogen die Generalstaaten ihre Besatzungen aus den Städten, weil sie dem Kriege ausweichen wollten, was gleichwohl nicht möglich war.

---

99) Ursprünglich war im Barrieretraktat festgesetzt, die Holländer sollten eine Subsidie von einer Million und zweimalhunderttausend Gulden erhalten, Die Einnehmer gewisser Distrikte waren angewiesen, bestimmte Summen unmittelbar an Holland abzuliefern, und im Fall hierin ein Rückstand erfolgte, war sogar den holländischen Truppen ein Recht der Execution gestattet.

Die Franzosen schleiften hernach die Festungswerke der Barrièreplätze und die Holländer blieben während des siebenjährigen Krieges ihres Besatzungsrechts beraubt. Erst um 1763 durften sie wieder Truppen schicken; sie stellten aber die Festungswerke nicht wieder her und erhielten deshalb auch die ihnen im Barrièretraktat zugestandenen Subsidien nicht. Maria Theresia erklärte um 1776, daß sie den Barrièretraktat in Rücksicht gewisser Landstriche und Orte, welche die Holländer in Anspruch nahmen, nicht mehr wollte gelten lassen, weil er ihrem Vater mit Gewalt und Verletzung der Rechte der Belgier sei aufgedrungen worden; Kaunitz und Joseph hatten schon damals weiter gehen wollen. Sie suchten die Kaiserin zu bewegen, den ganzen Traktat für ungültig zu erklären, sie war indessen nicht dahin zu bringen gewesen. Joseph war kaum von seiner ersten Reise in die Niederlande zurückgekehrt, als er erklärte, daß er die fremden Truppen nicht ferner dulden wolle. Er zwang im März 1783 die Holländer wirklich, ihre Truppen zurückzuziehen, regte aber schon damals ganz Europa weniger durch den Gewaltstreich als durch die höchst bedenklichen Erklärungen seines Staatskanzlers über die Haltung bestehender Verträge gegen sich auf.

Die Unterhandlung über die Räumung Belgiens von Seiten der Holländer wurde in Wien zwischen dem Grafen von Wassenaer und dem Fürsten Kaunitz geführt und der Letztere redete dabei von bestehenden Verträgen und von dem Rechte der Schwachen gegen die Starken in einem so vornehmen und verächtlichen Ton, daß der Andere durch die bloße Bekanntmachung der Unterhaltung mit Kaunitz den Planen des Kaisers mehr schadete, als durch die feinsten diplomatischen Kabalen hätte geschehen können.[1]) Die Holländer waren damals wegen ihrer engherzigen Krämerpolitik und ihrer innern ganz öffentlich geführten Streitigkeiten und oft ganz armseligen Zänkereien, wobei mehrentheils beide Theile schuldig oder verächtlich waren, in Europa nicht gerade beliebt; man mußte sich aber ihrer annehmen, wenn der Kaiser so dachte wie Kaunitz redete. Daß er aber wirklich so denke, zeigte er, als er Anstalt machte, der Instruktion gemäß zu han-

1) Reflexions sur une conversation ministerielle entre le prince de Kaunitz et le comte de Wassenaer 1782.

deln, welche der Herr von Nenny, Präsident des belgischen geheimen Raths ehemals aufgesetzt hatte, um ihn vollständig von den niederländischen Sachen zu unterrichten. In diesen bekannten Instruktionen, welche Dohm in seinen Denkwürdigkeiten vortrefflich benutzt hat, war der Rath gegeben, alle längst vergessenen Ansprüche an holländische Orte und Landschaften, welche aus den Verhältnissen des sechzehnten Jahrhunderts abgeleitet werden könnten, jetzt geltend zu machen, wo die Umstände sehr günstig seien. Dies fällt nämlich in die Zeit, als Spanien und Frankreich ohne besondere Rücksicht auf Holland für sich allein den Versailler Frieden geschlossen hatten, so daß Holland in dem Augenblick weder auf England, noch auf Frankreich rechnen konnte.

Das Benehmen des Kaisers gegen die Holländer war eines edeln Mannes, der, wie Joseph, Gerechtigkeit liebte und sie sogar oft mit Willkür ausübte, durchaus unwürdig. Er ward, als er am Ende seine Sache nicht durchsetzen konnte, verächtlich, und was schlimmer für einen mächtigen Herrscher ist, sogar lächerlich. Den Anfang machte er neben andern kleinlichen Schikanen, denen ähnlich, welche Preußen damals gegen Danzig und später, als es Anspach und Bayreuth an sich gebracht hatte, gegen Nürnberg übte, mit der Forderung des Dorfs Doel in der Nähe des holländischen Forts Liefkershoek und des Forts St. Donaas zwischen Sluys und Brügge. Die österreichischen Truppen nahmen von dem Dorfe mit Gewalt Besitz und jagten die Holländer, denen sie an Zahl überlegen waren, mitten im Frieden aus ihren Quartieren. Da diese Sache zu unbedeutend war, als daß sich fremde Mächte hätten einmischen sollen, so trat der Kaiser bald mit stärkeren Forderungen hervor. Er verlangte nicht blos die bedeutende Stadt und Festung Mastricht, sondern kam endlich mit einem ganzen Register von Abtretungen zum Vorschein. Wir fügen die sämmtlichen Forderungen unten bei, weil der Kaiser gleich im ersten Artikel dieses Registers erklärt, daß er von allem dem nichts wissen wolle, was die Spanier einst den Holländern aus Dankbarkeit für die Vertheidigung Belgiens gegen die Franzosen zugestanden hätten.[2]) Gleich anfangs erboten sich übrigens

2) Die Forderungen waren: 1) Oesterreich erkenne nur den 1664 geschlossenen Gränztraktat für gültig und fordere alles, was durch spätere Ver-

die Oesterreicher, auf alle Artikel des langen Registers nicht weiter zu bestehen, wenn man dagegen die Schifffahrt auf der Schelde freigeben wolle und wenn Antwerpen seinen Seehafen wieder öffnen dürfe. Die Ungeduld des Kaisers erwartete aber den Ausgang der Unterhandlungen nicht, sondern er forderte durch eine Erklärung vom 23. August 1784, daß die Eröffnung der Schelde sogleich zugestanden werden solle, wofür er von allen andern Forderungen abzustehen versprach.

Der Kaiser benahm sich bei dieser Gelegenheit, wo er auch nicht einmal von Kaunitz Vorsicht und Behutsamkeit lernen wollte, auf eine ganz unbegreifliche Weise unklug und gegen alle Regeln einer gesunden Politik. Er wollte, im festen Vertrauen, daß die Holländer nicht wagen würden, sich ihm zu widersetzen, Antwerpen für einen Freihafen erklären, und der Präsident seiner Regierung in Brüssel mußte bekannt machen, daß der Kaiser schon jetzt die Schifffahrt aus der Schelde ins Meer als völlig frei ansehe. Er fügte drohend hinzu, daß der Kaiser jedes Hinderniß, welches man der freien Schifffahrt seiner Unterthanen entgegensetzen würde, als wirkliche Feindseligkeit und als Kriegserklärung betrachten werde. Durch diesen Schritt, den Kaunitz sehr mißbilligte, kam Joseph in größere Verlegenheit, als er geahnet hatte. Der alte König von Preußen gab bei der Gelegenheit seinen Unwillen laut zu erkennen und fragte bei Rußland an, ob er

---

träge abgetreten sei, zurück. 2) Die holländischen Forts Kruitschanz und Friedrich Heinrich sollten geräumt und geschleift, von den Werken des Forts Liefkenshoek und Lille sollte der Theil, der die ehemals bestimmte Gränze überschreite, geschleift werden. 3) Das Wachtschiff, welches Holland bei dem Fort Lille halte, sollte für immer entfernt werden und die ganze Schelde unter kaiserlicher Hoheit stehen. 4) Stadt und Festung Mastricht sollten abgetreten werden, weil Holland dies in dem am 30. August 1573 mit Spanien geschlossenen Traktat versprochen habe. 5) Alles Land über der Maas solle als zu Mastricht gehörig abgetreten werden. 6) Mehrere andere Distrikte und Orte sollen aus demselben Grunde abgetreten werden. 7) Die Holländer sollen alle Einkünfte, die sie aus den abzutretenden Orten seit ihrer Besetzung gezogen, erstatten. Die Artikel 8, 9, 10, 11 enthalten lauter Bestimmungen über Vergütungen, welche die Holländer für die Vortheile leisten sollen, die sie seit dem siebenzehnten Jahrhundert aus den Verträgen gezogen, die der Kaiser jetzt für ungültig erklärt.

vielleicht allenfalls weiter gehen könne, ohne Rußland zu reizen. Ludwig XVI. ward durch diesen Schritt seines Schwagers in die größte Verlegenheit gebracht. Die Minister, besonders Vergennes, und die ganze französische Nation verlangten dringend, daß sich Frankreich der Holländer annehmen solle; die Königin suchte ihren Gemahl zu bewegen, dem Willen der Nation entgegen zu handeln, zu deren Organ in dieser Sache sich derselbe Graf Mirabeau aufwarf, der einige Jahre später den Gang der Revolution leitete. Er schrieb damals in seiner heftigen, aber der Aufregung des französischen Volks ganz angepaßten Manier über die holländischen Angelegenheiten. Wir halten es nicht der Mühe werth, gegen den auch von unsern liberalsten Constitutionellen so laut gepriesenen Haupturheber der französischen Revolution ein Wort zu sagen, weil es ausgemacht scheint, daß die gewöhnlichen Begriffe von Tugend auf Leute von großem Talent nicht anwendbar sind. Bei einem gewöhnlichen Menschen würde es uns sonst auffallen, daß Mirabeau damals für die ihm tödtlich verhaßte, kleinliche und selbstsüchtige holländische Patrioten-Partei schrieb, daß er also Feudal- und Geldaristokratie, d. h. Leute voll Vorurtheil, welche blos von Selbstsucht und Geldgier geleitet wurden, gegen den Kaiser vertheidigte, der sich für Vernunft und Menschenrechte selbst aufopferte, den uns aber gleichwohl der liberale Franzose als einen gar argen Tyrannen und Despoten schildert.

Mirabeaus Schrift gegen Kaiser Joseph ward zwar in Frankreich verboten, es wurden aber doch Rüstungen gemacht, und die französische Regierung schien sich, wenn ihre Vermittlung nicht gelingen sollte, der Holländer annehmen zu wollen. Es ward den Franzosen erlaubt, oder vielmehr den Militärs zu verstehen gegeben, in Holland Dienste zu nehmen; man lieferte Kriegsvorräthe, schickte französische Ingenieurs, französische Stabsoffiziere, um die holländischen Vertheidigungsanstalten zu leiten. Die Holländer übten im Vertrauen auf Frankreich gleich darauf Thätlichkeiten gegen die Belgier, welche von der von der Brüsseler Regierung erlassenen Erklärung Gebrauch machen wollten. Dadurch wurden die Franzosen wider ihren Willen zu feindseligen Anstalten gegen den Kaiser genöthigt, weil dieser bei der Nachricht von den Feindseligkeiten der Holländer im Begriff stand, ein Heer

von vierzigtausend Mann nach Belgien zu schicken und einen Theil desselben wirklich marschiren ließ. Als nämlich die Brigantine Ludwig unter Kapitän Iseghem am 8. Oktober 1784 die Schelde hinabfahren wollte, feuerten die Holländer von Saftingen aus auf das Schiff und nöthigten es, nach Antwerpen zurückzukehren. Ein anderes kaiserliches Schiff, das von Ostende kam und die Schelde hinauf fahren wollte, ward bei Vliessingen angehalten, obgleich es hernach wieder frei gegeben wurde.

In diesem Augenblicke nahm Alles ein kriegerisches Ansehn; die kaiserlichen Truppen marschirten, der österreichische Gesandte ward vom Haag abgerufen, in den vereinigten Provinzen zeigte sich eine Nationalbewegung, wovon man seit langer Zeit keinen Begriff mehr gehabt hatte, und es sammelte sich ein holländisches Heer an den Gränzen, welches von französischen Offizieren organisirt ward. Um dieselbe Zeit als Kaiser Joseph mit Krieg drohte, erreichten die Streitigkeiten der Städte von Holland mit der statthalterischen Regierung den höchsten Punkt, und der Herzog von Braunschweig sah sich genöthigt, endlich das Land zu verlassen. Er war schon im Juli auf Antrag der Städte der Provinz Holland von den Ständen dieser Provinz gewissermaßen abgesetzt worden, als sie ihm durch eine beleidigende Resolution ankündigten, daß sie nur bis Ende des Jahrs die Summen zahlen würden, die sie zu den ihm angewiesenen Geldern beitrügen; Seeland trat hernach dem Beschlusse bei. Der Herzog wendete sich am Ende August zwar an die fünf andern Provinzen, sah aber schon im September, daß seine Stellung unhaltbar sei, und gab am 8. Oktober seine Entlassung ein.

So schlecht beim zerrissenen Zustande ihrer Civilregierung und der Verwaltung ihres Kriegswesens auch die Anstalten der Holländer waren, so zeigte sich doch bei dieser Gelegenheit Joseph noch schwächer als die Niederländer. Er wagte nicht einmal, ihre thätliche Beleidigung rasch und nachdrücklich zu rächen, wie der Fürst von Ligne als Commandant von Antwerpen hatte thun wollen. Dieser war nämlich im Begriff, den Schaden, den die Holländer den Belgiern durch das Anhalten und Beschießen der Schiffe und durch die Vertheidigungsanstalten, die sie in der Nähe der Schelde machten, gethan hatten, durch Besetzung der

Forts Lillo, Lifkerhoek, Kruitschanz und Fort Friedrich Heinrich zu rächen. Dazu bedurfte er der Erlaubniß der Regierung in Brüssel, diese wagte aber nicht, sie ihm zu ertheilen. Vergennes bis an seinen Tod (Febr. 1787) Minister der auswärtigen Angelegenheiten in Frankreich, benutzte die Umstände, um durch seine Vermittelung für Holland ein Band der Freundschaft mit dieser Republik zu knüpfen. Dieses Band ward hernach von England und Preußen zur Zeit der holländischen Revolution wieder zerrissen.

Vergennes krönte seine lange diplomatische Laufbahn durch die meisterhafte Weise, wie er, ohne seinen König durch offenbare Feindseligkeiten gegen seinen Schwager zu betrüben, durch Unterhandlungen die ganze Ehre in diesen Händeln für Frankreich zu gewinnen und die ganze Schmach auf den Kaiser zu werfen verstand. Er gewann bei der Gelegenheit die Freundschaft der Holländer für Frankreich, entzweite sie tödtlich mit Oesterreich und trennte sie von England. Die Franzosen, welche schon in jener Zeit ihre Königin mit unbegreiflichem Hasse verfolgten, schrieen freilich damals und auch später, daß es gegen die Ehre der Nation sei, daß man durch Geldzahlung und nicht durch die Waffen den politischen Zweck erreicht habe; aber Joseph ward mehr dadurch beschimpft, daß er das Geld annahm, als Frankreich dadurch, daß es ihm lieber Geld zahlte als Krieg anfing. Wäre die Behauptung des Geschichtschreibers der französischen diplomatischen Unterhandlungen zuverlässiger und begründeter, als sie uns zu sein scheint, so verdiente Vergennes noch weit mehr Lob als wir ihm ertheilt haben. Wenn Flassan Recht hätte, verdiente Joseph auch nicht den Vorwurf eines übereilten Vorwärtsschreitens und eines zaghaften Zurückweichens, welcher ihm damals allgemein gemacht wurde. Flassan berichtet nämlich, Joseph habe nur darum nachgegeben, den Feindseligkeiten Einhalt gethan und die Vermittelung der Franzosen angenommen, weil Vergennes seinen König bewogen habe, über diese Angelegenheit, ehe sie noch an Gesandte übertragen werde, in unmittelbare Correspondenz mit Joseph zu treten.[3]) Aus dem Tone der eigenhändigen Briefe

3) Flassan, histoire de la diplomatie française, Vol. VII., berichtet zuerst pag. 400 im Text: Mr. de Vergennes remit au roi un premier

des Königs habe sich der Kaiser überzeugt, daß sich Ludwig persönlich der Sache annehme, und daß seine Gemahlin ihn nicht umstimmen könne und werde. Flassan entschuldigt zugleich den Minister mit Gründen, die uns gut und treffend scheinen gegen den Vorwurf, den man ihm darüber machte, daß er aus der französischen Staatskasse die kleine Summe für den Kaiser zahlen ließ, welche die Holländer nicht zahlen wollten. Die Holländer verließen sich auf Frankreich, als sie sich weigerten, mehr zu zahlen als sie geboten hatten, und Vergennes wollte lieber Geld für sie ausgeben als für sie ins Feld ziehen.

Nachdem Ludwig XVI. zuerst dem Kaiser energisch zu verstehen gegeben hatte, daß er nie zugeben werde, daß das Recht des Starken gegen die schwachen Holländer in Rücksicht auf Tractate ausgeübt werde, die in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts mit Frankreichs Beistand von Oesterreich erpreßt worden, kam hernach die Sache aus Kabinet und an die Bevollmächtigten. Am 17. Nov. 1784 ward dem Kaiser durch eine sehr kräftig und bestimmt abgefaßte dringende, oder vielmehr höflich drohende Note die Vermittelung Frankreichs im Scheldestreit angeboten; erst am 24. Januar 1785 nahm der Kaiser diese Vermittelung, oder mit andern Worten die Entscheidung Frankreichs an. Auch nachdem Joseph sich gefügt hatte und nach und nach den wichtigsten Punkten, der Freiheit der Schifffahrt auf der Schelde und der Erwerbung eines bedeutenden Landstrichs oder befestigter Oerter entsagt hatte, erschwerte er durch seinen Eigensinn und durch kleinliche Geldforderung, die Holländer durch den Geiz, womit sie über den Betrag der von ihnen zu zahlenden

---

mémoire le 14. Octobre 1784. Il y établissoit l'intérêt de plus d'un genre, que la France avoit à la contestation présente; exposant en même tems les dangers auxquels pourroit entraîner une résolution trop précipitée à l'égard de l'empereur, avec lequel il engageoit le roi d'ouvrir une correspondance directe pour le disposer à la paix. Dazu fügt er pag. 401 die Note: Cette correspondance eut lieu en effet; et c'est aux explications qu'elle amena insensiblement, que l'on doit l'accommodement auquel l'empereur se prêta, mais après avoir manifesté l'humeur la plus aigre, piqué de ce que le roi, qu'il croyait dominer par le crédit de la reine, n'avait écouté en définitif que l'avis de son conseil.

Summe feilschten und bald mehr bieten, bald weniger geben wollten, den Franzosen das Geschäft der Friedensstiftung. Die Holländer und der Kaiser nämlich handelten von Februar bis September über die Summe, welche die Ersten dem Letztern als Entschädigung zahlen sollten, damit es wenigstens den Anschein habe, als wenn er einige Genugthuung für eine thätliche Beleidigung erhalten habe.

Der Kaiser forderte anfangs fünfzehn Millionen Gulden und die Holländer hatten die Unverschämtheit, ihm darauf drei Millionen zu bieten. Hernach ward Monate lang über eine zu zahlende Summe wie über eine Waare in Wien und Versailles gehandelt, bis endlich der Kaiser auf neun und eine halbe Million herabgehandelt ward. Diese Summe forderte Joseph für sich, außerdem noch eine halbe Million für seine Unterthanen, welche durch die Holländer gelitten hatten. Auch dabei zeigte sich die österreichische Politik kleinlich; denn, so wenig es dem Kaiser Ernst war, erklärte doch Graf Mercy, wenn die Holländer nicht bis zum 22. Sept. sich zur Zahlung dieser Summe erböten, so werde der Krieg (also nicht um Ehre, sondern um ein paar Millionen) beginnen. Da die Handelsleute sahen, daß die Sache eine Angelegenheit Frankreichs geworden sei, so boten sie auch von dieser Summe nur die Hälfte, und Frankreich fand am Ende vortheilhafter, die andere Hälfte zuzulegen, als ungeheure Kriegskosten zu tragen und alle europäischen Mächte in Bewegung zu bringen.

Erst am 8. November ward übrigens zu Fontainebleau der Aussöhnungstraktat abgeschlossen. Vermöge des ersten Artikels dieses Traktats blieb die Schelde verschlossen und die Holländer behielten Mastricht; dagegen versprachen diese, die Forts Lillo und Liefkenshoek befestigt, wie sie waren, Fort Friedrich Heinrich und Kruitschanz aber geschleift dem Kaiser übergeben zu lassen. Sie versprachen außerdem zehn Millionen Gulden zu zahlen, wovon Frankreich, um die Aussöhnung zu beschleunigen, die Hälfte übernahm. Dohm rechnet, daß allein die Unkosten, die der Kaiser gleich anfangs gehabt habe, als er über die damals eigentlich ganz wehrlose Republik eine Bedrängung verhängte, welche alle Mächte und seine eignen Provinzen gegen jede Verbesserung, die

er vornehmen wollte, argwöhnisch machte und mit seiner Beschämung endigte, über fünf Millionen Gulden betragen hätten; doch scheint es uns, als wenn er das Einzelne etwas zu hoch anrechne.

Die oranische Partei in den Niederlanden konnte und durfte, als England in dieser Sache nichts für die sieben Provinzen that, Frankreich aber handelte und zahlte, nicht weiter hindern, daß die patriotische und aristokratische Partei ihre Absicht, eine nähere Verbindung mit Frankreich einzugehen, durchsetze. Die Republik riß sich von England ab, schloß einen Defensivtraktat mit Frankreich und schien dadurch das ganze seit 1672 bestandene Verhältniß der Seemächte zu einander und zu Frankreich zu ändern. Das erste politische Meisterstück Pitts, der seit seiner India-Bill Regent des Königs und des Reichs war, bestand darin, daß er die Franzosen um den Vortheil ihrer Freundschaft mit Holland zu bringen und den Bund zu zerreißen wußte. Die unter dem Text angeführte Stelle aus Flassans Geschichte der französischen diplomatischen Verhandlungen mag zeigen, wie meisterhaft Pitt die holländische Revolution benutzte, um Englands Vortheil durch preußische Bajonette zu erreichen.[4])

---

4) Es heißt Vol. VII. pag. 409: L'alliance entre la France et les Provinces-Unies étoit un coup de force politique, et l'on n'avoit pu y arriver que par une grande suite de combinaisons adroites, à la faveur desquelles on rompait l'intimité de la Hollande et de l'Angleterre et l'on privait le stathouder d'une prépondérance dont il usait trop fréquemment en faveur de la cour de Londres. Ce brillant succés fut dû principalement au duc de la Vauguyon, qui dans le cours de son ambassade de Hollande s'étoit occupé à détacher les Provinces-Unies de l'Angleterre et à les rapprocher de la France dans la vue essentielle de combiner les marines française, espagnole et hollandaise pour détruire ou du moins balancer la suprémacie maritime de l'Angleterre. Les consequences de ce traité furent profondément senties à Londres. En effet elles étaient telles, qu' aux approches d'une guerre maritime la cour de Versailles, en vue de garantir son allié, et par une suite de ses engagemens pouvoit envoyer au cap de Bonne Espérance et à Trinquemale des forces respectables qui eussent décidé sa supériorité dans cette partie du monde etc. etc.

§. 2.

Vorspiele der großen französischen Staatsumwälzung. Innere politische Streitigkeiten und Kämpfe in Belgien, Holland und Frankreich bis zum Jahre 1788.

a. Belgien.

Während sich der Kaiser auf der einen Seite in einen für ihn sehr nachtheiligen Streit mit Holland und Frankreich zu Gunsten der Belgier einließ, gerieth er auf der andern mit der Aristokratie und Hierarchie der Belgier in einen Streit, der mit einem förmlichen Aufstande seiner Niederländer endigte. Dieser Aufstand in den österreichischen Niederlanden hatte gleich den Unruhen in Holland seinen Grund darin, daß die verwickelte Staatsverfassung und Regierung der sämmtlichen Niederlande seit dem sechzehnten Jahrhundert nie im Geringsten verändert war, daß sie daher auch den Bedürfnissen der Zeit durchaus nicht mehr entsprach. In den protestantischen und in den katholischen Niederlanden sollte und mußte reformirt werden; die Reform sollte in beiden gewaltsam, in dem ersten aber nach republikanischer, in dem andern nach monarchischer Weise durchgesetzt werden.

Die an sich unbedeutenden belgischen und holländischen Unruhen sind uns hier als Vorspiel der Bewegungen in Frankreich merkwürdig, auch waren dabei in Holland ganz besonders Franzosen und unter ihnen vorzugsweise Mirabeau thätig. Außerdem müssen wir des Aufstandes in Belgien auch aus dem Grunde gedenken, weil bei der Gelegenheit aller Welt offenbar ward, daß Joseph unvorsichtig und thöricht verfahre, wenn er alle die verschiedenen Völkerstämme, welche er zu Unterthanen habe, ohne sie zu Rath zu ziehen, autokratisch durch unzählbare aus dem Kabinet erlassene, nur auf dem Papiere ausführbare Gesetze und Verordnungen reformire.

Joseph wollte offenbar das Regierungssystem Türgots einführen, er wollte die Verwaltung der Staatspolizei und der Finanzen in seinen Staaten überhaupt und in Belgien insbesondere in der Art einrichten, wie hernach Dupont de Nemours als Herausgeber von Türgots Schriften dessen einzelne Winke zu

einem Ganzen verbunden hat. Dabei wollte er das monarchische Prinzip streng aufrecht halten. Auf welche Weise der unermüdlich thätige und unglaublich arbeitsame Kaiser dies auszuführen versuchte, kann man aus dem zweiten Theile von Groß Hoffingers Biographie desselben lernen, wo alles Einzelne aufgezählt wird. Wir wollen in der Note nur kurz und summarisch die Gegenstände, auf welche sich Josephs Thätigkeit erstreckte, anführen und den Lesern überlassen, das Nähere in dem angeführten Buche nachzulesen.5)

5) Was in der ersten Ausgabe dieses 18. Jahrhunderts I. S. 333 aus Pezzl angeführt ist, bezieht sich eigentlich nur auf das Religionswesen, es scheint daher passender, den Inhalt des zweiten Theils von Groß Hoffingers Lebens- und Regierungsgeschichte anzugeben und es dem Leser zu überlassen, das Einzelne in diesem Buche selbst aufzusuchen. Die ganze erste Abtheilung dieses Bandes handelt ausschließend von Reformen in Religionssachen. Im dritten Kapitel findet man die Schritte gegen Rom; im vierten wird die Reform des Priesterstandes, die Umgestaltung des Mönchwesens und die Errichtung von Anstalten zur bessern Bildung des Priesterstandes berichtet. In den folgenden Kapiteln findet man die neue Regulirung des Gottesdienstes, die Aufzählung der abgeschafften schädlichen Gebräuche, die Beschränkung des Ablaßhandels, Abschaffung der Brüderschaften und Einrichtung eines eigentlichen Religionsunterrichts. Im sechsten Kapitel sind die neuen Verfügungen über Ehen und Begräbnisse und im siebenten die Toleranzgesetze zu finden. Im zweiten Abschnitt wird berichtet von der Einrichtung der Volks- und Normalschulen, von den allgemeinen Anstalten zur Verbesserung des Volksunterrichts, von den Gymnasien und ausführlich von der Censur. Im dritten Abschnitt findet man alle Einrichtungen, welche die Unterthanenverhältnisse betreffen. Dahin gehören die Vorschriften für Beschwerden, die Gesetze gegen den Wucher, die Abschaffung schädlicher Gebräuche, die Robotabolition, die Verordnungen, die sich auf Aufhebung der Leibeigenschaft beziehen; die Steuergesetze. Dann folgt ein Abschnitt über das Justizwesen. Zuerst gilt es Josephs Civilgesetzgebung. Es wird ferner der Criminalgesetze, hernach der neuen Einrichtung des Unterrichts über Rechtspflege, der Gerichtsordnung und der Justizverfassung überhaupt gedacht, dann besonders der Reform der Stadträthe, der Beamten, der sogenannten Landtafel, der Ordnung der Gerichtskosten, Erbfolgeverordnungen, Pupillensachen u. s. w. erwähnt. Dann folgt ein Abschnitt von neuen Polizei- und Humanitätsanstalten. Im sechsten findet man einzeln angeführt, was für Handel und Industrie, Landeskultur, Viehzucht geschah. Mauthwesen, Straßenbau u. s. w. Der siebente Abschnitt begreift die Cameralgegenstände, Münz-, Berg-, Jagd-, Forst-, Postwesen. Judengesetze, Pensionen, Stempelpapier, Abzugsgeld, Fiscusangelegenheiten. Darauf folgt

Geht man die einzelnen Provinzen des Reichs in Beziehung auf Ausführbarkeit der unten bezeichneten Pläne Josephs durch, so hatten die Böhmen den wesentlichsten Theil ihrer Nationalrechte längst verloren, die Postulaten-Landtage anderer Provinzen konnten auf die Dauer keinen Widerstand gegen einen Regenten leisten, welcher Verwaltung und Regierung durch seine Beamten leitete und durch Polizei und Militär unterstützte; nur in Ungarn und Belgien war dies anders, in diesen Ländern war daher ein Widerstand ohne Rebellion möglich. Die Verwaltung, die Gesetzgebung, die Gerichtsverwaltung in allen Instanzen war in beiden Provinzen nicht österreichisch, sondern ganz national und ward im Lande von Eingebornen in ihrer Sprache verwaltet. Joseph hatte in Belgien nicht blos gleich bei seinem Regierungsantritt alle überlieferten und bestehenden Privilegien, Herkommen, Gebräuche, Gesetze, Verbriefungen der einzelnen Städte, Grafschaften, Herzogthümer und Corporationen bestätigt, sondern er hatte auch die höchst merkwürdige Urkunde der Freiheitsbriefe der Herzogthümer Brabant und Limburg über die Rechte der Unterthanen und die Pflichten der Regenten[6]) öffentlich beschworen. In diesen Provinzen war die Gesetzgebung ganz den Deputirten überlassen, welche von den drei sogenannten Ständen, der Geistlichkeit, dem Adel, den Städten erwählt wurden. Dieselben Stände entschieden nicht blos über die Erhebung, Verwendung, Vertheilung der Steuern und Auflagen, sondern setzten auch einen Ausschuß nieder, der zwischen der Zeit der Sitzungen der Stände an der Regierung förmlich Antheil nahm. Jede Provinz, jede Stadt, ja man möchte fast sagen jeder Flecken und jedes Dorf hatte eine eigne Einrichtung und Verwaltung, die oft von denen des benachbarten Orts ganz verschieden waren. Jede Provinzialregierung bestand, wie die Landesregierung in Brüssel, nur aus Landeseingebornen, außer daß die allgemeine Landesregierung in Brüssel einen kaiserlichen Minister zum Präsidenten hatte. Sogar

---

ein Abschnitt über Militärwesen u. s. w. Man sieht blos aus der Aufzählung, daß Joseph mehr leisten wollte, als die ganze französische constituirende Versammlung leisten konnte.

6) Dies ist die sogenannte Joyeuse entrée, die man in Meiners und Spittlers histor. Magazin im 1. Bande S. 724 lesen kann.

die Repräsentation der monarchischen unabhängigen Regierung und eines Hofes fehlte in Brüssel nicht. Ein Statthalter oder eine Statthalterin, gewöhnlich fürstlichen Geblüts, unter Joseph seit Januar 1781 seine mit dem Herzoge von Sachsen-Teschen vermählte Schwester Marie Christine, hielten in Brüssel einen glänzenden Hof, bei dem fremde Gesandte, wie bei andern regierenden Herren, beglaubigt waren. Auch die Hierarchie der Gerichte, wie die Landesregierung, waren von der Justiz der andern Erblande unabhängig. Jedes Tribunal entschied nach Localgesetzen und nach ganz verschiedenen Herkommen. Es war ein anerkannter Grundsatz, daß niemand vor ein anderes Gericht gestellt werden könne, als vor das ihm oder seinen Voreltern durch Gesetz und Herkommen bestimmte.

Nach der bestehenden Verfassung des Landes fiel die größte Macht und der stärkste Einfluß aus vielen Ursachen der Geistlichkeit zu, und gerade diese wollte Joseph zunächst reformiren. Der Einfluß der Hierarchie war nicht blos geistlicher Art, er beruhte nicht blos auf Aberglauben und Fetischismus der Menge, unterhalten durch tausende von Mönchen, Bischöfen, Aebten, Geistlichen aller Art, sondern das Grundeigenthum war auch größtentheils in geistlichen Händen. Es waren in Belgien wie damals in Deutschland und noch jetzt in England die älteren Söhne der großen Familien mächtig durch das Erbe des Vaters, die jüngeren aber reich durch Pfründen, Abteien, Bisthümer; sie bildeten das erste Collegium der Stände. Belgien war damals, wie Spanien und Neapel, das Paradies der Geistlichkeit; denn man zählte in diesem Lande neben einem Erzbischofe und sieben Bischöfen hundert und sieben Aebte, deren jeder Einzelne von sechzig bis dreimalhunderttausend Gulden Einkünfte hatte. Die Universität Löwen, wo alle Belgier, welche geistliche oder weltliche Aemter bekleideten, gebildet wurden, war dem Erzbischofe von Mecheln untergeordnet und ward ganz von Exjesuiten geleitet. Jesuitischer Unterricht war also einzige Quelle aller belgischen Einsichten in Staats- und Kirchenangelegenheiten. In Löwen wurden ganz im Geiste des Mittelalters alle die Rechtsgelehrten gebildet, die in den drei höchsten Tribunalen Belgiens, dem Gerichte von Geldern, dem großen Rathe von Brabant, dem Rathe

von Mecheln in höchster Instanz entschieden. Diese sogenannten souveränen Gerichtshöfe entschieden nicht allein, wie unser Reichskammergericht, unser Reichshofrath und die französischen Parlamente ganz unabhängig vom Regenten oder von einer höhern Instanz in Rechtssachen, sondern sie genossen auch verfassungsmäßig der politischen Rechte, welche die französischen Parlamente zwar in Anspruch nahmen, die ihnen aber von der Regierung nicht eingeräumt wurden. Die Verordnungen der Regierung hatten nämlich nur dann Gültigkeit, wenn sie von diesen Gerichten, den Stützen und Aufrechthaltern jedes Schlendrians, vorher geprüft waren.

Da man auch noch heutigen Tags, nach zwei Revolutionen, nach der Vereinigung mit Frankreich zur Schreckenszeit, nach Bonapartes Regierung und nach der Vereinigung mit Holland in gewissen Gegenden Belgiens den Aberglauben, das Ceremonienwesen, die Prozessionen und Wallfahrten völlig wie in Spanien und Italien aufrecht hält, so denkt man sich leicht, wie es dort zu Josephs Zeiten aussehen mochte. Es war ja seit dem sechzehnten Jahrhundert auch nie ein einziger Lichtstrahl in das von Mönchen und Jesuiten unterhaltene Cimmerische Dunkel des Unterrichts der gelehrten Schulen gefallen. Joseph hatte das Versehen begangen, daß er in demselben Augenblick, als er auf durchgreifende Reformen in Belgien dachte, den ganz unfähigen Fürsten von Stahremberg seiner Schwester und ihrem Gemahl, die blos repräsentiren sollten, als Minister zur Führung der Geschäfte zur Seite gegeben hatte. Dieser war nichts als ein großer Herr, d. h. er that nichts und wußte nichts, als Vornehmthun, sondern überließ Alles dem Intriguanten Crumpipen, der hernach neben dem Advokaten van der Noot und dem Abt von Tongerloo Haupt der hierarchisch-aristokratischen Conspiration ward. Dieser Crumpipen war der Sohn eines Kammerdieners des Visconti, welcher durch Joseph Erzbischof von Mailand ward, und hatte seine Laufbahn als dessen Secretär in Neapel begonnen. Da dieser Mann die Seele der Landesregierung in Brüssel war, so begreift man leicht, warum diese, statt wie sie sollte, die kaiserliche Reformation zu fördern, ihr Hindernisse in den Weg legte, ohne daß der gute Stahremberg wußte, wohin die Verordnungen zielten, die er selbst machte.

Der Kaiser schritt indessen in Belgien ebenso rasch vorwärts als in andern Provinzen. Er nahm durchaus keine Rücksicht auf den Einfluß der Geistlichkeit, der Universität Löwen, des Cardinals und Erzbischofs von Mecheln (Frankenberg), des in Belgien residirenden päpstlichen Nuntius und der Erjesuiten, sondern forderte schon in den Jahren 1781 und 1782, daß seine Verordnungen in Religionssachen, ohne Rücksicht auf die hergebrachten Formen, auch in Belgien ausgeführt werden sollten. Wie wenig die belgischen Theologen und Juristen geneigt waren, im Geringsten der Regierung nachzugeben, zeigte sich gleich im November 1781, als Josephs Toleranzedict in Belgien auch nicht einmal bekannt gemacht werden durfte. Die Universität Löwen bewies gleich bei dieser Gelegenheit, in welchem Geiste sie die Jugend unterrichte. Sie ließ verkündigen, daß jede Toleranz den Grundsätzen der heiligen römischen Kirche entgegen sei, weil nach dem Glauben derselben alle Ketzer ewig verdammt seien. Joseph bestand aber auf seinem Souveränetätsrechte, wie er es nannte, und verfuhr im Namen der unveräußerlichen Menschenrechte gewaltsam, wie dies hernach auch die Männer der Schreckenszeit thaten, welche sich ebenfalls darauf beriefen. Diese Republikaner sowohl als Joseph hielten das Volk für unmündig, weil es von Vorurtheilen despotisch beherrscht werde und handelten daher als eigenmächtig bestellte Vormünder desselben in dessen Namen. Der Kaiser verordnete (1783) Einziehung vieler Klöster; er erklärte jede Berufung auf den Papst für völlig unstatthaft; er änderte die Formel der Immatrikulation auf den Universitäten, weil sie, im Geiste der Hierarchie abgefaßt, den Rechten des Regenten entgegen sei und nahm den Bischöfen das Recht, in geistlichen Angelegenheiten unabhängig zu schalten. Er forderte Rechenschaft über die Eide, welche die Bischöfe von den Seminaristen, von den Geistlichen, denen sie Weihen ertheilten, von den Seelsorgern zu fordern pflegten, und verordnete, daß bischöfliche Hirtenbriefe, ehe sie bekannt gemacht werden könnten, den weltlichen Behörden vorgelegt werden sollten; auch nahm er ihnen die Entscheidung in Ehesachen.

In Religionsangelegenheiten und in allem demjenigen, was sich auf Bildung und Unterricht der Jugend bezog, war Joseph

aus einem Grunde, der seinem Verstande und seinem Herzen auf gleiche Weise Ehre macht, durchaus unerbittlich. Verbesserungen, die sich darauf bezogen, wollte er gewaltsam durchsetzen; andere Reformen sollte die Landesregierung nach und nach einführen. Weniger hartnäckig bestand er auf seinem Willen bei der neuen Anordnung des Gerichtswesens. Er verkündigte nämlich in dieser Beziehung im Jahre 1785 den Niederländern durch ein Ausschreiben, daß er auf die Vorstellung seines Statthalters der Niederlande alles, was die Errichtung der von ihm neu bestellten Gerichtshöfe in Flandern, Dornick, Namur und Geldern angehe, so lange aufgeschoben habe, bis die Gemüther über diesen wichtigen Gegenstand besser beruhigt seien. Er verordnete zugleich, daß die Obrigkeiten der Städte, wie die der verschiedenen Gerichtssprengel und des platten Landes, überhaupt alle Justiz- und Polizeibeamte in den genannten Provinzen ihre Amtsverrichtungen, welche auf seinen Befehl eingestellt waren, wieder antreten sollten. Dadurch ward der damals wegen der Gerichtsverfassung drohende offne Ausbruch der Unruhen gehindert; es kam aber bald über die geistlichen Dinge zu ärgerm Zwist. In diesen geistlichen Dingen schritt nämlich der Kaiser unaufhaltsam fort und nahm gerade im Jahre 1786 eine ganz entschiedene Maßregel gegen Mönchsgeist, Aberglauben und Hierarchie.

Der Kaiser kannte den Lärm, den Mönche und Pfaffen im Beichtstuhle und auf den Kanzeln gegen ihn erhoben, er kannte die Verläumdungen, welche die ins Innere aller Familien zugelassenen frommen Heuchler verbreiteten und die Wirkung jesuitischer Künste; er war daher überzeugt, daß er ohne Reform der Universität Löwen niemals einen besseren Volksunterricht in Schulen und auf den Kanzeln hoffen dürfe. Aus diesem Grunde verlangte er, daß in Löwen ein Generalseminarium, wie in seinen andern Staaten, eingerichtet werden solle. Diese Generalseminarien Josephs standen unter Aufsicht des Staats, der Sinn der Verordnung war daher, die sämmtliche Geistlichkeit der Niederlande solle nicht mehr, wie bis dahin, unter der Aufsicht des Erzbischofs, seiner Exjesuiten und des Nuntius, sondern durch die von der Regierung angestellten Lehrer und unter Aufsicht der Regierung gebildet werden. Wie es mit diesem Generalseminarium sollte

gehalten werden, wird man aus dem in der Note[7]) mitgetheilten Schlusse des kaiserlichen Edicts sehen. In der Einleitung dieses Edicts wird die Nothwendigkeit der Maßregel ganz vortrefflich aus dem Wesen der Religion und aus der Nothwendigkeit, ihren schon drohenden gänzlichen Verfall durch eine bessere Lehrmethode zu verhindern, hergeleitet. Das ganze Edict, besonders aber die Darlegung der Gründe und die Darstellung der durch die Zeit erforderlich gewordenen Beschaffenheit einer neuen Lehrmethode, welche statt der ganz veralteten der Universität Löwen eingeführt werden sollte, ist mehr eine Belehrung als eine Verordnung zu nennen. Gerade deshalb fand es aber heftigen Widerstand; denn, wer mit Gründen gegen ein hartnäckiges Vorurtheil kämpft, der wälzt den Stein des Sisiphus.

Gestehen muß man übrigens, daß das nach dem Muster der übrigen neuen Seminarien eingerichtete Generalseminarium zu Löwen Vieles zu wünschen übrig ließ; das war es aber nicht, was die an Mechanismus und abergläubischen Ceremonien klebenden, oder nur an Gedächtnißwerk gewohnten belgischen Geistlichen erschreckte. Die Aufgabe, sich fünf Jahre lang mit wissenschaftlichen theologischen Studien zu beschäftigen, ehe sie Amt und Pfründen und Wohlleben erlangen könnten, schien den sämmtlichen Geistlichen und ihren Obern eine schreiende Ungerechtigkeit, sie schrien daher überall aus, der Kaiser habe die Absicht, die Religion zu zerstören. Die neuen Lehrer wurden gleich dem Kaiser Feinde der Religion gescholten, weil die Erstern vom blind papistischen

---

7) Sowohl die theologischen Schüler vom weltlichen Clerus unserer belgischen Provinzen, so lautet dieser Schluß, als auch diejenigen, die nachher in einen Mönchsorden treten wollen, werden mit dem ersten Wintermonat 1786 entweder in das Generalseminarium, welches wir in Löwen errichtet haben, oder in das Filialseminarium nach Luxemburg sich begeben. Was die Theologen der Ordensgeistlichkeit betrifft, so müssen alle, Luxemburger ausgenommen, nach Löwen geschickt werden, um dort in den öffentlichen Vorlesungen auf der Universität ihren Cursus zu vollenden. Die Luxemburger aber verfügen sich nach Luxemburg, um dort die Vorlesungen der daselbst angestellten Professoren anzuhören. Die Ordensobern haben demnach freie Willkür, ihre Religiosen, welche nach Löwen oder Luxemburg geschickt werden müssen, in einem Kloster oder Convent ihres Ordens, oder auch in jedem andern Hause während ihres wissenschaftlichen Aufenthalts zu versorgen.

Kirchenrecht und von jesuitischer Religion und Moral abwichen, und der Andere die vielen Wallfahrten und Prozessionen verboten und auf zwei in jedem Jahre beschränkt hatte. Dies war nach jesuitischem Grundsatz hinreichender Grund, dem Nuntius, das hieß bei ihnen Gott, mehr zu gehorchen als der weltlichen Obrigkeit.

Die in dem Generalseminariumsgebäude von Löwen wie in einer geistlichen Caserne vereinigten Studenten wurden daher heimlich aufgewiegelt. Diese rohen Musensöhne der guten alten Zeit, die man unter uns durch Landsmannschaften conservirt, beklagten sich über heterodoxe Lehre, also über eine Sache, die ihre Seelen anging, zugleich aber über eine Angelegenheit, die ihr wahres Selbst, d. h. den Leib betraf, nämlich über schlechtes Brod und Bier und erregten darüber am 6. Dezember 1786 einen förmlichen Aufstand. Unter den Studenten waren die Söhne der ersten Familien des Landes, der Mitglieder der Stände, der souveränen Gerichte und der Regierungen der Provinzen, sie wurden insgeheim von der mit der Studienveränderung unzufriednen Landesregierung, vom Nuntius und dem Erzbischofe unterstützt. Weil der Kaiser wußte, welches Bewandtniß es mit dem Aufstande habe, erbitterte er ihn ganz anders als ein gewöhnlicher Studenten- oder Handwerksburschentumult würde gethan haben. Die Studenten steinigten bei der Gelegenheit den Professor Stögler, sie widersetzten sich dem kaiserlichen Commissar le Clerc mit gewaffneter Hand. Statt jugendliche Unbesonnenheit disciplinarisch zu strafen, erschrak die Regierung so sehr, daß sie Soldaten marschiren ließ, welche auf die thörichten jungen Leute, die man leicht hätte einschließen können, ernstlich feuerten. Dadurch ward das ganze Land, besonders die Eltern und Verwandten der nach ihrer Meinung um des Glaubens willen verwundeten jungen Leute vollends erbittert, und zwar um so mehr, als die Landesregierung, nachdem zuerst ganz militärisch verfahren war, nachher auf eine sehr schwache Weise mit sich unterhandeln ließ.

Man hatte fünf und zwanzig Studirende als Empörer verhaftet, man hatte das ganze Generalseminarium unter eine Art militärischer Disciplin gestellt, unmittelbar nachher trat man aber mit den Urhebern des ganzen Lärms in friedliche Unterhandlung,

als wenn man es mit einer fremden Macht zu thun hätte. Der Kaiser glaubte sich also von seiner eignen Landesregierung in Brüssel verrathen, und er war es in der That, wenn man an Stahremberg und seinen treulosen Crumpipen denkt. Die Regierung von Brüssel nahm sogar eine Vorstellung der Studenten an, worin die unverschämtesten Forderungen gethan wurden und gab denselben zum Theil Gehör. Sie stellte nämlich das strenge Verfahren gänzlich ein und versuchte, nachdem sie mit Bajonetten und Flintenkugeln angefangen hatte, durch Gründe und Ermahnungen auf Leute zu wirken, die weder Verstand noch guten Willen hatten und daher nothwendig in der auf Gewalt folgenden Nachsicht und Milde nur Schwäche und Furcht sehen mußten. Aus den Forderungen, welche die Seminaristen in dieser Vorstellung an die Regierung richten, geht klar hervor, daß sie durch ihre Entfernung und Zerstreuung die Aufhebung der ganzen neuen geistlichen Einrichtung zu erzwingen gedachten. Es stand in der That, wie die Studenten gedroht hatten, am Ende des Jahrs 1786 das Seminarium fast ganz verlassen da.

Die Nachricht von den Unruhen und von dem schwachen Benehmen seiner niederländischen Behörden führte den Kaiser aufs neue auf den Satz, den er unglücklicherweise nur zu sehr stets vor Augen hatte, daß er sich auf Niemand verlassen könne als auf sich selbst. Er nahm daher auch dies Mal seine Maßregeln nach seinen persönlichen Ansichten, suchte dem Uebel abzuhelfen, kannte aber die eigentliche Quelle nicht, sondern gebrauchte denselben durchtriebenen Crumpipen, der Stahremberg irre leitete, zu seinen Zwecken. Joseph ließ zunächst den Erzbischof von Mecheln zu sich nach Wien kommen, und gab sich die lächerliche Mühe, zu versuchen, diesen Mann, der nicht belehrt sein wollte, zu belehren; den Nuntius dagegen jagte er fort. Dieser Nuntius, Zondadarie, war bis dahin Haupt und Quelle alles Widerstandes gegen jede Verbesserung des Unterrichts gewesen und scheute sich nicht, trotz des Verbotes, das der Kaiser erlassen hatte, die Bulle, durch welche Pius VI. Eybels von Joseph gebilligte Schrift: Was ist der Papst? verdammt hatte, in Belgien bekannt zu machen. Der Kaiser war aber verrathen und verkauft, er mochte machen was er wollte; der heuchelnde Verbündete der im Finstern

schleichenden Pfaffen, Crumpipen, war überall und verrieth ihn unter allen Formen.

Der Kaiser nämlich, der selbst von sechs Uhr Morgens bis spät in die Nacht mit seinen Cabinetssecretärs arbeitete, rief zwar den trägen Stahremberg, der zu Geschäften zu vornehm war, aus Brüssel ab; aber Stahrembergs Seele und Rathgeber, Crumpipen, wußte sich zu behaupten. Ein wackerer Mann, der Graf Belgioso, ward Minister, der Baron von Reuß Präsident, aber Crumpipen blieb in Thätigkeit und ward sogar, als später auch Belgioso und der Baron von Reuß wieder entfernt wurden, Hauptperson in der ganzen Verwaltung. Es ward nämlich nach der beiden Männer Entfernung ein königlicher Rath zur Ausführung der kaiserlichen Absichten errichtet und Crumpipen an dessen Spitze gestellt. Dieser brachte seinen pfäffischen Anhang und seine Verwandten in die vorzüglichsten Stellen und diente zu einer und derselben Zeit dem Kaiser und den Gegnern und Feinden der kaiserlichen Maßregeln. Der Kaiser überschritt bei der Gelegenheit durch Strenge die Schranken politischer Klugheit, wie sie die belgische Regierung durch übertriebene Nachgiebigkeit und Milde überschritten hatte. Er war überzeugt, daß die aus dem Mittelalter stammenden aristokratischen und hierarchischen Einrichtungen mit seiner wohlthätigen Absicht und mit dem Bedürfniß, dem Zeitgeiste in manchen Dingen nachzugeben, durchaus unvereinbar wären, er glaubte sich daher durch einen Staatsstreich helfen zu können und zu müssen.

Im Januar 1787 ward der Befehl erlassen, daß Belgien in Kreise getheilt werden solle, wie die andern Provinzen des Reichs. Damit war eine völlig neue Organisation der Behörden, Gerichte und Verwaltungen verbunden, wobei weder Verfassung, noch Nationalität, noch Herkommen berücksichtigt ward. Daß fast alle die Veränderungen, welche man in der Note[8]) aufgezählt

8) Die drei seit Karls V. Zeiten bestehenden Räthe, der Staats-, Finanz- und Geheimerath hörten auf und an ihrer Stelle ward ein Regierungsrath unter der Leitung eines von Wien aus ernannten Präsidenten bestellt. Die ganze alte Provinzialabtheilung ward in eine Kreisabtheilung umgewandelt, deren neun sein sollten: Brüssel, Antwerpen, Gent, Dornick, Mons, Namur, Luxemburg und Limburg. Jedem Kreise sollte ein Intendant vor-

findet, im Bedürfniß der Zeit gegründet waren, geht aus dem Zustande der ganz hinter der Zeit zurückgebliebenen, blindlings und unbedingt am Alten klebenden damaligen Bildung des belgischen Volks hervor; allein das Volk wollte das nicht anerkennen, und Bildung läßt sich nicht erzwingen. Der ganz blinde Haufen war längst von Mönchen und Pfaffen in die heftigste Bewegung gebracht worden, jetzt protestirte nicht blos der Adel, sondern auch die Advokaten, die Procuratoren, die Justizbeamten, die in ihrem Schlendrian gestört, oder der Vortheile, die sie aus den Mißbräuchen zogen, beraubt wurden, das Volk schalt den Kaiser einen Tyrannen und die Verfechter der Mißbräuche gaben die Vertheidigung der Dinge, welche ihnen und ihren Familien Vortheil brachten, für einen Kampf um Recht und Freiheit aus. Die Zahl der österreichischen Truppen in den Niederlanden war damals nicht bedeutend, keiner der Stellvertreter des Kaisers war den Umständen gewachsen, denn Belgioso, der es vielleicht gewesen wäre, ward von Crumpipen, dem er Alles überließ, schändlich hintergangen.

Die enge Verbindung aller Privilegirten in Belgien zur Reaction d. h. zur Erhaltung der Hierarchie und Feudalität gewann dadurch Bestand, daß Joseph gerade in dem Augenblicke, als seine persönliche Gegenwart in seinen Staaten am nöthigsten gewesen wäre, eine Reise zum Besuch der russischen Kaiserin nach Cherson unternahm, wo er bei der Zusammenkunft mit Catharina II. in die Plane derselben gegen die Türken hineingezogen ward. Im Februar und März war in den Niederlanden Alles zu einem förmlichen Aufstande im Stillen reif geworden, im April gaben die Stände von Brabant das Signal zum Ausbruche. Diese Stände erklärten nämlich am 27. April 1787, daß sie die weitere Erhebung der zur Unterhaltung der Verwal-

---

stehen. Jeder Kreis war in mehre Distrikte getheilt, denen Commissarien vorgesetzt wurden. Die deputirten Staaten-Collegien wurden abgeschafft; Brabant, Flandern, Hennegau, Luxemburg mit Limburg und Namur mit Dornick sollten zusammen fünf Räthe ernennen, die im Regierungsrath in Finanzsachen Sitz und Stimmen haben sollten. Für Gerichtssachen ward auch der Rath von Brabant abgeschafft, ein souveräner Rath und unter diesem zwei Appellationsräthe zu Brüssel und zu Luxemburg eingerichtet. Größere Städte behielten Tribunale erster Instanz. Die Tortur wurde abgeschafft.

tung und Regierung erforderlichen Gelder nicht gestatten würden, wenn man ihnen nicht alles zugestände, was sie in einer von ihnen überreichten Vorstellung verlangten. Sie hatten zu diesem Zwecke alle diejenigen Punkte zusammengestellt, welche nach ihrer Meinung dem vom Kaiser beschworenen Freiheitsbriefe der Belgier (der Joyeuse entrée) entgegen waren. In dieser Zeit war Crumpipen Belgiosos Rathgeber, sein Bruder war Kanzler, er ward daher damals noch vom Volke mit Steinwürfen verfolgt, während sein nachheriger Genosse, der Advocat van der Noot, schon an der Spitze der Unzufriedenen stand. Dieser elende und ausschweifende Rabulist benutzte den Prozeß zweier Menschen, die den Staat schändlich betrogen hatten, um ein lautes Geschrei über Verletzung der Rechte jedes Niederländers und des Staatsbürgers überhaupt zu erheben. Wahr ist es, daß der Kaiser in dem Prozeß zweier Gauner von Stande, seine Gerechtigkeitsliebe und seinen Eifer, vornehme Verbrecher zur Strafe zu bringen, beweisen wollte und sich dabei derselben Verletzung aller schützenden Rechtsformen schuldig machte, die man ihm in der Sache von Poßdaczky-Lichtenstein und Sczekely vorwarf.

Der Oberst Legisfeld hatte sich nämlich bei den Lieferungen für die Truppen bedeutender Betrügereien schuldig gemacht; ein reicher Seifensieder, Namens de Hont, hatte des Obersten Bestechlichkeit benutzt, um sich ebenfalls auf Unkosten des Schatzes zu bereichern. Diese Sache ist oder war wenigstens in Oesterreich so gewöhnlich, daß die großartige Spitzbüberei dort so wenig auffallend war als in Rußland, denn wir selbst haben in der ersten Zeit des Revolutionskriegs die wichtigsten Unternehmungen vor unsern Augen durch die von den commandirenden Generalen mit reichen Lieferanten geschlossene betrügerischen Verbindungen scheitern sehen. Die Niederländer nahmen daher auch diese Sache, die der Kaiser durchaus strenge untersucht wissen wollte, sehr leicht, und es schien, als wenn es unmöglich sein würde, von niederländischen Gerichten und Behörden strenge Untersuchung und Bestrafung des Vergehens zu erhalten; de Hont sollte daher seinem natürlichen Richter entzogen und nach Wien abgeführt werden.

Diese Abführung des Kaufmanns de Hont ward mit der Staatspolizei oder mit dem, was man jetzt unter uns hohe Po-

lizei nennt, in Verbindung gebracht, die sie eigentlich nichts anging, da von einem Criminalverbrechen die Rede war. Man machte sie nämlich zum Vorwande des Ausbruchs des lange vorbereiteten Volksaufstandes. Die Städte stellten eine bewaffnete Bürgermacht auf und die bürgerlichen Zünfte von Brüssel, Antwerpen und Löwen überreichten den Ständen Vorstellungen, welche in den heftigsten Ausdrücken abgefaßt waren. Die Stände wollten etwas behutsamer verfahren, sie beriefen sich daher in ihren Beschwerden nur auf diese Vorstellungen. Die Landesregierung, welche eigentlich ganz andere Ansichten hatte als die, welche Joseph geltend machen wollte, benutzte den Vorwand der Unruhen und Beschwerden, um die Ausführung der kaiserlichen Verordnungen und besonders die Einführung der Kreiseintheilung und der damit in Verbindung stehenden neuen Verwaltungs- und Gerichtsformen wenigstens aufzuschieben, weil die Aufhebung nur vom Kaiser kommen konnte. Die Anstifter der Unruhen beruhigten sich mit den vorläufigen Verordnungen nicht, sie suchten die Schwäche und die Furcht, welche die Regierung gerade zur unrechten Zeit gezeigt hatte, noch weiter zu benutzen. Sie forderten jetzt ausdrücklich eine unbedingte Beibehaltung aller der Mißbräuche, deren Abschaffung der Kaiser verordnet hatte. Der Rath von Brabant hatte daher, ohne Rücksicht auf den Kaiser oder die Landesregierung, die Dreistigkeit, Alles für nichtig zu erklären, was etwa die neuen Gerichte nach Urtheil und Recht in Prozeßsachen oder auch sonst erkennen würden. Auch Flandern protestirte gegen jede Verbesserung des Bestehenden, blos weil es eine Neuerung sei und dem Herkommen Abbruch thue. In allen Städten, besonders in Brüssel und Namur übte der Pöbel, von den Geistlichen und Reichen, von deren Arbeit und Almosen er abhing, ermuntert, grobe Excesse gegen Aufgeklärte und gegen solche Personen, welche den Absichten des Kaisers Gerechtigkeit widerfahren ließen, wenn sie auch die Art seines Verfahrens mißbilligten. Städte und Stände bedrohten die schwache Landesregierung und bestanden darauf, daß alle neuen Verordnungen sogleich abgeschafft, alle dem Volke verhaßten Personen sogleich aus dem Rathe der Statthalterschaft entfernt werden sollten. Man sieht, wie ungerecht die Vertheidiger der Aristokraten und Hierarchen, welche dies Alles thaten und

anstifteten, blos um das Alte zu erhalten, gegen die Urheber der französischen Revolution sind. Diese werden von ihnen geschmäht, verflucht und verläumdet, weil sie sich ähnlicher Mittel bedienten, um Neues einzuführen, das sie für eben so vortheilhaft für sich hielten, als die Hierarchen und der Adel das Alte.

Dieses Alles geschah, während der Kaiser in so weiter Entfernung war, daß eine bedeutende Zeit verging, ehe die Botschaften ihn erreichten und seine Antworten in Wien, geschweige in Brüssel eintrafen, weil Fürst Kaunitz, der in Wien den Geschäften vorstand, dem Kaiser nicht vorgreifen wollte. Die Brüsseler Regierung war dem Alten geneigter als dem kaiserlichen Neuen, sie benutzte daher auch ihrer Seits des Kaisers weite Entfernung als Vorwand. Sie setzte dem Trotz und dem Ungestüm der Belgier nur Freundlichkeit und Milde entgegen, sie gewährte so weit sie konnte, Alles, was von ihr gefordert ward. Fürst Kaunitz erkannte einstweilen, bis er den Willen des Kaisers näher kenne, die Verfügung der niederländischen Landesregierung an. Der Bescheid, welcher am 25. Mai 1787 den Ständen von der Schwester des Kaisers als Stellvertreterin desselben auf ihre Beschwerden und Forderungen gegeben wurde, lautet: „daß sie die Beschwerden und Vorstellungen der Stände an den Kaiser selbst geschickt habe, daß bis zu dessen Rückkehr von seiner weiten Reise nichts gegen die Joyeuse entrée solle unternommen werden; und daß sich die Erzherzogin von der Billigkeit ihres Bruders seine vollkommene Einwilligung zur Gewährung der Bitten der Stände verspräche." Auch damit war man noch nicht zufrieden; man wollte sich keinen Aufschub gefallen lassen; alle Neuerungen sollten sogleich abgestellt werden. Die Landesregierung des größten Monarchen in Europa war schwach genug, sich von den Adligen und Pfaffen, welche einen förmlichen Volksaufstand organisirt hatten, eine Bewilligung abtrotzen zu lassen, wozu sie nicht einmal berechtigt war.

Der Kaiser konnte nach seiner Zurückkunft aus Cherson unmöglich zugeben, daß dasjenige, was seine Landesregierung, ohne ihn zu befragen, blos aus Schwäche zugegeben hatte, erfüllt und ihm dadurch auch die Möglichkeit abgeschnitten werde, auf einem andern Wege den Zustand Belgiens, mit dem er unzufrieden war,

zu verbessern. Er gab indessen eine ganz freundliche Antwort, entbot aber die Statthalterschaft und zugleich Deputirte aller Provinzen nach Wien, weil er zwar nicht unbedingt auf seinem Sinne bestehen, aber ebensowenig, wie vorher seine Statthalterschaft gethan hatte, alles Alte aufrecht erhalten wollte. Er wollte in Wien durch die Glieder der Statthalterschaft mit den Deputirten über dasjenige unterhandeln, was er durchaus eingeführt haben wollte, er wollte durch Gründe siegen. Der Kaiser gibt in dem Bescheid, den er auf die ihm vorgelegten Beschwerden ertheilt, eine vollständige und gründliche Auskunft über seine Beweggründe. Wir fügen die Antwort des Kaisers in der Note bei, weil man aus derselben das Einzelne, was wir in der allgemeinen Darstellung der Sache übergehen müssen, vollständig kennen lernen kann. 9)

---

9) Joseph schreibt den Ständen: Mein Hof- und Staatskanzler hat mir eure Vorstellungen vorgelegt, und ich will mir noch gefallen lassen, euch über den Inhalt derselben durch Gegenwärtiges zu sagen, daß es nie meine Absicht war, die Landesverfassung meiner niederländischen Provinzen umzuwerfen und daß alle Anordnungen, die ich meinem Generalgouvernement aufgetragen habe, einzig und ohne den mindesten Anschein des persönlichen Interesse zum größern Vortheil meiner getreuen Unterthanen in den Niederlanden abzielten, ohne daß ich dadurch die verschiedenen Corporationen der Nation ihrer alten Rechte und Freiheiten berauben wollte. Alle meine Schritte müssen euch von der Wahrheit dieses Satzes überzeugen, wenn ihr noch fähig seid, ihnen die schuldige Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Blos das in einer Menge Bittschriften enthaltene vielfache Ansuchen um Herstellung einer kürzern und weniger kostspieligen Rechtsbehandlung hat mich bewogen, mich mit einigen Verbesserungen bei der Gerichtsverwaltung zu beschäftigen. Die Kreishauptmannschaften hatten keinen andern Zweck, als über Ausübung der Gesetze zu wachen, um die durch ihren Stand zur Beobachtung derselben verpflichteten Personen zu ihrer Schuldigkeit zu halten. Was verschiedene alte Freiheiten betrifft, so habe ich nur die schädlichen Mißbräuche, welche sich im Laufe der Zeit eingeschlichen haben, selbst mit Einwilligung derjenigen, die dabei Antheil nehmen, abändern wollen. — — Indeß will ich als Vater und als Mensch, der viel vergeben kann, dasjenige, was bisher vorgefallen ist, und ihr euch zu thun unterfangen habt, nur allein Mißverständnissen und falschen Auslegungen meiner Absichten zuschreiben, die durch solche Personen erzeugt und ausgestreut worden sind, welche mehr ihrem Eigennutz als dem allgemeinen Wohl anhängen und nichts zu verlieren haben. Wie dem auch immer sein mag, so will ich es doch geschehen lassen, daß alle meine Anordnungen,

Auch diese Maßregeln des Kaisers schienen den Belgiern verdächtig, sie setzten wenigstens ihren Widerstand fort. Die Stände wollten anfangs keine Deputirten senden, man schien sogar die Statthalterin mit Gewalt an der Reise nach Wien hindern zu wollen, denn die Studenten und das Volk wurden bewaffnet und bildeten eine lächerliche Miliz. Es wurden Freicorps geworben und man merkte, daß es den Pfaffen und dem hohen Adel, welche bei der Sache thätig waren, am Gelde nicht fehlte. Die Stände von Brabant wollten sogar sich an Frankreich wenden, welches vordem ihre Verfassung verbürgt hatte. Das konnte freilich Joseph nicht ruhig ertragen, wenn er sein ganzes monarchisches Ansehen nicht an Oligarchen wollte fallen sehen.

Er ließ die Unterhandlungen fortsetzen, er fuhr fort, auf freundlichem Wege der Verblendung durch Belehrung zu begegnen; allein er beorderte zugleich vierzehn Regimenter und einige Bataillons Infanterie, vier Regimenter Cavallerie und einige Artillerie in die Niederlande. Die Belgier hatten sich zwar endlich zur Absendung einer Deputation der Stände nach Wien verstanden, hatten aber dabei ausdrücklich und trotzig erklärt: „daß die Deputirten keinen andern Auftrag oder Vollmacht hätten, als aus Wien die Bestätigung aller von der Statthalterin ertheilten Bewilligungen vom Kaiser zu holen.“ Der Aufstand dauerte indessen fort; die Deputirten erschienen nicht an dem vom Kaiser als äußersten Termin bestimmten vierzehnten Julius, die Statthalterin

---

von welchen die Rede ist, gegenwärtig suspendirt werden und sobald ihre königl. Hoheiten meine Statthalter und Generalgouverneurs nach meinen ihnen letzthin eröffneten Gesinnungen mit den Deputirten der Provinzen sich zu Wien einfinden, und letztere mir mündlich ihre Beschwerden vorgelegt und meine Ansichten vernommen haben werden, die sie allezeit nach den Grundsätzen der vollkommenen Billigkeit und blos auf das Wohl meiner Unterthanen abzielend finden sollen; dann wollen wir uns über die zum allgemeinen Besten zu treffenden Anordnungen nach Maßgabe der Grundgesetze des Landes einverstehen. Wenn aber gegen alle Erwartung dieser letzte Schritt meiner Güte gegen euch so sehr verkannt würde, daß ihr euch weigern solltet, eure Klagen, Besorgnisse und Zweifel hierher vor mich zu bringen und mich mit Vertrauen anzuhören, sondern eure entehrenden Ausschweifungen und unverzeihlichen Schritte fortsetzen wolltet, dann werdet ihr euch selbst alle die unglücklichen Folgen, die daraus entstehen werden, zuzuschreiben haben.

ward fortdauernd an ihrer Abreise mit Gewalt gehindert, sie konnte ihre Reise erst am 20. Juli antreten. Als die Statthalterin und ihr Gemahl abgereist waren, folgte ihnen Belgioso und endlich reisten dann auch die Deputirten ab.

In diesem Augenblicke gab offenbar der Kaiser eine Blöße und ermunterte durch den Weg, den er einschlug, die spätere belgische Revolution, deren wir hier nicht mehr erwähnen, weil sie der Zeit der französischen constituirenden Ständeversammlung angehört. Vielleicht war gerade in diesem entscheidenden Augenblicke dem Kaiser wegen der Unruhen in Holland bange, vielleicht hinderte ihn der Türkenkrieg, den er beginnen wollte, so zu handeln, wie man erwartete, daß er handeln würde; er ging nämlich plötzlich zurück. Man hatte erwartet, der Kaiser würde durch seine abgesendete Armee das Land besetzen, die Aufrührer niederwerfen, die Urheber bestrafen lassen und hernach seine Verordnungen freundlich zurücknehmen, ohne darauf zu bestehen, den Blinden mit Gewalt die Augen zu öffnen. Die Truppen machten aber Halt. Nur ein Regiment ward gesendet, das Volk in Belgien blieb unter den Waffen, die Unterhandlungen in Wien vermehrten den Widerwillen des Kaisers gegen das Pfaffenwesen und den Argwohn der Belgier. Die halben Maßregeln, über welche man des Friedens wegen übereinkam, mußten nothwendig bald einen neuen Bruch herbeiführen.

Die Verhandlungen mit den nach Wien gesendeten Bevollmächtigten der niederländischen Vorurtheile machten dem Kaiser vielen Verdruß. Joseph bewies sich dabei sehr freundlich und mild und gleichwohl erfuhr er den unverständigsten Widerspruch und mußte sich, statt wie er gewollt hatte, verbessernde Gesetze zu geben, die alten Mißbräuche als Gesetz vorschreiben lassen. Daß das Volk, dem der Kaiser helfen wollte, ein bloßes Werkzeug der Menschenklassen sei, deren Usurpationen Joseph ein Ende machen wollte, wußte er recht gut, und doch fand er für den Augenblick rathsam, um das Volk zu beruhigen, den auf Kosten des Volks privilegirten Obscuranten nachzugeben. Das wußten die in Kabalen und Intriguen erwachsenen Pfaffen und Oligarchen sehr gut, die Versöhnung in Wien war daher nur ein Waffenstillstand. Die Belgier blieben in der Stille gegen den Kaiser

verbunden, und dieser wartete auf eine günstige Wendung der Umstände, um endlich seine Absichten durchzusetzen.

Zufolge der Uebereinkunft in Wien sollte der Zustand vom April 1788 normal sein, das heißt Alles sollte in Belgien so bleiben, wie es im Anfange dieses Monats gewesen war und die bis dahin aufgehobenen Klöster sollten nicht wieder hergestellt werden. Die Erzherzogin Christine und ihr Gemahl kehrten hernach nach Brüssel zurück, Belgioso begleitete sie aber nicht, er blieb in Wien; Graf Trautmannsdorf sollte künftig in ihrem Namen als kaiserlicher Minister die Geschäfte leiten. Die Belgier hatten einmal gesehen, daß sich der Kaiser vor dem Aeußersten scheue, alle seine Verordnungen fanden daher Widerstand, und in den Städten brachen um so mehr jeden Augenblick neue Unruhen aus, als auch der Militärkommandant Murray, während er in Abwesenheit der Statthalterin und ihres Gemahls die obere Leitung in des Kaisers Namen führte, zu verschiedenen Zeiten ganz verschiedene Wege einschlug und dadurch Schwäche und Wankelmuth zu beweisen schien.

Murray verbot Cocarden und Uniformen der Insurgenten, er ließ den Aufstand in Brüssel und Mecheln, wo man sich der Ausführung dieser Verordnung mit Gewalt widersetzte, militärisch dämpfen, so daß am 20. Oktober in beiden Städten Blut vergossen ward. Nichtsdestoweniger erklärte er gleich am folgenden Tage in einer öffentlichen Bekanntmachung, deren wesentlichen Inhalt wir in der Note angeben wollen,[10]) es sollte das Alte

10) Murray erklärt in der Proclamation im Namen des Kaisers wiederholt: Daß die Landesverfassungen, Grundgesetze, Privilegien und Freiheiten, kurz die Joyeuse entrée, den Inaugurationsacten Sr. Majestät gemäß, sowohl in Ansehung der Geistlichkeit als des Civilstandes, unverletzt erhalten werden und bleiben sollen. Daß die neuen Justiztribunale, die Intendanten und Commissäre gänzlich aufgehoben sein und bleiben sollen. Daß die Ordnung der Justiz, die Stände und ihre Deputation in Zukunft auf dem alten Fuße bestehen sollen. Daß folglich die Stellen der Oberämter und des Civilgouvernements fortdauern, die Erhaltung der Stände in ihrem unverletzten Zustande, ebenfalls die Erhaltung der Abteien, deren Aebte Mitglieder dieser besagten Stände sind, in sich begreifen und die Abteien mit Aebten der Joyeuse entrée und den Constitutionen gemäß versehen werden sollten. Daß man sich wegen der Gegenstände, die der Joyeuse entrée zuwider wären, mit den Ständen, deren Verlangen gemäß, verstehen werde.

wieder gelten, ohne daß man wußte, wie dieses Alte mit dem bis zum April eingeführten Neuen könne in Uebereinstimmung gebracht werden. D'Alton ward hernach, als die Statthalterin zurückkehrte, Militärcommandant neben Trautmannsdorf, der die Civilregierung leitete, und Joseph schien dem Gedanken einer Religionsverbesserung entsagen zu wollen. Er gab im September 1787 die Idee eines Generalseminariums entweder ganz auf oder beschränkte und bestimmte sie wenigstens nach niederländischen Begriffen so, daß niemand erwartete, daß er darauf zurückkommen würde. Dies geschah gleichwohl hernach und veranlaßte die Errichtung einer belgischen, kurz dauernden Republik. Da die neuen Unruhen aber erst 1789 begannen, so gehört ihre Geschichte in den folgenden Band.

§. 2.

Belgische, holländische, französische innere Streitigkeiten.

b. Holländische Unruhen und Friedrich Wilhelm II. von Preußen.

Die Anfänge und die Beschaffenheit der Streitigkeiten in den sieben vereinigten Provinzen der Niederlande sind im Vorhergehenden oft erwähnt worden, es ist daher unnöthig, hier darauf zurückzukommen. Wir wollen nur kurz und summarisch dasjenige berühren, was sich unmittelbar auf den offenen Zwist der Stände, oder, wie man das nennt, der Staaten, mit der erbstatthalterischen Regierung bezieht. Die Geschichte dieses Zwists, wobei der indolente aber eigensinnige und unverständige, selbst zum bloßen Repräsentiren zu ungelenkige und unbeholfene, mehr englische als holländische Wilhelm V. nur eine Nebenrolle spielt, theilt sich in zwei Zeitabschnitte. Während des ersten, von 1766—1784, war Schlözers Ludwig Ernst von Braunschweig, der sich um 1766 durch die Consultationsakte dem Prinzen und dem Staat aufgedrungen hatte, Ursache und Gegenstand der Unzufriedenheit und der Beschwerden. Seit 1784 war des Prinzen männliche und militärisch gesinnte Gemahlin, die Schwester des nachherigen Königs Friedrich Wilhelm von Preußen, dem sie in Gestalt und Geberde sehr ähnlich war, Stein des Anstoßes.

Die Anführung der Beschwerden über den Herzog und über die Art, wie er den Prinzen Erbstatthalter erziehen ließ und leitete, würde uns in die sehr verwickelte Verfassung der sieben Provinzen tiefer einzugehen nöthigen, als der Zweck dieses Werks verträgt; wir erinnern daher nur daran, daß die Gegner des Herzogs und der Prinzessin beide schon während des nordamerikanischen Kriegs beschuldigt hatten, daß sie und der ganze Anhang des Hauses Oranien die Engländer auf jede Weise begünstigt und gewissermaßen heimlich mit ihnen gegen die Republikaner oder Patrioten conspirirt hätten. Diese letztere, seit Wilhelms II. Zeiten auch die Löwensteinsche genannte Partei war in der Provinz Holland, deren Gewicht in den Generalstaaten überwiegend war, am stärksten. Amsterdam, in und für die Niederlande ebenso bedeutend als London für England, bildete eine unabhängige Republik für sich und überwog in den Generalstaaten alle Provinzen zusammengenommen. Fast alle Städte Hollands stimmten wie Amsterdam, wenn man Rotterdam etwa ausnimmt, die Städte und ihre Abstimmungen überwogen aber die Ritterschaft, unter welcher der Prinz allerdings, wie auch in andern Provinzen, einen nicht unbedeutenden Anhang hatte.

Der Herzog von Braunschweig und die erbstatthalterische Regierung wurden während des Kriegs auf mancherlei Weise gekränkt; man leitete unter andern förmliche Untersuchungen wegen der Beschaffenheit der holländischen Kriegsschiffe ein, und nach der Schlacht bei der Doggersbank wegen der vom Generaladmiral den Admirälen Bylandt und Kinsbergen ertheilten Instruktionen. Der Lärm ward hernach viel ärger, als die Vereinigung der niederländischen Flotte mit der spanischen und französischen in Brest durch die Schuld des Generalcapitäns und Generaladmirals nicht mit dem Eifer betrieben ward, den die französische Partei in Holland gewünscht hatte. Als Joseph II. anfing, die Republik zu bedrücken und zu bedrängen, ward der Herzog, der fortwährend österreichischer Feldmarschall geblieben war und doch die niederländischen Angelegenheiten leiten sollte, endlich so verdächtig, daß selbst der ihm sonst ganz ergebene, unter ihm dienende Generalintendant Dümoulin gegen ihn Partei nahm. Der Generalintendant zeigte nämlich den Staaten offiziell an, daß die

Regierung des Prinzen, von welcher Land- und Seemacht allein abhing, alle Festungen so vernachlässigt habe, daß sie jetzt in einem durchaus unhaltbaren Stande seien. Die holländische Presse, welche sich niemals der feinsten und behutsamsten Ausdrücke zu bedienen pflegt, mißhandelte darauf den Herzog aufs furchtbarste und gröbste.

Der Herzog beschwerte und rechtfertigte sich zwar, er verlangte eine strenge Untersuchung seines Betragens; auch mag Vieles von dem, was er vorbrachte und was Schlözer hernach in dem dicken Buche über diesen seinen vorgeblichen Phocion in Deutschland drucken ließ, wahr sein, es wollte aber niemand daran glauben, sondern man klagte ihn, als die Geschichte der Acte der Berathung kund ward, förmlich des Verraths an. Die gerichtliche Untersuchung wegen der ohne Berathung mit den Staaten der Provinzen, ohne daß jemand außer dem Rathspensionarius darum wußte, unter Einfluß des englischen Ministers zwischen dem Prinzen und dem Herzoge geschlossenen unauflöslichen Verbindung hätte für den Herzog sehr empfindlich sein müssen; er wich daher dem ihm wegen der Consultationsacte von 1766 angedrohten Prozeß lieber aus. Ludwig Ernst wollte das Aeußerste nicht abwarten, er begab sich, als die Provinz Holland seine Entlassung vom Prinzen und von den Generalstaaten gefordert hatte, erst in sein Gouvernement Herzogenbusch und reichte hernach, als sich auch Seeland, Friesland und Utrecht an Holland anschlossen, seine Abdankung ein (Oktober 1784). Er begab sich vorerst nach Aachen.

Diese Streitigkeiten gingen eigentlich das Volk gar nicht an, es war ein Streit, wie der der Whigs und Tories in England. In Holland suchte die republikanische Partei sich nicht einmal gleich den Whigs in England das Ansehen zu geben, als wenn sie mit der Zeit fortschreiten wolle, sondern sie wollte durchaus das Alte nicht blos erhalten, sondern auch sogar wieder herstellen; der Anhang des Hauses Oranien war dagegen zeitgemäßen Verbesserungen nicht durchaus und unbedingt abgeneigt. Wie sehr eine Zusammendrängung und Einheit der Regierung in diesen Zeiten des Verfalls der ehemals so blühenden Handlung und Seemacht der Republik Wohlthat für den Staat gewesen wäre, geht aus den Vorwürfen hervor, welche die statthalterische Partei der republikanischen machte, ohne daß man der einen oder der

andern Unrecht geben kann. Daß aber die seit 1785 zu einem offenen Streite gediehenen Zwistigkeiten des republikanischen Theils der executiven Macht mit dem monarchischen Theil derselben in der alten, nicht mehr passenden Verfassung ihren Grund hatten, wird einleuchten, wenn wir einige Winke über diese Verfassung geben. Jede Provinz bildete eine eigne souveräne Macht, deren Haupt und Regierung die Versammlung der sogenannten Staaten war, welche aus Deputirten des Adels und der Städte, nach einem in den verschiedenen Provinzen ganz verschieden bestimmten Verhältnisse bestand. Da die Provinz Holland allein zu jedem hundert Gulden Abgaben, welches die sieben Provinzen zahlten, acht und fünfzig, alle übrigen zusammen nur zwei und vierzig beitrugen, da sieben nordholländische und drei südholländische Städte drei oder vier Deputirte zu den Generalstaaten schickten und die sämmtliche Ritterschaft nur e i n e n, so hatten die holländischen Städte in den Generalstaaten überwiegenden Einfluß, wie die Stadt Amsterdam in den Staaten der Provinz Holland.

Die Magistrate der Städte waren auf diese Weise gewissermaßen die eigentlichen Souveräns ihrer Provinzen, sie hatten sogar einen Theil der Verwaltung des Kriegswesens, weil die Commandanten der Festungen dieser Provinzen unter den Bürgermeistern der Städte standen, welche zugleich Gouverneurs waren. Nur in den Generalitätslanden allein wurden eigne Gouverneurs vom Erbstatthalter bestellt; es hing daher die ganze Regierung der Provinzen von der Wahl der Glieder der Magistrate ab. Diese Wahl war in den mehrsten Städten, wie in unsern ehemaligen Reichsstädten, ein bloßer Schein, weil sich der Rath selbst ergänzte, doch hatte der Statthalter der Provinz, wenn diese einen besondern Statthalter hatte, oder der Erbstatthalter, wenn er die Statthalterschaften alle in seiner Person vereinigte, gewisse Rechte bei dieser Wahl, die in verschiedenen Städten verschieden waren. In einigen Städten durfte er selbst den Magistrat ernennen, in andern drei oder vier oder mehr Personen bei der Wahl der einzelnen Magistratsglieder vorschlagen. Dies Recht suchten ihm die Staaten von Holland, als sie mit ihm zerfielen, zu schmälern und konnten dies, da sie Regierung und Gesetzgebung der Provinz in sich vereinigten. Sie entzogen in der That endlich dem Prinzen

seinen Einfluß auf die Wahlen gänzlich und einzelne andere Provinzen folgten dem Beispiele. In vielen andern Provinzen waren die Staaten über die Frage, ob man dem Prinzen seine Rechte nehmen oder erhalten sollte, unter sich selbst uneinig, so daß in manchen Provinzen die Mehrheit der Stimmenden mit der Minderheit so sehr zerfiel, daß sie sich einander wie Feinde gegenüber standen. Sie trennten sich sogar hie und da förmlich, begaben sich an verschiedene Orte, von wo aus sich dann die Republikaner an die Provinz Holland, die Anhänger des Hauses Oranien an den Prinzen wandten, um bewaffnete Unterstützung zu erhalten.

Der Mittelpunkt des Streits war aus vielen Ursachen die Provinz Holland, nach welcher mit vollem Rechte die Republik der sieben vereinigten Provinzen benannt ward; die übrigen warfen ein sehr geringes Gewicht in die Waagschale. Friesland und Gröningen lagen an den äußersten Enden des Landes und die dort herrschende Stimmung wechselte nach den Umständen. In Seeland war der Prinz als Markgraf von Vlissingen und ter Veere Besitzer vieler Städte und Dörfer; man hatte zwar dort dem Prinzen Wilhelm IV. die hohe Würde des ersten Edeln der Provinz während seiner Jugend entzogen gehabt, er hatte sie aber wieder erhalten, als er Erbstatthalter geworden war. Während der Minderjährigkeit Wilhelms V. blieb freilich diese Würde, welche Jan Bossel van den Hoge für seinen Vater verwaltet hatte, einstweilen erledigt, doch ward sie ihm später wieder zu Theil, nur mit der Beschränkung, daß sie künftig nicht mehr an eine besondere Landbesitzung, Qualität, Familie geknüpft werden sollte. In Utrecht war zwar ein großer Theil der Ritterschaft für den Erbstatthalter, die Mehrzahl der Deputirten der allgemeinen Versammlung der Staaten war aber republikanisch, oder wie man das nannte, patriotisch. In Overyssel war derselbe Fall. In Geldern, wo der Prinz bedeutende Besitzungen hatte, war ihm der Adel auf Tod und Leben ergeben und blos die Städtchen Elburg und Hattem widerstrebten hartnäckig, sich den Beschlüssen der Mehrheit der Staaten ihrer Provinz zu fügen.

Jede Provinz und sogar jede Stadt konnte, wenn sie Gelder dazu hergeben wollte, eigne Truppen halten; dies thaten in dieser Zeit die holländischen Städte, weil die Soldaten, welche die

Provinz Holland beim gemeinschaftlichen Heer unterhielt, so lange man noch nicht mit dem Generalkapitän öffentlich gebrochen hatte, diesem allein unterworfen waren. Selbst die sogenannten hochmögenden Herrn, oder die Generalstaaten hatten mit dem Militärcommando nichts zu schaffen, wollten daher die Staaten von Holland Truppen haben, so mußten sie diese selbst bilden. Das war freilich schwer, weil Officiere und Soldaten sich nicht gern von Juristen und Krämern commandiren ließen. Gleichwohl ward um 1783, als die mit dem Prinzen unzufriedenen Staaten, Städte und Obrigkeiten anfingen, vorauszusehen, daß es zu Thätlichkeiten kommen könne, von den Städten eine, freilich herzlich schlechte eigne Miliz errichtet. Diese bestand theils aus der auf eine komische Weise in Soldaten und Officiere verwandelten bürgerlichen Clientel der Reichen, aus Handwerkern, Krämern und ihrem Dienstvolk; theils aus geworbenen und bezahlten, eben so schlecht wie die Bürgergarde geübten Freicorps oder Volontärs. Diese Werbung und die Waffenübungen der Geworbenen um 1783 war nicht eigentlich gegen den Erbstatthalter gerichtet, sondern man benutzte dazu den Vorwand der Drohungen des Kaisers und seine feindlichen Maßregeln an der Schelde. Man konnte deshalb auch diese gerüstete Stadt- und Provinzialmiliz der militärischen Oberbehörde entziehen, weil sie eine Art Bürgergarde und Landwehr vorstellte.

Da die Streitigkeiten mit dem Kaiser das ganze Jahr 1784 hindurch und auch noch im folgenden Jahre fortdauerten, so konnte man auch die Militärmacht der Städte erhalten und vermehren, bis 1785 der förmliche Zwist mit dem Erbstatthalter ausbrach. Weil die Patrioten in Holland und in Utrecht mehr als andere besorgten, der Statthalter möchte, wenn ihn die oranische Minderzahl der Deputirten in der Staatenversammlung anriefe, auf diese gestützt, in den unaufhörlichen Zänkereien militärisch einschreiten, so suchten sie endlich, weil es ihnen an Geld nicht fehlte, eine Art Reservearmee aufzustellen. Dazu erbot sich zunächst der abenteuerliche Rheingraf von Salm-Grumbach, damals Oberst in holländischen Diensten, weil er die günstige Gelegenheit ergreifen wollte, die reichen Holländer und Utrechter um Geld zu prellen. Er ließ sich von den Patrioten zu Sen-

dungen und Werbungen gebrauchen, hatte vorgeblich ein Armeecorps aufgestellt; aber er und sein Armeecorps und ganz besonders die Kriegskasse verschwanden hernach beim Einrücken der Preußen plötzlich bei Nacht und Nebel, ohne daß von ihnen irgend etwas weiter gehört oder gesehen ward. Ein Franzose sorgte etwas besser für die Holländer, als der saubere Rheingraf für die Utrechter.

Der König von Frankreich hatte den Holländern, als ihnen der Kaiser mit Krieg drohte, den General, Grafen von Maillebois geschickt, um das Kriegswesen zu ordnen. Dieser ward hernach von den Staaten von Holland gebraucht, um die Rüstungen zu leiten, wodurch sie ihren Beschwerden über den Erbstatthalter Nachdruck geben wollten. Der Rheingraf von Salm, Graf Maillebois und ein Glied der Generalstaaten, der Pensionarius von Dortrecht, Gyzelaer, galten für die Seele aller Kabalen gegen den Prinzen und gegen Ludwig Ernst von Braunschweig. Diese drei wurden von den Oranienmännern beschuldigt, daß sie acht militärische Abenteurer, die sich nach Aachen begaben, wo Ludwig Ernst noch immer verweilte, gedungen und abgeschickt hätten, um den Herzog seiner Papiere mit Gewalt zu berauben. Die Untersuchungen über diese Sache findet man in Schlözers Buch und auch in seinen Staatsanzeigen; der Antheil Gyzelaers an der Sache scheint sehr zweifelhaft. Gewiß ist dagegen die Thatsache, daß die drei genannten Männer eine Militärmacht zu organisiren suchten, als die Staaten von Holland um 1786 dem Prinzen das Commando ihrer Truppen entzogen und die Stabsofficiere der regulären Armee dem Prinzen treu blieben.

Zu offenen Feindseligkeiten kam es zuerst in der Stadt Utrecht und in den andern Städten der Provinz, als die Mehrzahl der Bürger die Streitigkeit seiner eifrig patriotischen oder vielmehr aristokratischen Stadtobrigkeit mit dem Statthalter benutzen wollte, um von der bisherigen Magistratur einen Antheil an der Staatsverwaltung zu erlangen. Die Bürger wollten nämlich ihre oligarchische Obrigkeit, die sich selbst aus ihren Verwandten ergänzte, zwingen, sie an der Wahl der Bürgermeister und Rathsherrn Theil nehmen zu lassen. So verstanden die Oligarchen den vorgeblichen Kampf für die Freiheit nicht; es schlossen sich daher,

sobald sich diese demokratische Bewegung zeigte, die oligarchisch-aristokratischen Magistrate an die Ritterschaft an und ersuchten in Verbindung mit dieser den Prinzen um militärische Hülfe.

Unter den kleineren Städten der Provinz Utrecht hatten sich besonders Amersfort und Rheenen ihren Stadtobrigkeiten thätlich widersetzt, diese hatten sich an die Staaten der Provinz und durch diese an den Prinzen gewendet. Der Prinz konnte als ihr Generalcapitän ihnen ihre eignen Truppen nicht versagen, die beiden genannten Städte wurden also militärisch besetzt. Bei dieser Gelegenheit bedienten sich daher die sonst eifrig patriotischen Magistrate in Verbindung mit der Ritterschaft der Militärgewalt des Prinzen gegen die Bürgerschaften. Die Bürger der Städte wandten sich darauf um Schutz gegen ihre Magistrate und gegen das Militär des Statthalters an die Staaten von Holland, denen diese Gelegenheit, ihren Freunden in Utrecht das Uebergewicht zu verschaffen, gerade zur günstigsten Zeit dargeboten ward.

Die Staaten von Holland nämlich, erbittert, daß das geringe Volk der Aristokratie abgeneigt, dem Prinzen gewogen blieb, während die mittlern bürgerlichen Klassen immer wüthender patriotisch wurden, hatten das Tragen der Oranienfarbe für ein Aufruhrzeichen erklärt und als solches verboten. Die Staaten hatten sogar Bürger und Landleute, welche die Oranien-Cocarde oder die Schleife trugen, nach ihrem damaligen barbarischen Criminalrechte richten und grausam bestrafen lassen; die Haager Bürger dagegen bekämpften Gewalt mit Gewalt und widersetzten sich den Staaten und ihren Dienern. Im Haag war nicht blos der Pöbel, sondern auch die eigentliche Bürgerschaft oranisch gesinnt, derselbe Fall war in Rotterdam. Sobald sich also die Volontärs oder Söldner der Staaten in diesen Städten sehen ließen, wurden sie mißhandelt. Dies erfuhren zwölf Volontärs der patriotischen Stadt Leyden, am 4. September 1785, als sie sich im Haag auf der Parade blicken ließen. Sie wurden übel behandelt, flüchteten sich endlich in ein Haus, von wo aus sie um den Schutz der statthalterischen Besatzung baten; es ward auch eine Wache geschickt, um den Pöbel zu zerstreuen. Diese Wache wandte sich aber nicht gegen das Volk, sondern sie verhaftete die zwölf Volontärs und brachte sie aus der Stadt.

Diesen Vorfall benutzten die Deputirten der Stadt Harlem, um bei den Staaten der Provinz Holland darauf anzutragen, die militärische Polizei im Haag und die Sorge für Patrouillen dem Prinzen und seinen Officieren zu entziehen, und sie von Deputirten der Staaten verwalten zu lassen. Die Staaten nahmen diesen Antrag an und übertrugen Anordnung und Anführung der auszusendenden Patrouillen gerade dem Deputirten von Harlem, der den Antrag gemacht hatte. Dies bewog dann den Prinzen, seine Residenz, deren Polizei seine Gegner an sich genommen hatten, am 14. September ganz zu verlassen. Seit dieser Zeit verweilte er theils in seinem eignen Markisat zu Breda, theils in Seeland, oder in Friesland, oder in Nimwegen, oder endlich auf seinem Schlosse Loo in Geldern. Durch diesen Schritt ward den Staaten gewissermaßen offne Fehde angekündigt und diese vergalten eilf Tage nach des Prinzen Entfernung Feindseligkeit mit Feindseligkeit. Sie hatten vorher nur die militärische Polizei im Haag dem Prinzen entzogen gehabt, am 25. September entzogen sie ihm auch den Oberbefehl über die am Versammlungsorte der Staaten von Holland und der Generalstaaten liegenden Truppen und übertrugen das Commando derselben dem General Sandoz.

Die unverständig heftige Aristokratenpartei kam zugleich auf den Einfall, einen leeren Vorzug, dessen der Prinz bisher genossen hatte, ohne daß jemand Bedeutung darauf legte oder die Sache nur bemerkte, mit ihm zu theilen und dem ihm blind anhängenden Volke handgreiflich zu machen, daß die Aristokraten eigentlich Herrn im Lande seien, nicht das oranische Volk und sein Prinz. Der Prinz wohnte nämlich im Haag, wenn er dort war, in dem sogenannten Binnenhofe, wo auch die Versammlung der Staaten gehalten ward, fuhr aber dort zu einem bis dahin ihm vorbehaltenen Thore ein, welches das Statthalterthor genannt ward. Zwei wüthende Aristokraten unter den Staaten, unter denen auch Gyzelaer, der Freund des saubern Rheingrafen war, wollten dies unbedeutende Ehrenrecht für sich als Deputirte der Staaten in Anspruch nehmen, um zu beweisen, daß sie der eigentliche Souverän im Lande seien.

Schon die Nachricht, daß die Staaten und der den oranisch Gesinnten tödtlich verhaßte Gyzelaer so etwas im Sinne hätten,

brachte die Bevölkerung vom Haag in heftige Bewegung, wo man schon darüber erbittert war, daß die Oligarchen den Prinzen eines Vorzugs nach dem andern beraubten, um sich damit zu bekleiden. Sie ließen z. B. sein Wappen aus den Fahnen nehmen und setzten das der Staaten hinein; sie nahmen für den Präsidenten der Staaten von Holland diejenigen militärischen Ehrenbezeugungen in Anspruch, welche bisher nur dem Präsidenten der Generalstaaten war erwiesen worden; sie kauften einen neuen Palast; sie ließen, wie der Prinz sonst zu thun pflegte, wenn er im Haag war, Speisen in der Stadt austheilen, die in herrschaftlicher Küche bereitet waren. Der Versuch, durch das Statthalterthor in die Versammlung der Staaten zu fahren, veranlaßte endlich am 17. März 1786 einen förmlichen Tumult, und zwar beschuldigte die patriotische Partei die oranische und diese jene, daß sie den Pöbel am 17. aufgeregt und ermuntert hätte. Es hieß, daß der junge, unverständige und heftige Freund des Prinzen, der Graf von Bentink Rhoone, gleich Mirabeau im November 1789 und Fox um 1780 unter dem Pöbel, ihn ermunternd, sei gesehen worden. Als der Verf. dieser Geschichte den Grafen um 1796 in Varel, wo er ohne Bedenken eine solche loyale Demagogie hätte gestehen können, weil diese Art Demagogie damals rühmlich war, darüber befragte,[11]) bewies ihm der Graf, daß dies nicht wahr sei. Gewiß ist indessen, daß der Aufstand am 17. zu spät kam, weil am 16. bei der feierlichen Eröffnung der Staaten schon die sämmtlichen Deputirten dieses souveränen Raths durch das Statthalterthor in den Binnenhof gefahren waren. Die Anhänger des Prinzen sagen daher auch, das Volk sei erbittert gewesen, daß am folgenden Tage die Unruhestifter Gevaerts und Gyzelaer für sich allein sich hätten anmaßen wollen, was nur den gesammten Deputirten als Generalstaaten erlaubt gewesen sei. Sie wollten durch das Thor fahren, obgleich der tobende Haufen sich an demselben gesammelt hatte. Die Anhänger des Prinzen behaupten, die Patrioten selbst hätten den Perückenmacher Morand betrunken gemacht, damit er ihnen Vorwand gebe, ihre Gegner mit der Staatspolizei zu verfolgen.

---

11) Der Verf. war damals Hofmeister der Kinder des Grafen Jan, des Bruders des regierenden Grafen von Varel und Kniphausen.

Den innern Zusammenhang der Sache zu wissen, scheint uns hier eben so unwichtig, als bei den mehrsten Gelegenheiten ähnlicher Art, da die Thatsache ausgemacht ist, daß Gyzelaer und Gevaerts durch die tobende, schreiende, hemmende Volksmasse einfahren wollten, und daß der Perückenmacher Morand endlich ihren Pferden in die Zügel fiel. Er ward sogleich verhaftet und nach holländischem Criminalrecht, welches neben der Tortur noch viele andere spanische Reste bewahrt hatte, als Hochverräther gerichtet, weil er sich gegen die beiden Deputirten, die ein Theil des Souveräns waren, vergangen hatte. Er wurde zum Tode verurtheilt und die Oligarchen, Krämer und ihr Anhang, Patrioten und Freiheitsfreunde genannt, unterstanden sich, Gyzelaers Milde zu preisen, weil er bewirkt habe, daß die Todesstrafe in ewiges Gefängniß umgewandelt werde.

Bei dieser Gelegenheit zeigte sich Friedrich II. besonders groß. Er bewies, daß er Achtung für freiere Verfassungen habe, als die, welche für sein durchaus künstlich geschaffenes, aus ganz ungleichen Stücken gebildetes Reich paßte, welches trotz alles Anscheins von Civilregierung doch durch Ordres rein militärisch regiert ward und wahrscheinlich noch lange so regiert werden wird. Er wurde von allen Seiten her bestürmt, sich in die Sache des Gemahls seiner Nichte zu mischen, er ermahnte aber stets diese seine stolze Nichte, innerhalb der Verfassung zu bleiben. Freilich ließ er zugleich wegen der Beschwerden des Prinzen mit den Generalstaaten unterhandeln und insbesondere wegen des Commandos der Haager Garnison zwei nachdrückliche Vorstellungen überreichen. So dringend diese Vorstellungen abgefaßt waren, so ließ Friedrich, der Herzbergs Neigung kannte, überall das Preußenthum und seinen großen König mit Gewalt geltend zu machen, sich doch alle die Instructionen zeigen, welche dieser dem preußischen Gesandten im Haag gab, und strich eigenhändig jede Stelle weg, worin dem constitutionellen Gewichte der Staaten zu wenig Bedeutung gegeben ward, oder, wo sie gebieterisch angefahren wurden.

In dieser Zeit hatte sich mit Hülfe der Staaten von Holland in Utrecht ein Magistrat organisirt, an dessen Wahl die Bürgerschaft den Antheil gehabt hatte, den sie forderte und durch Hülfe der Holländer durchsetzte. Es bestand daher in der Pro=

vinz Utrecht neben dem aristokratischen Aufstande, der sich zuletzt an die prinzliche Aristokratie angeschlossen hatte, eine Art demokratischen Aufstands der unter Antheil der Bürgerschaften gewählten Stadtobrigkeiten gegen die nach Art des Mittelalters nur aus einem gewissen Kreise und von einem gewissen Kreise von Bürgern wählbaren Magistrate. In Amersfort und Rheenen behaupteten sich die alten Staaten mit Hülfe der vom Erbstatthalter verlangten Truppen, in den andern Städten siegte aber die Partei der neuen Organisation der Stadträthe, die in der Hauptstadt gesiegt hatte; denn die Staaten von Holland untersagten ihren zum Heer des Generalcapitäns gehörenden Truppen, sich in der Sache der Utrechter Staaten in Amersfort gebrauchen zu lassen. Die in Utrecht durchgesetzte demokratische Bewegung gegen die alten aristokratischen Stadtobrigkeiten schien sich auch in den andern Provinzen auszubreiten.

In Friesland verlangte die Bürgerschaft von Leuwarden die Veränderung der bestehenden Einrichtung; in Gröningen ward wirklich ein anderer Magistrat bestellt; in Overyssel schlossen sich die Städte an den neuen Magistrat von Utrecht gegen die Staaten an, und selbst in Geldern, wo der Prinz vermöge des zahlreichen Adels und wegen seiner eignen großen Güter fast monarchisch herrschte, traten die Städtchen Hattem und Elburg mit den neuorganisirten Städten von Utrecht und Overyssel in Verbindung. Diese Städte verlangten ebenfalls die Abschaffung der oligarchischen Regierungsform des siebenzehnten Jahrhunderts, sie forderten, daß den Bürgern Antheil an der Wahl ihrer Magistrate gegeben würde und wollten sich den Beschluß der Staaten von Geldern, das hieß der Ritterschaft, nicht gefallen lassen. Diese Staaten hatten beschlossen, daß die Constitution von 1674 ganz unverändert erhalten werden sollte. Sie wiesen alle dagegen gerichteten Bittschriften zurück und wollten die Städte mit Gewalt zwingen, sich dem Beschlusse zu fügen. Dies veranlaßte zuerst in Geldern, dann auch in Utrecht einen Bürgerkrieg. Die Regierungsveränderung in Preußen gab um dieselbe Zeit den englischen Kabalen und der Leidenschaft der Erbstatthalterin, deren Bruder den Thron bestieg, mehr Einfluß in Berlin, als sie vorher gehabt hatten, und Herzberg durfte endlich schreiben wie er wollte.

Der alte König von Preußen war am 17. August 1786 gestorben, sein Nachfolger Friedrich Wilhelm II. war durch seine physische Beschaffenheit, durch Verführung und Erziehung schon ganz früh so tief gesunken, als Ludwig XV. erst in seinen reiferen Jahren sank. Er war wie Ludwig XV. und alle der sinnlichen Liebe huldigenden Männer und Weiber ganz der Kirche, wie man das heißt, ergeben. Er war dabei in der Gewalt seiner Mätressen und ihrer Verwandten und ward durch Männer, wie Bischofswerder und Wöllner, von Fanatikern, Mystikern und Frömmlern für ihre Zwecke mystificirt. Der Minister von Herzberg an der Spitze der auswärtigen Angelegenheiten und der Herzog von Braunschweig als Oberbefehlshaber des Heers glaubten die Ehre des Königs durch energische Schritte zu Gunsten seines Schwagers heben und dem preußischen Staat politisches Gewicht geben zu können. Beide waren lange um einen Vorwand verlegen gewesen, Preußens Einmischung vor den Augen anderer Mächte zu rechtfertigen; es scheint uns daher die Behauptung der holländischen Republikaner (Patrioten) nicht ganz unwahrscheinlich, obgleich sie nicht erwiesen ist, daß die oranische Faction den Waffenkampf in Geldern ausdrücklich veranlaßt habe, um Gewaltthätigkeiten gegen den Prinzen hervorzurufen und ihm dadurch Vorwand zu geben, sich fremder Hülfe zu bedienen.

Die Staaten von Geldern forderten am 30. August 1786 den Prinzen förmlich auf, Truppen gegen die Städte Hattem und Elburg zu schicken, um diese Städte zu zwingen, sich dem Beschlusse der Ritterschaft als der Mehrheit zu fügen; dagegen ergriffen die Staaten von Holland ihrer Seits entscheidende Maßregeln. Sie verboten nicht allein ihren Truppen, die unter dem Generalcapitän standen und den größten Theil des niederländischen Heers ausmachten, sich gegen die Städte gebrauchen zu lassen, sondern sie schickten ihnen sogar ihre sogenannten Freicorps zu Hülfe, als es zum wirklichen Kampf kam. Der Erbstatthalter ließ nämlich die Städte wirklich militärisch auffordern, ließ sie beschießen, als sie die Thore verschlossen hielten, ließ sie endlich von seinen Truppen im Namen und Auftrag der Staaten besetzen und es ward eine gerichtliche Verfolgung verhängt, wodurch viele Bürger genöthigt wurden, nach Overyssel und Utrecht zu fliehen.

Auch in andern Provinzen erfolgte Aehnliches, und die in Amersfort versammelten Staaten der Provinz Utrecht forderten ebenfalls Truppen vom Prinzen, um die Hauptstadt zu zwingen, sich ihnen zu fügen; Seeland und Gröningen untersagten aber ihren unter dem Prinzen dienenden Soldaten, sich zu diesem Zweck gebrauchen zu lassen.

Die Staaten von Holland schritten, sobald es zu eigentlichen Feindseligkeiten gekommen war, zum Aeußersten und achteten nicht auf die Protestation der Ritterschaft, welche in den Staaten von Holland nur eine Stimme gegen neunzehn Stimmen der Städte hatte. Unter diesen neunzehn stimmten am zwei und zwanzigsten September sechzehn dafür, dem Erbstatthalter den Oberbefehl ihrer Truppen ganz zu entziehen. Als die Staaten auf diese Weise, ohne die Generalstaaten zu befragen, gegen den Willen der ganzen Ritterschaft, ihren bisherigen Generalcapitän förmlich absetzten, gaben sie, um die Soldaten vom allgemeinen Heer an sich zu ziehen, ihren Truppen Zulage, nahmen den Rheingrafen Johann Friedrich von Salm-Grumbach nebst seinen Vagabunden in ihre Dienste, legten diese ihre Truppen an die Gränzen und ertheilten dem General Ryssel Befehl, sobald die Utrechter es verlangten, mit seiner Heerabtheilung in diese Stadt einzurücken.

Dies hatte die herrschsüchtige Prinzessin im Stillen längst erwartet, und der Herzog Ludwig Ernst, der eben so erbittert über die Republikaner war, als die Alles leitende und vorbereitende und mit dem intriguirenden englischen Minister conspirirende Prinzessin, half ihr getreulich. Er war damals schon längst von Aachen nach Eisenach gegangen und spornte seinen Neffen, den regierenden Herzog, der sich seit dem Gefecht bei Kloster Campen für einen der größten Generale hielt, die Gelegenheit zu nutzen, um in Holland den Cäsar (veni, vidi, vici) zu spielen. Dies gelang ihm freilich gegen den Rheingrafen, es bestärkte ihn aber in seiner eiteln, von Mirabeau und andern Franzosen genährten Einbildung von sich selbst so sehr, daß er durch diese thörichte Einbildung von seinen Feldherrneigenschaften sich 1792 die Schmach in der Champagne und 1806 die Schande bei Jena selbst zuzog. Die Wöllner, Bischofswerder, Rietz und Consorten ließen schon damals in Berlin niemand anders aufkommen als ihre Creaturen. Prinz

Heinrich hatte sich zwar nach Friedrichs Tode schnell herbeigedrängt, um im Namen seines Neffen zu regieren, er sah sich aber betrogen; doch hatte Herzberg noch die auswärtigen Angelegenheiten in seinen Händen, und war wenigstens über Holland mit dem Herzoge von Braunschweig einer Meinung. Die, welche in Berlin den König umgarnten, sahen ganz gern, daß der Herzog nach dem bekannten Spruche (sit divus, modo non sit vivus) in Holland Ruhm hole, wenn er nur nicht in Berlin ihnen im Wege sei. Man hätte auch gewiß ohne Bedenken sogleich Truppen, die man in den westphälischen Besitzungen, besonders im Cleveschen in der Stille sammelte, marschiren lassen, wäre man wegen der Franzosen ruhig gewesen.

Frankreich hatte sich neulich enger an die holländischen Republikaner angeschlossen, und die Staatsklugheit schien den Franzosen um so mehr zu gebieten, eine Heerabtheilung bereit zu halten, als der neue englische dirigirende Minister (Pitt) in demselben Jahre (1784), als er sich im sichern Besitz der Macht fühlte, einen Meister in diplomatischen Künsten aller Art an den Erbstatthalter, d. h. an die Prinzessin, geschickt hatte. Harris, Sohn eines Lords der Admiralität, nachher Lord Malmsbury, war einer der Gesellschafter der Kaiserin Catharina II. gewesen und hatte im amerikanischen Kriege meisterhaft cabalirt; er ward daher um 1784, als die Schritte des Kaisers gegen Holland und zugleich die innern Streitigkeiten dieses Landes bedenklich wurden, als Meister in diplomatischen Künsten nach dem Haag geschickt. Hier leitete er die Angelegenheiten in Verbindung mit der Prinzessin und der Ritterschaft ganz vortrefflich im Dunkeln, während Preußen im Lichte handelte. Dies erkannte später sowohl Pitt als Preußen, als sie ihn der Cabalen wegen belohnten und öffentlich erklärten, dies geschehe, weil er die preußischen Bajonette mit seiner diplomatischen Kunst so mächtig unterstützt habe. Schon im October 1786 sagte der Herzog von Braunschweig dem berühmten Grafen von Mirabeau, der sich damals als französischer Spion oder Emissär in Berlin und auch bei ihm in Braunschweig befand:

„Herr Harris habe zu einer mächtigen und wirksamen Beihülfe Hoffnung gegeben, im Falle der König von Preußen die holländischen Angelegen-

heiten mit gewaffneter Hand vermitteln wolle; dadurch habe er dem Könige das Verlangen eingeflößt, mit seinen Staatsbedienten Rath zu pflegen." Diese Stelle des sieben und dreißigsten Briefs der geheimen Geschichte des Berliner Hofs, oder der vertrauten Briefe des Grafen von Mirabeau über diese Geschichte, darf man ohne Bedenken gebrauchen, weil sie durch hundert andere Zeugnisse und durch den Ausgang bestätigt wird, so wenig Vertrauen sonst diese Briefe und ihre Klatschereien verdienen mögen. Trotz der Erklärung Englands an Preußen suchte man doch den Franzosen zuvorzukommen, weil man hernach ihr Schwert durch englische Drohungen in der Scheide halten konnte, wenn es gelang, auch sie vorerst zu täuschen. Man gab sich also von Seiten Preußens das Ansehen, als wenn man gemeinschaftlich mit Frankreich zwischen dem Erbstatthalter und den Staaten vermitteln wolle.

Schon im August, also zwei Monate vorher, ehe der Graf Mirabeau die erwähnte Unterhaltung mit dem Herzoge von Braunschweig hatte und dieser aus seiner Residenz nach Berlin ging, wo über die englischen Anschläge Rath gepflogen werden sollte, hatte die Prinzessin ihren Bruder mit Sendungen und Briefen bestürmt; Friedrich Wilhelm war aber kein militärischer Charakter. Schon als Jüngling durch Wollust, Schwärmerei und tolle Nachtwachen geschwächt, konnte er keine vierzig Zeilen hinter einander anhaltend lesen und war jeder ernsten Anstrengung unfähig. Schwankend wie er war, schickte er auf der einen Seite den Grafen von Görz nach Holland, um gemeinschaftlich mit den Franzosen zwischen dem Prinzen und den Staaten zu vermitteln, und ließ doch auch zugleich, wie Herzberg und die Prinzessin wollten, Truppen an den Gränzen von Geldern zusammenziehen.

Graf Görz sollte über Loo nach dem Haag reisen,[12]) er sollte sich mit dem dort befindlichen preußischen Minister Thulemeyer und mit der Prinzessin verständigen, und sich nicht in zu

12) Der ganze zweite Theil der historischen Denkwürdigkeiten des königl. preußischen Staatsministers Johann Eustach Grafen von Görz, aus dessen hinterlassenen Papieren entworfen 1828, enthält nichts als die holländischen Angelegenheiten. Aktenstücke stehen in Herzbergs Recueil, und das ganze Detail, wie die Schriften der Holländer über diesen Streit mit dem Erbstatt-

genaue Verbindungen mit Harris einlassen. Was den Prinzen, also doch eigentlich die Hauptperson, derentwegen der ganze Lärm angefangen ward, anbetrifft, so heißt es ausdrücklich in der Instruction: Der Graf wisse ja recht gut, daß des Prinzen Benehmen nicht immer seinem wahren Interesse angemessen sei und daß er oft Blößen gebe. In Rücksicht der Hauptsache solle der Graf allein darauf dringen, daß dem Prinzen das Commando der im Haag liegenden Truppen zurückgegeben werde, damit er wieder dahin gehen könne. Man hatte den Grafen von Görz auch darum zu dieser Sendung erwählt, weil er noch von Petersburg her dem französischen Marquis von Vérac, den er im Haag wieder antraf, persönlich befreundet war. Die Unterhandlung ward indessen dadurch erschwert, daß der französische Minister die entschiedene Abneigung des Prinzen gegen Frankreich kannte.

Görz kam in dem Augenblicke an, als bei Gelegenheit der Besetzung von Hattem und Elburg die Staaten von Holland in offnen Krieg mit dem Prinzen gerathen waren. Schon die Richtung seiner Reise und die Orte, wo er sich aufhielt, mußte die Absicht seiner Sendung verdächtig machen. Er hielt sich in Loo einige Zeit auf, er reiste über Amersfort, wo die Staaten der Provinz Utrecht unter dem Schutz der Waffen des Prinzen ihren Sitz hielten. Die sieben vereinigten Provinzen waren übrigens damals in einer höchst traurigen Lage; da der Staatssecretär (Fagel) nicht nur, sondern die sämmtlichen Generalstaaten mit den Staaten von Holland nicht einig waren, und auch die Stadt Amsterdam war mit ihnen entzweit. Die Stadt Amsterdam leitete besondere Unterhandlungen ein und die Generalstaaten machten, als die Staaten von Holland ihren Truppen verboten hatten, ihren durch den Prinzen ertheilten Befehlen zu gehorchen, ein Anleihen, um diese Truppen bezahlen und zurückhalten zu können; für das Anleihen leistete England Bürgschaft.

Aus Paris hatte man indessen zu den Unterhandlungen wegen der Aussöhnung den Herrn von Rayneval geschickt und Friedrich

halter muß man suchen in Jacobis vollständiger Geschichte der siebenjährigen Verwirrung und daraus erfolgten Revolution in Holland. Caillards mémoire sur la révolution de Hollande bildet den 1. Theil von Segürs F. Guillaume II.

Wilhelm II. scheute sich, wie man aus seinen Briefen an Görz sieht, so lange Vergennes lebte und die auswärtigen Angelegenheiten Frankreichs leitete, feindlich einzuschreiten, das Jahr verfloß also ohne Entscheidung. Görz ward indessen schon im Januar 1787 abberufen, im Februar starb Vergennes und nach seinem Tode hatte das Ministerium und Calonne, der die Seele dieses Ministeriums war, so viel mit der damals berufenen ersten Versammlung der Notabeln zu thun, daß es die holländischen Angelegenheiten einige Zeit hindurch aus den Augen verlor.

Diese Zeit benutzten die Engländer, um durch Geld und Cabalen die herrschende Patriotenpartei zu trennen und zu untergraben. Es hatte sich in Seeland, in Utrecht, in Friesland, sogar in Amsterdam und in andern holländischen Städten die Stimmung merklich geändert. Es schien sich endlich eine demokratische Partei zu bilden, denn die Gegner des Erbstatthalters nahmen die Bürgerschaften gegen die Magistrate in Schutz und erlaubten ihnen, unter ihrem Beistande neue Obrigkeiten zu wählen. Das Volk bewaffnete sich endlich überall, der Prinz dagegen, auf vier Provinzen vertrauend, stand an der Spitze seiner Truppen bei Arnheim; dies veranlaßte die Holländer, einen Cordon an der Gränze für Südholland zu ziehen. Diesen Cordon commandirte der General Ryssel, während der Rheingraf mit seiner sogenannten Legion den Utrechter Demokraten zu Hülfe zog. Endlich, nachdem es bei Utrecht zu blutigen Gefechten gekommen war, erließ der Prinz am 26. Mai 1787 eine Art Kriegsmanifest gegen die Staaten von Holland. In diesem Manifest ist freilich nur von einer Partei von Unruhestiftern die Rede, daß diese aber aus der Mehrzahl der holländischen Städte bestehe, war jedermann bekannt. Es galt also auch diesen, wenn es im Manifest heißt: diese Partei in den Staaten der Provinz Holland habe die Verfassung und Rechte der Magistrate, des Erbstatthalters und der Generalstaaten freventlich vernichtet, der Prinz könne daher in Verbindung mit den Staaten der andern Provinzen nicht länger anstehen, sich der Zwangsmittel zu bedienen, die ihm nach der Constitution zukämen u. s. w.

Nach einem solchen Manifest und in einem Augenblick, in welchem sich die Truppen der Holländer und die des Prinzen

feindlich gegenüberstanden, als jedermann wußte, daß der gemeine Haufen besonders im Haag und in der Nähe dieser Stadt ganz oranisch gesinnt sei, mußte es sehr auffallen, daß die Prinzessin gerade vier Wochen nach Erlassung dieses Manifestes eine Reise von Nimwegen nach dem Haag machen wollte, wo sie keine Geschäfte hatte und wo die Residenz der feindlichen Staaten von Holland war. Sie mußte, um dahin zu gelangen, durch die von Ryssel besetzten und bewachten Orte und Pässe und durch die bewaffneten Bürger, welche ihr Gemahl durch sein Manifest erbittert hatte, durchziehen; man behauptet daher nicht mit Unrecht, es sei entweder darauf abgesehen gewesen, den Enthusiasmus des Pöbels zu erwecken, oder irgend einen Vorwand zu erlangen, wenn die Prinzessin persönlich beleidigt werde, ihren Bruder, den König von Preußen, als Rächer anzurufen. Dies ist keine Vermuthung, sondern Görz sagt es ganz ausdrücklich.[13])

Die Lage der Dinge zeigte übrigens zugleich die Unvollkommenheit der Verfassung und Einrichtung der Republik und die Unmöglichkeit, bei der damaligen Beschaffenheit der Dinge irgend eine Maßregel consequent durchzuführen. Die Staaten von Holland gaben nämlich dem General Ryssel Gegenbefehl, als ihm die Generalstaaten hatten befehlen lassen, den Cordon gegen Utrecht aufzuheben, die Generalstaaten suspendirten ihn, weil er dem Befehl der Staaten von Holland gehorcht hatte, die holländischen Staaten dagegen hatten ihm für seinen Ungehorsam gegen die Generalstaaten Schutz, Sicherheit und völlige Schadloshaltung zugesichert. Ganze Regimenter und fast alle Offiziere waren durch die Erklärung der Generalstaaten kurz vor der Reise der Prin-

13) Es heißt nämlich in seinen Denkwürdigkeiten, 2. Th. S. 199: Als der bürgerliche Krieg gerüstet war und die Truppen beider Parteien gegen einander im Felde standen, veränderte plötzlich der kühne und wohl berechnete Schritt der Prinzessin von Oranien, nämlich ihre Reise von Nimwegen nach dem Haag, die ganze Gestalt der Sache. Denn das, was weder die Bitte des Prinzen und der Prinzessin, noch die Vorschläge und Rathschläge von Herzberg und Görz bei dem Könige hatten bewirken können — eine kräftige, nöthigen Falls durch die Waffen unterstützte Intervention — bewirkte bei dem Bruder die unlöbliche Beleidigung der Schwester unweit Schoonhoven. Friedrich Wilhelm forderte dafür schnelle Genugthuung und ließ, als diese verweigert ward u. s. w.

zessin bewogen worden, sich den Befehlen der Staaten von Holland zu entziehen und nur vom Prinzen Befehle zu erwarten. Der Dienst ward in den Gegenden, wo die Prinzessin durchfahren mußte, von Bürgern, Bauern und von den sogenannten Freiwilligen versehen. Die Prinzessin gab vor, sie wolle nach ihrem Landsitz, dem Hause im Busche, wie man es nannte, reisen, und von dort aus mit den Staaten unterhandeln; das hätte sie nothwendig lange vorher melden müssen. Sie hatte außerdem denselben Bentink bei sich, den die öffentliche Meinung als Urheber des Tumults wegen der Einfahrt durch das Statthalterthor anklagte. Außer diesem war, als reiste sie im tiefsten Frieden, nur die Baronesse von Wassenaer und einige wenige Bediente bei ihr.

Bis Schoonhoven ließ man die Prinzessin ruhig reisen. Erst zwei Stunden hinter dieser kleinen Stadt bei Welsche Sluys ward sie von einem kürzlich in einen Offizier umgewandelten tölpelhaften holländischen Bauer oder Krämer, dem man wahrscheinlich diese Rolle absichtlich überließ, auf offner Landstraße angehalten. Man bewog sie, um sie nicht auf offner Straße halten zu lassen, in einem kleinen Hause eines benachbarten Oertchens zu warten, bis der neu geschaffene Vorposten-Commandant Verhaltungsbefehle aus Woerden erhalten hätte, wo eine Commission der Staaten von Holland ihren Sitz hatte. Dies währte einige Stunden, und der Holländer, der sich in seiner militärischen Würde zeigen wollte, benahm sich ungemein komisch. Dies ward Alles von sophistisirenden Berliner Diplomaten als Beleidigung der Schwester ihres Königs gedeutet. Der Offizier nämlich bewachte sie in dem Hause, als wäre sie kriegsgefangen, er behielt, wahrscheinlich aus Höflichkeit oder Verlegenheit, den bloßen Degen in ihrer Gegenwart in der Hand und steckte ihn erst ein, als man ihn daran erinnerte. Selbst seine Art von gutmüthiger bäurischer Gastfreundlichkeit ward als Beleidigung gedeutet. Er ließ nämlich, während man in dem Häuschen warten mußte, nach holländischer Weise, Pfeifen und Tabak, Wein und Bier für die Begleitung der Prinzessin aufstellen.

Nach wenigen Stunden langten die Commissarien aus Woerden an, entschuldigten, was vorgefallen war, mit der Unerfahren-

heit des zum Offizier gewordenen Bauers oder Krämers, bewiesen, als Leute von Lebensart, alle schuldige Höflichkeit, baten aber die Prinzessin um Verzeihung, wenn sie durch den Stand der Dinge und durch die Unruhen im ganzen Lande gezwungen wären, sie zu bitten, in Schoonhoven zu warten, bis sie Befehl aus dem Haag erhalten hätten. Als diese Befehle auch am dreißigsten noch nicht angekommen waren, reis'te die Prinzessin zurück und erhielt erst jenseit der Gränze die ihr Verlangen ablehnende Antwort der Staaten von Holland. Dieses Ereigniß ward dann nach der Art, wie ein Bentink darüber berichtet hatte, in preußischen und englischen Zeitungen erzählt, die Geschichte der Tage vom 28. bis 30. ward in einen Beleidigungsroman verwandelt, und so stellte sie auch die Prinzessin ihrem Bruder, dem Könige, vor, den die Engländer von der andern Seite her bearbeiteten.[14])

Von diesem Augenblick an konnten Herzberg und der Herzog von Braunschweig darauf rechnen, daß ihre Wünsche erfüllt würden. Herzberg durfte jetzt durch Thulemeyer drohende Noten im Haag überreichen lassen und der Herzog die längst beorderten Truppen in einem sogenannten Lustlager in der Grafschaft Cleve vereinigen. Als Ludwig XIV. um 1672 wegen einer persönlichen Beleidigung mit den Niederländern einen Krieg begann, erhoben sich alle Stimmen gegen ihn, und man schalt ihn stolz und übermüthig, weil er seine gekränkte Ehre als Ursache des Kriegs im

---

14) So hat auch Ségür die Sache gefaßt, der als historische Quelle in seiner losen, vornehmen Manier freilich nicht zu gebrauchen ist, diplomatisch und politisch aber hier um so eher dienen kann, als er redet, wie die andern auch redeten, und als er eigentlich Caillard nur ausschreibt. Er sagt Hist. du règne de F. Guillaume II. etc. Paris (1800) Vol. I. p. 126: Harris avoit prévu que si les états laissoient venir la princesse à la Haye, leur foiblesse et sa présence enflamant, la populace il seroit facile de faire éclater une révolte qui écraseroit le parti patriotique, et que si on l'arrêtoit dans sa marche, le roi de Prusse qui avait plus de vanité que de prudence, seroit irrité de cette insulte et verroit son honneur intéressé à se venger de cet affront. Fréderic Guillaume ordonna à son ambassadeur Thulemeyer d'exiger des états une satisfaction éclatante pour sa soeur et de les menacer de la guerre en cas de refus. L'effet de cette *intrigue angloise* devoit être un grand embrasement de l'Europe.

Manifest anzugeben wagte. Preußen drohte jetzt gar mit Blutvergießen und Raub, nicht weil die Ehre des Königs selbst gekränkt war, sondern wegen einer sehr problematischen Beleidigung der Schwester des Königs, welche noch dazu blos Gemahlin des ersten Beamten der Republik der Niederlande war. Herzbergs Note, welche Thulemeyer am 11. Juli 1787 im Haag übergab, war übrigens bei weitem insolenter als das Betragen des guten Holländers bei Welsche Sluys. Frankreich stellte sich zwar, als wenn es gegen das Lustlager des Herzogs von Braunschweig ein anderes Lager bei Givet und ein Heer einrichten lasse, es wurden auch einige Soldaten und Offiziere nach Holland geschickt; aber die preußischen Kundschafter, welche nach Givet geschickt wurden, berichteten, daß dort weder Rüstungen noch Heer zu sehen sei. Thulemeyers erste Eingabe ward sogar durch eine französische Note unterstützt, worin die galanten Franzosen die Kränkung der Prinzessin laut mißbilligten und für eine grobe Beleidigung erklärten. In dieser Note ließ man den König von Frankreich sagen, Preußen habe ein Recht, Genugthuung für den erlittenen Schimpf zu fordern, und man dürfe sie ihm nicht versagen.

Die Staaten von Holland gaben auf beide Noten eine ausweichende Antwort. Thulemeyer überreichte schon am 6. August einen neuen Aufsatz aus Herzbergs Feder, der in demselben Tone abgefaßt ist, in dem man damals den preußischen Behörden zu schreiben pflegte, welche schon unter den beiden letzten Königen, Friedrich II. und seinem Vater, gewohnt waren, militärisch angefahren zu werden. Zum Belege fügen wir den Schluß in der Note bei,[15]) weil sich daraus auf das ganze Stück schließen läßt.

---

15) Auf ausdrücklichen Befehl seines Königs fordert der Unterzeichnete nochmals von Ew. Edelgroßmögenden eine schleunige und der Beleidigung angemessene Genugthuung. Se. Majestät haben mir ferner befohlen, Ihnen nicht unbekannt bleiben zu lassen, daß der König unveränderlich auf dieser Genugthuung bestehen und sich nicht mit Erörterung einzelner Thatsachen, unbestimmten Entschuldigungen und weiteren Ausflüchten begnügen will. Der König verkennt die Achtung nicht, die der Republik der vereinigten Provinzen und der erlauchten Versammlung der Generalstaaten gebührt, welche die Souveränität des Staats in Absicht fremder Mächte vorstellt. Seine Majestät findet ein Vergnügen darin, dem Betragen ihrer Hochmögenden seinen Beifall zu ertheilen, da dieselben zu erkennen gegeben, daß sie die Maßregeln

Eine unmittelbar nachher eingereichte Note spricht aus, daß man von einem schwachen, aber unabhängigen Staate eine Art Genugthuung fordere, wie sie einst Ludwig XIV. von Genua erpreßt hatte, wodurch er aber nicht, wie er meinte, Genua und den Doge, sondern sich selbst beschimpfte. Er ließ bekanntlich den Doge nach Paris kommen, obgleich dieser nach einem Grundgesetze der Republik die Stadt Genua nicht verlassen durfte.

Frankreich war theils damals schon wegen der drohenden Unruhen und des Streits mit den Parlamenten sehr besorgt, theils war seit April der Erzbischof von Sens, Loménie de Brienne, an der Spitze des französischen Ministeriums, und dieser fand nicht rathsam, auf den Vorschlag des Grafen von Montmorin, des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, einzugehen. Der letztere trug nämlich mit Zustimmung des Kriegsministers und eines andern Collegen darauf an, den Staaten von Holland Hülfe zu senden. Die Staaten hatten sich zudem erboten, die Kosten zu tragen, und auch sogar Calonne hatte die Truppen schicken wollen; aber der Erzbischof war ein Intrigant, der für kühne Unternehmungen keinen Sinn hatte. Er entschuldigte sich mit dem Zustande der Finanzen, mit drohenden Winken der Engländer, sich für Preußen zu erklären, wenn Frankreich sich regen sollte, endlich mit der Unmöglichkeit, einen Seekrieg zu führen. Da die unterlassene Beschützung der Holländer und der leichte Triumph des Herzogs von Braunschweig sowohl der alten französischen Regierung als dem Herzoge später verderblich ward, so wollen wir Ségürs, oder besser Caillards (denn aus diesem nimmt Ségür das Seinige) ausführlichen Bericht über den ganzen Zusammenhang in der Note mittheilen.[16]) Uebrigens war das Verhältniß

---

nicht billigen, die man in Holland in der Sache, welche den Gegenstand dieses Memorials ausmacht, befolgt hat. Von Ew. Edelgroßmögenden Klugheit und nochmaligen ferneren Berathschlagungen über die Sache erwartet der König eine schleunige und genugthuende Antwort.

16) Ségur l. c. Vol. I. p. 130: Mais la faiblesse qui causa peu de tems après la ruine du pouvoir monarchique en France, rendoit déjà toutes les résolutions du cabinet de Versailles lentes et incertaines. Le comte de Vergennes entraîné par l'activité du duc de la Vauguyon, avoit contre son voeu et celui du roi, pris part aux premiers troubles

der Dinge in den Niederlanden so sonderbar, daß es schwer zu sagen war, ob ein fremder Staat berechtigt sei, der Provinz Holland beizustehen. Als nämlich Frankreich anfangs den Staaten von Holland Offiziere, Soldaten, Waffen zukommen ließ, beschwerten sich die Generalstaaten darüber und nannten es eine Verletzung der mit den sämmtlichen Provinzen bestehenden Verträge.

In dem Augenblick, als die Preußen Truppen marschiren ließen, um die Unabhängigkeit des freien Staats unter dem Vorwande zu unterdrücken, daß sie die preußische Prinzessin und ihren Gemahl in den ihnen entzogenen Rechten gewaltsam wieder einsetzen wollten, zeigten sich die verderblichsten Folgen der Zwietracht. Nicht blos die Generalstaaten vereinigten sich mit dem Prinzen,

---

des Provinces-Unies. Engagé dans cette querelle, le roi n'avoit soutenu les patriotes qu' à regret; il craignoit, que cette contestation en suscitant une nouvelle guerre, n'achevât d'épuiser ses finances; cependant il sentoit, qu'il ne pouvoit sans honte abandonner la Hollande à l'influence de l'Angleterre: il avoit toujours espéré terminer cette querelle par un accomodement. M. de Montmorin qui avoit succédé à M. de Vergennes dans le ministère des affaires étrangères, représentoit en vain, que pour parvenir à ce but il falloit développer autant de force que de sagesse, et que pour empêcher la guerre il falloit se montrer prêt à la soutenir avec succès; en vain le maréchal de Ségur, ministre de la guerre, renouveloit à chaque conseil la demande des fonds nécessaires au rassemplement d'un camp à Givet. L'archevêque de Toulouse, depuis archevêque de Sens, nouveau ministre des finances, homme de peu de moyens et d'une grande ambition, dont les femmes avoient fait la réputation et qui la perdit dès qu'il fut à la tête des affaires, retardoit de jour en jour la décision du conseil sur cette importante détermination, et croyoit que les menaces d'un armement sans en faire les frais suffiraient pour effrayer la Prusse. Il étoit évident que ce système puéril ne pouvoit pas avoir un long succès. Le duc de Brunswick, qui s'étoit avancé peu à peu jusqu' aux frontières de la rèpublique envoya des officiers reconnaître les dispositions des François. Il a dit lui-même souvent depuis son expédition, que s'il y avoit eu quelques tentes il n'auroit pas continué sa marche, parceque le roi de Prusse ne vouloit pas pour l'intérêt de sa soeur s'engager dans une guerre avec la France, dont la maison d'Autriche n'auroit que trop profité. Mais en apprenant que les François n'avoient pas un seul corps de troupes sous les armes, il jugea que la célérité de son expédition en assureroit le succès.

sondern nachdem Gelderland und Friesland sich schon längere Zeit hindurch oranisch gezeigt hatten, trennte sich auch Seeland von den jetzt demokratisirenden Holländern und Utrechtern, mit denen nur noch Gröningen und das kleine Overyssel verbunden blieben. Sobald man sich versichert hatte, daß die Franzosen keine Macht beisammen hätten, marschirten die Truppen des Prinzen im Namen der alten Staaten von Utrecht von Amersfort aus gegen diese Stadt und belagerten sie, während die Preußen sich in drei Heerabtheilungen vertheilt ebenfalls in Marsch setzten. Die Staaten von Holland hatten nämlich mit einer Antwort auf die insolenten Forderungen, welche der preußische Minister an sie gethan hatte, bis zum 8. Sept. gewartet, an diesem Tage antworteten sie auf die Drohungen zwar demüthig und höflich, wichen aber doch der Forderung aus und billigten das Betragen der Commissarien in Woerden, indem sie bedauerten und um Verzeihung baten, daß der des Kriegsdienstes ungewohnte Officier mit blankem Degen vor der Prinzessin herumspaziert sei.

Ehe diese Erwiderung der Staaten noch vom Gesandten nach Berlin geschickt war, erhielt er von dorther in derselben Nacht eine neue ganz brutale Erklärung, die er am 9. übergab. Die Antwort, welche die Staaten am 12. gaben, würde, auch wenn sie nicht ablehnend gewesen wäre, wie sie war, doch zu spät gekommen sein, denn die Preußen waren schon im Anzuge. Fünftausend Mann unter dem General von Lottum gingen bei Arnheim über den Rhein und zogen gegen Utrecht; zwölftausend unter dem Herzoge von Braunschweig gingen bei Nimwegen über die Waal; fünftausend unter von Knobelsdorf zogen nach Zutphen. Den Fortschritten der Preußen stand bis nach Amsterdam hin nichts entgegen, wodurch sie auch nur hätten einige Zeit aufgehalten werden können, als der morastige Boden und die sumpfigen Wege; wir werden daher in einer allgemeinen Geschichte der einzelnen Umstände dieses preußischen Triumphs gar nicht erwähnen. Das Resultat war, daß der Erbstatthalter den Holländern, wie die Bourbons um 1814 den Franzosen, durch fremde Bajonnette wieder aufgedrungen ward. Ganz paßt jedoch diese Vergleichung nicht, denn die oranische Partei in den sieben Provinzen war der patriotischen an Zahl unstreitig gleich, und der demokratische Theil,

oder der in den letzten Jahren erst zum Bewußtsein gekommene Theil der Bürgerschaften vermochte noch sehr wenig.

Obgleich Amsterdam einigen Widerstand that, so war doch die Unterwerfung der Provinzen unter die vorige Regierung innerhalb eines Monats beendigt. Die Sache war leichter als 1814 in Frankreich, denn man durfte nur unter preußischem Schutz überall die Patrioten verdrängen und die Anhänger und Freunde des Hauses Oranien einsetzen, so war die Reaction vollendet und die Gegenrevolution fest begründet. Diese Gegenrevolution bereitete indessen dennoch eine neue Revolution ganz anderer Art vor, weil ein großer Theil von denen, welche in Holland den Demokraten emporgeholfen hatten, nach Frankreich flüchtete. Dort errichteten sie, als die französische Revolution ausbrach, Ausschüsse, reisten hin und her, knüpften Correspondenz mit Gleichgesinnten in ihrem Vaterlande an und bereiteten Alles für eine Revolution anderer Art, als die vorige gewesen war, vor.

Da der Prinz den Oberbefehl der ganzen Armee der vereinigten Niederlande in der ganzen alten Ausdehnung desselben wieder erhielt, so bedurfte es keiner fremden Truppen, um die Ruhe zu erhalten, doch wurden dem Prinzen sechstausend Mann Preußen auf sechs Monate geliehen. Auch bedurfte es keiner Gewaltstreiche, denn die Häupter der Patrioten entfernten sich auf einige Zeit freiwillig, und da alle Obrigkeiten und Stadtmagistrate mit Männern der oranischen Partei besetzt wurden, und der Erbstatthalter sein Recht des Einflusses auf die Wahl der souveränen Stadtmagistrate noch in weiterem Umfange als vorher geltend machen konnte, so herrschte die oranische Faction im ganzen Lande. Die preußischen Truppen betrugen sich musterhaft und mußten oft dem oranischen Pöbel Einhalt thun. Dieser plünderte und mordete und verfolgte sowohl die Urheber der demokratischen Bewegung, als die Patrioten. Die oranischen Gerichte und Obrigkeiten begünstigten heimlich den Pöbel; diese stille Reaction, nicht öffentliche Verfolgung der Regierung, trieb jene bedeutenden Männer aus dem Lande, welche hernach die Ausschüsse zu St. Omer und Dünkirchen bildeten, deren Wirksamkeit erst seit dem Jahre 1792 der herrschenden Partei gefährlich ward.

Der ganze Vortheil dieser Katastrophe ward wie gewöhnlich den gut berechnenden Engländern zu Theil; den Schimpf hatte Frankreich; den Schaden die Republik der sieben Provinzen; den eiteln und augenblicklichen Ruhm eines Siegs, ohne einen Feind bekämpft zu haben, kaufte Preußen mit einem sehr schweren Geldaufwand zu einer Zeit, als der neue König die von seinem Vorgänger gesammelten Schätze auch auf jede andere Weise leichtsinnig verschwendete. Was zunächst England betrifft, so erreichte es blos durch politische Künste und durch die Rolle, welche Harris bei dieser ganzen Revolutionsgeschichte vermöge der Prinzessin spielte, ein Ziel, nach dem es das ganze Jahrhundert hindurch vergeblich gestrebt hatte. Es unterdrückte nämlich die französische Partei in den Niederlanden gänzlich und schloß eine innige und nothwendige Verbindung mit der Gegenpartei der Republikaner, die sich an Frankreich zu halten pflegten. Es ward im April 1788 ein Defensivtraktat zwischen Holland, Preußen, England geschlossen, der für Preußen nicht den geringsten Vortheil hatte, wodurch aber Holland, dem in diesem Traktat seine Verfassung, das heißt die Regierung des Erbstatthalters verbürgt ward, später in den Revolutionskrieg hineingezogen wurde.

In Frankreich benutzte die Partei, die schon damals dahin arbeitete, durch den Sturz des regierenden Zweigs der Bourbons, von dem durchaus keine Aenderung des veralteten Systems der Regierung zu erwarten war, eine neue Einrichtung des Reichs möglich zu machen, den Unwillen der Nation über die preußische Expedition auf dieselbe Weise, wie sie vorher die Unzufriedenheit über die Geldzahlung an den Kaiser bei der Vermittelung der Streitigkeiten über dessen Forderungen an Holland benutzt hatte. Die auf ihre militärischen Eigenschaften mit allem Recht stolzen, und bis zum Kindischen auf ihre Nationalehre eifersüchtigen Franzosen haben es weder dem damaligen Ministerium, noch ihrem schwachen Könige je verzeihen können, daß auf die bloßen Drohungen der Engländer nicht blos die Rüstungen gleich eingestellt, sondern auch die geflüchteten Holländer entwaffnet und von den Gränzen entfernt wurden.

Preußen ward durch die unzeitige Großmuth des Königs in sehr bedeutende, ganz unnöthige Kosten gestürzt, weil, wenn es

wirklich nöthig war, die Verhinderung der Reise einer preußischen Prinzessin mit den Waffen zu rächen und sie und ihren Gemahl mit einer Armee zurückzuführen, es doch höchst ungerecht war, den armen Preußen zuzumuthen, aus ihrem Beutel zu bezahlen, was die reichen Holländer gesündigt hatten. Durch das Glück dieses schnellen Zugs gegen Spießbürger und schlecht geübte Soldaten vermehrte sich außerdem in Preußen die militärische Bürgerverachtung der adeligen Officiere, besonders der Garde, und das Selbstvertrauen und die Einbildung des Herzogs von Braunschweig von seinen eignen sehr großen Feldherrntalenten, in welcher sowohl Mauvillon als Mirabeau diesen Oberanführer der preußischen Armee bestärkt hatten, bis auf einen unglaublichen Grad, daß selbst die Erfahrung in der Champagne weder die Officiere noch ihren Chef von ihrer Verblendung heilen konnte.

Um diese Zeit glich Friedrich Wilhelms Regierung dem Ende der Regierung Ludwigs XV.; denn auch der König von Preußen hoffte, wie Ludwig, Gott wegen aller Sünden des Fleisches durch blinden Glauben und wilde Schwärmerei, besonders aber durch Eifern für die alte rechte Lehre und für den alten Kirchenglauben versöhnen zu können. Wöllner, der anfangs wenigstens äußerlich hatte an sich halten müssen, weil der König nicht sogleich als Reactionär hatte erscheinen wollen, durfte sich mit einer Schaar Steifgläubiger umgeben, ein sogenanntes Religionsedict erlassen und gegen den Rationalismus wüthen. Er hatte dabei einen schwerern Kampf als die, welche in unsern Tagen in seine Spuren treten, weil er dabei nicht wie diese, von zwei Parteien, von den Unverbesserlichen oder Köhlergläubigen und von den mit Redensarten und Modephilosophie und Poesie Spielenden, die nach der Mode und dem Ton der Zeit bald gläubig, bald ungläubig sind, unterstützt ward. Wollte man übrigens Scandale oder Satyre statt Geschichte schreiben, so böte die preußische Geschichte der Zeit Friedrich Wilhelms II. dazu denselben reichen Stoff, als die Geschichte Ludwigs XV. Der durch den Zug nach Holland vermehrte Uebermuth und die Verachtung alles Bürgerlichen und der Moral war nämlich unter dem preußischen Adel damals eben so herrschend geworden als unter dem französischen Hofadel. Der Hochmuth und das thörichte Selbstvertrauen dieser sittenlosen Zeit,

wo man jeden steif rechtlichen Mann einen unbrauchbaren Pedanten schalt, überlebte sogar den unglückseligen Zug in der Champagne und ward bis auf die Zeit der Schlacht bei Jena fortgepflanzt. Wir alle freuten uns daher sehr, als das auf diese Schlacht folgende Elend eine völlige Wiedergeburt unter den Preußen bewirkt zu haben schien, und als endlich einmal das Prahlen und Pochen verschwand. Wir alle hofften damals, daß der despotische und servile Geist übermüthiger Beamten und Officiere gänzlich und auf immer verschwunden sei.

Wir wollen weder hier, noch im Folgenden uns auf Hofgeschichten einlassen, weil wir auch in den französischen Geschichten einen gleichen Grundsatz befolgt haben und befolgen werden; obgleich leider! darüber die Quellen am reichhaltigsten sind, und den, der nur Zeitvertreib im Lesen sucht, besser unterhalten als ernste Geschichte thun würde. Mirabeaus Briefe enthalten schon einen guten Vorrath von Klatschereien, wahren und falschen; nach 1806 erschien aber bekanntlich eine ganze Bibliothek von Schriften über die preußische Hofgeschichte. Schon die allgemein bekannten Geschichten und das tägliche Leben eines schwachen von Sinnlichkeit und Fantasie, also auch durch Aberglauben und Mysticismus beherrschten Königs sind anstößig genug; die geheime Geschichte der Scandale jener Zeit würde viele Bände füllen. Dahin gehört z. B., daß anfangs die Königin, die längst die Rolle spielte, welche Ludwigs XV. Gemahlin an seinem Hofe hatte, geneigt gewesen war, für Geld ihre Einwilligung zu geben, daß das Fräulein von Voß dem Könige an der linken Hand angetraut werde, so daß der fromme König zu gleicher Zeit zwei Frauen, unzählige Beischläferinnen und eine erklärte Mätresse in der Frau Rietz würde gehabt haben. Die Rietz machte übrigens bei Friedrich Wilhelm, wie die Pompadour bei Ludwig XV. die Gelegenheitsmacherin.

Als das Fräulein von Voß 1789 gestorben war, begann nämlich die Tochter des Waldhornisten Enke, die der König mit seinem Kämmerer Rietz vermählt und deren Sohn er unmittelbar nach seinem Regierungsantritt zum Grafen von der Mark gemacht hatte, erst eigentlich ihre Rolle zu spielen. Sie trieb das Geschäft der Pompadour, welche bekanntlich für Ludwig XV. auf

eine Weise sorgen mußte, die ihr allein bekannt war und bekannt sein konnte. Sie ward die Hauptperson im Reiche, und wie es in diesem Reiche aussah, welche Rolle sie darin als Gräfin von Lichtenau spielte, hat sie uns selbst durch ihren Defensor sagen lassen. Das von ihr eingegebene, durchaus gemeine und unverschämte, mit gemeinen und niederträchtigen Aktenstücken gespickte Buch, welches der Prorector Schummel in Breslau in unserm Jahrhundert herausgab,[17] ist nicht, wie Mirabeaus Briefe, geschrieben, um Alles ins Schwarze zu malen; sondern um so viel wie möglich Alles zu rechtfertigen. Wer einigen Takt hat, wird sich aus diesem Büchlein allein schon ein Gemälde der Berliner Zustände entwerfen können, welche übrigens nicht mehr in die hier behandelte Periode gehören.

§. 3.

Belgische, holländische, französische innere Streitigkeiten.

c. Frankreich.

Wir haben uns bemüht, in der ersten Abtheilung dieses Bandes durch die Geschichtserzählung und durch ihre Anordnung und Einkleidung handgreiflich zu machen, daß es nicht die jährliche Lücke in der Staatseinnahme und die steigende Unmöglichkeit, die jährlichen Ausgaben zu bestreiten, an und für sich selbst waren, welche das Bedürfniß einer gänzlichen Veränderung der Staatsverfassung schon unter Ludwig XV. allgemein fühlbar machten. Wir haben gezeigt, daß es unmöglich war, die Mittel zu benutzen, welche die Zeit und die neue Wissenschaft der Staatshaushaltung erforderten, wenn nicht eine völlige Reform des Hergebrachten erfolgte. In allen Ländern Europas waren nach und nach viele Veränderungen, wenn auch nicht gerade zum Bessern

---

17) Apologie der Gräfin Lichtenau gegen die Beschuldigungen mehrerer Schriftsteller. Von ihr selbst entworfen. Nebst einer Auswahl von Briefen an sie. Erste und zweite Abtheilung. Leipzig und Gera, bei Wilhelm Heinsius. 1808. 298 u. 306 S. gr. 12.

gemacht worden. In Frankreich hatte man nicht einmal Hierarchie und Aristokratie in unwesentlichen Dingen beschränkt, wie doch Maria Theresia im streng conservativen Oesterreich zu thun gewagt hatte. Die Maschine blieb wie sie unter Ludwig XIV. gewesen war, aber alle Räder waren rostig und die Feder verlor alle Elasticität. Weder der Wechsel der Finanzminister hatte geholfen, noch hätte die Sparsamkeit des Hofes, die Verminderung der Ausgaben und Vermeidung neuer Schulden, welche Necker als Universalmittel empfahl, auf die Dauer helfen können. Für den Augenblick wäre freilich die Sparsamkeit, wozu er rieth, nicht ganz überflüssig gewesen und die leichtsinnige Verschwendung der Prinzen war keineswegs, wie Calonne zu behaupten sich unterstand, als Mittel, Gewerbsamkeit zu ermuntern, dem Staate unentbehrlich.

Schon seit Ludwigs XIV. Zeiten war die französische Staatskasse entweder wirklich im Bankerott oder in der Lage eines großen Hauses, das bald einmal seine Zahlungen einstellt, bald sich auf jede Art, redlich oder unredlich, aus der augenblicklichen Verlegenheit hilft und sie wieder aufnimmt. Es kam darauf an, im Namen und mit Hülfe des Volkes auch die bisher Privilegirten zu gleichen Beiträgen mit den andern Staatsbürgern zu zwingen und zugleich alle Hemmnisse und Beschränkungen der Betriebsamkeit und des Verkehrs wegzuräumen; um dies zu thun, hätte man aber Adel und Geistlichkeit gebrauchen müssen, die sich wohl hüteten, Lasten auf sich zu laden.

Es scheint uns, als wenn man auf Neckers Grundsätze, wie auf sehr viele andere ganz zufällige, zu jeder andern Zeit unbedeutende Dinge, ja sogar auf das sogenannte Deficit und auf den Aufwand der Prinzen, der, verglichen mit dem, was unter Ludwig Philipp und auch gegenwärtig wieder ganz ohne allen Nutzen für die Gesammtheit ausgegeben wird, ganz unbedeutend erscheint, bei einer Weltbegebenheit, wie die Revolution, welche eine reife Geburt der seit der Regentschaft mit einer gänzlichen Umgestaltung schwangeren Zeit war, viel zu große Bedeutung gelegt hätte. Man kann jedoch ohne Bedenken zugeben, daß Neckers liberale Ansichten und sein Anleihesystem, wie Calonnes Leichtfertigkeit und Verschwendung für den Hof, die Prinzen, Günstlinge und

Schranzen die Katastrophe etwas schneller herbeiführte, als sie sonst erfolgt wäre. Die Vergleichung des jetzigen Frankreich, das schwerlich moralischer ist oder besser regiert wird als Frankreich unter Neckers Ministerium regiert ward und die Summen, die es jährlich aufbringen muß und kann, beweisen, daß diese Revolution heilsam für das Ganze war.

Sogar der Blutsauger Frankreichs, dessen Herz hart war wie ein Stein, der Finanzminister dü Terray, erklärte am Ende rund heraus, ohne daß es ihm einfiel, daß die Revolution irgend wo anders herkommen könne als aus dem autokratischen Kabinet, daß ohne eine gänzliche Veränderung der bestehenden Ordnung der Dinge die Staatsausgaben nicht mehr bestritten werden könnten.

Man hatte Necker gesucht und trotz seiner der Königin, dem Könige sogar und dem Hofadel wenig zusagenden doctrinären, auf Genfer und bürgerliche Weise etwas pedantischen Formen am Hofe und in den Geschäften geduldet, weil er die nöthigen Summen für den nordamerikanischen Krieg anzuschaffen wußte, ohne neue Steuern vorzuschlagen. Man ertrug es darum auch, daß er sich einbildete, daß die von ihm der Königin, den Prinzen und dem Hofe empfohlene Sparsamkeit, welche unstreitig unter den Umständen moralische Pflicht gewesen wäre, auch eine Maßregel politischer Weisheit und finanzieller Aushülfe für einen so großen Staat sein könne. In Genf oder Schweden oder Dänemark wäre das anders gewesen. Necker selbst sagt uns, man habe ihn, den Kaufmann, genommen, weil man Credit gebraucht habe und schlechterdings Anleihen habe machen müssen, deren vortheilhafteste Einrichtung und Erlangung der Geschäftsführer eines sehr großen Bankierhauses am besten verstehe. Er gesteht bei dieser Gelegenheit zugleich, daß er sich als Minister einer großen und glänzenden Militärmonarchie, die mit einer Hierarchie und einem mächtigen Adel des Mittelalters und mit allem Flitter und Plunder, der zur Repräsentation großer Höfe gehört, belastet gewesen sei, eingebildet habe, mit den Mitteln, die in einer großen Privathaushaltung oder in einem kleinen Freistaat ganz vortrefflich sein mögen, eingewurzelten ungeheuern Uebeln abhelfen zu können. Das bezeichnet den ganzen Mann, besonders wenn man die doctrinäre Sicher-

heit des Tons und Ausdrucks dazu nimmt, mit dem er das alles vorträgt.[18])

In der Vertheidigung seines zweiten Ministeriums berichtet uns Necker selbst, daß es unmöglich gewesen sei, dem Mentor des Königs, der an der Spitze der Geschäfte stand, zu einer ernsten Ansicht der Dinge zu bringen. Maurepas war ein alter Höfling und Witzmacher; er konnte, wie die Weiber von großem Ton, von Allem reden und hatte von Allem reden hören. Er glaubte, wie Weltleute pflegen, Alles besser zu wissen, Sinn für einen großen und reiflich geprüften Plan konnte man ihm nicht beibringen. Necker erzählt, daß alles, was der schwache aber wohlmeinende König gebilligt hatte, auch noch erst der Kritik der Königin, die sich besser auf Flitterstaat als auf Politik und Finanzen verstand, und der der Prinzen, der Polignacs und sogar der der Frau von Campan unterworfen wurde, welche letztere uns ihre Weisheit in ihren Denkwürdigkeiten mitgetheilt hat. Er schildert auf eine wahrhaft tragikomische Weise die Angst, die er jedesmal empfand, wenn er die lange dunkle Treppe zu dem kleinen Kabinet, welches Maurepas in Versailles über dem königlichen zum Arbeitszimmer hatte, hinaufstieg und mit einem neuen Einfall schwanger ging, den er dem alten Grafen begreiflich machen sollte. Man lernt aus seinen eignen Worten, wie sehr

---

18) Er sagt (Sur l'administration de Mr. Necker par lui même. Paris 1791) pag. 8: Les moyens auxquels je mis ma principale confiance étoient l'ordre, l'économie et l'application de la morale à toutes les transactions. Dann rechtfertigt er sein Anleihesystem pag. 9 auf eine solche Weise, daß man sieht, daß er auch 1791 noch nicht begriff, daß er eine Sache unternommen hatte, deren Unmöglichkeit jedermann auf den ersten Blick erkennt. Er sagt pag. 9: Il étoit réservé à l'ésprit de nouveauté qui nous gouverne sur tous les points, de censurer l'usage du crédit pendant la dernière guerre, comme s'il y avait eu une possibilité de subvenir par des impôts à des besoins immenses. Je ne sais ce que la nation pourra payer en extraordinaire sous un gouvernement où elle réglera elle-même toutes les contributions et toutes les dépenses mais autrefois on auroit éprouvé des résistences très-nuisibles à la confiance publique si dès les commencemens de la guerre on eût demandé un troisième vingtième et ce supplément n'eût valu que vingt à vingt cinq millions.

der nach Genfs Manier gebildete Mann sich durch seine übrigens ganz vortrefflich gemeinte moralisch-doctrinäre Predigt die Sache bei Leuten erschweren mußte, die, weil sie in Talleyrands Manier geistreich waren, auch dachten wie dieser. Necker führte gleichwohl manche Verbesserungen ein, worunter wir besonders der Provinzialversammlungen als eines ersten Schritts zu wesentlichen Aenderungen erwähnen.[19]) Dies war um 1779; er fiel aber, sobald er es wagte, den Schleier des Geheimnisses, der die Mysterien des Kabinets und der Finanzen deckte, auch nur ein wenig zu lüften. Necker wollte, um die Anleihen, die im Laufe des nordamerikanischen Kriegs gemacht werden mußten, zu erleichtern, vielleicht auch gelegentlich und sich selbst unbewußt, um auf seine Verwaltung ein glänzendes Licht zu werfen, eine Billanz oder eine Rechenschaft der Verwaltung der Finanzen öffentlich vorlegen. Dies geschah durch ein gedrucktes Buch (compte rendu) im Januar 1781 und verschaffte Necker einen sehr kurz dauernden Ruhm und eine gefährliche Popularität unter denjenigen Franzosen, welche wesentliche Veränderung aller Verhältnisse und Einrichtungen, nicht blos ein Ausflicken der alten morschen Staatsmaschine und temporäre Finanzmaßregeln wünschten. Zu einem solchen Geschäft war aber Necker nicht gemacht; man pries ihn daher in jener Zeit nur darum, weil er dreisteren Männern den Weg bahnte. Vom Hofe ward seine Schrift als gefährliche Neuerung angesehen, die Parlamente, alle zahlreichen Freunde des Alten und Veralteten erbebten, obgleich Necker seinem neuen Anleihen dadurch allerdings einen günstigen Fortgang verschaffte. Welche Blößen übrigens Necker vermöge der Eitelkeit und der sich und die Familie und die Freunde vergötternden Manier, die seiner Tochter, der Frau von Staël, besser gelungen ist und sie weltberühmt gemacht hat, den Spöttern am Hofe, einem Calonne und andern Meistern des Witzes der Salons gab, lernt man

---

19) Was Neckers Verwaltung angeht, so wird man wohl thun, darüber den vierten Abschnitt des ersten Theils der Geschichte der Staatsveränderung in Frankreich unter König Ludwig XVI. (Leipzig, Brockhaus 1827) nachzulesen, da wir sowohl das Administrationswesen und die Finanzen, als die eigentliche Kriegsgeschichte nur im Vorbeigehen behandeln dürfen, wenn wir unsern Zweck nicht verfehlen wollen.

gelegentlich aus seinem Buche über die Finanzen. Er kann sich nämlich nicht enthalten, in diesem Berichte über die Finanzen eines großen Reichs, der zwar an den König gerichtet ist, aber doch zum Druck bestimmt war, den König gelegentlich von seiner (Neckers) Frau und von ihren Verdiensten zu unterhalten.

Durch den Schritt, den Necker gethan hatte, ward seine Stellung sehr bedenklich. Maurepas war nicht weniger als die Minister dadurch gekränkt, daß Necker in seiner Ueberschätzung dessen, was er zu leisten im Stande sei, sich allein als Retter des Reichs darstellte und von den Staatsbürgern, welche Aenderungen wünschten, auch wirklich als solcher angesehen ward. Es war daher seinen Feinden sehr gelegen, daß er gerade in diesem Augenblick darauf bestand, wirkliches Mitglied des Ministeriums zu werden, damit er in den Sitzungen desselben persönlich dem Könige vortragen könne. Necker nämlich war anfangs als Finanzrath angestellt, er ward hernach Direktor des Schatzes und ward endlich unter dem Titel eines Generaldirektors der Finanzen eigentlich Finanzminister, mußte aber, weil er nicht Generalcontroleur der Finanzen hieß, seine Berichte durch Maurepas im Ministerrathe vortragen und vertheidigen lassen, dem wenig daran lag, daß sie Erfolg hatten; seine Forderung betraf daher nicht blos eine leere Ehre. Man nahm seinen Protestantismus, der, wenn man gewollt hätte, damals kein Hinderniß gewesen sein würde, blos zum Vorwand, ihm den Titel des Amts, das er wirklich bekleidete, zu verweigern und ihn von der Theilnahme an den Berathschlagungen des geheimen Raths auszuschließen. Den Wink, den man ihm dadurch geben wollte, konnte er nicht verkennen; er verließ daher eine Stelle, von der er weder Besoldung noch irgend einen andern Vortheil gezogen hatte. Kaum hatte er am 20. Mai 1781 erklärt, daß er sich zurückziehen wolle, als er auch noch an demselben Tage seine Entlassung erhielt.

So schwierig der Posten war, den Necker verließ, so fehlte es doch an Bewerbern nicht, und die zahlreichen Denkwürdigkeiten jener Periode, wie die aus ihnen geschriebenen Geschichten der letzten Jahre der alten Regierung von Frankreich sind voll Anekdoten und Klatschereien über die Kabalen der müßigen und leichtfertigen Leute, die am Hofe, wo über das Ministerium unterhan-

delt ward, wie über ein Ballet oder über eine Oper, Einfluß hatten oder haben wollten. Wir erfahren dort alles, was Maurepas, was die Königin, was der ganze Troß von Hofleuten und Prinzen wollten oder nicht wollten. Wir halten uns dabei nicht auf, sondern erwähnen nur zwei Dinge, die uns zuverlässiger und bedeutender scheinen, als Anekdoten und Hofgeschichten.

Der eine Punkt, daß jetzt zum zweiten Mal dem Volke, das heißt allen Verständigen, die Sinn und Urtheil für die Angelegenheiten des Vaterlandes hatten, weß Standes sie auch immer sein mögen, kund gegeben und bewiesen ward, daß von dem schwachen Könige und seinem guten Willen keine entschiedene Maßregel zu hoffen sei. Der König hatte eingesehen, daß Türgot, der die alten Mißbräuche mit der Wurzel austilgen wollte, der Minister sei, den die Zeit fordere, er hatte ihn fallen lassen, sobald er heftigen Widerstand im Parlamente gefunden. Dasselbe erfolgte, als jetzt der Hof und die Prinzen gegen Necker schrieen, der schon darum allein dem Volke gefallen mußte, weil er gegen Verschwendung und gegen den Aufwand eiferte, den der Hof und die Prinzen, um des leeren und eiteln Glanzes willen, machten. Da in jener Zeit gerade der achtbarste, kräftigste und erleuchtetste Theil der Franzosen, den man nicht wie den Pöbel mit Bajonnetten und Flintenkugeln zum Schweigen bringen konnte, einsah, daß nur Widerstand und zwar heftiger und kräftiger Widerstand, den König und den Hof zum Guten zwingen werde, so wurden auch von denen, welche einen Umsturz nicht wünschen konnten, die heftigsten Gegner der Regierung den gemäßigten vorgezogen. Der zweite Punkt, den wir hervorheben möchten, hängt mit dem ersten innig zusammen. Necker erhielt nämlich durch diese Entlassung in der Volksmeinung eine Stellung, die ihm nicht gebührte. Er galt fortan für einen großen Staatsmann. Dazu gehören aber in unsern Zeiten und bei verdorbenen Sitten und künstlichen Verhältnissen ganz andere Eigenschaften, als die eines ehrlichen und verständigen Mannes und eines geschickten und erfahrnen Kaufmanns und Bankiers. Die Pariser Salons, das Gerede seiner Frau und seiner Tochter und ihrer sehr zahlreichen Freunde, der ganze damals herrschende Liberalismus der Zeit, seine Uneigennützigkeit und Sparsamkeit schufen ihm einen colos-

salen Ruhm. Dieser Ruhm ward durch den Contrast der schrankenlosen Vergeudung und der unredlichen Verwaltung eines Calonne sehr vermehrt, er konnte ihm aber, als hernach auf Gewandtheit und politische Fähigkeit mehr ankam als auf Rechtlichkeit, nicht entsprechen. Er mußte also das Schiff des Staats, welches er zu steuern übernommen hatte, mitten im Sturme seinem Schicksale überlassen. Necker war in dem Augenblick, als er abtreten mußte, besonders darum als Volksfreund beliebt, weil er sowohl Türgots, besonders den Güterbesitzern und kleinen väterlichen Dynasten günstiges System, als die Hoftheorie des monarchischen Glanzes und der monarchischen Verschwendung, welche hernach Calonne in Schutz nahm, öffentlich bekämpft hatte. Er forderte außerdem Oeffentlichkeit in Staatsangelegenheiten, stiftete deshalb Provinzialversammlungen und wollte die Rechenschaft der Finanzverwaltung öffentlich bekannt machen. Necker hatte sich dem Volke vorzüglich durch viele unter seiner Verwaltung erlassene, dem alten fiskalischen Charakter der vom Finanzministerium gefaßten Beschlüsse ganz unähnliche Verordnungen beliebt gemacht. Seine Ermahnungen zur Sparsamkeit im Hof- und Staatshaushalte und die Ersparnisse, deren er sich rühmte, über welche vielleicht Männer, welche Einsicht in große Verhältnisse hatten und das Wesen der Monarchien kannten, mit Recht lächelten, schienen dem Bürgersmann, der nach seinen häuslichen Verhältnissen urtheilt, das rechte und einzige Mittel, den Bankerott zu verhindern. Unter allen Hoffnungen, welche Necker während seines Ministeriums erweckt hatte, war aber besonders eine, wegen deren er mit Recht als Erlöser des leidenden Volks betrachtet werden konnte. Er wollte es nämlich wagen, dem Grundübel des alten Frankreich abzuhelfen, er wollte von den Privilegirten einen Beitrag zu den Ausgaben des Staats fordern, dessen erste und reichste Bürger sie waren. Necker hatte deßhalb angekündigt, daß die neuen Einrichtungen, die er in Rücksicht der sogenannten Taille, welche vorher ganz allein die auch in andern Beziehungen mit Steuern übermäßig gedrückten Staatsbürger traf, gemacht habe, nur die gleiche Besteuerung aller Klassen der Staatsbürger vorbereiten sollten.

Joly de Fleury, welcher nach Neckers Entlassung Finanzminister wurde, befand sich in der größten Verlegenheit, da er

unmittelbar Geld anschaffen sollte und schon darum keinen Credit fand, weil dieser an Neckers Persönlichkeit geknüpft gewesen war. Necker stand mit allen Großhändlern und Bankiers in Verbindung, sein Nachfolger nicht; er versprach öffentlich Rechnung abzulegen, sein Nachfolger hüllte sich in das alte Dunkel. In dem Augenblick, als Joly de Fleury Controleur ward, forderte gerade der amerikanische Krieg den größten Aufwand. Von neuen Einrichtungen und neuer Vertheilung der Abgaben konnte, weil sogar Necker wegen seiner Neuerungen und Freiheitsideen verschrien ward, nicht die Rede sein, Joly de Fleury mußte also Anleihen unter höchst ungünstigen Bedingungen suchen. Die Staatskasse ward auf diese Weise auf eben die Art aus einer Verlegenheit in eine größere gestürzt, wie oft das unermeßliche Vermögen reicher Herrschaften unbegreiflich schnell in die Hände der Wucherer fällt.

Die Wissenschaft, neue Auflagen durch eine Anzahl Leute, die sich Repräsentanten des Volks nennen, ohne es zu sein, dekretiren zu lassen, war damals noch nicht erfunden; Jolly de Fleury sah sich daher gezwungen, diejenigen, welche Erleichterung wünschten, durch Erhöhung der alten Abgaben noch härter zu belasten.

In welcher Verlegenheit sich die französische Regierung gerade im Augenblicke der Unterhandlung über die Präliminarien befand, sieht man schon allein daraus, daß der Finanzminister abtreten mußte, weil er sich in Rücksicht des Aufwandes des letzten Kriegsjahrs nicht zu helfen wußte. Joly de Fleury mußte am Anfange des Jahrs 1783 seine Stelle verlassen, weil er nicht im Stande war, die Summen aufzubringen, welche nöthig waren, die im letzten Kriege auf den Schatz gezogenen, von bedeutenden Häusern als Zahlung angenommenen Wechsel zu zahlen. Als die Staatskasse ihrer Verbindlichkeit nicht entsprach, kamen die ersten französischen Bankiers und Großhändler in Gefahr. Die Widerbesetzung der Stelle des Controleurs, die der König zu leicht nahm, war daher eine schwierige Sache. Wenn man nämlich bei andern Gelegenheiten dem Könige vorwarf, daß er sich von seiner Gemahlin und seinen Brüdern zu viel einreden ließ, oder Maurepas (der Ende 1781 gestorben war) zu unbedingt folgte, so machte er dieses Mal dadurch, daß er ganz allein seinem Kopfe

folgte, aus Mangel an Geschäftserfahrung einen sehr groben Fehlgriff. Nach Maurepas Tode hatten mit allem Rechte der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Vergennes, und der Justizminister (Garde-des-sceaux) Miroménil, einen Theil seines Mentorgeschäfts übernommen. Sie schlugen auch jetzt dem Könige drei Männer zu der erledigten Stelle vor, er ernannte aber keinen von diesen, sondern einen jungen Mann von zwei und dreißig Jahren. Diesen Mann hatte er in einer Verwaltungsstelle kennen lernen, wo er ganz vortrefflich sein konnte, ohne darum den Finanzgeschäften eines verschuldeten Reichs, dessen Ausgaben jedes Jahr die Einnahme um fünfzig Millionen überstiegen, gewachsen zu sein.

Dieser neue, vom Könige unmittelbar ernannte Controleur war Lefèvre d'Ormesson d'Amboile, der erst Parlamentsrath, dann gleich seinem Vater und Großvater Intendant der Finanzen gewesen war. Der König hatte seine persönliche Bekanntschaft gemacht, weil d'Ormesson die Verwaltung der königlichen Anstalt zu St. Cyr unter seinen Augen geleitet hatte. Er war ein rechtlicher Mann und im Gegensatz Neckers, den der König, weil er Protestant war, immer nur mit ängstlicher Scheu neben sich sah, in der strengen kirchlichen Form aufrichtiger Katholik. Er empfand übrigens selbst, trotz des Zutrauens, welches der König in ihn setzte, daß er dem schwierigsten Posten in den schwierigsten Zeiten nicht gewachsen sei. Er lehnte gleich Necker alle Vortheile seiner Stelle und auch sogar die Besoldung ab, und als man ihm hernach gleichwohl eine Summe aufdrang, überließ er sie der wohlthätigen Anstalt von St. Cyr, die er leitete und die auch dem guten Könige sehr am Herzen lag. Der Irrthum des Königs in der Wahl dieses Mannes ward sogleich klar; denn er entzweite sich mit Vergennes und vermehrte durch sein Schwanken, Zögern, Zagen, durch die Furchtsamkeit, die ihn unfähig machte, im entscheidenden Augenbick einen schnellen Entschluß zu fassen, die natürliche Unentschlossenheit des Königs.

Mit seinen Collegen gespannt, am luftigen Hofe als pedantisch rechtlicher und religiöser Mann ohne Halt, war d'Ormesson anfangs wenigstens im Publikum geachtet. Zwei Fehlgriffe beraubten ihn aber auch dieser Stütze und er mußte noch im November desselben Jahrs seine Stelle wieder aufgeben. Die Schritte, welche

d'Ormesson thun mußte, beweisen am besten, wohin es damals gekommen war, weil sich ein Mann wie d'Ormesson zu den Maßregeln eines dü Terray verstehen mußte. Der Controleur war ein rechtlicher, beliebter und sogar den Maßregeln der nachherigen Nationalversammlung durchaus nicht abgeneigter Mann, man wollte ihn um 1792 durchaus zum Maire von Paris machen, obgleich er klug genug war, diese Würde standhaft abzulehnen, und dennoch mußte er in der kurzen Zeit seiner Amtsführung zwei Mal Treue und Glauben verletzen. D'Ormesson mußte nämlich, um nur baar Geld zu erhalten, aus der Caisse d'Escompte, welche damals ungefähr dasselbe war, was jetzt die Bank ist, sechs Millionen heimlich wegnehmen und in den königlichen Schatz bringen lassen. Der Raub konnte unmöglich verborgen bleiben; es ward daher das Zutrauen zu dieser Casse plötzlich so sehr erschüttert, daß sie ihre Zahlungen auf eine Zeit lang einstellen mußte. Die zweite Maßregel, welche er ergriff, war eben so schneidend als die erwähnte erste. Er ließ nämlich ohne allen Grund den Pacht der Generalpächter cassiren und übernahm im Namen der Regierung die unmittelbare Verwaltung der öffentlichen Gefälle. Das mochte allerdings nöthig und nützlich sein; aber in der Art wie es geschah, war es gegen das gemeine Recht und schreckte in dem Augenblicke, als die Regierung der Leute, welche Millionen anschaffen konnten, am mehrsten bedurfte, jedermann ab, sich mit ihr in Geldsachen einzulassen.

Diese Lage der Finanzen erklärt recht gut, warum Vergennes um 1784 keinen Krieg für Holland anfangen wollte, und 1785 lieber Geld zahlte, als Krieg anfing. Das Unglück fügte, daß an d'Ormessons Stelle ein genialer Verschwender kam, der bei der Verwaltung seines eignen bedeutenden, aber gänzlich verschuldeten Vermögens gelernt hatte, sich für den Augenblick zu helfen, ohne daran zu denken, wie er im nächsten einer weit größeren Verlegenheit, worin er sich gestürzt habe, entgehen wolle. Ueber den neuen Finanzminister Karl Alexander von Calonne und über die Art, wie er zu dem Amt kam, fehlt es uns nicht an Anekdoten und geheimen Nachrichten; unser Zweck erfordert aber, daß wir auf allen Anspruch, etwas ganz Neues ans Licht zu bringen, verzichten. Wir verweisen jedoch in

der Note auf zwei Bücher, worin man alles, was in Beziehung auf Calonne hier nur kurz oder gar nicht erwähnt ist, genau und mit Angabe der Quellen gesammelt findet.[20])

Calonne war der Sohn des ersten Präsidenten des Parlaments von Douai und war selbst zur parlamentarischen Laufbahn bestimmt. Als Parlamentsrath war er seit der Zeit, daß er sich in des Generalprocurators la Chalotais Sache hatte gebrauchen lassen, eben so beliebt bei Hofe, als er den Parlamenten verhaßt war. Dies machte ihm hernach als Finanzminister jede Unternehmung schwierig, wozu er der Parlamente bedurfte. Durch Gunst am Hofe, das heißt bei der Königin, den Prinzen, den Freunden und Freundinnen der Königin, gelangte er zur Stelle eines Finanzministers, und Niemand war reicher an augenblicklichen Auskunftsmitteln als er, dem es an Talenten nicht fehlte, dessen Rede mit leichtem und unaufhaltsamen Strome floß, und der der Sprache wie der Feder mächtig war. Er war nicht blos zierlich, modisch, galant und machte den Aufwand eines großen Herrn, sondern er wäre auch vielleicht in unsern Tagen ein vortrefflicher Minister für Frankreich; jene Zeit aber war ernster, und es war nicht genug, von einem Jahre zum andern Auskunft zu finden. Calonne selbst fühlte und sprach in seinen Briefen aus, daß alle Einrichtungen der alten Zeit morsch wären.

Wenn man den Briefen, die man um 1789 unter seinem Namen drucken ließ, mehr trauen könnte als wir zu thun wagen, obgleich er nie dagegen protestirt oder ihre Aechtheit geleugnet

---

20) Im ersten Theile von Wachsmuths Geschichte Frankreichs im Revolutionszeitalter im dritten Kapitel, und im zweiten Theil der in der vorhergehenden Note angeführten Geschichte der Staatsveränderung u. s. w. Dort findet man im fünften Abschnitte alle einzelnen Angaben und Notizen, die man hier vermißt. Wir berühren daher auch nur Weniges von der leichtfertigen Verschwendung, deren man Calonne anklagt, weil das, was wir gesammelt hatten, auch bei Wachsmuth Seite 61 und 62, besonders aber Note 21 bis 23 gefunden werden kann. Im fünften Abschnitt des zweiten Theils der Geschichte der Staatsveränderung u. s. w. findet man nicht blos vollständige Auskunft über das sogenannte rothe Buch, das heißt über alle von Ludwig XV. und XVI. direct aus der Staatskasse angeordneten Zahlungen, sondern auch überhaupt über Calonnes Schritte und Maßregeln. Die Halsbandgeschichte haben wir, so viel nur immer möglich war, abgekürzt,

hat, würden wir blos aus diesen Briefen eine vollständige Charakteristik des Mannes, der Art seiner Talente und seiner unverantwortlichen Leichtfertigkeit in Behandlung der Geschäfte geben können. Wir wollen indessen nur aus zwei Briefen, einem kürzeren Billet, das er zur Zeit, als er die Notablen versammelte, aus Paris an den Hof nach Versailles schrieb, und aus einem längern Briefe, den er zur Zeit der Berufung der états généraux aus London an seinen Bruder richtete, eine einzige Stelle ausheben. Es kommt für unsern Zweck auf Authenticität nicht an, die Stellen sollen blos dienen, anschaulich zu machen, wie die Dinge standen und wie Calonne und seines Gleichen am Hofe sie betrachteten und behandelten. Dies ist vortrefflich in den Stellen, die wir anführen, ausgesprochen, ob von Calonne oder von einem Andern, darauf kommt es hier nicht an.[21]) Calonne war

---

weil ihr Wachsmuth die ganze erste Beilage seines Buchs gewidmet und die Quellen angeführt hat. Wir würden ihrer nur mit einem Worte gedacht haben, wenn ihr nicht in der ersten Ausgabe dieser Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts und der Revolution (der der 2te und stärkere Theil des Büchleins war gewidmet worden) ein größerer Raum angewiesen worden wäre.

21) Man zeigte dem Verfasser, als er 1821 in Paris war, eine Sammlung von Briefen angesehener Personen, welche 1789 in Paris und, wie man ihm sagte, auch in London gedruckt waren, ohne daß Calonne, der damals in England war und von dem sich auch ein paar Briefe in dieser Sammlung fanden, dagegen reclamirt hätte. Man sagte uns sogar, er habe sich um 1794 selbst dazu bekannt. Der Verf. excerpirte einiges, wagte aber doch hernach nicht recht, diese gedruckten Briefe als urkundliche Stücke zu gebrauchen. Zu dem im Texte bestimmten Zwecke glaubt er jedoch hier zwei kurze Stellen aus zwei dort gedruckten Briefen ausheben zu können, da sie, ächt oder unächt, doch den Mann und die Zeit charakterisiren. Er schreibt dort über die von ihm berufene Versammlung der Notablen an die Frau Jules de Polignac: Je sens parfaitement tout le ridicule de cette assemblée à laquelle j'ai donné lieu; mais les esprits fermentaient et il falloit une égide respectable pour parer à tous les traits. Ils ne feront rien sans nous et nous ferons tout sans eux. Ce sont de grands ressorts dont nous nous servirons pour faire jouer la grande machine. Que sa Majesté ne tremble point à l'aspect de cet épouvantail formidable; il faudra moins de tems pour le détruire, qu'il n'en a fallu pour l'établir. Il faut fasciner les jeux du Français, et quand on sait bien lui offrir l'illusion il croit tenir la vérité et il est content. Aus einem langen von uns abgeschriebenen Briefe an seinen Bruder, den Abbé de Ca-

übrigens unstreitig ein Mann, der zum Minister und Diplomaten geboren war, und in unsern Tagen im französischen Cabinet die Bewunderung von ganz Europa erlangen würde; damals war aber die Zeit, die Umstände und der herrschende Geist den Künsten, die er trieb, und den Naturgaben, die er hatte, ungünstig. Dies ausführlich zu beweisen, würde uns zu weit führen, wir wollen nur einen Fingerzeig über die Art geben, wie es sich beweisen ließe.

Calonne nämlich vereinigte in den Projecten, mit denen er scheiterte, auf eine sehr geschickte Weise das, was andere ausgedacht hatten; er hatte die Unverschämtheit, die Ideen eines Machault, Türgot, Necker mit der ihm eignen Gewandtheit vortrefflich einzukleiden und ohne alle Rücksicht darauf, daß das Reformiren weder seiner Stellung, noch seinen Sitten, noch seinen Manieren und Bekanntschaften angepaßt sei, als Reformator aufzutreten, wenn es die Umstände forderten. Er unterhandelte ferner zur Zeit der ersten und zweiten Nationalversammlung auf eine merkwürdige und durch Intriguen und Cabalen, die schon allein einen Diplomaten verewigen könnten, ausgezeichnete Weise mit den Cabineten von Wien, Berlin, Petersburg und London, und ward in jener Zeit von allen Publicisten und Staatsmännern wegen der Producte bewundert, die aus seiner Feder hervor-

---

lonne, wollen wir ebenfalls nur eine kurze Stelle abschreiben. Er gehört in die Zeit von Neckers Versammlung der Notablen. — — — Il n'y a, schreibt er, nachdem er bewiesen hat, daß Necker scheitern müsse, wie er gescheitert sei, absolument qu'une banqueroute qui puisse mettre l'état au niveau de ses affaires, et il ne s'agit pas de discuter, si ce parti est noble ou légitime, il suffit d'être persuadé qu'il est de nécessité. Je regarde la France comme un corps gangrené dans presque toutes ses parties; on craint d'opérer percequ'il y a trop d'amputations à faire, le mal augmente et le corps périt lorsqu' on agite la guérison. Sois sûr, mon ami, que ce sera le résultat des états généraux. La puissance royale d'abord y perdra, les ministres y seront soupçonnés et point écoutés, et Messieurs des députés des différentes provinces commenceront par frémir à l'aspect du gouffre qui va s'ouvrir à leurs yeux. Ils disputeront, analyseront, projeteront et ils finiront par désespérer du salut de la France. Ainsi l'état, sans éprouver un heureux changement, n'aura été que bouleversé etc. etc. Als Probe der Weisheit Calonnes oder doch der Leute, wie er, mag dies aus dem langen Briefe genug sein. Auf die-

gingen. Wenn man liest, was er damals schrieb, wird man, so sehr man ihn verachten mag, Talent und Styl, klares Erörtern der schwierigsten Materien und lebendige Darstellung trockner Finanzsachen bewundern müssen. Uns allen, die wir damals das Wesen und das eigentliche Bedürfniß der bürgerlichen Verhältnisse des achtzehnten Jahrhunderts nicht kannten, schien unübertrefflich, was er um 1789 in den zwei öffentlich bekannt gemachten Briefen an den König diesem als das Mittel angab, die Monarchie zu erhalten. Wir alle hielten seine sehr gut geschriebenen und scharfsinnig entworfenen Abhandlungen, die er, als sich der Convent trennte und dem Directorium Platz machte, in der ersten Zeit des Directoriums bekannt machte, für unwiderleglich.

Gerade diese leichten Gaben, sophistischen Talente, lose Fertigkeiten, gemüthlose Gesinnungen, die jetzt vor allen andern geschätzt werden, und die hohe Gunst, deren Calonne unter den Prinzen am leichtsinnigen und verschwenderischen, wenn auch übrigens ziemlich moralischen Hofe genoß, machten ihn damals dem Volke verhaßt. Die alten Juristen und Jansenisten des Parlaments und der parlamentarischen Familien (noblesse de robe) vergaßen es ihm immer noch nicht, daß er sich für den Herzog von Aiguillon gegen den Generalprocurator la Chalotais hatte gebrauchen lassen, und daß er die Stelle eines Generalprocurators bei der in dessen Sache bestellten constitutionswidrigen Gerichtscommission angenommen hatte.

Die Ernennung eines Mannes aus der Zeit Ludwigs XV., welcher zur Schule des Herzogs von Aiguillon und seiner Roués gehörte, zu dem Posten, den Türgot und Necker bekleidet hatten, schadete dem Könige bei allen seinen folgenden guten und wohlwollenden Maßregeln, besonders dadurch, daß offenbar ward, daß man unter einem stets von einem Extrem zum andern übergehenden Regenten durchaus auf nichts sicher rechnen könne, weil er ein Spielball seiner Brüder, seiner Gemahlin und seiner Umge-

---

selbe Weise behaupteten immer er und Mallet dü Pan und der von Pitt zum Ritter gemachte d'Ivernois, zwei Genfer Doctrinärs, Bonaparte werde aus Mangel an Geld scheitern, und das behauptete Calonne sogar gegen Pitt, und die andern beiden wiederholten es jedes Jahr regelmäßig, wenn Bonaparte sein Budget mittheilte.

bungen sei. Er war seit seiner Thronbesteigung und seit Türgots Ministerium immer vom Alten zum Neuen und umgekehrt hin und her geschwankt, er huldigte bald einmal der Zeit, bald widerstrebte er ihr geradezu. Neckers Ministerium und Calonnes Ernennung zeigte einen Widerspruch, der nur durch Mangel an Urtheil und Charakter zu erklären war. Dies Schwanken dauerte fort bis 1792 und gab denen, die damals allein consequent waren, den Sieg.

Der Frau Jules Polignac oder der Königin, oder auch den Prinzen, die Calonne sollen empfohlen haben, wäre nur etwa vorzuwerfen, daß sie durch ihn die alte Zeit, ihre Maßregeln und Manieren wieder auf den Thron gesetzt hätten; aber das war eben ihre Zeit und ihre Regierungsform; der König dagegen, der eine Reform wirklich wollte, hätte widerstehen müssen. Er war aber ein Rohr, das der Wind hin und her weht. Die, welche Calonne empfahlen, konnten sich mit Recht darauf berufen, daß er nicht blos Jurist, Redner, geschickter und geübter publicistischer Schriftsteller, sondern auch ein in Verwaltungssachen geübter Geschäftsmann sei. Er war Intendant der Generalität von Lille gewesen, wie Türgot von der von Limoges, war in den höhern Aemtern gebraucht worden, welche juristische Kenntnisse forderten, und war im königlichen Staatsrathe thätig gewesen. Er war außerdem der beste unter den beiden Kandidaten des alten Systems, welche dem schwachen König von den Unverbesserlichen des Hofs empfohlen wurden. Dies waren die Leute, welche man hernach in der Revolution ausschließend Hof (la cour) nannte, und als Feinde der Nation und des Königs bezeichnete, weil sie den letztern, wenn er einen Schritt vorwärts gethan hatte, immer drei zurück thun, und jeden Eid als gezwungen (cum reservatione mentali) geleistet betrachten ließen. Es war nämlich neben Calonne nur noch der Volksfeind Foulon in der Wahl, dessen steinhartes Herz sprüchwörtlich war, und den der Pöbel um 1789 wegen eines hochmüthig aristokratischen Worts, das er entweder gesagt hatte oder welches doch seinen Charakter und seine Gesinnung ausdrückte, am Laternenpfahl aufknüpfte.

Wir müssen den Lesern überlassen, die Geschichte der einzelnen Schritte des neuen Controleurs in den oben (Note 20) angeführten deutschen Werken aufzusuchen; für unsern Zweck

reicht es hin, der Resultate der neuen Verwaltung kurz zu gedenken. Calonne hob zunächst für den Augenblick den Credit der königlichen Staatskasse dadurch, daß er alle Forderungen an dieselbe pünktlich am Verfalltage auszahlte; aber er machte dies nur dadurch möglich, daß er unter den lästigsten Bedingungen Anleihen machte, um die Zinsen der frühern zu zahlen, also nothwendig am Ende dahin gelangen mußte, wohin er schon 1787 gelangte. Er hatte in den vier Jahren sechshundert Millionen entweder durch Anleihen oder durch früheres Einfordern des erst später Fälligen aufgebracht, hatte außerdem durch allerlei geheime und unerlaubte Kunstgriffe die Einnahme um hundert Millionen vermehrt, und dennoch war mit jedem Jahre die Verlegenheit gestiegen und die Einnahme immer weiter hinter der Ausgabe zurückgeblieben. Dies brachte endlich den Finanzminister zu den Schritten, welche dienen sollten, neuen Erpressungen den Schein der Rechtmäßigkeit zu geben.

Die Verwendung der geliehenen Summen und die Immoralität und Gewissenlosigkeit des Finanzministers, die es hernach rathsam für ihn machten, sich einem ihm drohenden Staatsprozeß durch die Flucht zu entziehen, empörte selbst die, denen er das Geld mit freigebiger Hand zuwarf, als sie sich gierig um ihn drängten. Wir glauben nicht, daß es wahr ist, daß der Graf von Provence (Ludwig XVIII.) gesagt hat, was man ihm Schuld gibt, obgleich es seinem Charakter ganz angemessen ist, daß er, als alle die Hand ausgestreckt, damit sie von Calonne gefüllt werde, den Hut hingehalten habe. Der Graf von Artois (Karl X.) war von Jugend auf Schuldenmacher. Man hatte im Jahre 1781 anderthalb Millionen Livres Schulden für ihn bezahlt; im Jahre 1782 gar vier Millionen; Calonne gab 1783 noch zwei Millionen her, und doch rechnet man, daß die beiden Prinzen zusammen noch 14 Millionen Schulden hätten. Calonne predigte die Theorie, die man jetzt in Frankreich wieder neu aufputzt, daß eine Monarchie Glanz, Luxus und Verschwendung fordert, und daß glänzende Thorheit beim gegenwärtigen Zustande der Civilisation den Künsten und der Betriebsamkeit vortheilhaft, ja nothwendig sei. Er machte sich daher auch durch Begünstigung königlicher Bauten und durch Feste der Königin gefällig, wie den Prinzen.

Er schaffte Geld, damit der König zu den vielen königlichen Lustschlössern noch Rambouillet kaufen könne, und zahlte aus der Staatskasse die nöthigen Summen für die Befriedigung einer Grille der Königin, welche St. Cloud besitzen und verschönern wollte. Er verschaffte ihr zugleich die Gelegenheit, ohne daß es auffiel, ihre Günstlinge zu bereichern. Er verwendete nämlich unter dem scheinbaren Vorwande, daß dies finanziell vortheilhaft sei, eine Summe von zwanzig Millionen zum Ankauf von Domainen; man bewies aber hernach, daß diese Güter unter dem Schein von Kauf und Tausch an die begünstigten Familien übergegangen und die im Tausch oder Kauf festgesetzten Summen nie bezahlt seien.

Der höchste Adel, der am Hofe auf Ehrenrechte und Ehrenplätze Anspruch machte, welche die Königin ohne Rücksicht auf die bestehende Etikette, den von ihr begünstigten Herrn und Damen überließ, glaubte sich hernach im Jahre 1785 durch die Kränkung eines Mitglieds der dem königlichen Hause nahe stehenden Familie Rohan tödtlich beleidigt. Bei dieser Gelegenheit benutzte auch das damals dem Hofe sehr feindselig gesinnte Parlament den gegen den Kardinal Rohan eingeleiteten Prozeß, um die Königin in den Augen von ganz Europa verdächtig erscheinen zu lassen. Die Familie, welche sich beleidigt glaubte, war um so gefährlicher, je unverschämter ihre ersten Glieder der öffentlichen Meinung, den Gesetzen der Ehre und allen rechtlichen Grundsätzen Hohn zu sprechen wagten. Ein Prinz dieser Familie (von Guémenée) machte einen schändlichen Bankerott, der zahlreiche Familien ins Elend stürzte; der Prinz von Rohan, Kardinal und Bischof von Strasburg und als solcher deutscher Reichsfürst, trat mit Gaunern und Buhldirnen und Abenteuerinnen in Verbindung, um den Zorn der Königin zu besänftigen und ihre Gunst zu gewinnen. Um diese Gunst hatte sich Rohan lange vergeblich beworben, er gerieth endlich, weil er kein Mittel zu seinem Zwecke verschmähte, in die Netze einer Gaunerin, deren Lügen die Veranlassungen der sogenannten Halsbandsgeschichte gegeben haben, worin man die Königin selbst zu verwickeln verstand. Wir glauben, daß sie ganz unschuldig war; obgleich es heißt, daß selbst ihr Neffe, der Kaiser Franz, der übrigens durch Scharfsinnn nicht gerade ausgezeichnet

war, sie einiger Unvorsichtigkeit schuldig gehalten habe. Der Zusammenhang dieser für das Schicksal der unglücklichen Königin wichtigen Halsbandgeschichte ist folgender:

Man hatte den leichtfertigen, verschwenderischen, verschuldeten Rohan im Januar 1772 nach Wien geschickt, wo er sich durch einen ganz unerhörten Aufwand und durch die gleich bei seinem ersten Aufzug in der Stadt gezeigte unverständige Pracht völlig zu Grunde richtete. Ein Prinz, welcher wenigstens dem Scheine nach Geistlicher hätte sein sollen, und dabei ein Leben führte wie Rohan, konnte der Kaiserin Maria Theresia, einer in jeder Rücksicht würdigen deutschen Hausfrau, unmöglich angenehm sein, und sie ließ ihn das empfinden; dafür rächte er sich. Er konnte nämlich, wie das bekanntlich immer der Fall ist, in eben dem Grade, als er mit den Verdorbensten vertraut und gränzenloser Verschwender war, die diplomatischen Geheimnisse leichter erfahren als ein Anderer, und erfuhr sie auch bei der Gelegenheit der damaligen ersten Theilung von Polen. Maria Theresia täuschte die Franzosen durch die Versicherung ihrer Abneigung von der Theilung, sie vergoß sogar Thränen darüber, daß sie wider Willen daran Theil nehmen müsse; diese Versicherungen machte Rohan in einem Gesandtschaftsbriefe mit der Schärfe des beißenden Spotts lächerlich, der Leuten wie er war eigen und die Würze ihrer Geselligkeit ist. Er schrieb einen geistreich sarkastischen Brief über die zur Natur gewordene Verstellungskunst der Kaiserin und über die Fähigkeit derselben zu lachen und zu weinen, wie sie wolle, ohne daß es ihr mit dem Einen oder dem Andern Ernst sei. Der Herzog von Aiguillon, an den, als an den Minister der auswärtigen Angelegenheiten, der Brief gerichtet war, brachte ihn, wie er pflegte, der dü Barry, die nach ihrer Art Scandal daraus machte. Das erfuhr die nachherige Königin; sie glaubte, Rohan habe den spottenden Brief über ihre Mutter unmittelbar an die dü Barry gerichtet gehabt und verzieh ihm nie, daß er ihre Mutter zum Gegenstand des Hohns und Spottes einer Dirne gemacht habe.

Man sollte denken, Rohan hätte der Gunst der Königin entbehren können, denn er hatte unermeßliche Einkünfte und war der erste Würdenträger des Reichs. Er war Kardinal, war Bi-

schof von Straßburg und als solcher deutscher Reichsfürst mit einer Residenz in Ettenheim, war Großalmosenier von Frankreich, Provisor der Sorbonne und Oberverweser der Blindenanstalt (Proviseur de Sorbonne et administrateur des quinze vingts). Alles dieses war ihm aber ohne Gunst bei Hofe von wenig Werth. So waren damals die Zeiten und so scheinen sie wieder werden zu wollen! Die Putzsucht der Königin und ihr kindischer Leichtsinn, wenn es auf Flitter, Zerstreungen und Glanz ankam, schien endlich dem Kardinal Gelegenheit zu bieten, sich ihrer Gunst zu versichern. Er fand glaublich und ihrem Charakter gemäß, was ihm Gauner vorspiegelten, daß es ihr leid sei, den Kauf eines ihr von den Hofjuwelieren Böhmer und Bassange angebotenen Schmucks von Brillanten, der einzig in seiner Art war, aber 1,600,000 Livres kosten sollte, wegen des damaligen Zustands der Staatskasse ablehnen zu müssen. Die Gauner und Abenteurer, welche damals in Paris wie in Berlin eine große Rolle spielten, machten den Kardinal zum Werkzeug, um den Juwelier zu betrügen.

Eine Hauptrolle bei dieser durch Phantasmagorie unterstützten Gaunerei zur Mystification des Kardinals spielte ein in ganz Europa berühmter Sicilianer, der sich der Freimaurer und der auch vom Könige von Preußen begünstigten Schwärmerei und Geheimnißkrämerei vorgeblicher Orden meisterhaft zu bedienen verstand. Dieser Mann war Joseph Balsamo, der um 1743 in Palermo geboren im vorletzten Jahrzehnt des achtzehnten Jahrhunderts unter dem Namen Graf Alexander Cagliostro in Deutschland und Frankreich ganz unglaubliches Aufsehen erregte, bis er endlich in Rom entlarvt ward.

Die Inquisition zu Rom, die sich seiner bemächtigt hatte, erpreßte Geständnisse von ihm, die sie hernach in einem officiellen Berichte bekannt machte. Wir würden aber auf diesen Bericht durchaus keine Bedeutung legen, wenn nicht die Hauptsache, worauf es hier allein ankommt, von anderen Seiten her bestätigt würde.[22])

---

22) Der Bericht, den die Inquisition über das Resultat der Verhöre und Geständnisse Cagliostros in italienischer Sprache bekannt gemacht hat, ist zu Zürch bei Orell, Geßner, Füßli und Comp. deutsch übersetzt im Jahre 1791 erschienen unter dem Titel: Leben und Thaten des Joseph Balsamo

Die Natur hatte ihn offenbar zum Gauner und Wunderdoktor bestimmt, denn er kam im dreizehnten Jahr zu einem Apotheker und lernte etwas Chemie und Pharmazie und trieb sich schon ein Paar Jahre hernach in Palermo und Messina als Betrüger herum. Aus Messina mußte er flüchtig werden, kam dann nach Rhodus und Alexandria und endlich nach Malta, stets als Gauner. Von Malta ging er nach Neapel und nach Rom, fand aber auch dort, wo er sich als preußischer Offizier herumtrieb, eben so wenig eine bleibende Stätte, als in Madrid und Lissabon, wohin er sich von Rom aus begeben hatte. Später trieb er sich in Paris herum und hielt sich im Jahr 1771—1772 einige Zeit hindurch in London auf. Weder im Haag noch in Venedig, wohin er auf kurze Zeit kam, konnte er die nöthige Celebrität erlangen; dies glückte ihm erst in Curland. Dort verrichtete er Wunderkuren, galt als Hohepriester altägyptischer Geheimnisse, als Goldmacher und ward der göttliche Cagliostro genannt.

Seit dem Aufenthalt in Mietau, von wo er auf kurze Zeit nach Petersburg ging, spielte Cagliostro die Rolle eines großen Herrn und eines Wunderthäters, und wußte, während Jedermann glaubte, daß er Gold machen könne, durch Gaukelei und Gaunerei

---

sogenannten Grafen Cagliostro. Nebst einigen Nachrichten über die Beschaffenheit und den Zustand der Freimaurersecten. Aus den Akten des 1790 in Rom wider ihn geführten Prozesses gehoben und aus dem in der päpstlichen Kammerdruckerei erschienenen italienischen Originale übersetzt. Der Uebersetzer hat in der Vorrede die römische Manier: zu untersuchen, zu richten und zu beurtheilen, in wenigen Worten so vortrefflich charakterisirt, daß wir sie als charakeristisch für die offiziellen protestantischen Frömmler und für die katholischen Eiferer für Rom, deren Zahl jetzt Legion ist, abschreiben wollen. Der Verfasser, sagt er, oder vielmehr die heilige Inquisition in Rom, schadet sich in den Augen verständiger Menschen offenbar dadurch, daß sie einen Betrüger, wie Cagliostro war, so kritisch und so strenge in Rücksicht seines Irrglaubens behandelte und nebenbei auf sogenannte Ketzer so hämische Seitenblicke warf. Denn Cagliostro wäre, wenn er auch stets die Gebote der römischen Kirche äußerlich beobachtet hätte, nichtsdestoweniger ein grober Betrüger gewesen, da er nun jetzt nach der Art, wie ihn die heilige Inqusition behandelt, zum Theil ein Märtyrer der Bigotterie scheinen und folglich bei weitem nicht so sehr verabscheut werden möchte, als er es von Rechtswegen und aus Rücksichten verdiente, die von einer Philosophie, welche den Römern so verhaßt ist, hergenommen sind.

einen unbeschränkten Aufwand zu decken. Sein Zug von Curland durch Sachsen nach Frankfurt am Main glich dem Triumphzuge eines siegenden Kaisers oder der Reise eines lange erwarteten Messias. Er that überall Wunder, er heilte die Kranken, rief die Gestorbenen ans Licht, um den sie Befragenden Rede zu stehen, und Alle, welche durch seine Wunder nicht gerührt wurden, setzte sein Aufzug und sein Aufwand in Erstaunen.

Er reiste mit dem zahlreichsten Gefolge stets mit Post. Er hatte Curiers, Laufer, Kammerdiener und eine zahlreiche Dienerschaft, alle prächtig gekleidet. Eine einzige Bedientenlivrée, die er in Paris machen ließ, kostete ein paar hundert Gulden. Seine mit der größten Pracht meublirten Wohnzimmer, seine köstliche, stets für Viele gedeckte Tafel, sein und seiner Frau Aufzug, besonders aber seine Großmuth und Freigebigkeit setzten alle Welt in Erstaunen.

Er heilte die Armen, die zu Hunderten herbeiströmten, ganz umsonst und beschenkte sie noch dazu reichlich, auch schlug er oft die Geschenke seiner Verehrer, Clienten und Eingeweihten für sich selbst aus. Seine Frau dagegen mußte, wenn er Melancholie affectirte oder düster schien, der vornehmen Clientel einen Wink geben, von ausgebliebenen Wechseln, von einem Diebstahle oder einem andern widrigen Umstande, so daß sie an ihn brachte, was seine scheinbare Delicatesse verschmähte.

Auch sogar in der alten, damals noch sehr prosaischen Reichsstadt Frankfurt am Main spielte Cagliostro eine sehr glänzende Rolle, so daß Personen, welche den Lärm, den der Zug des Gauners machte, in Frankfurt mit angesehen hatten, dem Verfasser dieser Geschichte unglaubliche Dinge von dem Taumel und der Täuschung erzählt haben, welche über ihre sonst so besonnene Mitbürger gekommen war. Aerger war es noch in Straßburg, wo Cagliostro zuerst die Bekanntschaft des Kardinals Rohan machte, die er hernach in Paris erneute. Der Jubel und der Enthusiasmus, mit dem man ihn in Straßburg aufnahm, wo damals jedermann von Magnetismus und Somnambulismus redete und wo der Hauptsitz des geheimen Ordenswesens und der Maurer war, glich einem augenblicklichen Wahnsinn. Das Gedränge in der Straße, wo Cagliostro wohnte, war dort eben so

groß, als in Frankfurt und die angesehensten Personen strömten aus der Nähe und aus der Ferne herbei. In Straßburg beschäftigte ihn besonders das Ordenswesen und die damit verbundenen geheimen Künste; er ging von dort hernach erst nach Italien und verweilte in Neapel, später nach Bordeaux und von dort nach Paris.

In Paris traf er den Cardinal Rohan wieder, den er vorher in Straßburg um Geld und Kostbarkeiten betrogen und durch seine Phantasmagorien, wie durch seine Lügen von Zaubern, Goldmachen, Geistercitiren irre geleitet hatte, und der jetzt seinen Zauber zu gebrauchen wünschte, um die Gunst der Königin zu erlangen. Um den Kardinal zu betrügen, verband sich Cagliostro mit einer Abenteurerin, welche um 1785, als er sie kennen lernte, die Rolle einer Dame aus königlichem Geschlecht mit eben der Unverschämtheit spielte, als er die eines Grafen oder ägyptischen Priesters der ältesten Zeit. Dies Weib, welches sich rühmte, mit der Königin in genauer Verbindung zu stehen und dem Kardinal zu ihrer Gewogenheit helfen zu können, war die Tochter eines Mannes von geringem Stande, der den Namen V a l o i s führte und deshalb vorgab, daß er ein Sprößling des königlichen Hauses Valois sei. Einige Pariser Damen glaubten dies und nahmen sich ihrer an, und sie hat in ihren sogenannten Denkwürdigkeiten oder ihrer Schandschrift gegen die Königin die Fabel ihrer Abstammung, aufs beste ausgeschmückt, durch eine Geschlechtstafel begründet. Sie heirathete einen abgedankten Officier, der sich Graf nannte, aber ganz ohne Vermögen war. Dies darf nicht auffallen, da man bekanntlich damals in Frankreich, wie jetzt in Italien, eine Legion der Grafen und Marquis hatte, deren Marquisat im Monde lag. Die Abenteurerin, die er geheirathet hatte, nannte sich indessen seit ihrer Heirath Gräfin la Motte Valois. Sie ward durch Cagliostro mit Rohan in Verbindung gebracht, übernahm von ihm geheime Botschaften an die Königin, brachte Antworten, besorgte Billets und bewog einen Herrn von Villette, einen Kameraden ihres Mannes, der Königin Hand nachzumachen und deren vorgebliche Antworten auf Briefe des Kardinals zu unterzeichnen. Um den Kardinal noch sicherer zu täuschen, ward die Oliva, ein Pariser Freudenmädchen der höheren Klasse, nach Versailles gebracht, wie die Königin angezogen,

um in der Dämmerung auf der Schloßterasse die in den vorgeblichen Billets der Königin versprochenen freundlichen Winke und Zeichen zu geben. Endlich hieß es in den Botschaften und Briefchen, die Königin wünsche das Halsband des Hofjuweliers zu kaufen, wolle aber nicht öffentlich Käuferin sein, sondern durch den Kardinal in Terminen zahlen; der Kardinal möge daher in seinem Namen im geheimen Auftrage der Königin das Halsband kaufen.

Die Juweliers und Bankiers waren weder so leichtgläubig wie der Kardinal, noch wagten sie, einem gewissermaßen creditlosen großen Herrn einen so bedeutenden Werth anzuvertrauen; sie wollten eine schriftliche Versicherung von Seiten der Königin, daß der Kardinal das Halsband in ihrem Auftrage kaufe; auch diese ward von der Gaunerin geschafft. Der Kardinal, den man schon vorher um bedeutende Summen, die er, ganz unbegreiflich geblendet, vorgeblich der Königin lieh, geprellt hatte, erhielt von den Gaunern eine schriftliche, von Villette mit der Königin Namen unterzeichnete Vollmacht, von Böhmer und Bassange für die Königin das Halsband zu kaufen. Man übergab ihm sogar einen mit der Königin Namen unterzeichneten, bei jedem einzelnen Artikel mit einem Zugestanden (approuvé) versehenen Contrakt mit den Juweliers, worin die Termine angegeben waren, in welchen sie die Summe durch den Kardinal wolle bezahlen lassen. Diese Vollmacht übergab der Kardinal den Juweliers, welche dann den Schmuck in seine Hände lieferten, obgleich es ein für uns unauflösliches Räthsel bleibt, wie es möglich war, daß weder der Kardinal noch die Handlung Böhmer und Bassange sich der Richtigkeit der Unterschrift besser versicherten. Die vorgebliche Unterschrift der Königin enthält nämlich ein Prädikat, welches sie weder hatte, noch sich auch in einer Unterschrift geben durfte, da sie nicht von französischem, sondern von österreichischem Geblüt war. (Sie lautete Marie Antoinette de France.)

Der Kardinal überlieferte den Schmuck der la Motte; diese schickte ihren Mann damit nach England und spiegelte dem Kardinal vor, daß sie ihn der Königin übergeben habe, während die einzelnen Steine in England verkauft wurden. Sie wußte ihn so lange zu täuschen, bis die Juweliers auf Zahlung drangen

und sich an die Königin selbst wandten. Böhmer und Bassange zeigten endlich der Königin die vorgeblich von ihr dem Kardinal ertheilte Vollmacht und den Contrakt und erklärten, daß ihr Haus falliren müsse, wenn die Zahlung nicht erfolge.

Darüber gerieth die Königin außer sich, schob, da sie vom Zusammenhange nichts wußte, die ganze Schuld auf den Kardinal, theilte dem Könige ihre Leidenschaftlichkeit mit, und dieser ließ den Kardinal, als er am Mariä Himmelfahrtstage (15. August 1785) im vollen Ornat und mit allem geistlichen Pomp eines Großalmoseniers in Versailles erschien, in sein Kabinet rufen. Als hier der Kardinal, im Vertrauen auf die von ihm für ächt gehaltenen Briefe in Gegenwart der Königin darauf beharrte, daß er von ihr beauftragt worden, ließ ihn der König, so wie er war, im vollen Ornat, trotz aller Bitten und Vorstellungen ins Gefängniß bringen und einen Prozeß gegen ihn einleiten. Die Oliva, welche durch Geberden und Kleidung die Königin gespielt hatte, Villette, Cagliostro und die la Motte wurden ebenfalls verhaftet, der Generalvicar Rohans aber, der Abbé Georgel, hatte zu rechter Zeit, vor der Beschlagnahme der Papiere, auf ein in deutscher Sprache geschriebenes Billet des Kardinals die Korrespondenz der la Motte mit diesem vernichtet. Dadurch ward es den Advokaten möglich, ein Dunkel darüber zu verbreiten, ob die Königin oder der Kardinal der Gaunerin Vorwand und Anlaß zu dem Diebstahl gegeben habe.

So wenig man glauben kann, daß die Königin irgend einen Antheil an der Sache gehabt habe, so benahm sich doch der König übereilt, heftig und unvorsichtig bei der Verhaftung des Kardinals. Unbegreiflich ist es übrigens, daß die Frau von Campan, als vertraute Dienerin der Königin und die Königin selbst die ersten Winke, die sie über die Sache erhielten, auf eine unverantwortlich leichtsinnige Weise vernachlässigten und nicht gleich der Sache genau nachspürten. Dadurch ward dann ein falsches Licht auf sie geworfen. Auch der Baron von Breteuil, als Minister des königlichen Hauses, benahm sich ungeschickt. Dies alles ward von den damals sehr zahlreichen Feinden der Königin auf eine boshafte Art, besonders im Parlamente und in unzähligen Pasquillen benutzt. Man warf auf den König und die Königin Schatten, um

den Kardinal als Märtyrer erscheinen zu lassen. Der Ausgang des Prozesses blieb lange zweifelhaft. Die Familie Rohan bot alles auf, um der Königin einen Flecken anzuhängen, der Hof that Alles, um den Kardinal für schuldig erklären zu lassen. Das Urtheil war so abgefaßt, daß zwar nichts gegen die Königin daraus geschlossen werden konnte, daß aber doch ein stiller Verdacht zurückblieb. Es ward nämlich, zum großen Verdruß des Königs, der Kardinal frei gesprochen, nachdem man den Prozeß noch bis zum 16. August 1786 verlängert hatte.

Das Parlament erklärte vermöge seines am 8. Mai 1786 gefällten Urtheils über die andern Beklagten, die la Motte und ihren Gemahl, der sich geflüchtet hatte, für schuldig und verurtheilte sie zu infamirenden Strafen. Die la Motte entkam jedoch später und schrieb in England jene schändlichen Denkwürdigkeiten, welche die französische Regierung aufkaufen ließ und dadurch den Credit vermehrte, den bekanntlich das Publikum aller Länder gerade den ärgsten und dreistesten Lügen am ersten zu schenken pflegt. Cagliostro ward zwar freigesprochen, aber des Landes verwiesen,[23]) Villette mußte ebenfalls das Land verlassen, die Oliva ließ man, wahrscheinlich aus Bosheit gegen die Königin,

---

23) Nie waren unstreitig die Pariser sammt und sonders freier von Aberglauben und Schwärmerei, als damals, nie waren die Juristen und Staatsmänner Frankreichs reicher an wahrer und ächter politischer Weisheit, und freier in ihren Ansichten, beredter in ihren Darstellnngen menschlicher Verhältnisse, wie die Einrichtungen der constituirenden Versammlung beweisen, und dennoch durfte man dem gesammten Parlament, in einer Vertheidigungsschrift Cagliostro's, woran sogar d'Esprémenil Theil gehabt haben soll, wörtlich sagen, Cagliostro sei: Le fils d'un grand maître de l'ordre de Malte, mystérieusement élevé à la Mecque, à Médine. Voyageur dès sa plus tendre jeunesse, c'était dans les pyramides d'Egypte qu'il avoit appris les sciences occultes de l'Orient. Son gouverneur, le sage Althotas, qui lui avoit donné tout ce savoir, était chrétien et de plus chevalier de l'ordre de Malte; mais il avoit l'habitude de se déguiser et de faire déguiser son éleve en musulman. Des grands honneurs avaient été rendus au Comte de Cagliostro dans l'île de Malte. Parvenu à la maturîté de la raison et de son génie, il avoit voyagé en Europe. Médecin et prophete, doué du pouvoir d'évoquer les ombres, il s'était annoncé partout comme l'ami des hommes; c'étoit le surnom que lui avoit donné la reconnoissance.

durchschlüpfen. Der König vermehrte, wie schwache Menschen, wenn sie einmal erbittert werden, zu thun pflegen, den üblen Eindruck, den die auf ganz verschiedene Weise erzählte und gedeutete Geschichte machte, durch die Willkür, die er gegen den Kardinal übte, nachdem dieser von den Richtern losgesprochen war.

Dies erschien um so mehr als eine ohnmächtige Rache, als der Kardinal durch seine kirchlichen Würden und Pfründen doch im Grunde dem Könige unerreichbar blieb. Der König ließ nämlich den Kardinal schon vier Stunden, nachdem er (im August 1786) aus der Bastille entlassen war, seiner Stelle als Großalmosenier, als Provisor der Sorbonne und als Curator der großen Blindenanstalt entsetzen, ließ ihm den heiligen Geistorden abfordern und ihm befehlen, sich sogleich in seine Abtei Chaise Dieu in Auvergne zu begeben. Wie ohnmächtig dies alles war, und wie schwankend der König, kann man schon allein daraus beurtheilen, daß schon drei Jahre hernach alles dies so sehr vergessen ist, daß der Kardinal bei der Versammlung der Stände des Reichs seinen Platz unter den geistlichen Herren des Landes einnimmt.

Diese Scandale wären zu jeder andern Zeit von keiner Bedeutung gewesen, sie wurden aber dadurch in jenem Augenblicke sehr wichtig, daß der König unmittelbar nachher, als er die Notablen versammelte, der Gunst der vornehmen Familien und Geistlichen, die Rohans Sache zu der ihrigen gemacht hatten, bedurfte um gegen die Parlamente eine Schutzwehr zu haben, mit denen er durch Calonne in Streit gerieth. Calonne hatte schon zwei Jahre vorher den König zu einem Schritte gegen Necker verleitet, der eben so willkürlich und eben so ohnmächtig und fruchtlos war, als des Kardinals Verbannung. Necker hatte nämlich sein Werk über die Finanzen Frankreichs (Traité de l'administration des finances), welches man von dem 1791 erschienenen Buche über seine eigene Verwaltung (sur l'administration de Mr. Necker par lui même) wohl unterscheiden muß, als Uebersicht des Zustandes der Reichsfinanzen um 1784 herausgegeben. Er hatte dieses sehr umfassende Werk in der Voraussetzung, daß man den Druck in Frankreich, wo Calonne als königlicher offizieller Doctrinär allein reden sollte, damit er allein Recht behielte, nicht erlauben, oder doch das gedruckte Buch gleich unterdrücken werde, an zwei Orten

zugleich, nämlich in Lyon und Lausanne drucken lassen. Was Necker vorausgesehen hatte, traf ein; der König ward Werkzeug seines Ministers. Neckers Buch, worin er sein System hervorhob, und die Unhaltbarkeit des von Calonne befolgten Systems handgreiflich machte, ward verboten, die Lausanner Ausgabe aber, weil es damals in Paris Mode war, von Finanzen zu reden, dem Verbote zum Trotz in der ungeheuren Zahl von wenigstens fünfzigtausend Exemplaren (die Frau oon Staël sagt gar 80,000, wir ziehen 30,000 fürs Prahlen ab) verbreitet, obgleich Calonne eine ausführliche Widerlegung schrieb. Das Buch war bald in jedermanns Händen; es war daher die Erscheinung desselben sehr ungünstig für den Finanzminister, der im Begriff war, durch Lug und Trug und durch eine mit schlauer Beredsamkeit vorgetragene, an sich schändliche Theorie die Welt zu täuschen. Calonne nämlich suchte damals durch den Dunst des Trugs, den Necker zerstreute, neue Anleihen zu erhalten. Der König ließ freilich Necker kund thun, daß er ihn nicht in Paris leiden wolle, damit er nicht die Bankiers irre leite, diese hatten aber ohnehin kein Zutrauen zu Calonne; auch diese Handlung der königlichen Willkür war daher vergeblich.

Die Ausschließung Neckers von Paris machte ihn, wie hernach Rohan, zum Märtyrer, und man wallfahrtete, um ihn zu besuchen und seine Orakel zu vernehmen, zu ihm in die Provinz; sein verbotenes Buch voll Zahlen und Rechnungen war nicht nur in den Händen derer, die etwas davon verstanden, sondern auch in der Hand der Damen und der Hofleute. Es war hernach das Handbuch aller der vornehmen Herrn, die an den Sitzungen und Debatten der Notablen Antheil nahmen. Der Finanzminister nämlich, der an Auskunftsmitteln stets reich war, glaubte entweder wirklich, daß er die Verbesserungen und Veränderungen, von denen er redete, seitdem er den Parlamenten keine Anleihen mehr vorzulegen wagte, nur durch Auctorität der sämmtlichen Aristokratie des Reichs durchsetzen könne, oder, was wahrscheinlicher ist, er wollte nur ein neues Gaukelspiel aufführen. Er rieth dem Könige, die Noth der Finanzen einem großen Rath vorzulegen, dessen man sich im siebenzehnten Jahrhundert zuweilen bedient hatte. Seitdem man nämlich die um 1614 zum letzten Mal

berufenen Generalstände des Reichs zu befragen nicht mehr für rathsam hielt und die Hartnäckigkeit der Parlamente fürchtete, hatte man, um gewissen Ministerialbeschlüssen mehr Ansehen zu geben, Versammlungen von höhern Beamten, Geistlichen, Würdeträgern und Bevollmächtigten der Städte und Provinzialstände gehalten, denen man den Namen Notablen gab, die aber weder irgend eine gesetzgebende noch ausübende Gewalt hatten. Die Versammlung der Notablen mußte den Verständigen im Volke als ein mit Gepränge und Prunk versammeltes Collegium zur Bedrückung der schon gedrückten Klassen vorkommen.

Man war allgemein erstaunt, als Calonne in einem Augenblicke der Gährung unter allen Ständen und in allen Gegenden des Reichs einen Schritt that, der nichts nützen konnte, weil nicht zu erwarten war, daß die zu dieser Versammlung berufenen Privilegirten aus ihrem Vermögen den Ausfall (Deficit) in der Staatseinnahme decken würden, was allerdings für sie selbst das Beste gewesen wäre. Der Nachtheil leuchtete aber jedermann ein; er bestand nämlich darin, daß durch das Nutzlose dieser nach dem Muster der Notablen von 1616 berufenen Versammlung die Nation unfehlbar darauf würde geleitet werden, die um 1614 versammelt gewesenen Generalstände zu fordern, deren Berufung bei der damaligen Stimmung, bei dem offnen Geständniß des Königs und seiner Finanzminister Türgot, Necker, Calonne, daß das Reich durchgreifender Aenderungen bedürfe, von einer Revolution unzertrennlich war. Wir werden unten sehen, daß sehr bedeutende Männer unter den Notablen dies fühlten, und daß la Fayette es laut und trotzig aussprach.

Der König war dem Plane des Controleurs keineswegs günstig; es kostete Mühe, ihn zur Berufung der Notablen zu bewegen. Der Baron von Breteuil dachte wie der König, man sagte ihm daher so wenig als den beiden andern Ministern das Geringste, sondern Vergennes, Calonne, Miroménil setzten durch ihren Einfluß auf den König die Sache durch.

Wie man in einer solchen Zeit, bei einer beispiellosen Gährung der Gemüther, bei der durch die Noth der Finanzen herbeigeführten Lähmung der ganzen Staatsmaschine den Schritt wagen konnte, durch ein königliches Decret am Ende Dezember 1786 die

Notablen zu berufen, ist schwer zu begreifen. Wir sehen indessen aus Calonnes Briefen, daß er meinte, es würde bei einem Gaukelspiel der Art bleiben, wie die sind, welche unter uns hie und da den Ministerien gelungen sind; Calonne irrte sich indessen sehr. Die Versammlung nämlich, welche dem Könige rathen sollte, wie er die noch bestehenden Formen und Einrichtungen des Mittelalters mit den neuen Bedürfnissen und dem Zustande der Nation in Uebereinstimmung bringen könne, bestand ganz allein aus solchen Personen, die unter und seit König Heinrich IV. und dem Kardinal Richelieu alle Ehren und alle Vortheile des Staats unter sich theilten; was war von diesen mit Güte zu erhalten? Nach dem Ausschreiben vom 30. Dezember 1786 wurden die Notablen berufen; Calonne hatte also die Keckheit, sich der Nation als einen Reformator, als einen Mann in Neckers Art empfehlen zu wollen. Er machte nämlich bekannt, diese Notablen, also die Privilegirten, sollten eine gerade den Privilegirten durchaus verhaßte Verbesserung einführen. Dies war eine Art Hohn, denn er wußte recht gut, daß eine Versammlung, wie die in der Note[24]) bezeichnete der Notablen war,

---

24) Zu dieser Versammlung wurden berufen: 3 königliche Prinzen, 3 geistliche Pairs und 36 weltliche, ducs, comtes, marquis, 12 Mitglieder des königlichen Raths. Diese zusammen sollten Repräsentation des Königs und des hohen Adels vorstellen. Dann ward die Geistlichkeit durch 11 Prälaten, die Parlamente durch drei und dreißig Präsidenten und Generalprocuratoren vertreten, zu denen man als steife Verfechter aller historischen Jurisprudenz und aller veralteten Formen, noch vier Präsidenten und Generalprocuratoren der cour des comptes und den lieutenant civil de Paris zählen muß. Die alten Feudalstände wurden repräsentirt durch zwölf Deputirte der Provinzen und Landschaften, welche ständische Rechte hatten; unter diesen zwölf waren 5 Geistliche. Zu diesen kamen fünf und zwanzig Bürgermeister aus den aristokratischen Familien, die in Frankreich, wie bei uns und in Holland und in der Schweiz, die Städte regierten. Man rechnete, daß unter hundert und sieben und dreißig Notablen nur acht Bürgerliche waren, und dies solche, die nach dem Adel strebten. Zu diesen kamen noch fünf Minister, damals: Der Marschall von Ségür, Kriegsminister, der Graf de la Lüzerne, Minister des Seewesens, der Baron de Breteuil, Minister des königlichen Hauses, der Graf Montmorin, Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Miroménil, Justizminister, Calonne, Generalcontroleur. Die Namen der 137 und die Vertheilung in Tafeln oder Ausschüsse findet man bei Lacretelle.

nie darauf eingehen werde. Die Notablen nahmen es daher, schon ehe sie versammelt waren, dem Controleur sehr übel, daß er den Liberalen spielen und den Haß des Volks gegen die Privilegirten, der schon furchtbar war, vermehren wollte. Calonne erklärte nämlich, seine Absicht bei der Berufung der Notablen sei, die allgemein geforderten Provinzialversammlungen oder Landräthe endlich zu organisiren, die Grundsteuer auf alle liegende Güter, ohne Unterschied der Besitzer auszudehnen, die auf die niedern Stände durch stete Erhöhung zu sehr drückende Steuer der Taille für diese zu erleichtern, und endlich ernstlich den Getreidehandel im Innern von jeder Abgabe zu befreien. Er versprach zugleich die Abschaffung der Hand- und Spanndienste gegen eine bestimmte Geldabgabe.[25]) Dies alles war dringendes Bedürfniß, aber man traute weder dem Finanzminister, noch dem Hofe irgend etwas Gutes zu. Auch das Vortrefflichste wollte man nicht verstehen; man krittelte, man stieß sich an den Personen, statt nur auf die Sache zu sehen.

Calonne, der Hof, die Prinzen, selbst die Königin benahmen sich allerdings höchst unvorsichtig in dem so ernsten Augenblick, als sich am 22. Februar 1787 die Notablen versammelten. Des Finanzministers Ehrlichkeit war nicht blos zweifelhaft, sondern er war, wie sich nach seiner Flucht zeigte, grober Untreue schuldig, führte ein ärgerliches Leben und machte gränzenlosen Aufwand. Am Hofe wurden alle Kreaturen und Schranzen mit vollen Händen aus dem Schatze eines Staats beschenkt, der selbst erklärte, daß er dem Bankerott nur durch gefährliche Neuerungen entgehen könnte. Die Königin verschwendete mit ihrem Flitterputz größere Summen, als die solideste Pracht würde erfordert haben; die Prinzen vergeudeten nach englischer Art durch einen prächtigen Marstall, durch Rennpferde, durch Wetten bei Pferderennen, durch Jagdzüge und Jagdschlösser, durch kostspielige Liebschaften und Liebhabereien die Summen, die man ihnen zur Bezahlung ihrer Schulden freigebig anwies. Die Feste in Versailles waren nie

25) Wer Lust hat, kann bei Lacretelle Vol. VI. pag. 130 bis 138 das Wesentliche von Calonnes Rodomontaden zusammengestellt finden. Pag. 152 und folgende findet man die wesentlichen Stücke seiner Eröffnungsrede an die Notablen.

glänzender, häufiger, geschmackvoller, verschwenderischer, als gerade in dieser Zeit und mancher richtete sich und seine Familie am Spieltische der Gesellschaften bei der Königin zu Grunde.[26]) Mitglieder der Parlamente, der Feudalstände, die Bürgermeister der Städte machten die Majorität der Notablen aus. Solchen Leuten war es scheinbar nicht zu verdenken, wenn sie gleich anfangs dem Vorschlage, das Alte zu ändern, den Ausruf entgegensetzten: Wenn wir auch zugäben, was wir nicht thun, daß Reformen nöthig sein mögen, so sind doch Calonne und Consorten nicht die Leute, die sich unterstehen sollten, so etwas vorzuschlagen.

Der Finanzminister machte außerdem gleich in seiner Eröffnungsrede einen groben Fehler. Er begnügte sich nämlich nicht damit, zu sagen, die Staatskasse habe eine Mindereinnahme (Deficit) von jährlichen hundert und zwölf Millionen Livres, er forderte nicht blos, daß durch neue Einrichtung dafür gesorgt werde, daß sich die Einnahme künftig um diese Summe vermehre, sondern er hatte die Unverschämtheit, zu behaupten, diese Mindereinnahme sei seit Neckers Zeit dieselbe geblieben. Die Lüge war handgreiflich, da man die seit der Zeit gemachten Anleihen kannte; Calonne reizte dadurch ohne Noth Necker und seinen ganzen, gerade damals in Paris den Ton angebenden Anhang, weil er dessen abgelegte Rechnung (compte rendu), die ein anderes Resultat vorlegte, indirect Lüge und Betrug schalt.

Necker war freilich nicht in der Stadt, aber seine Freunde machten über die ihn verletzende Rede einen furchtbaren Lärm. Alle Hofleute und besonders die ganze Mehrheit dieser durchaus conservativen Versammlung tobte sowohl über die vorgeschlagenen

---

26) Dies erfahren wir von einem jener unverschämten Lobredner der Zeiten der roués und höfischer Eleganz, die jetzt überall wieder hervorkommen und von den Regierungen begünstigt, die Reichen mit glatter Rede betrügen und vergiften. Der ächt katholische aber in jedem Wort frivole Marquis de Cüstine sagt in seinem Buche: La Russie en 1839 (Paris 1843) Vol. I. p. 35 von seinem Großvater (rühmend): Peu d'années auparavant il avoit perdu *dans un hiver trois cent mille francs* au jeu de la *reine à Versailles.* Dieser bejahrte faquin fügt hinzu: Dans ce tems là Marie Antoinette, brillante, enviée fut adorée, par mon grand père comme par toute la cour, d. h. von allen Leuten welche dachten, wie er in den 4 Bänden der Russie redet.

Neuerungen als über die heftigen Angriffe auf den Mißbrauch der Privilegien, den die Rede enthielt. Necker säumte nicht, Oel ins Feuer zu gießen; er rechtfertigte seine Rechnung in einer kleinen, schnell verbreiteten Schrift (Réponse au discours prononcé par Mr. de Calonne à l'assemblée des notables) und enthüllte zugleich Calonnes kecke Lügen und doctrinäre Sophistik. Der Finanzminister ward den Notablen, wie der ganzen Welt, als ein feiner und abgefeimter Gauner dargestellt, der mit dem französischen Reiche ein gefährliches Spiel treibe. Calonne hatte damals noch den Hof, das heißt die Leute, deren glattes und oberflächliches Geschwätz den König hin und her trieb, für sich, und der schwache Ludwig XVI. verbannte Necker wegen seiner Antwort auf Calonnes Angriff. Dadurch gab er dann freilich selbst kund, daß man weder seine Ungunst fürchten, noch seiner Gunst trauen, weder auf seine Güte Hoffnungen, noch auf seine Strenge Vertrauen gründen dürfe. — Dies bestätigte sich dadurch, daß er wenige Monate nachher denselben Necker, den er jetzt verbannte, als rettenden Engel in der Noth an die Spitze der Geschäfte stellte. Von welcher Art das schön und geistreich klingende Geschwätz der Salons war, dem der König sein Ohr lieh, mag ein Beispiel zeigen. Wir führen Bezenvals Worte an, um zu beweisen, wie leer die ganze Schönrednerei der großen Welt und ihrer Günstlinge ist, da Bezenval selbst gleich darauf einen ganz andern Ton anstimmte.[27]) Freilich muß man diese Stelle in ihrem gan=

27) Gleich nach den ersten Sitzungen cabalirten der Justizminister und seine Parlamentspräsidenten gegen den Finanzminister, die Weiber und Hofleute für ihn. Das beschreibt uns Bezenval, der hier ganz in seinem Element war, bis zum Ueberdruß genau. Er machte den Unterhändler, er, Vaudreuil, die Polignac machen alles unter sich aus, sie bewundern Calonnes Unverschämtheit und Advokatentalent als Tugenden! Als aber Calonne den Schleier lüften will, da ist es aus! Bezenvals Geschwätz, seine laute Bewunderung futiler Eigenschaften, seine Klagen über Calonnes Mangel an diplomatischer Geschicklichkeit, die Leute bei guter Laune zu halten, kann also den Maßstab der Kreise geben, denen er Orakel war. Mémoires de Mr. le baron de Bezenval. Paris 1805. Vol. III. pag. 195. Les notables ayant demandé quelques éclaircissemens, Mr. de Calonne voulut les donner lui même, et l'on indiqua une assemblée chez Monsieur, où il se trouva, et où chaque bureau envoya des députés. Pendant près

zen Zusammenhange lesen, und Sinn für Ordnung, Recht, Verwaltung und ernste Männlichkeit haben, um zu beurtheilen, wie ganz elend die wichtigsten Geschäfte des Reichs im alten Frankreich betrieben wurden, wo man darüber schwatzte und intriguirte, wie über eine Hofceremonie, über einen Ball oder eine Oper.

Die Herrn der alten Zeit, besonders die Juristen, das heißt die Parlamentspräsidenten und Generalprocuratoren, waren jeder Veränderung gleich anfangs entgegen und conspirirten unter dem Schutze des Justizministers förmlich gegen Alles, was der Finanzminister im Namen des Königs vorschlug. Es begann eine lange Reihe von Cabalen und Intriguen, die man in den zahlreichen, zum Theil apocryphischen Denkwürdigkeiten lesen mag, da wir diese Erbärmlichkeiten in die allgemeine Geschichte aufzunehmen nicht wagen.

So lange noch einige Aussicht für den Minister war, seine

---

de cinq heures que dura la séance; Mr. de Calonne fut en butte a tout ce que la mauvaise volonté, l'humeur, la grossièreté même, purent suggérer, sans qu'il sortît un instant du calme et de la modération la plus parfaite ni que des questions tumulteusement faites et qui souvent se croisoient, sans donner le temps de la réponse embrouillassent la clarté de ses repliques, il revint même à des matières que des questions nouvelles avoient interrompues, auxquelles il répondoit sur le champ, et reprenoit en suite ces matières à l'endroit où il les avoit laisées, ne laissant rien à désirer sur aucun des objets qu'il étoit obligé de traiter. En un mot les gens les plus acharnés contre lui, furent contraints, de convenir *que jammais homme n'avait montré autant d'éloquence, de présence d'esprit ni de sagesse.* Et cette épreuve à laquelle beaucoup de gens, même très capables, auroient peut être succombé, fut un vrai triomphe pour lui. Je n'étois point ami de Mr. de Calonne, je le connoissois comme on connoît les gens en place. Intimément lié avec Mr. de Vaudreuil et la duchesse de Polignac, il venoit très souvent chez elle, et c'étoit la *que je jouissais de ses formes séduisantes*, de la gaîté, de l'agrément de son esprit, ce qui ne m'avoit donné de lui que l'opinion d'un homme infiniment aimable. Mais j'en pris une toute autre idée, lorsque je vis *la grandeur du plan qu'il avoit conçu* et le courage avec lequel il en poursuivoit l'exécution; et j'avoue que la chose et la manière dont il se présentoit, non seulement m'intéressèrent pour lui, mais me firent encore son défenseur. J'étois éloigné de prévoir, qu'un homme qui avoit eu des pensées aussi fortes, échoueroit par sa légèreté (und was war alles, was Bezenval trieb und an Calonne vorher rühmt, als dies?) et par son inconduite!

Absichten durch die Privilegirten zu erreichen und sich auf seiner Stelle zu behaupten, erfuhr das Publikum nichts von dem, was in der Versammlung der Notablen vorging, man machte weder bekannt, was den Notablen im Namen des Königs vorgelegt wurde, noch was die Ausschüsse darüber beschlossen. Plötzlich, als Calonne sah, daß man darauf ausginge, ihn zu verdrängen, ließ er Alles drucken, was bis dahin Liberales vorgeschlagen und von der Versammlung durch Schikane entfernt oder aufgehalten war. Er selbst machte durch Anmerkungen aufmerksam darauf, daß die Notablen allein schuld wären, wenn dem Volke nicht bald geholfen würde. Diese Rechtfertigung der Regierung gegen die Notablen ward sogar den Pfarrern zugeschickt, um sie in den Gemeinden bekannt zu machen. Dadurch war dann der Krieg erklärt und die Revolution begonnen, weil auch die Notablen, wie der König, jetzt rathsam fanden, die öffentliche Meinung für sich in Anspruch zu nehmen, und den Schein eines unbarmherzig aristokratischen Sinns und einer unerbittlich conservativen Härte von sich abzuwenden. Dadurch gestanden sie stillschweigend ein, daß das Regieren durch Polizei, durch Bastillen, durch Bajonette und unbedingte Befehle am Ende sei.

Die sämmtlichen Ausschüsse (Büreaux), in welche sich die Notablen vertheilt hatten, beschlossen, sobald sie den Schritt des Finanzministers erfuhren, den König um die Erlaubniß zu ersuchen, auch ihre Beschlüsse drucken zu lassen und im Reiche zu vertheilen. Sie wollten sogar jetzt aus Rache die ganze Verwaltung des ihnen tödtlich verhaßt gewordenen Finanzministers einer gerichtlichen Untersuchung unterwerfen. Diese Gelegenheit nutzte Lafayette, der sich in dem Büreau befand, dessen Präsident der Graf von Artois war, um darauf anzutragen, zwei schändliche Finanz- und Domänenoperationen des vorigen Controleurs, die um gewisse Herrn des Hofs zu bereichern gemacht waren, für gewissenlose Vergeudung des Staatseigenthums zu erklären. Dieser Vorschlag, der vom Bischof von Langres unterstützt ward, konnte freilich unter Leuten, welche zum Theil auf ähnliche Art von Calonne begünstigt waren, kein Gehör finden; das hatte aber Lafayette wahrscheinlich vorausgesehen. Er wollte nur andeuten, daß man den Grund des Uebels erforschen, nicht

ein Gaukelspiel mit Reden treiben müsse. Die vier Reden, die Lafayette in dieser Versammlung der Notablen hielt, verkündigten alle vier, daß eine radicale Aenderung der Verfassung nöthig sei. Dies entfuhr ihm sogar in einer Erwiderung auf eine Frage seines Präsidenten, des Grafen von Artois.[28]) Als er nämlich in einer der erwähnten Reden von den allgemeinen Ständen sprach, fragte ihn der Prinz: Wie, Sie fordern, daß man so weit gehe? Er erwiderte: Ja noch weiter. Die Sitzung am 12. März 1787 ward entscheidend, man erklärte sich gegen jede Art gleicher Grundsteuer (imposition territoriale) und gegen die Rede des Finanzministers, worin er die Verbesserungen, die er am 12. März vorschlug, empfohlen hatte.

Der König benahm sich bei der Gelegenheit so schwach, daß beide Parteien, d. h. diejenigen, welche eine Reform und die, welche die Beibehaltung alles Alten wünschten, die Ueberzeugung gewinnen mußten, daß er nur durch kräftigen Widerstand auf die eine oder die andere Seite getrieben werden könne. Er ließ sich nämlich gefallen, daß ihm die Notablen sagten, daß es unvorsichtig gewesen sei, sie zu versammeln, gab sogar zu, daß sie den Finanzminister gewissermaßen anklagten. Er dankte ihnen höflich für die guten Rathschläge und beharrte dennoch auf dem, was sein Minister vorgeschlagen hatte, schwankte lange Zeit, ob er ihn entlassen sollte, und ließ sich, auch als er ihn entlassen hatte, noch einige Zeit hindurch insgeheim von ihm unterrichten. Der König war lange ungewiß, ob er den Siegelbewahrer, der ihm und dem Finanzminister entgegengearbeitet hatte, oder ob er den letztern entlassen solle; er schien sich sogar am 8. April für Calonne entschieden zu haben, weil an diesem Tage Miroménil seine Entlassung erhielt; allein schon am 9. ward auch Calonne verabschiedet. Calonnes System, welches der König adoptirt hatte,

---

28) Er erhob sich gegen die Willkür und den Mißbrauch der königlichen und der Ministerialgewalt. Der Graf von Artois meinte, das gehöre nicht dahin. La Fayette fuhr fort und erklärte, die Notablen seien versammelt, um dem Könige die Wahrheit zu sagen; er müsse also sagen, was er denke. Er trug schon damals förmlich darauf an, die lettres de cachet und die Staatsgefängnisse für constitutionswidrig zu erklären, und den Protestanten die bürgerlichen Rechte wiederzugeben.

ward zwar nicht aufgegeben, aber so verstümmelt und gefälscht, daß jetzt erst jedermann recht unzufrieden war, vorzüglich Neckers Freunde und die Parlamente. Das erledigte Ministerium der Finanzen war jetzt wieder ein Gegenstand der Cabale, und der König, der keinen Willen und keinen Rath hatte, horchte bald auf den Rath derer, welche ihm den Erzbischof von Toulouse (hernach von Sens), Loménie de Brienne, empfahlen, und bald auf ihre Gegner, welche auf Neckers Zurückberufung drangen.

Schon am 27. April erklärte sich der König für den Erzbischof; am 1. Mai nahm dieser die Miene an, als wenn er ein Kardinal Richelieu zu werden hoffe, da ihm als Kardinal, sobald er Minister werde, der Vorsitz im Ministerium seines Rangs wegen von selbst zufiel. Der König mußte nämlich Villedeuil zum Generalcontroleur ernennen und der Kardinal ließ sich anfangs den Titel eines Haupts der Reichsfinanzen (chef du conseil des finances) geben, schon am 1. August ernannte ihn aber der König zum Principalminister. Der Marschall Ségür und der Marschall de Castries wollten unter ihm nicht dienen, sein Ministerium bestand aus seinem Bruder Brienne, welcher Kriegsminister wurde, Lamoignon, der das Justizministerium erhalten hatte; Breteuil blieb Minister des königlichen Hauses, de la Lüzerne des Seewesens, Montmorin der auswärtigen Angelegenheiten.

Es schien damals, als wenn der Hof die Notablen, und diese das Volk durch Blendwerk täuschen wollten. Weil die Notablen nämlich auf Sparsamkeit und Ersparnisse bestanden, so machte man einen Lärm über unbedeutende Beschränkungen, wodurch nur eine Anzahl von Leuten, die geringe Besoldungen hatten, brodlos wurden. Später, gerade als man sich keine Blöße geben und keine Schwäche hätte zeigen sollen, gab man sich freilich das Ansehen, als wenn man ernstlich sparen und Schlösser und Luxus reformiren wollte; man führte aber nie aus, was man damals durch Edicte verkündigte. Wie der Hof die Notablen und nachher die Parlamente durch den Schein täuschte, als wenn er ihren Forderungen Gehör gebe, so blendeten die Notablen das Volk durch manche schöne Reden und durch Vorschläge zu Aenderungen, die theils unbedeutend waren, theils ohne Notablen vom Ministerium und Parlament leicht hätten gemacht werden können.

Der Erzbischof von Toulouse, der einige Monate hernach dies Erzbisthum mit dem von Sens vertauschte, hielt bis zum 25. Mai regelmäßig die Versammlungen der Notablen. An dem erwähnten Tage schloß er sie und kündigte prahlend ihre Beschlüsse an, von denen aber sehr zweifelhaft war, ob die Parlamente sie ohne weiteres registriren, das heißt als Gesetze proclamiren würden. Der Erzbischof wollte sich als einen Freund Neckers und der philantrophischen Verwaltung zeigen; auf diese Art verkündigte er auch beim Schlusse der Versammlungen der Notablen die Resultate derselben in einer phrasenreichen Rede. Die jährliche Mindereinnahme (Deficit) war durch die unbedeutenden Ersparnisse, die man projectirte, nicht gedeckt, eine Quelle neuer Einnahmen hatten die Notablen nicht gefunden; der Erzbischof rühmte daher allerlei unbestimmte Vortheile, z. B. Versprechen des Königs, Aussicht auf Veränderung der Verwaltung, Abschaffung der Salzsteuer in ganz allgemeinen Ausdrücken, gleichsam auf die Zukunft vertröstend. Nur sechs Stücke gab er an, die unmittelbar als Gesetze verkündet werden sollten: 1) Einrichtung von Provinzialversammlungen oder Landräthen zur gleichen Vertheilung der Abgaben. 2) Abschaffung der das Volk drückenden Nebensteuern bei den Hauptsteuern, die den gemeinen Mann trafen (suppression d'un grand nombre de droits sur les traites et gabelles). 3) Abschaffung der Frohnden. 4) Abschaffung aller Zölle im Innern und 5) Errichtung eines königlichen Kammercollegiums; 6) um doch auch etwas für den Augenblick zu thun, sollten sechs Millionen neuer Leibrenten geschaffen werden. Das Letztere war für das Bedürfniß des Augenblicks nicht hinreichend, der Minister mußte also noch eine neue Steuer zu erheben suchen. Dies ward um so mehr erfordert, als Anleihen schwierig waren, denn die Versammlung der Notablen hatte den öffentlichen Credit eher geschwächt als gehoben. Er verfiel auf eine Stempeltaxe und auf eine Art Grundsteuer, die man mit dem Namen Subvention bezeichnete.

Die Denkwürdigkeiten der Staatsmänner jener Zeit tadeln fast einstimmig den Erzbischof, daß er nicht alle sechs von den Notablen gebilligten Vorschläge und mit diesen seine Subvention oder Landtaxe und seine Stempelabgabe schnell ans Parlament

gebracht, sondern diesem zur Besinnung Zeit gelassen habe. Wir folgen auch hier unserm Grundsatze, nie zu erörtern, was geschehen sein würde, wenn man dieses oder jenes gethan hätte, wir berichten daher am Schlusse dieses Abschnitts nur noch, wie der König dahin gebracht wurde, die allgemeinen Stände und dadurch mittelbar eine Revolution zu verkündigen.

Am 17. Juni ward durch königliche Verordnung das Gesetz der Freiheit des Getreidehandels von 1774 erneut, fünf Tage hernach wurden die Landräthe zur Vertheilung der Abgaben in den verschiedenen Provinzen bestellt; am 27. Juni wurden die Wegfrohnen abgeschafft und durch einen Geldbeitrag ersetzt. Dies ward ohne Schwierigkeit von Seiten des Parlaments registrirt. Die Subvention oder die Landtaxe brachte die Junker des Herrnstandes, aus denen der größte Theil der Parlamentsräthe bestand, in die heftigste Bewegung, doch erleichterte das Ministerium dem Parlamente diesen Widerstand gegen eine nur den Parlamentsgliedern allein besonders verhaßte Taxe, deren Verwerfung also diese im gehässigen Lichte zeigen mußte, dadurch, daß es gleichzeitig auch die Stempeltaxe zum Registriren vorlegte. Die Landtaxe ging nur besonders den Adel, die Stempeltaxe aber alle an; das Volk schloß sich daher, als der Streit heftig ward, ans Parlament an, und begrüßte dessen dreisteste Redner als Freiheitsfreunde, was sie durchaus nicht waren.

Die Parlamentsredner wollten diese Gelegenheit benutzen, um sowohl dem Könige als dem Volke ihre Versammlung, welche aus vornehmen Herrn, Landjunkern und Juristen bestand, als Ständeversammlung aufzudringen; es wollte nämlich die beiden Abgaben nicht eher registriren, bis es solche Nachweisungen, wie man sie nur den Ständen zu geben pflegt, erhalten hätte. Das Parlament verlangte, daß ihm nicht allein Rechnung von der Einnahme und Ausgabe und vom jährlichen Ausfall (Deficit) vorgelegt werde, sondern es wollte auch Auskunft haben über die versprochenen königlichen Einschränkungen und Ersparnisse. Dies konnte der Minister nicht bewilligen, ohne zugleich dem Könige und dem Volke wesentliche Rechte zu vergeben und eine förmliche Parlamentsoligarchie zu begründen. Seit diesem Augenblicke begann der alte Kampf zwischen Parlament und König mit eben

der Heftigkeit, mit welcher das Parlament unter Ludwig XV. in der Sache des Herzogs von Aiguillon gekämpft hatte.

Die Forderungen des Parlaments vom 6. Juli wurden am achten dadurch zurückgewiesen, daß man bewies, daß das Parlament sein Recht überschreite. Diesen Vorwurf konnte das Parlament nicht anders widerlegen, als durch die Behauptung, daß man sein Einschreiten durch Unterlassung der Berufung der Stände des Reichs nothwendig gemacht habe. Diese Erklärung hätte das Parlament gern schon im folgenden Jahre wieder zurückgenommen, als endlich der König durch die allgemeine Stimme genöthigt und zugleich unaufhörlich vom Parlamente bekriegt, im Dezember 1787 erklärt hatte, daß er lieber, statt ewig mit den Parlamenten um augenblickliche Steuern zu streiten, einmal die allgemeinen Stände zu einer Radicalcur einberufen wolle. Das Parlament hatte nämlich gegen den König und seine Minister, mit scheinbarer Aufopferung eines angemaßten Rechts, den Vorwurf des constitutionswidrigen Unternehmens in Steuersachen dadurch vergolten, daß es der Regierung den Vorwurf zurückgab. Es erklärte selbst, es habe bisher die Abgaben nur darum registrirt, weil es die Usurpation der Regierung getheilt habe, das sei aber ganz unrecht gewesen, niemand als die Stände oder Repräsentanten der Nation hätten ein Recht, Auflagen zu gewähren. Dies war das Signal zu den heftigsten Debatten, die den ganzen Juli hindurch unter tobendem Lärm der Pariser fortdauerten. Diesen Monat hindurch sammelte sich das Volk alle Tage tumultuarisch am Orte der Parlamentssitzungen und empfing die heftigen Freiheitsredner, besonders Düport und d'Epresmenil, mit Jubel und Jauchzen, die Gegner mit Hohn. Daß Adrian Düport, der 1789 bedeutende Summen zur Volksbewaffnung beitrug, während d'Epresmenil damals schon zum wüthenden Vertheidiger des Alten geworden war, in Verbindung mit den Freunden des Düc d'Orleans und mit andern Geld hergab, um handfeste Leute unter die Menge zu bringen, wird als zuverlässig behauptet, wir wollen es deshalb anführen, ohne es für ausgemacht anzugeben.

Erst im Anfange des nächsten Monats entschloß sich der Erzbischof, der gerade in dieser Zeit Toulose mit Sens vertauschte,

zu der unter Ludwig XV. so oft gebrauchten Maßregel, das Registriren der abgelehnten Verordnungen in einer feierlichen und schweigenden Sitzung (lit de justice) vornehmen zu lassen; nachdem das Parlament, seiner Gewohnheit gemäß, den drei Mal wiederholten Befehl durch dreimalige Gegenvorstellungen zurückgewiesen hatte. Das Parlament, vom tobenden Volke umgeben und beschützt, bildete darauf in Paris eine furchtbare Gegenregierung. Es hatte, ehe es am 6. August zu der feierlichen Sitzung nach Versailles entboten ward, wiederholt die Pairs in seine Versammlungen berufen; dort veranlaßten die jungen Parlamentsräthe dann sogar Scenen des heftigsten Tumults, viele der Pairs hielten revolutionäre Reden. Man schmähte den Hof und die Minister ohne Schonung und ohne Rücksicht auf die Gegenwart der Brüder des Königs. Die Parlamentsdecrete (arrêts) waren heftig, wie die Reden; es war daher vorauszusehen, daß man sich auch gegen die in Versailles vom Könige mündlich ertheilten königlichen Befehle sträuben werde. Das Parlament mußte in Versailles zwar stillschweigend die Verordnungen eintragen sehen; es war aber kaum am andern Tage wieder in Paris, als es sich mehr erlaubte als je. Es protestirte nicht mehr blos, sondern es erklärte das, was in Versailles geschehen war, für null und nichtig und schickte dies cassirende Decret (arrêt) an alle seine Unterbehörden, was so viel hieß, als ihnen verbieten, das königliche Gebot der Steuer zu befolgen. Bei der Gelegenheit erklärte sich auch das Parlament endlich ganz in der Sprache und dem Sinne der spätern Nationalversammlung. Dies geschah in der ausführlichen Deduction der Gründe seiner Widersetzung. Es stellt darin kurz das Recht der Franzosen auf und fordert noch einmal, und zwar dieses Mal bestimmt und ausdrücklich, die Berufung der allgemeinen Stände.

Auf diese Weise verkündigte das Parlament die allgemein gewünschte Reform, die unter den damaligen Umständen nothwendig eine Revolution werden mußte. Alle Ordnung in Paris war gestört. Wer irgend verdächtig schien, ward als Polizeispion (mouchard) bezeichnet und wo er sich sehen ließ vertrieben und verfolgt; die Regierung verlor alle Haltung. Man gab zur unrechten Zeit nach, man verrieth thörichte Furcht und Schwäche, selbst dann, wenn man das Parlament und das Volk auf jede

Weise zu überzeugen suchte, daß der Hof haushälterisch werden wolle. Calonne mochte freilich verdienen, wegen seiner Verwaltung als Verbrecher vor Gericht gestellt zu werden; nur hätte der König ihn in diesem Augenblicke nicht dem Parlamente preisgeben dürfen. Das Parlament begann nämlich am 10. August ein Prozeßverfahren gegen Calonne, der König rief am 14. den Prozeß vom Parlament an den Staatsrath; es war aber so wenig auf des Königs Festigkeit zu rechnen, daß Calonne rathsam fand, nach London zu flüchten. Fast um dieselbe Zeit (am 9. August) mußten auf des Erzbischofs Angeben der König und der Hof beweisen, daß nur Toben und Geschrei, nicht freundliche Bitte, Bedürfniß des Volks, und verständige Ueberlegung sie bewegen könne, Hofleuten und Müßiggängern die großen Summen zu entziehen, wofür sie keine oder schädliche Dienste thaten. Am 9. August nämlich erließ Ludwig XVI. die oben erwähnte Scheinverordnung wegen der Schlösser und Häuser, die nie erfüllt ward,[29] ferner die wegen der ganz überflüssigen Leute und wegen des unbrauchbaren Prunks. Mit welchen Leuten die Vertheidiger der Volksrechte es zu thun hatten, kann man daraus am besten sehen, daß uns der Hofschweizer Bezenval erzählt, der Düc de Coigny sei damals wüthend zum Könige gekommen und habe ihm heftige Vorwürfe gemacht, weil dieser gewagt hatte, des Herzogs Einkünfte zu schmälern, um Leiden des Volks zu lindern. Er nahm keine Rücksicht darauf, daß dies geschehen sei, weil es nothwendig war, und der sonst so servile und kriechende Hofmann ward, wie Bezenval sagt, bei der Gelegenheit so unartig, daß ein förmlicher Zank zwischen beiden entstand. Derselbe Bezenval nennt es G ü t e des Königs, daß dieser hernach sagte, sie wären beide recht böse geworden; aber er glaube, er würde dem Düc de Coigny verziehen haben, wenn er ihn ge-

---

29) Damit man sehe, daß es mit den Millionen Ersparnissen, die man in den Büchern angeführt findet, durchaus nichts war, so wollen wir nur e i n Beispiel anführen. Es liegt eine Ordonnance vom 9. August 1787 vor uns, worin der König zur Erleichterung der Staatskasse quelques réformes dans ses maisons civiles et militaires ankündigt, dort heißt es: die Schlösser Choisy, la Muette, Madrid, Vincennes, Blois sollten nebst allen königlichen Häusern in der Stadt auf den Abbruch verkauft werden. Die Schlösser blieben, der ganze Lärm war leerer Wind.

schlagen hätte; — denn dem guten Mann sei doch gar zu nahe geschehen! Polignacs Großmuth und edeln Sinn weiß Bezenval nicht genug zu preisen, weil er der Königin nicht eine gleiche Scene bereitete. Was war mit diesem Könige und mit Hofleuten, die zürnten wie Coigny und dachten wie Bezenval anzufangen?

Als das Parlament nicht nachgab, als sechs Wochen lang stets drei bis viertausend Menschen Säle und Zugänge des sogenannten Justizpalastes füllten und mit lautem Jauchzen jedes heftige Dekret begrüßten und jeden gegen Hof und Minister tobenden Redner lobend und jubelnd empfingen und begleiteten, beschloß endlich Brienne, der seit dem August Principalminister war, dies Mal nicht einzelne Parlamentsglieder, sondern das ganze Parlament an einen kleinern und stillern Ort zu schicken. Er rechnete, nicht ohne Grund, sicher darauf, daß die Parlamentsglieder Paris nicht würden entbehren können. Unter Ludwig XV. hatten immer die Musketiere die königlichen Briefe (lettres de cachet) gebracht, diese kostspielige Hofmiliz hatte aber gleich nach Ludwigs XVI. Regierungsantritt der Graf St. Germain abgeschafft. Man schickte also an jeden Parlamentsrath in der Nacht vom 14. auf 15. August einen Offizier der Gardes Françaises, um ihn nach Troyes zu begleiten, wohin das Parlament verbannt ward. Bei dieser Gelegenheit zeigte sich, daß alle Gerichte des Landes den vom Parlament ausgesprochenen Wunsch einer Radicalreform theilten. Alle Untergerichte schickten nämlich Deputationen an das Parlament, ließen ihre Freude über den muthigen Widerstand desselben aussprechen, erkannten die von demselben verkündigten Grundsätze über Bewilligung der Steuern als die allein richtigen an und versprachen, sich stets enge an das Parlament anzuschließen. Der Haß des ganzen Volkes bewirkte, daß die blinde Masse gegen die Unverbesserlichen des Hofes durch Rath und Geld der Gebildeten und Vermögenden zu einer stehenden Macht gegen Polizei und Militär ward. Dies zeigte sich, als bei dieser Gelegenheit die Brüder des Königs die Steuern, welche das Parlament nicht hatte registriren wollen, in der Obersteuer- und Oberrechnungskammer mit Gewalt registriren ließen, und in der sogenannten großen Kammer die Protestationen und Decrete des Parlaments ausstrichen.

Die Straßen waren gedrängt voll Menschen, als der Graf von Provence und der von Artois, von ihren Garden umgeben, die Handlung der Gewalt ausführten; der Erste war schlau genug, sich als Volksfreund auszusprechen, er ward mit Freundlichkeit und Achtung begrüßt. Der Graf von Artois ward ausgezischt, ausgepfiffen und mit solcher Ungezogenheit empfangen, daß die Schweizer und die französischen Garden, welche im Hofe des Gebäudes aufgestellt waren und nicht wußten, was der Tumult im Innern des Gebäudes bedeute, sich in Reihe und Glied stellten. Der Chevalier de Crüssol als Gardehauptmann des Prinzen, ließ zugleich die Garde, welche Spalier machte, das geladene Gewehr schultern. Die Obersteuer= und die Oberrechnungskammer protestirten übrigens gleich nachher gegen dieses gewaltsam Einregistrirte und drangen in ihrer Protestation ausdrücklich auf Versammlung der Stände. Das Parlament lebte hernach zwei Monate lang in Troyes in Festen und Zerstreuungen, weil es dort müßig war, die Präsidenten und die ältern Räthe aber, denen der Freiheitsrausch der jüngeren nicht gefiel, unterhandelten indessen insgeheim mit dem Minister. Die Regierung wollte das Parlament beschwichtigen, weil die obere Justiz still stand. Das Châtelet in Paris auf der einen, das Parlament in Troyes auf der andern Seite hielten zwar täglich regelmäßig Gerichtssitzungen, es meldeten sich aber weder Procuratoren noch Parteien. Schon damals hatte Paris das Ansehen einer im Aufstande befindlichen Stadt, man durfte nur jemanden durch ein mit Kreide auf seinem Rocke gezeichnetes M. als Polizeispion bezeichnen, so ward er mißhandelt und selbst die zahlreichen Patrouillen waren fruchtlos. Die Königin wagte schon damals, aus Furcht vor dem aufgeregten Pöbel nicht, durch Paris zu fahren.

Die älteren Mitglieder des Parlaments in Troyes schlossen jedoch eine Uebereinkunft mit dem Hofe (20. Sept.), deren Artikel den jüngern Räthen ein Geheimniß blieben. Nach diesen Artikeln sollte dem Parlament die Ehre des Friedens, dem Principalminister der Vortheil, dem Volk der Schaden der Aussöhnung der Regierung mit den Obergerichten zu Theil werden. Das Parlament durfte am 21. September zurückkehren und ward, weil man die geheime Bedingung des Friedens nicht kannte, mit unbeschreib=

lichem Jubel vom Volke als Sieger empfangen. Als die Uebereinkunft kund ward, als im folgenden Jahr das Parlament sich sogar bemühte, die von ihm geforderte Ständeversammlung zu hindern oder unwirksam zu machen, erkannte man, daß vom Parlamente wie vom Ministerium nur Verfügungen der alten Zeit, nicht, wie jeder Gebildete wünschte, eine neue Ordnung der Dinge zu erwarten sei. Das Ansehen des Parlaments war daher schon am Ende des Jahrs 1788 ganz dahin. Vorerst blieb das Parlament, in Ermangelung der Stände, das einzige Organ des Volks, denn das Parlament allein unter allen Corporationen war berechtigt, gesetzliche Widersetzung und heftige Demonstrationen des Volks gegen die Regierung zu veranlassen, ohne sich des Aufruhrs schuldig zu machen. Um die Volksgunst nicht zu verlieren, hatten übrigens die alten Juristen ihre Zugeständnisse an die Regierung sorgsam clausulirt, sie hatten für den Augenblick eigentlich nichts gewährt; als daher der Principalminister acht Wochen nach der Rückkehr des Parlaments auf die alten Herrn rechnete und die Bedingung der Zurückberufung des Parlaments geltend machen wollte, waren die jüngern Räthe im Stande, alles zu vereiteln.

Die eigentliche Bedingung der Uebereinkunft der Präsidenten und alten Räthe mit dem Hofe am 20. Sept. war ein Geheimniß unter Wenigen, sie ist es auch geblieben, weil die alten Herren nicht damit hervorkommen durften. Sie hatten versprochen, die Zustimmung des Parlaments zu fortschreitenden und nach und nach vergrößerten Anlehen von vierhundert und vierzig Millionen Livres zu erwirken, doch gewährten sie vorerst nur, daß der sogenannte zweite Zwanzigste noch fünf Jahre lang dürfe erhoben und auf viele der bisher befreiten Güter und sogar auf königliche Domänialgüter ausgedehnt werden. Andere Parlamente, wie die zu Bordeaux und Grenoble, gaben auch nicht einmal zum Scheine nach. Malesherbes, welcher einst zu Ludwigs XV. Zeit die mächtigste Stimme im Parlamente gegen die Regierung geführt hatte und im Anfange der neuen Regierung mit Türgot Minister gewesen war, erklärte daher auch dem Könige, als dieser ihn am Ende des Jahrs wieder in den Ministerrath nahm, die gegenwärtige Bewegung sei ganz anderer Art als alle frühern Parla=

mentstumulte.[30]) Die Ferien des Parlaments erlaubten übrigens dem Minister, seine Maßregeln zur Ankündigung der successiven Anlehen von vierhundert und vierzig Millionen so zu entwerfen, daß die Präsidenten und alten Räthe, mit denen man übereingekommen war, mit ihren Freunden die Gegner überstimmen könnten. Um ihnen dieses zu erleichtern, sollte der Antrag in einer sogenannten königlichen Sitzung verhandelt werden, wo in Gegenwart des Königs zwar geredet werden durfte, was in einer Kissensitzung (lit de justice) nicht erlaubt war, wo aber doch die Rücksicht auf den König und den Hof eine ganz und durchaus freie Abstimmung und Berathung hinderte.

Außerdem wollte man, um die vom Minister vorgeschlagenen, auf vier auf einander folgende Jahre zu vertheilenden Anleihen im Parlament eintragen zu lassen, diese Versammlung gewissermaßen überraschen. Der König erschien nämlich um 11 Uhr Morgens am 19. November 1787 fast unerwartet in Begleitung des Hofs und der Prinzen im Parlament, welches erst ganz kurz vorher Anzeige vom Entschlusse des Königs erhalten hatte, so daß die mehrsten Parlamentsglieder gar nicht davon unterrichtet waren. Der Siegelbewahrer Lamoignon mußte die gewöhnliche sophistisch freundliche Rede halten, auch hatte der Principalminister der Geldforderung zwei von der liberalen Partei längst heftig verlangte Vorschläge beigefügt. Diese letzteren waren aber unglücklicher Weise von der Art, daß die eine den sämmtlichen Privilegirten, die andere den Fanatikern und Jansenisten, deren Zahl im Parlament sehr groß war, ganz und durchaus mißfallen mußte. Lamoignon kündigte nämlich zuerst in Gegenwart und im Namen des Königs an, daß nach Abfluß der vier den Anleihen

30) Er sagte dem Könige unter andern: Que la résistance opposée dans cette occasion à l'enregistrement des édits avoit présenté un caractère bien différent de toutes les affaires que le gouvernement a eu à traiter avec les parlemens *depuis la mort de* Louis XIV. Dans toutes les autres c'étoit le parlement qui échauffoit le public, ici c'est le public qui échauffe le parlement. *Il n'est pas question d'apaiser une crise momentanée*, mais d'éteindre une étincelle, qui peut produire un grand incendie. Aber die Leute, zu denen er sprach, sind überall taub; denn sie hören recht gut, aber sie wollen nicht hören.

bestimmten Jahre (also 1792) die allgemeinen Stände berufen werden sollten, so daß bei der damaligen Stimmung vom Könige selbst die Aussicht auf eine nahe Revolution eröffnet war. Der zweite liberale Vorschlag betraf Aufhebung der noch immer gesetzlich bestehenden und von den fanatischen Parlamenten auch bei vielen Gelegenheiten ausgeführten harten Strafgesetze gegen die französischen Protestanten, Verkündigung der Toleranz und Zurückberufung der nach Aufhebung des Edicts von Nantes ins Ausland geflüchteten Reformirten. Was die Verkündigung der Generalstände und die liberalen Grundsätze angeht, so glaubte verkehrter Weise der französische Minister auf der einen Seite durch eine Erklärung wieder vernichten zu können, was er auf der andern durch Versprechen der Berufung der Stände gewährt hatte. Er machte bei dieser Gelegenheit denselben Fehler, den das englische Ministerium in Rücksicht auf Nordamerika gemacht hatte, als es die Stempelsteuer u. s. w. unter Reserve aufhob, d. h. er beleidigte den einen Theil und befriedigte gleichwohl den andern nicht.

Der Justizminister erneute nämlich in dieser Rede die um 1766 unter Ludwig XV. aufgestellte und damals von allen Seiten bestrittene Theorie von einer auf göttlichem Rechte beruhenden Allgewalt des Königs. Er berief sich dabei auf ein nie vom Parlament anerkanntes Parlamentsdecret vom März 1756. Dem Könige, sagt er, stehe in seinem Reiche unumschränkte Gewalt zu, für deren Ausübung er nur Gott allein Rechenschaft schuldig sei. Er sei als Oberhaupt der Nation gewissermaßen die Nation selbst; ohne Rücksicht auf den Willen der Nation gebühre dem Monarchen allein die gesetzgebende Gewalt. Die Berufung oder Nichtberufung der Reichsstände, die nie etwas anderes sein könnten als bloße Rathgeber des Königs, hänge blos von der Willkür des Königs ab; die Berücksichtigung anderer Bitten der Nation lediglich von seiner Güte. Diese despotischen Phrasen gebrauchte übrigens dieser Jurist erst, als er sah, daß sein Kniff nicht gelingen werde. Der Justizminister wollte nämlich die schon angefangene öffentliche Abstimmung der Räthe, denen der König vorher ausdrücklich erlaubt hatte, auch in seiner Gegenwart laut und namentlich zum Votiren aufgerufen zu werden und ihre Meinung

über die Vorschläge auszusprechen, auf einmal unterbrechen, weil ihm vor dem Resultat bange ward. Er wollte im Stillen die Stimmen sammeln, um im Stande zu sein, die Zahl der Bejahenden und Verneinenden nach Belieben größer oder kleiner angeben zu können. Diese elende Auskunft wollte er mit dem ihm ertheilten Befehl des Königs entschuldigen, darum erklärte er in den angeführten Phrasen, daß der König über dem Gesetz sei und der Nation als Recht vorschreiben könne, was ihm zufällig einfalle oder was seine Minister ihm eingäben.

Auf diese Worte gestützt, fuhr der Minister fort, die Stimmen in der Stille einzusammeln und befahl dann den Schreibern des Parlaments, die Edicte einzutragen als wenn, wie gewöhnlich geschah, der Präsident die Stimmen ordentlich gezählt und das Resultat bekannt gemacht hätte. Dies geschah, damit nicht dazu geschrieben würde, auf ausdrücklichen königlichen Befehl, wodurch das Eingetragene aufhörte ein freier Parlamentsbeschluß zu sein. Der Herzog von Orleans benutzte diese Gelegenheit oder vielmehr, er ward bei dieser Gelegenheit benutzt, um der Gegenpartei der regierenden Linie des Hauses Bourbon im Haupte der nächsten Nebenlinie eine Stütze zu geben. Dieser Herzog von Orleans, der später als Philipp Egalité im Convent für den Mord des Königs stimmte war derselbe, der als Dūc de Chartres durch ein unerhört schlechtes und gemeines Leben, dessen Spuren sein finniges Angesicht trug, durch seine wüste Umgebung und durch die Feigheit, die er bei Ouessant bewies, berüchtigt geworden war. Daß er in der Seeschlacht bei Ouessant Feigheit bewiesen, wollen wir nicht als ausgemacht anerkennen, weil es oft bestritten worden; gewiß aber ist, daß er sich durch elenden Geiz und niedrige Habsucht auszeichnete. Er ließ sogar einen Theil seines Palastes (Palais Royal) zu schlechten Häusern gebrauchen, um mehr Geld daraus zu ziehen.[31]) Dieser ganz in Sinnlichkeit

31) Hier ist Bezenval ganz auf seinem Felde, das hat er studirt und das versteht er gründlich; wir theilen daher die Schilderung des Herzogs mit, weil sie eben so treffend als kurz ist. Mémoires du baron de Bezenval. Vol. II. p. 307—8. Le comte de Pons-Sant-Maurice à donné tout le soin possible à son éducation; et lorsqu'il sortit de ses mains la manière d'être de ce prince répondoit à sa figure. Bientôt les filles,

und Schlechtigkeit versunkene Prinz war allen edlen und feinfühlenden Seelen, von der reinen Seele der Königin und der ihres religiösen Gemahls bis zu der des Schwärmers für Philanthropie, des ritterlichen Lafayette und der der Freunde utopischer Freiheit, eines St. Jüst, einer Frau Roland und ihres Gemahls, ein Gräuel und Abscheu. Bei allen genial wüsten und liederlichen Großstädtern, bei allen denen, die den Genuß und den Schein der Tugend und der Wahrheit vorzogen, von Mirabeau, Sillery, Chauderlos de la Clos und der Frau von Genlis bis zum Matador der Antonsvorstadt, dem reichen Bierbrauer Santerre und bis zu den Frechsten der nachherigen Cordeliers, die ihn in den Wirthshäusern und andern Sammelplätzen der Hefe von Paris kennen gelernt hatten, hieß er Volksfreund, Mann der Freiheit und vortrefflicher Gesellschafter. Seinem Anhange, der aus dem schlauesten und energischsten, oder wie man jetzt bei uns sagt, ächt praktischen Weltleuten und aus dem von aller Moralität und Idealität freien Theil der Revolutionsmänner bestand, war er theuer und werth. Diese seine Freunde bewogen ihn, am 19. November den Grund zu dem Gebäude zu legen, welches erst 1830 vollendet ward. Dies geschah dadurch, daß er sich den Franzosen als den Urheber einer neuen Zeit anbot und sich nicht scheute, der Meinung von ganz Europa zu trotzen. Man hatte Mühe, seine Feigheit, welche später seine kräftigsten Anhänger von ihm entfernte, so weit zu überwinden, daß er es wagte, sich in öffentlicher Versammlung, wo der Etikette gemäß niemand reden konnte als der, den der König auffordern ließ, mit einer impertinenten Frage an diesen zu wenden, um das Parlament im Widerstande zu befestigen. „Darf ich, sagte er, Ew. Majestät fragen, ob dies eine Kissensitzung (lit de justice) ist? Der König,

---

l'anglomanie, la table, en firent un être d'autant plus étrange, que les traces d'une généreuse éducation se confondirent avec les vices qu'il avoit acquis ce que fit qu'il en résulta nécessairement un composé de tous les contraires. Il est crapuleux sans grossièreté, prodigue et mesquin, haut et familier, facile et dangereux. Il a de l'aptitude à tout et ne peut s'appliqner à rien. Par libertinage d'imagination, il vise à l'indépendance, déteste le peuple et le courtise, recherche une fausse gloire, et touche au mépris.

statt ihm Schweigen zu gebieten oder ihn fortzuweisen, zeigte sich schwach und unbeholfen wie er war, durch die nichts sagende Antwort: Nein, es ist eine königliche Sitzung. Die Verlegenheit, worin der König gerathen war, machte den Herzog muthiger. Er erklärte, die so eben befohlene Eintragung ins Protokoll sei gesetzwidrig; er bäte zur Entschuldigung der Personen, von denen man glauben könne, daß sie Theil daran hätten, die Worte beizufügen: Auf ausdrücklichen königlichen Befehl wie bei einer Kissensitzung. Die unbedeutende Antwort, welche der König darauf gab, beweist am besten, daß er schwierigen Umständen nicht gewachsen war und aller Geistesgegenwart ermangelte. Er erwiederte: Die Eintragung ist rechtmäßig, weil ich vorher den Rath der Parlamentsglieder gehört habe.

Die Dreistigkeit des Herzogs von Orleans rief eine Bewegung in der Versammlung hervor, welche den König, der nur Ehrfurcht und Schweigen im Parlamente gewohnt war, vollends betroffen machte. Er machte, als er aufstand, um sich aus der unruhigen Versammlung zu entfernen, in der Verlegenheit ein neues Versehen, er vernachlässigte nämlich die Aufhebung der Sitzung zu befehlen. Hätte er die Sitzung aufgehoben, so würde sie das Parlament gewiß nicht gegen den ausdrücklichen Befehl des Königs zu verlängern gewagt haben. Der Hof und die Prinzen begleiteten den König nach Versailles, nur die Herzöge von Orleans und von Bourbon kehrten, nachdem sie dem Könige das Geleit gegeben, in die Versammlung zurück, die dann ganz tumultuarisch ward. Selbst die alten Herrn, die vorher für die Anleihe gestimmt hatten, nahmen jetzt ihre Abstimmung zurück. Ganz schrankenlos heftig redeten aus bloßer Eitelkeit, besonders viele der jüngern Räthe gegen das Verfahren des Königs, die, wie ihre nachherige Reue zeigte, nicht wußten, was sie thaten. Der Beifall des Parlaments machte ihre Eitelkeit irre; sie waren entzückt, daß für den Augenblick ihre heftigen Declamationen für Beredsamkeit genommen wurden, was sie eigentlich nicht waren. Unter diesen zeichneten sich vor allen aus: Düval d'Epresmenil, Fréteau, der Geistliche (abbé) Sabatier de Castre und Robert de Saint Vincent, welche beide letztere sehr geachtete Männer auch in

Rohans Prozeß die der Königin so verhaßte Relation gemacht hatten, wodurch der Kardinal gerettet und die Königin in Schatten gestellt ward. Im Parlament wurden nach den heftigsten Reden nicht blos wie sonst Protestationen ins Protokoll geschrieben, sondern ausdrücklich hinzugesetzt, daß das, was als Beschluß des Parlaments eingetragen worden, keiner sei, daß das Einschreiben ungesetzlich geschehen sei und daß das Parlament die progressiven Anleihen nicht verbürge.

Das Parlament wußte, daß der Finanzminister Geld brauche und dieses ohne Uebereinkunft mit dem Parlamente nicht erhalten könne; es nahm daher keine Rücksicht darauf, daß sich der König das Protokoll der letzten Sitzung nach Versailles bringen ließ und alles, was nach seiner Entfernung aus der Versammlung hineingeschrieben war, ausstrich. Der König gab zugleich einen Vorwand, über Willkür und über gewaltsamen Eingriff in die freie Abstimmung der Beisitzer des obersten Gerichtshofes zu klagen, der sich doch eben so souverän glaubte als der König selbst war. Es ward nämlich der Herzog von Orleans auf sein Schloß zu Villers Coterets verwiesen. Die Verbannung würde ihn erst recht bedeutend gemacht haben, wenn er sich nicht durch die Entfernung von den Pariser Vergnügungen so unglücklich gefühlt hätte, daß er die elendesten und niederträchtigsten Schritte that, um nur wieder in die Stadt kommen zu dürfen. Auch Sabatier ward wegen seiner in einem Gerichtshofe, wo der alten Sitte gemäß das Reden frei war, gehaltenen Reden willkürlich verhaftet und auf den Mont St. Michel, das schrecklichste Staatsgefängniß, welches es in Frankreich gibt, Fréteau auf die Feste Doullens gebracht. Die sämmtlichen Parlamente nahmen sich daher des Herzogs und der Räthe an, weil in ihrer Person die Rechte der Gerichte verletzt waren. Ihre Haft veranlaßte eine allgemeine Bewegung im ganzen Reiche. Das Pariser Parlament bestand auf der Freilassung seiner Mitglieder, es unterstand sich sogar, sich in die Angelegenheit des Herzogs von Orleans zu mischen, welche nur eine Sache des Familienhaupts der Bourbons mit einem Gliede der Familie war, also das Obergericht nur dann hätte angehen können, wenn sich der Herzog ans Parlament gewendet hätte. Die Vorstellung des Parlaments in der Sache des Herzogs von Orleans war außerdem

in einem Tone abgefaßt, den sich ein Gerichtscollegium gegen seinen König nicht hätte erlauben sollen. Das Parlament sah sich aber als Volksvertreter an, was es nicht war und verließ sich auf die Gunst des Volks, als es dem Könige zu sagen wagte: „Sire, wenn der Herzog von Orleans strafwürdig ist, so sind wir sämmtlichen Parlamentsräthe es ebenfalls.“ Hernach bittet das Parlament den König: „Er möge das Andenken an ein Verfahren aus dem Gedächtniß verlieren, dessen Fortsetzung am Ende eine völlige Zerstörung aller Gesetze, die Herabwürdigung der Gerichte und den Triumph der Feinde des französischen Namens herbeiführen werde.“ Auch dieses Mal bewiesen Ludwig und seine Minister durch Schwanken und dadurch, daß sie von einem Aeußersten zum andern übergingen, ihre Unfähigkeit, im Unwetter das Schiff des Staats zu steuern. Dies Schwanken war Ursache alles Unheils der Revolution und besonders des unglücklichen Schicksals des Königs, weil die Männer, welche seit 1789 der Nation eine neue Existenz gaben, erkannten, daß ein solcher König auch mit dem besten Willen nicht im Stande sein werde, irgend ein Versprechen zn erfüllen oder einen Eidschwur zu halten. Er ließ nämlich im April 1788 den Herzog nach Paris zurückkommen und die beiden Parlamentsräthe frei geben, um dem Parlamente gefällig zu sein, und doch wollte fast zu gleicher Zeit oder wenigstens keine vier Wochen darauf der schwache Mann und sein nur in geheimen Kabalen starker Principalminister das ganze Parlament auflösen. Ludwig XVI. und Loménie de Brienne glaubten eine Maßregel durchsetzen zu können, welche die Macht der Parlamente kräftiger brechen sollte als Alles, was Maupeou vorher durchgesetzt hatte. Ein König, der in Geldsachen nicht Rath wußte, wollte eine neue Körperschaft erschaffen, wodurch die Stände und das Parlament überflüssig gemacht werden sollten, was selbst Ludwig XIV. nicht würde gewagt haben.

Die Bewegung in ganz Frankreich war damals dahin gediehen, daß die Parlamente, besonders das Pariser Parlament und das von Bordeaux, welches deshalb nach Libourne verbannt ward, als wären sie eine unabhängige Macht, der königlichen Macht trotzig die Stirn boten. Um dieselbe Zeit drohten die Stände der Provinzen, welche eine ständische Verfassung hatten.

Das Parlament von Grenoble gab im April 1788 zu erkennen, daß es das Delphinat wieder von Frankreich trennen könne, in Bretagne waren Adel, Bürgerschaft und Parlamente in Krieg und die Staatskasse wußte sich nicht zu helfen, weil das Parlament die Anleihen hinderte. In dieser Verlegenheit nahm der König seine Zuflucht aufs neue zu einer liberalen Maßregel, und ging doch dabei wieder zum ärgsten Despotismus, nicht in der That, sondern, was schlimmer war, blos in Worten über. Durch eine königliche Declaration vom 18. Dezember 1787 ward nämlich verkündigt, daß innerhalb fünf Jahren die allgemeinen Stände sollten berufen werden. Dasselbe hatte der Reichssiegelbewahrer schon einen Monat vorher im Parlamente versprochen. Dürften wir einem Briefe des Erzbischofs von Sens an seinen Collegen von Narbonne trauen, so war es dem Finanzminister auch nicht einmal mit diesem Versprechen Ernst, sondern er gebrauchte auf eine schmähliche Weise den Namen seines Königs, um das Volk officiell zu belügen.

Der Streit mit dem Parlamente von Paris dauerte indessen mit gleicher Heftigkeit fort und das Parlament erließ am 4. Januar 1788 nach heftigen Debatten ein Decret, wodurch es die Siegelbriefe (lettres de cachet) für constitutions- und gesetzwidrig erklärte und sich über alle die willkürlichen Maßregeln, welche sich die Regierung seit hundert Jahren erlaubt hatte, als wenn sie im Rechte begründet wären, mit nachdrücklichem Unwillen und lauter Mißbilligung aussprach. Das Parlament forderte aufs neue die Befreiung der beiden Parlamentsräthe, nicht als Gnade und Gunst des Königs, sondern als im Rechte begründet. Dies Parlamentsdecret cassirte freilich der König am 17; aber das Parlament erneuerte es gleich am folgenden Tage, d. h. am 18. Januar 1788. Es hatte sich nach Bezenvals Bericht der Jurist Lamoignon nach Calonnes Entfernung ins Justizministerium hineinzintriguirt, und dieser brachte den unglücklichen König im Jahre 1787 und 1788 zu allen den widersprechenden Reden und Handlungen, die schon im Juni 1788 die Revolution unvermeidlich machten. Lamoignon führte auch, nach Bezenvals Erzählung, im Februar 1788 den schwachen König auf Moupeous Projekt zurück. Er wollte die Parlamente unschädlich machen und entwarf dazu einen

von dem von Maupeou entworfenen und ausgeführten ganz verschiedenen Plan, den er schon im März den Leuten vertraute, welche ihn der Königin, die leider in Alles gemischt ward, empfehlen sollten. Dieselben Leute, welche auf diese Weise einen unerhörten constitutionswidrigen Staatsgewaltstreich ausheckten und also den König mit Energie wollten handeln lassen, riethen ihm zu einer scheinbaren Nachgiebigkeit gegen die seit dem Monat Dezember unaufhörlich wiederholten dringenden und drohenden Bitten des Parlaments, um Rückkehr des Herzogs von Orleans und Freilassung der Räthe. Wir haben schon oben bemerkt, daß dies am 17. April geschah. Man wollte aber mit dieser Freilassung, wie mit der Verkündigung der Stände am 19. November, eine Erklärung über des Königs Autokratie einschwärzen, wodurch man jede künftige Willkür rechtfertigen konnte. Dies durfte das Parlament um so weniger mit Stillschweigen übergehen, als ihm der vom Siegelbewahrer entworfene Plan der Vernichtung des politischen Gewichts der Parlamente im Einzelnen zwar noch unbekannt war, im Ganzen aber kein Geheimniß geblieben sein konnte, da man schon seit März im Kreise der Königin davon sprach.

In der Erklärung, die man dem Könige am 17. April in den Mund legte, sagte er, Frankreich sei eine absolute Monarchie, der Wille des Königs, dessen Macht allein von Gott stamme, sei einziges Gesetz, die Stände seien bloße Rathgeber, die Gerichte Dolmetscher und Ausführer des königlichen Willens. Dies war ganz im Tone der Regierung Ludwigs XV. geredet, und die Erklärung war gleichen Inhalts mit der, welche am 19. November den Vorschlägen des Anlehens und dem Versprechen der Berufung einer allgemeinen Ständeversammlung war vorausgeschickt worden. Dieser Erklärung des Königs setzte das Parlament Vorstellungen entgegen, worin historisch, philosophisch und juristisch eine in Frankreich damals ganz neue Theorie von den constitutionellen Verhältnissen der alten französischen Monarchie aufgestellt und der alten Monarchie ein demokratisches Element zugeschrieben wird. Dieses im Parlamente vom 18. bis zum 27. April debattirte und aufgesetzte Aktenstück, welches erst am 4. Mai dem Könige übergeben ward, ist das merkwürdigste, welches je vom Parlamente ausgegangen ist, und beweiset augenscheinlich, daß es

schon damals mit dem Regierungssystem, welches seit Richelieus Zeit gegolten hatte, völlig vorbei war. Das Aktenstück ist zu lang, um hier seinen Platz zu finden; wir wollen in der Note auf ein Buch verweisen, wo man es wörtlich nach einer Copie, welche der Herr von Malesherbes sich davon genommen hatte, abgedruckt findet.[32] Wir glauben nur zwei Stellen ausheben zu dürfen. Die eine bezieht sich auf den Vorwurf, die Parlamente wollten eine Aristokratie der Gerichte an die Stelle der Monarchie setzen, und eine andere am Schlusse betrifft die gewaltsame Veränderung und den Verlust der politischen Rechte, mit dem die Parlamente damals bedroht wurden.

Schon damals, nämlich im April 1788, war die Revolution wirklich und sichtbar vorhanden, sie ward in den folgenden Monaten bei Gelegenheit des glücklichen Widerstandes gegen die beabsichtigte Umschaffung des Parlaments, bei der gewaltsamen Vertreibung des Principalministers und des Großsiegelbewahrers, durch fortdauernde Volksaufstände in ganz Europa öffentlich kund. Dafür ist der Ton, den das Parlament in diesem Aufsatz annahm, und der Inhalt des die Constitution betreffenden Artikels besonders wichtig. Ehe nämlich das Parlament den Ursprung des harten militärischen Despotismus seit den letzten Zeiten Ludwigs XIV. durchführt, und zeigt, wie seit dem Antritt der Regierung des damaligen Königs Ludwig XVI. nach und nach wieder von Recht und Gesetz die Rede gewesen sei, sagt es dem Könige: „Das Verfahren ehrgeiziger Minister ist immer dasselbe. Sie wollen ihre Macht unter dem Namen des Königs und unter dem Scheine, daß sie für ihn arbeiten, vermehren. Das ist ihr Zweck. Als Mittel dient

---

32) Wir haben bekanntlich eine große Parteischrift an der unter Montgaillards Namen in Paris verfertigten Compilation, die gar nichts mit Montgillard gemein hat, in 14 Theilen. Die Compilation der ersten zehn Theile ward unter der Restauration vom Anhange des Königs Louis Philipp gemacht, darum kommt, wenn rechts und links geschimpft wird, Orleans leidlich weg. Die Leute, welche die Materialien gesammelt haben, gaben ihrer Compilation den Titel: Histoire de France depuis la fin du règne de Louis XVI. (einen Titel, den sie nicht verdient.) Wir wissen aber, daß die Compilatoren sehr gut unterstützt wurden, darum findet man bei ihnen sehr viele Aktenstücke, die man anderswo vergeblich suchen würde. Dort stehen auch Vol. I. p. 393 bis 402 diese remonstrances in extenso.

ihnen die Verläumdung derer, denen die Sorge für die Rechte der Nation und für das Privatrecht vertraut ist. Dieser alten unseligen Methode getreu, behaupten sie auch jetzt von uns, den Gliedern des pariser Parlaments, daß wir den unsinnigen Plan hätten, eine Aristokratie der Parlamente in Frankreich zu errichten. Aber welchen Augenblick haben sie gewählt, um diese Beschuldigung gegen uns vorzubringen? Gerade denselben Augenblick, in welchem das Parlament, durch Thatsachen eines Bessern belehrt, von der Anmaßung, Steuern bewilligen oder verweigern zu können, ganz zurückkam, und den öffentlichen Beweis gab, daß es eifriger für die Rechte der Nation kämpfe, als für die Berechtigungen, welche seine eigne Corporation bisher in Anspruch genommen hat." Daß das seit Heinrich IV. in der Gesetzgebung und im Steuerwesen eingeführte Verfahren dem Volksrechte entgegen sei, wird dann historisch nachgewiesen. Endlich heißt es in Beziehung auf die dem Parlamente gemachte Beschuldigung:

Welcher neue Diensteifer hat denn jetzt das Ministerium ergriffen? Die Minister bestreiten unsere Befugniß (pouvoirs) keineswegs, sie lassen unsern Absichten Gerechtigkeit widerfahren, so lange sie hoffen, unsere Abstimmungen dazu gebrauchen zu können, um die Nation unter Auflagen und Anleihen zu erdrücken; sobald wir uns aber weigern, ihren Despotismus zu begünstigen, oder Theil daran zu nehmen, schelten sie uns ehrgeizige Aristokraten.

Nein, Sire, keine Aristokratie soll in Frankreich bestehen; aber auch kein Despotismus. Daß es sich so verhalte, will die Verfassung, wünscht das Parlament und so fordert es der Nutzen Ew. Majestät. Wir wollen einmal den Satz, den man Ew. Majestät als unbestreitbar in den Mund gegeben hat, gelten lassen, daß blos der königliche Wille das letzte Urtheil in Verwaltungs- und Gesetzgebungsangelegenheiten geben dürfe, so wird es sich sogleich zeigen, welche Folgen unmittelbar daraus herfließen.

Der Erbe der Krone ist durch ein Grundgesetz bestimmt; die Nation hat ihre Rechte; die Pairs haben die ihrigen. Die Richter können nicht abgesetzt werden; jede Provinz hat ihr als Gesetz geltendes Herkommen (coutumes) und es besteht zwischen

ihr und der Krone eine Uebereinkunft, welche die Bedingungen enthält, unter denen sie mit Frankreich vereinigt ist (d. h. ses capitulations.) Jeder Unterthan des Reichs hat seinen natürlichen Richter; jeder Bürger hat ein individuelles Eigenthum, und besitzt er Nichts, so hat er wenigstens seine Freiheit. Nun fragen wir, welches von allen diesen Rechten, welches Gesetz auf der Welt würde ausreichen, wenn die Ansprüche, welche die Minister Ew. Majestät in deren Namen gemacht haben, in der That geltend gemacht werden könnten?

Dann würde der Wille des Königs das einzige Gesetz sein, und die Gesetzgeber müßten es blos von ihm holen. Der Wille des Königs könnte also durch ein von ihm ausgehendes Gesetz über die Krone verfügen, könnte den Kronerben wählen, könnte Provinzen des Reichs abtreten, könnte den allgemeinen Ständen das Recht nehmen, neue Auflagen zu machen und alte zu bestätigen; die Einrichtung der Pairschaft ändern; die Richter absetzbar machen; das Herkommen abschaffen; die Hierarchie des Gerichtswesens umstürzen; sich allein das Gericht anmaßen und nach Willkür entscheiden, oder die Richter wählen, sowohl in bürgerlichen Streitsachen als in Criminalprozessen; endlich sogar sich zum Eigenthümer der Güter seiner Unterthanen und zum Gebieter über ihre Freiheit erklären.

Diese Theorie gesetzlicher und verfassungsmäßiger Freiheit, die das Parlament im Namen des französischen Volks, als ihm im Rechte und nach dem Rechte gebührend, für dasselbe gegen König und Minister in Anspruch nimmt, wird auf den folgenden Seiten im Einzelnen und Besondern nachgewiesen und historisch aus der bestehenden Einrichtung hergeleitet. Alles, was hernach die allgemeinen Stände forderten, läßt sich sehr leicht aus dem hier Gesagten rechtfertigen. Wir wollen jetzt noch anführen, welche Erklärung das Parlament am Ende des Aktenstücks in Beziehung auf die damals (am 4. Mai) schon beschlossene, gegen das Parlament feindselige Maßregel gibt. Die königliche Proklamation wegen Auflösung des Parlaments und Errichtung der cour plenière war damals schon ganz fertig und wurde ganz im Geheimen in der königlichen Druckerei gedruckt, damit sie plötzlich und überraschend in alle Provinzen gelange. Dies gibt den fol-

genden Worten am Schlusse dieser Gegenvorstellungen besonderes Gewicht und besondere Bedeutung:

Aber, Sire, heißt es dort, darf ihr Parlament die Besorgniß noch äußern, daß es wirklich auf Zerstörung der Parlamente abgesehen sei? Wenn dies geschehe, würde es gerecht, würde es klug sein? Sollte es überhaupt nur möglich sein, daß ihre Minister dergleichen Projekte gemacht hätten? Das ist gewiß nicht die Absicht Ew. Majestät, es könnte auch nicht ihr Vortheil sein. Was ihr Parlament angeht, so sind seine Grundsätze, oder vielmehr die der Constitution des Staats, Sire, welche es zu verfechten hat, unveränderlich, und es ist nicht in seiner Macht, sein Betragen zu ändern. Zuweilen müssen die, denen die Gerichte vertraut sind, sich für die Gesetze opfern; aber ihre ehrenvolle und gefährliche Bestimmung ist einmal von der Art, daß sie nothwendig erst aufhören müssen zu sein (d. h. zu existiren), ehe die Nation aufhören kann, eine freie Nation zu sein.

Was die gegen das Parlament gerichteten Edicte angeht, so waren die Minister, wenn sie auch fähig gewesen wären, in diesem Tone die veränderten Verhältnisse der Zeit zu erkennen und sich diesen anzupassen, zu der Zeit, als dies Aktenstück am 27. April im Parlament gebilligt, und noch mehr, als es am 4. Mai dem Könige übergeben ward, viel zu weit vorgeschritten, um noch zurückgehen zu können. Abgesehen von den Umständen und ganz besonders davon, daß man die politischen Rechte des Parlaments, welches doch eine gewisse Art Unabhängigkeit hatte, wenn sie auch nicht die rechte war, einem ganz vom Hof abhängigen, neu zu errichtenden, vom Könige präsidirten Collegium übertragen wollte, enthielten die sechs oder sieben Edicte, die hernach bekannt gemacht, aber nie ausgeführt werden konnten, allerdings eine Verbesserung der Justiz; aber niemand achtete darauf. Man sah darin mit Recht nur den Versuch einer ohnmächtigen Regierung, das einzige freie Organ der Opposition gegen den Despotismus auf immer zu vernichten. Diese Ueberzeugung durchdrang plötzlich die ganze Nation; alle Parlamente widersetzten sich, alle Stände protestirten. Das Volk blieb damals fünf Monate lang innig mit den Parlamenten verbunden, um sich hernach am Ende des Jahrs auf immer von ihnen zu trennen. Wir

glauben, daß mit den von Loménie de Brienne und Lamoignon gegen die Parlamente bestimmten Edicten die Revolution von 1789 auf dieselbe Weise ihren Anfang nahm, wie durch die Ordonnanzen vom Juli 1830 der zufällige Anlaß der neuen französischen Revolution gegeben ward, obgleich in beiden Fällen die Ursachen längst vorhanden waren. Es scheint uns also auch die Geschichte des Streits über diese Edicte von der Geschichte des Jahrs 1789 unzertrennlich; wir müssen daher im Folgenden auf diese Edicte zurückkommen und geben hier nur summarisch den wesentlichen Inhalt der drei wichtigsten an.

Sie betrafen zuerst die Errichtung einer sogenannten Cour pléniére, welche künftig die politischen Rechte der Parlamente ausüben sollte. Wir wollen in der Note die Personen anführen, aus denen dieser Cour bestehen sollte,[33]) man wird auf den ersten Blick erkennen, wie es um Frankreich würde ausgesehen haben, wenn eine solche Versammlung über Abgaben, Freiheiten und Rechte der Bürger hätte unbedingt entscheiden können. Das Parlament hatte sich aber durch eine nicht gerade rühmliche List einen Abdruck der Verordnung verschafft und setzte ihm ein Dekret entgegen, welches noch vor der Bekanntmachung des Edicts in Tausenden von Exemplaren verbreitet ward und die Grundgesetze der alten französischen Constitution gegen die monarchischen Usurpationen in Schutz nahm. Dies Decret, Declaration genannt, ist in gleichem Tone abgefaßt und ähnlichen Inhalts mit der Erkläung des englischen Parlaments zu Karls I. Zeiten, als es vom Könige drohend verlangte, daß er der Engländer constitutionelle Rechte feierlich anerkenne (die petition of rights.) Die Declaration hatte dieselbe Wirkung mit der vom englischen Parlament

---

33) Es werden als Mitglieder der freilich todtgebornen cour plénière genannt: Le roi, le chancelier ou en l'absence de celui-ci le garde des sceaux, les présidens du parlement de Paris, les princes du sang, le grand aumônier et les autres grands officiers de la couronne, les pairs, deux archevêques, deux maréchaux de France, deux commandans de province, deux lieutenans généraux, en outre, quatre *personnes qualifiées*, un certain nombre de conseillers d'état et de maîtres des requêtes, un député de chaque province; et quand un grand nombre de magistrats se trouveroit absent, ils seroient ramplacés par des magistrats du conseil.

erlassenen, sie veranlaßte eine Revolution, die im folgenden Jahre schon der ganzen alten Constitution ein Ende machte, nachdem die drei Edikte, welche die Parlamente und das Volk gegen den König vereinigt hatten, schon im August 1788 verschwunden waren.

Das zweite jener Edicte verkleinerte durch Errichtung ganz neuer Obergerichte in verschiedenen Städten und Districten (grands baillages) die Sprengel der Parlamente; besonders den vorher ganz übermäßig großen des pariser Parlaments, und verminderte die von demselben zu entscheidenden Prozesse so sehr, daß die Zahl der Untergeordneten desselben, wie die der Prozeßführenden auf eine verhältnißmäßig unbedeutende Zahl zurückgeführt ward. Die königlichen Untergerichte nämlich sollen unter dem Namen Präsidiale Gerichte erster Instanz bilden, die Obergerichte aber (d. h. die grands baillages) in Criminalfällen und in Civilsachen, die eine bestimmte Summe überstiegen, Appellationsgerichte sein. Den Parlamenten sollten, selbst innerhalb der sehr verkleinerten Sprengel, nur die Criminalprozesse der Privilegirten und die Civilprozesse über Sachen, die eine festgesetzte bedeutende Summe überstiegen, vorbehalten bleiben. Das dritte Edict war eine natürliche Folge der beiden andern. Es verminderte die Anzahl der Parlamentsräthe, also auch von dieser Seite die Bedeutung, deren das Parlament bis dahin genossen hatte. Diese Bedeutung mußte ohnehin verschwinden, wenn die Pairs und einige Auserwählte allein in der Cour plénière saßen, nicht aber umgekehrt die Pairs und Prinzen nur einen kleinen Anhang zum Parlament mehr bildeten, wie vorher. Dies war, man mochte sophistisiren, wie man wollte, ein Eingriff in das erste und wesentlichste Recht aller Franzosen. Die Gerichte wären dadurch abhängig geworden. Die Verminderung der Mitglieder der bestehenden Parlamente mußte, was man auch für gute Gründe dafür anführen mochte, doch vorerst eine Absetzung der überflüssig gewordenen Räthe herbeiführen.
